Fürst Pückler.

Deutſches Taſchenbuch

auf das Jahr 1837.

Mit Beiträgen

von

Willibald Alexis, Adelbert v. Chamiſſo, Joſ. Frhrn. v. Eichendorff, E. Ferrand, Franz Frhrn. Gaudy, Em. Geibel, O. F. Gruppe, Aug. Kopiſch, H. Marggraff, Th. Mundt, L. Rellſtab und H. Stieglitz.

1978.1979

Herausgegeben

von

Karl Büchner.

Mit 3 Kupfern.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

Vorwort.

Man wird es für ein kühnes Beginnen halten, daß ich, nachdem so manches viele Jahre bestandene Taschenbuch zu Grabe gegangen ist, mit einem neuen Unternehmen der Art auftrete. „Die Zeit der Taschenbücher ist vorbei", so meint man, und ich glaube dies auch von den bisherigen. Es gilt aber wol den Versuch, eine neue, der Gegenwart angemessenere Gattung einzuführen.

Die Mode beherrscht das Aeußere der Menschen und der Bücher: sie hat dasselbe bis jetzt nicht so umgestaltet, daß nicht dadurch noch die Form der Taschenbücher gerechtfertigt wäre.

Aber das Innere — der Geist — der Menschen hat sich seit Jahren bedeutend verändert, und ein jährlich

erscheinendes Taschenbuch — ein Almanach — muß, so scheint mir, der Sedez-Abdruck desselben sein. Darum soll das deutsche Taschenbuch sich nicht, wie die bisherigen, ausschließlich auf die leichte Gattung der Novelle, Erzählung und des Gedichts beschränken, sondern auch den Ernst des deutschen Lebens repräsentiren. Es wird dem zufolge stets eine Mannigfaltigkeit von Darstellungen enthalten, welche Deutschland und die Deutschen im Leben, in der Wissenschaft, der Literatur und Kunst abzuspiegeln geeignet sind. Der Stoff ist zu groß, um ihn in einem Jahrgange geben zu können: das nähere Interesse entschied die Auswahl für den vorliegenden.

Zu einer Schilderung aus dem heutigen Leben der Deutschen war eine Persönlichkeit nöthig, welche ansprechend für alle Leser, die vielseitigsten Beziehungen darböte, und deren Darstellung gestattete. Diese Persönlichkeit glaubte ich in dem Fürsten Pückler-Muskau zu finden, den die Welt so gern für „den Verstorbenen" nimmt. Die authentischsten Materialien standen dem Biographen zu Gebote, und sein Talent hat gewußt, sie zu einem anziehenden Gemälde zu gestalten.

Die zeichnenden und bildenden Künste, die Glücklichen, die Wenigen, welchen die Welt die Anerkennung zollt, die sie verdienen, nehmen auch in dem Deutschen Taschenbuch eine bedeutende Stelle ein. Ich halte es für einen

Vorzug deſſelben, daß die artiſtiſchen Beigaben nur Reproduktionen von Meiſterwerken ſind. Auch für die folgenden Jahrgänge wird dies Grundſatz ſein.

Die Phyſiognomie unſerer jetzigen Literatur, dieſes vielköpfigen Ungeheuers, wurde in einem beſondern Artikel zu zeichnen verſucht. Sollte man einige Züge zur Vollſtändigkeit des Bildes vermiſſen, ſo wolle man bedenken, daß der Konflikt der Umſtände den Willen beſchränkt.

Endlich liebliche Früchte vom Jahre: Novellen, Gedichte — willkommene Gaben für Leſer und Leſerinnen — zur Lektüre im einſamen Zimmer wie in gemiſchter Geſellſchaft.

Eine finſtere, im Verborgenen waltende Macht beherrſcht den Schriftſteller, giebt ſeinen Beſtrebungen Leben oder Tod. Er kennt ſie, dieſe Macht, und doch auch nicht; ſie iſt veränderlich und unzuverläſſig: jetzt zeigt ſie ſich ihm freundlich, gewogen; ſpäter wendet ſie ſich ohne Veranlaſſung gleichgültig von ihm. Er ſucht ſie für ſich zu gewinnen, doch ihr iſt ſchwer anzukommen. Er bringt ihr Opfer über Opfer; aber welches wird nicht verſchmäht? Er buhlt um ihre Liebe; indeß ſie iſt eine verwöhnte Schöne: ſie hat zu viele Anbeter. Tag und Nacht ſinnt er, was er ihr Angenehmes erzeige: hier erfindet er ſelbſt Genüſſe für ſie, dort holt er die ſchönſten Blumen aus der Fremde, oder erſucht wol auch die

Freunde um anmuthige Gaben. Und doch entgeht ihm ihre Gunst? — Diese Macht ist die Lesewelt; der deutschen weihe ich dies Taschenbuch. Sein Schicksal liegt in ihrer Hand. Möge sie die Gabe freundlich aufnehmen!

Karl Büchner.

Inhalt.

	Seite.
Fürſt Pückler. Ein Lebensbild von Theodor Mundt	1
Ueber die Entwickelung der neuern deutſchen Kunſt. Von O. J. Gruppe.	63
Phyſiognomie der deutſchen Literatur in den Jahren 1835 und 1836. Von Hermann Marggraff.	147
Herr von Sacken. Novelle von W. Alexis. . .	211
Der Träumer. Novelle von Auguſt Kopiſch. . .	315

Gedichte.

Vom Pythagoräiſchen Lehrſatze, von Adelbert v. Chamiſſo.	379
Umkehr, von Joſ. v. Eichendorff. . . .	380
Tafellied, von Demſelben.	381
Entgegnung, von Demſelben	382
Des Seilers Tochter, von E. Ferrand. . . .	383
Die Linden blühen wieder, von Demſelben . .	386
Armand von Béarn, von Franz Freiherrn Gaudy.	387

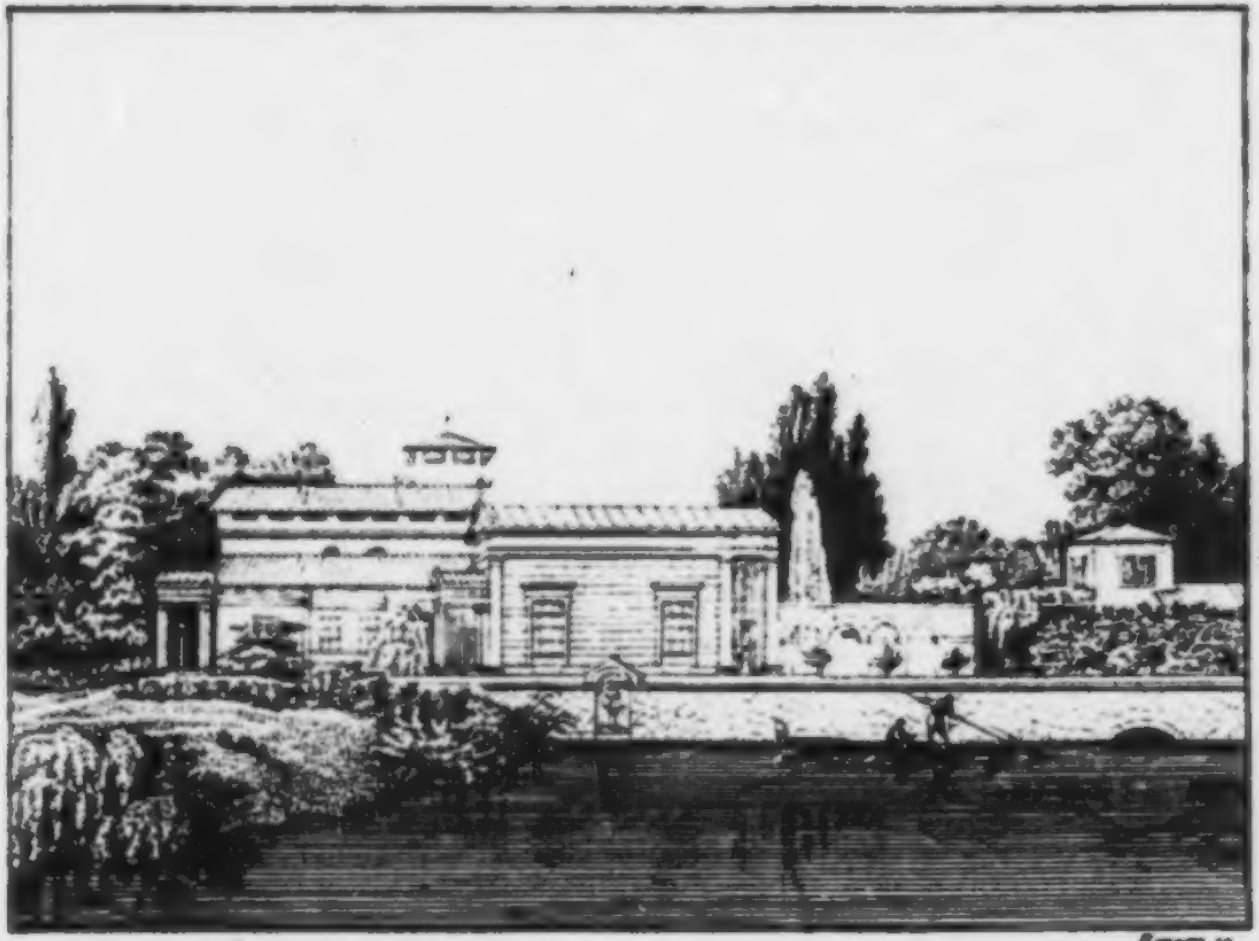
Der Handwerksbursch, von Franz Frhrn. Gaudy. 389
Der Zigeunerbube im Norden, von Em. Geibel 394
Preußen's Dioskuren, von L. Rellstab. . . . 396
Muth! Von Heinrich Stieglitz. . . . 401

Ueberſicht der Kupfer.

1. **Titelkupfer.** Porträt des Herrn Fürſten Pückler-Muskau, nach einem Bilde im Beſitze Ihrer Durchlaucht der Frau Fürſtin Pückler-Muskau zu Berlin.
2. **Das Königsmonument zu München.** Es wurde dem Andenken des Königs Maximilian Joſeph von Bayern durch die Bürger von München in Liebe gewidmet, iſt 34 Fuß hoch, wurde architektoniſch angeordnet von L. v. Klenze, ausgeführt von K. Rauch und gegoſſen von J. B. Stiglmaier.
3. **Charlottenhof bei Potsdam.** Die hier gegebene Anſicht iſt eine Perſpektive des Gartenhauſes in dieſer reizenden, Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preußen gehörigen Beſitzung. Der Plan dazu iſt vom Ober-Bau-Director Schinkel entworfen und ſeit 1834 ausgeführt. In einem maleriſchen Styl ſollten ſich in dieſer Anlage mancherlei Gedanken idylliſcher Art, aus der reichen, ſtets ergiebigen Phantaſie des erhabenen Beſitzers, aneinanderreihen und eine mannigfaltige Gruppe architektoniſcher Gegenſtände bilden, die ſich angenehm mit der umgebenden Natur verſchmelzen konnte. Die eigentliche Wohnung des Gärtners, die architektoniſche Hauptmaſſe in dieſer Gruppe, ſtellt ſich in dem Styl italieniſcher Landgebäude dar. Ueber der einen Hälfte dieſer Maſſe erhebt ſich ein zweites Geſchoß, in welchem mehrere angenehme Logierzimmer angelegt ſind. Daneben ſteigt ein mäßig hoher Thurm noch höher aus der Maſſe hervor, in welchem ſich ein zierliches Badecabinet befindet: mittelſt einer kleinen ſteinernen Treppe, die von außen faſt ſchwebend angelegt iſt, ſteigt man zu demſelben hinauf. An der vorderen und hinteren Seite führen Weinlauben, von ſteinernen Pfeilern getragen, in die Gärtnerwohnung. An der hintern Front dehnen ſich

dieſelben weiter aus und verbinden einen zierlichen Salon mit jener Hauptmaſſe. In dieſem Salon, der ein eigenes tempelartiges Gebäude bildet, iſt ein Billard zum Vergnügen der Herrſchaft aufgeſtellt. Durch einen Periſtyl von attiſchen Pilaſtern tritt man aus dem Salon auf einen hart an einem kleinen See gelegenen freien Platz, der muſiviſch ausgeziert und mit niedrigen Brüſtungsmauern umgeben iſt, auf welchen Blumenvaſen geſtellt ſind. Vgl. Schinkel's Sammlung architektoniſcher Entwürfe 24s Heft.

Das Königsmonument in München.



Charlottenhof bei Potsdam.

Fürst Pückler.

Ein Lebensbild

von

Theodor Mundt.

1837. A

In Deutschland hat es zu verschiedenen Zeiten besondere Charaktertypen gegeben, die man vorzugsweise als Originale ansah, ihnen im Leben nachlief und sie in Romanen abzeichnete. Wandernde Lumpengenies und mißvergnügte Continents-Engländer erscheinen in deutschen Darstellungen des vorigen Jahrhunderts am häufigsten als Originale. Unsere Nation hat viel originelle Köpfe hervorgebracht, aber wenig Originale. Darum ist auch der Begriff der letzteren ein sehr zweideutiger. Ein Originalgeist, der ein neues Sonnen-System entweder an den Höhen des Himmels oder in den Tiefen des menschlichen Geistes entdeckte, ist darum noch nicht so sehr Original, wie Lord Chesterfield es war, der einem andern Lord, welcher eine beim Spiel zu Boden gefallene Guinee ängstlich suchte, dazu leuchtete, indem er eine Banknote von zehn Pfund Sterling anzündete, die er zum Fidibus gedreht hatte. Ein Original im sprachgebräuchlichen Sinne des Wortes ist mit einer komischen Idiosynkrasie gegen die Gewohnheit geboren, und führt einen beständigen Guerillakrieg der Laune gegen die Gesetze

des Alltagslebens. Auf den Kampf gegen die ihm widerſtrebende Gewohnheit vergeudet es oft ſo viel Geiſt und Talent, als das Genie gebraucht, um das wirklich Neue zu ſchaffen; aber während es der Triumph des Genies iſt, die Schöpfung des Neuen wieder mit der Gewohnheit des Lebens in einen Einklang zu bringen, und ein Ganzes daraus zu geſtalten, beſiegt das Original die Alltäglichkeit oft nur durch eine auf den Kopf geſtellte Alltäglichkeit, und fällt ſo auf eine ſich ſelbſt traveſtirende Weiſe dem wieder in die Hände, wogegen es ſich auflehnt. Ein Genie darf in allen den Dingen, in welchen ſich das Original als Original gebärdet, ſich als Gewohnheitsmenſch zeigen; denn man kann ein Genie ſein und doch regelmäßig eſſen, trinken und verdauen, auf die gewöhnliche Art eine Frau nehmen, erſt mit dem rechten, dann mit dem linken Fuß ins Bett ſteigen u. ſ. w. Ein Original iſt der noch nicht gethane Schritt von der Originalität zur Karikatur, und auf dieſer Klippe, die es beſtändig zu fürchten hat, gewinnt es einen tragikomiſchen Anſtrich. Es unternimmt halsbrechende Wageſtücke mit allen Formen des Lebens, und wird befriedigt oder befriedigt in keiner einzigen, während das Genie in der einfachſten Form den größten Inhalt zu entwickeln im Stande iſt. Das Genie hat in ſich ſelbſt ein Schickſal, von dem es durchdrungen und getrieben wird; das Original findet ſeine bizarre Philoſophie darin, die Seiltänzereien des Zufalls, an die es ſich hingiebt, zu einem bindenden Fatum ironiſch umſchlagen zu laſſen. Beide Ele-

mente vereinigen sich jedoch öfters auch in einer und derselben Natur, und dies pflegt in Zeiten zu geschehen, die, wie die unsrige, eine äußere Abplattung auf allen Lebensstufen erfahren haben, ohne zu einer inneren Vollendung und Beruhigung gediehen zu sein. In Zuständen, wo das gesellschaftliche Leben keine Romantik mehr und alle Länder geebnete Kunststraßen haben, wo jeder Winkel der Erde in einem Guide de voyageur verzeichnet steht, und man sein eignes Signalement zur beständigen Selbsterkenntniß in der Tasche mit sich tragen muß, können sich die eigentlichen unverfälschten und bewußtlosen Originale nicht mehr halten, selbst die Donquixoterieen der Engländer taugen zu keinem Epigramm mehr, und statt der Sonderlinge und Querköpfe sind in unsern Novellen Zerrissene aufgetreten. Dagegen sehen sich die Genies, die in solchen Perioden geboren werden, nicht selten genöthigt, nach der seltsamen Form des Originals zu haschen, hinter allerlei Sonderbarkeiten ihre Offenbarungen zu verstecken, und durch abenteuerliche Sprünge in Lebensform, Meinung und Darstellung den Sinn ihrer Zeit zu wecken, der für großartige Einfachheit momentan erstorben ist. So dürften allmählig immer mehr Bildungen bei uns hervorkommen, welche die äußerliche Bizarrerie des Originals mit der ideellen Ursprünglichkeit des Genies mischen und reiben und als eine Einheit an sich aufweisen. —

Der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen ist häufig ein Original genannt worden, und hat

ſich mehrfach, theils berichtigend, theils in einem gewiſſen Sinne ablehnend, über ſolche Kategorie, und ſein Anrecht an dieſelbe, ausgelaſſen. In der Vorrede zum erſten Band jener Briefe ſprach er, ſich präſentirend, zuerſt ein ſolches Wort über ſich aus, fügte jedoch hinzu, daß dem Verſtorbenen, wenn man ihn für ein künſtliches Original halten wollte, Unrecht geſchehen würde, obwohl ihm dies vielfältig angethan worden ſei. Wir ſind ganz ſeiner Meinung, und nennen ihn lieber ein bewußtes Original, mit welcher Bezeichnung er auch ſelber vielleicht zufrieden ſein dürfte, wenn man einer Stelle in den Tutti Frutti (Th. 3. S. 51.) zu trauen hat. Ein bewußtes Original iſt jedoch auch ein Original, es iſt das Original einer Reflexionsperiode, und hat den Nutzen, daß es der Welt gegenüber ſeine Sonderbarkeiten ausüben und genießen und doch zugleich behaglich darüberſtehen kann. Es beſitzt alle Vortheile, und keinen der Nachtheile des naiven Originals, weil es ſich ſelbſt zu ironiſiren vermag, ohne ironiſirt werden zu können. Ein bewußtes Original weiß es, daß und wie es Original iſt, es kennt genau alle die Gelegenheiten, an denen es zum Original wird, und verſteht dieſelben auch ohne Zweifel nicht ſelten abſichtlich herbeizuführen; ſowie der Witzbegabte, ohne ſchon von einem beſtimmten Einfall getrieben zu werden, doch im Geſpräch oder bei Vorfällen immer genau die Aufforderungen kennt, bei denen er witzig ſein müßte, weil ſeine eigenſte Natur vor dieſen Fällen herausgerufen wird. Sollte ihn dann ſeine Gabe in dem Moment

dennoch im Stich lassen, und, wie man selbst bei den glänzendsten Talenten dieser Art oft erlebt, er nur zu witzeln sich gedrungen fühlen, so würde man ihm dadurch doch seine ächt witzige Grundnatur nicht abläugnen wollen. So geht es mit denjenigen Originalen, die das Wissen und den Willen haben, originell zu sein, weil sie es wirklich durch Natur sind, und die, wenn sie auch in manchen Fällen des Lebens nur originälern (falls für eine halbe Karikatur eine solche grammatische Karikatur erlaubt ist), doch immer nothwendigen Bedürfnissen des in ihnen prickelnden Originals dabei folgen.

Der Verstorbene ist theils ein wirkliches und wildgewachsenes Original, theils ist er aus genialer Langerweile über die unoriginellen Verhältnisse der heutigen Gesellschaft zum bewußten und absichtlichen Original geworden. In der Literatur ist er dies in einem viel höhern und eigenthümlichern Sinne, als es bis jetzt in Deutschland vorhanden gewesen, und seine Schriften, welche eine solche Fülle von Gegenständen in reizender Behandlung in sich schließen, sind doch am meisten als frische, unmittelbare Abdrücke seiner Persönlichkeit so lieb und werth und bedeutsam geworden, einer Persönlichkeit, welche die leicht auseinanderfallenden Bücher immer als etwas Ganzes und Vollständiges, als ein reifes und künstlerisch auseinandergelegtes Leben, als ein in allen seinen Launen und Temperamentswechseln tief zusammenhängender Charakter, durchschreitet und fest umgränzt. Alle seine Seltsamkeiten und Abenteuerlichkeiten, die er als

Talismane gegen Ennui und Einförmigkeit des Lebens ſo zauberhaft zu brauchen verſteht, löſen ſich bei ihm ſelbſt oft in feine Ironie, in Selbſt- und Zeitbetrachtung, und in den höhern Standpunkt einer piquanten Weltanſchauung auf. Dagegen bleibt in manchem Aeußern der Erſcheinung, in mancher rückſichtsloſen Unbefangenheit, alle Naivetät des Originals ergötzlich für ſich beſtehen, beſonders in ſeinen frühern Jahren, wo die originellſte Verachtung gegen die Gewohnheit der Welt ſich gern und mit unwillkürlicher Schadenfreude an die Fama preisgiebt. Auch das Schickſal der gewöhnlichen Originale, daß ſie in Deutſchland für Engländer angeſehen werden, hat der Verſtorbene, jedoch zu ſeinem größten Mißvergnügen, nicht ſelten getheilt, und als ihn einmal Jemand in Berlin bei Jagor fragte: ob er nicht ein Engländer ſei? gab er die bekannte, dieſe Bezeichnung witzig ablehnende Antwort. Während ſeines frühern Aufenthalts in Berlin, wo er als junger Kavalier durch die eleganteſten Sitten und die ſchönſte Equipage in der vornehmen Welt Epoche machte, fuhr er zuweilen in ſeinem brillanten Fuhrwerk die Linden herunter, ließ dann plötzlich an der Ecke der Charlottenſtraße ſtillhalten, und ſaß hier eine Stunde lang leſend im offnen Wagen, die um ihn ſich ſammelnde, gaffende Menge völlig ignorirend. Mag man ſolche und ähnliche Anwandlungen geſucht nennen, ſo bleibt die wirkliche Ausführung derſelben mitten unter unſern zahmen Verhältniſſen doch immer eine gewiſſe Virtuoſität, einen Charakter vorausſetzend, der Muthwillen und

Geist genug hat, die ihn umgebende Tagesordnung, von der alle Uebrigen bestimmt werden, einmal als nichtexistirend für ihn zu betrachten. Schon mehr nach Sonderbarkeitssucht schmeckt es, wenn er z. B. zuerst im Jahre 1828 in Irland den Werther kennen lernt, und zwar in einer englischen Uebersetzung, während er in Deutschland das deutsche Buch bekanntlich nie bis über die Geschichte von dem schmutzigen Näschen hinausgebracht hatte, die ihm den Appetit verdorben. Jetzt aber liest er es durch, weil es ihm seltsam vorkommt, in einer fremden Sprache und mitten in der wüstesten Gegend von Irland den Werther zum ersten Mal zu lesen; wenn er auch freilich, wie er meint, den „veralteten Leiden" keinen rechten Geschmack mehr abgewinnen, und das „viele Butterbrot, die kleinstädtischen nicht mehr üblichen Sitten, und die zu Gemeinplätzen gewordenen Ideen" ihm bis in Irland hinein widerstehen.

Als gesellschaftliche Gestalt in der Mitte der heutigen socialen Verhältnisse zeigt sich der Verstorbene in den genialsten Beziehungen als ächtes Original. Die höhere elegante Gesellschaft, deren eingeborenes Kind er ist und deren Muttermale er alle an sich aufweist, ist doch zugleich der Gegenstand seiner unaufhörlichen Antipathieen. Er haßt die Gesellschaft und beherrscht sie doch zugleich, er flieht sie um ihrer Unnatur willen und bekleidet sich doch gern wieder mit allem ihrem Glanze, er versteht sie als Meister zu genießen und geht doch unbefriedigt und nach etwas Höherem suchend von ihren Tischen. Mitten

aus dem koſtbarſten Gedränge des Salonlebens wünſchte er ſich in eine Wüſte oder auf eine Felſenſpitze, die nur mit Todesgefahr erklettert werden kann; und in der Wüſte oder Felſeneinöde vermißt er wieder die excluſive Geſellſchaft, und fährt mit Vierſpännern unter Volksauflauf in die höchſten Salonverhältniſſe zurück. Er gefällt ſich am beſten als Einſiedler, nur daß er, ſtatt in abgelegener Klauſe, ſich lieber im Reiſewagen verbirgt, wo ihm in objektiven Fenſterbildern und in behaglicher Perſpektive Berg und Thal und Menſchenleben vorübergaukeln. Er iſt ein gebornes Reiſegenie, ſeine Philoſophie, ſeine Kunſt, ſeine Wißbegierde, ſeine Religion, ſeine Humanität und Gemüthlichkeit, ſind alle ſchöne Wegeblumen, die er auf der Reiſe bei heiterm Sonnenſchein findet und pflückt. Bei den größten Strapazen, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen der Reiſe fühlt er ſich jedoch immer mehr à son aise, als auf dem Eſtrich der eleganten Zirkel, gegen die er bei ſolchen ſich beſtändig aufdrängenden Vergleichen dann ſtets auf das liebenswürdigſte ſeinen Unmuth verſchüttet. Im Reiſewagen häuslich eingerichtet, hat er die Behaglichkeit des Hin- und Hertreibens in der Welt, die Poeſie des Landſtraßen- und Wirthshauslebens, zum höchſten Syſtem der Weisheit und Schönheit ſich ausgebildet, und trägt die Deviſe des Dr. Johnſon: „das größte menſchliche Glück ſei, in einer guten engliſchen Poſtchaiſe mit einem ſchönen Weibe raſch auf einer guten engliſchen Chauſſée zu fahren.“ (S. Briefe eines Verſtorbenen, B. I.) Dabei iſt es ein anziehender Zug

seines Wesens, daß er, der Mann der Aventüre, der in allen Verhältnissen und Formen gewiegte Lebensvirtuose, doch eigentlich nicht selten eine sehr hervorstechende Menschenscheu verräth, und besonders früher eine unüberwindliche Blödigkeit, nicht ganz ohne misanthropischen Beisatz, besessen haben soll, die ihn namentlich von Begegnungen mit großen und berühmten Leuten zurückhielt. So erzählt er selbst einmal, daß er sich Monate lang in der Nähe der Frau von Staël befunden, ohne sie gesehen oder gesprochen zu haben.

Diese Polarität seines Gemüths, die ihn zwischen Geselligkeit und Absonderung beständig hin- und herbewegt, verarbeitet jedoch zugleich mit um so größerer Reizbarkeit alle Eindrücke der Zeit, alle Interessen des Allgemeinen, die er auf dem Antlitz des Tages mit astronomischer Feinheit zu belauschen und zu verfolgen versteht. Alle gesellschaftlichen, ethischen, religiösen und politischen Fragen der Zeit finden in ihm ihre Saite, auf der sie eigenthümlich wiederklingen, und wenn er sich von ihnen ganz hat durchschüttern lassen, besitzt er auch die Grazie seines Standes, sie wieder nur wie eine leichte Aventüre zu behandeln und in eine gewisse anständige Entfernung zu seiner Person zu stellen. Dennoch wirkt die seltene Erscheinung in Deutschland, einen Schriftsteller von exclusiver Geburt bei unsern Wirren und Wehen betheiligt zu sehn, wie ein bezauberndes Phänomen, und wir freuen uns immerhin, daß ihm sein Rang sogar eine gewisse Bevorrechtung zu geben scheint, die Dinge selbst

an ihren ſchmerzhafteſten Stellen ohne Gefahr berühren zu dürfen. So zeigte ſich denn, um das Merkwürdige ſeiner Erſcheinung für unſre Zeit zu vollenden, die günſtige Poſition ſeines Standes auch in ſeinen Büchern als etwas Bedeutſames. Er hat ſich noch niemals die Finger verbrannt an den Feuern, die uns brennen, und Vieles, was er ſagt, wird gerade darum ſo bedeutend, weil er es ſagt und geltend macht. Einen Autor ſolche Vortheile vereinigen zu ſehn, iſt etwas Neues für uns. Es ſind Zugeſtändniſſe, die der Ariſtokratie und Demokratie zu gleicher Zeit und mit Einer Wendung gemacht werden, und in dieſer Lage iſt uns der Fürſt Pückler eine der verſöhnlichſten und beziehungsreichſten Geſtalten, verheißend hineingeſtellt mitten in unſere Schwankungen und Bedürfniſſe. Zur Befeſtigung aller Sympathieen, die wir mit ihm haben, und die fortwährend reizen, uns mit ihm zu beſchäftigen, dient auch noch etwas Zartes, jene moderne Wehmuth, die den Verſtorbenen zuweilen mitten in der frivolſten Laune beſchleicht, ein geiſtiger Accord aus heutiger unbefriedigter Stimmung, aus dem allgemeinen Bewußtſein des Unvollkommenen. —

* * *

Hermann Fürſt von Pückler-Muskau wurde am 30. Oktober 1785 zu Muskau in der Lauſitz geboren. Seine überwiegende Gutmüthigkeit, die ihm eigen, hat er ſelbſt ſcherzhaft dadurch erklärt, daß er das Glück habe, ein geborner Sachſe zu ſein, wie er denn

auch den größten Theil seiner Ausbildung und Erziehung zuerst in Dresden, dann auf dem Pädagogium in Halle, und der Universität zu Leipzig empfing. Bemerkenswerther ist, daß er, der nachher als der schärfste Bekämpfer des Pietismus mit allen Waffen der Satire aufgetreten und nichts eifriger haßte als religiöses Sektenwesen, eine nicht kleine Zeit seiner Kindheit in einer herrnhutischen Lehranstalt zu Ilhyst verlebte, wohin er von seinem siebenten bis zum eilften Jahre gegeben war. Seine Kinderjahre gingen ihm meistentheils unfreundlich hin; wie es scheint, ohne glücklichen und warmen Sonnenschein der Elternliebe. Wenigstens standen zwischen ihm und seinem Vater, dem Grafen von Pückler-Muskau, der kursächsischer wirklicher Geheimerrath war, viele widerstrebende Elemente, die in der Folge noch störender hervortraten und bis zum Tode des Letztern andauerten. Doch ein frühes Hingeben an die Natur entschädigte ihn mit poetischen und gemüthlichen Eindrücken, die er daraus lebhaft in sein Wesen aufnahm. „Dein Freund — schreibt er von sich in den Briefen eines Verstorbenen — wurde leider auch im Sande geboren, aber der Duft des Erzes, glaub' ich, aus den Schachten, der flammende Hauch der Gnomen von da unten her, die dunkle Waldeseinsamkeit der Tannen oben, und das Geflüster der Dryaden aus ihren in dichten Festons herabhängenden Zweigen haben seine Wiege umgeben, und dem armen Kleinen einige fremdartige wohlthätige Elemente verliehen." Die Abstammung seiner sehr alten Familie von dem uns aus den

Nibelungen bekannten Rüdiger von Bechlarn hat er ſelbſt, an einer Stelle ſeines Werkes über die Landſchaftsgärtnerei, wahrſcheinlich zu machen geſucht, ſowohl durch die Identität des Namens, indem Pückler ohne Zweifel aus Pechlarn entſtanden, wie ſich ſeine Vorfahren auch noch im fünfzehnten Jahrhundert geſchrieben haben ſollen; als auch durch das Wappenbild ſeiner Familie, das in vier Feldern die zertheilten Glieder eines Adlers darſtellt, welches Symbol ſich ebenfalls auf dem Grabmahl Pellegrins, Biſchofs von Paſſau, aus dem neunten Jahrhundert, befindet, der ein Nachkomme jenes Rüdiger von Bechlarn geweſen *). Genealogen haben dieſe Annahme, die den Verſtorbenen direkt mit dem Nibelungenliede in eine verwandtſchaftliche Beziehung ſetzen würde, bezweifelt und beſtritten, doch hat der Fürſt bereits mitten in ſeinen genialen Parkſchöpfungen von Muskau den Platz beſtimmt, wo er jenem ſeinem Ahnherrn eine Statue errichten wird. So viel iſt gewiß, daß dieſe glorreiche literariſche Abſtammung ſeines Adels, gewiſſermaßen eine vergeiſtigte Idealiſirung der Ariſtokratie, ſich in ihm ſelbſt ergiebig reproduzirt hat, indem er den alten Ruhm eines ariſtokratiſchen Familiennamens durch eigne Beſtrebungen abermals an das Literariſche anknüpfte und ihm damit ein neues und um ſo ſichreres Anrecht an Fortüberlieferung erwarb.

Unruhiger Drang in vielfältigen und unbefriedigten

*) S. Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei, S. 186. Anm.

Richtungen bezeichnete die Jugendjahre. Der frühe Reiz zu etwas Außerordentlichem und Ungewöhnlichem verband sich mit der Kraft dazu, aber die Anwendung derselben zersplitterte sich an allerhand einzelnen und abenteuerlichen Formen, und doch fühlte er sich immer so bestimmt zur Erreichung eines ausgezeichnet hohen und großartigen Zieles berufen, daß er glaubt, wenigstens nach seinem Tode werde er, im Fall ihm hier Alles mißlänge, eine außerordentlich bedeutsame Stellung irgend wie einnehmen. Die Universitätsstudien, wozu die Rechtswissenschaften gewählt und mit manchen andern Beschäftigungen zu gründlicher Ausbildung verbunden waren, wurden nach drittehalb Jahren mit der militairischen Laufbahn vertauscht, die er als Gardes-du-Corps-Lieutenant in Dresden begann, und wovon ihm sein Hang zu chevaleresken und ritterlichen Lebensbewegungen mehr Genugthuung versprach. Im Reiten, Fahren und allen kavaliermäßigen Künsten mit seltener Meisterschaft sich hervorthuend, das Glück herausfordernd in allen Wechselfällen der Liebe, des Spiels, der kühnsten und seltsamsten Wagestücke, in Ehrensachen mit dem Degen in der Hand ebenso geschickt und muthig, als in der Eleganz der Toilette und der Einrichtung ausgesucht und mit allem Talent feinster Repräsentation begabt, verstand er sein Leben in blitzende Farben der Romantik zu kleiden, und gewann schon auf diesem ersten Weltgang einen fast sprüchwörtlichen Ruhm in seinem Kreise. Das Renommée eines genialen Dandy behagte ihm jedoch selbst auf die Länge am allerwenigsten, tollkühne Abenteuer sättigten

ſeine Phantaſie, aber nicht ſeinen nahrungsbedürftigen Geiſt, und es verlangte ihn, in die weite Welt zu gehen, um, was in ſeinem Innern lebte und drängte, in größern Dimenſionen ſich verſuchen zu laſſen. Nachdem er ſeinen Abſchied aus dem ſächſiſchen Militairdienſt als Rittmeiſter erhalten, begab er ſich, auf einer Reiſe über Wien, das ſüdliche Frankreich und Paris, nach Italien. Sein eigenthümliches Genie für die Aventüre begleitete ihn überall und verließ ihn nirgend, und fand auf dieſen Jugendreiſen um ſo reichere Gelegenheiten, da er ſie nicht, wie ſpäter, unter der behaglich geſicherten Hülle eines vornehmen Incognito's und mit allen Ausrüſtungen eines ſolchen machte, ſondern oft im eigentlichſten Sinne als ein fahrender Ritter und dem guten Glück anheimgegebener Pilger, der nicht ſelten mit den beſchränkteſten Mitteln ſich einzurichten genöthigt war. Ein fortwährendes Mißverſtändniß mit ſeinem Vater mochte die Veranlaſſung dazu gegeben haben, daß er ſich plötzlich ganz auf ſich ſelbſt angewieſen ſah, was ihn jedoch, nach Entſagung aller väterlichen Unterſtützung, nicht hindern konnte, ſeine Reiſepläne unverzagt weiter zu verfolgen. Er machte dieſe Ausflüge, die ihn beſonders in Rom und Neapel längere Zeit feſſelten, in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Wulffen, demſelben, dem er die nachher unter dem Titel: „Jugendwanderungen" herausgegebenen Tagebücher derſelben, eine ſeiner neueſten Publikationen, (Stuttgart, 1836.) zugeeignet hat. Es iſt zu bedauern, daß aus dieſen Tagebüchern, die ſich ſchon durch eine

sichtvolle, obwohl sehr einfache Darstellung auszeichnen, so viel Persönliches und zur romantischen Geschichte seiner Lebensereignisse Gehöriges ausgemärzt zu sein scheint. Denn diese erste Reise war ohne Zweifel die große Vorschule unseres Weltgängers, in der er alle möglichen Situationen in allen Sphären des Lebens erprüfte, und sich zum Meister in der Gefahr, im Genuß und in der Menschenkenntniß, zum Künstler im selbsteignen Schaffen interessanter Lebensgruppen, ausbildete. Mit gleicher Leichtigkeit herauf- und herabsteigend von den höchsten zu den niedrigsten Kreisen, in beiden das Charakteristische und Frappante mit seltenem Beobachtungsblick sich erspähend, nahm er einen beispiellosen Schatz von Anschauungen, Erfahrungen und seltsamen Lebenskombinationen in sich auf. Daher die unerschöpflich scheinende Novellistik von Geschichten und Anekdoten, die theils ihm selbst, theils Solchen, mit denen er sich einmal kreuzte oder begegnete, zugestoßen sind, und die, wenn er sie mit seinem liebenswürdigen Abandon durch seine Schriften verstreut, alle Augenblicke durch eine neue Wendung überraschend, ihm fast das Ansehn eines modernen Sheherasade geben. Eine gewisse graciöse Frivolität ist selten mit höherm Anstand der Schalkerei pointirt worden, als in diesen, mitten auf der Landstraße des Lebens gefundenen Geschichtchen, die oft das lachende Verderben der obern wie der untern Stände mit bouche riante et front d'airain zur Schau stellen. Man kann sagen, daß ihn auf seinen Reisen die Verhältnisse aufsuchten und ihm unter den

Händen immer solche Gestalt annahmen, daß sie brauchbar wurden, entweder etwas Höheres daran zu beobachten, oder auch nur ein beißendes Epigramm, einen lokkern Einfall zu belegen. Dies ist sein glückliches Lebensgenie, das er selbst an sich folgendermaßen wahrgenommen hat: „es besteht mein Genie in einer so zu sagen praktisch angewandten Phantasie, die ich stellen kann wie eine Uhr, mit der ich nicht nur mich in jeder wirklichen Lage sogleich zurechtfinden, sondern mit der ich mich auch, sie als Reizmittel gebrauchend, in alle möglichen Abgründe zu werfen vermag, und wenn ich daran erkranke, sie zugleich wieder als Heilmittel durch ein erfundenes Glück, benutzen kann." (Briefe eines Verstorbenen, Bd. IV. S. 281.) —

Von seiner ersten Wallfahrt in Berlin ausruhend, empfing er dort die Nachricht von dem Tode seines Vaters, und begab sich sofort nach dem heimathlichen Muskau zurück, um dieses bedeutende Besitzthum, das ihm nunmehr mit sehr ansehnlichen Einkünften zugefallen war, anzutreten. Das frühere maaßlose Ausgreifen in alle Weiten der Welt setzte sich auf Einmal in Sympathieen häuslicher Niederlassung und kunstmäßiger Anbauung eines festen Wohnsitzes um, und so begann er jetzt die Produktivität seines Geistes auf eine völlige Umschaffung, und man muß sagen, Naturveränderung der ererbten Herrschaft zu verwenden. Es giebt eine gewisse Aristokratie ächt vornehmen Landlebens, einen reinlich sanigen und bis zum produktiren Kunsttalent sich erhe-

benden Beſchäftigungsgeiſt mit Anlagen, Gartenbauten, Eremitagen und Einrichtungsplänen aller Art, ein heitres landſchaftliches Schaffen und Walten, einen eigenthümlichen Verſchönerungstrieb auf die gegebenen Formen der äußern Umgebung, wofür unter den deutſchen Schriftſtellern bisher faſt nur Goethe einen hervorſtechenden Sinn gezeigt, unter ſeinen Romanen namentlich in dem mit vornehmſter Behäbigkeit ausgemalten Landhausleben der Wahlverwandtſchaften, und auch ſonſt bei andern Gelegenheiten ſeines Wirkungskreiſes. Dieſe gleichzeitige Bethätigung eines tüchtigen Natur- und Kunſtſinnes an Dem, was für den Menſchen ſo viel Bedeutſames hat, der möglichſt bequemen und ſchönen Einrichtung ſeines Wohnſitzes, iſt auch in der That eine ſehr liebenswürdige Seite des Gemüths wie der Fähigkeit. Wie Leib und Glieder eine weſentliche Form für die Verrichtungen der Seele, ſo ſind auch Haus und Garten für die Gewohnheiten und Nothwendigkeiten des täglichen Hinlebens eine nichts weniger als gleichgültige Tabulatur. Das Schneckengehäuſe, in dem Tag und Stunde, Lebenspflicht und ſüße Heimlichkeit uns feſtgeſiedelt haben, der begränzte Raum, in dem die Zeit ſich für uns kryſtalliſirt und zuſammenſchließt, wie die im Prisma eingefangenen Farbenſtrahlen, der Ort, welcher die Gegenwart unſerer Vergangenheit und unſerer Zukunft iſt, die Einfriedigung unſers ſtündlichen Wirkens und Schaffens, die Scene unſers Schickſals, unſrer Selbſtgeſpräche, unſers individuellen Ringens mit dem Allgemeinen, verdient, wo es

angeht, eine mehr als zufällige Behandlung und Abfertigung, und ſollte immer in einem mehr oder weniger organiſchen Verhältniß zu unſerer Perſönlichkeit ſtehn. Unſer geiſtiges Leben und Hervorbringen zeigt, wie wir das unmittelbare Naturelement in uns überwinden; unſer Aufenthaltsort und Wohnſitz zeigt, wie wir das Gemeine der täglichen Gewohnheit zu überwinden verſtehn. Der grauen Gewohnheit die lachende Form der Schönheit zu geben, iſt der höchſte Triumph menſchlicher Kunſt und Klugheit. Sie beweiſt mitten in unſrer Abhängigkeit von den Bedingungen eine darüberſtehende, bewußte Kraft, welche das täglich Bedingende doch durch ihre geiſtige Eigenthümlichkeit wieder bedingt und veredelt hat, ſodaß den Gebildeten nichts ſeiner Art und Natur Widerſtrebendes umgiebt. Wir bezeichneten dieſe Anpflanzungs- und Einrichtungs-Betriebſamkeit vorzugsweiſe als eine ariſtokratiſche Wirthſchaft, und mit Recht, weil meiſtentheils nur die Ueberlieferung feſten Grundeigenthums und beſtimmter Familienwohnſitze dieſes Thun begünſtigt, und in den Mitteln wie den Abſichten immer eine gewiſſe Oſtentation des ariſtokratiſchen Elements damit verbunden geweſen iſt, gegenwärtig wenig begünſtigt durch die Zeit, welche von dem Grundeigenthume mehr und mehr die Farben der Ariſtokratie abgeſtreift hat.

Ein ächt ariſtokratiſches Schaffenstalent war es auch in unſerm Weltgänger, das ihn, bei allen Anlagen ſeines Charakters zu einem ruhe- und wohnſitzloſen Umherſchweifen, doch zugleich die Kunſt heimiſcher Anſiedelung

mit höchster und seltenster Virtuosität ausüben ließ. Die berühmten Parkanlagen, zu denen er jetzt den umfassenden Plan machte und theilweise auch schon ausführte, sollten sogar dem leitenden Gedanken nach eine lokale Versinnbildlichung der vaterländischen Aristokratie werden, was wir, da uns diese Idee zur völlig klaren Wiedergebung nicht nahe genug liegt, ihn selbst mit folgender, überhaupt zu wenig gekannter Stelle seines Gartenwerkes (S. 176. flgd.) ausdrücken lassen: — „Nachdem ich mich mit dem Lokal und den Möglichkeiten der Ausführung meiner Gedanken hinlänglich bekannt gemacht hatte, beschloß ich, außer den schon bestehenden Gärten, das ganze Flußgebiet mit seinen angränzenden Plateaus und Hügelreihen, Fasanerie, Feldflur, Vorwerk, Mühle, Alaunbergwerk u. s. w. von den letzten Schluchten des sich im Süden abdachenden Bergrückens an, bis zu den Dörfern Köbeln und Braunsdorf auf der Nordseite (alles zusammen nahe an 4000 Morgen Landes) zum Park auszudehnen, und durch Hinzunahme des, sich hinter der Stadt, fortziehenden Abhangs, nebst einem Theil des darauf liegenden Dorfes Berg, die Stadt selbst durch den Park so zu umschließen, daß sie künftig mit ihrer Flur nur einen Theil desselben ausmachen solle. Da sie eine mir bisher unterthänige, und noch immer abhängige Mediatstadt ist, so gewann ihre Hinzuziehung zu dem projektirten Ganzen eine historische Bedeutung; denn die Hauptidee, welche ich der Fassung des ganzen Planes zum Grunde legte, war eben keine andere als die: ein sin-

niges Bild des Lebens unserer Familie, oder vaterländischer Aristokratie, wie sie sich eben hier vorzugsweise ausgebildet, auf eine solche Weise darzustellen, daß sich diese Idee im Gemüth des Beschauers, so zu sagen, von selbst entwickeln müsse. Hierzu war nur nöthig, daß das schon Gegebene benutzt, hervorgehoben und in demselben Sinne bereichert, der Lokalität und ihrer Geschichte aber nirgends Gewalt angethan würde. Manche Ultra-Liberale werden vielleicht über einen solchen Gedanken lächeln, aber jede Form menschlicher Ausbildung ist ehrenwerth, und eben weil die hier in Rede stehende sich vielleicht ihrem Ende nahet, fängt sie wieder an ein allgemeines, romantisches und poetisches Interesse zu gewinnen, das man bis jetzt Fabriken, Maschinen, und selbst Konstitutionen noch schwer abgewinnen kann. Suum cuique. Euer ist jetzt das Geld und die Macht — laßt dem armen ausgedienten Adel seine Poesie, das Einzige, was ihm übrig bleibt. Ehrt das schwache Alter, Spartaner!" —

Beim Anfang dieser großartigen Unternehmungen, welche in geistreicher Gesellschaft und Berathung des nach Muskau gefolgten Baumeisters Schinkel und des Dichters Clemens Brentano begonnen wurden, war ein Theil der Nachbarschaft und Bevölkerung stark geneigt, den kühnen Schöpfer einer neuen Natur in der bisher so vernachläßigten und naturverlassenen Gegend für verrückt zu erklären, ein altes Schicksal, von dem Originale verfolgt zu werden pflegen. Da es sich nicht nur um ei-

nen neuen Schloßbau, eine gänzliche Umgestaltung der alten Lage und Umgebung gegen die neue, und eine veränderte Flußleitung der Neiße handelte, sondern nach seinem Plane sogar eine unmittelbar am Schlosse vorüberführende Straße des Städtchens hausweise abgekauft und dann demolirt, ja an der Stelle derselben ein See ausgegraben werden mußte, fingen die Muskauer an in Verzweiflung zu gerathen und den Verstand ihres Gebieters in Abrede zu stellen. Mehrere Kapitalisten, welche Summen auf die Pücklersche Standesherrschaft auszustehen hatten, kündigten sie sofort, um sie lieber anderweitig anzulegen. Diese und manche andre Schwierigkeiten, besonders im Ankauf eines über zweitausend Morgen betragenden und zu den Anlagen hinzuzuziehenden Terrains, das sich im Privatbesitz der Bürger und Dorfgemeinden befand, steigerten noch die Hindernisse, welche schon die seit so langer Zeit sich selbst überlassen gebliebene Lokalität entgegengestellt hatte. Und doch waren diese großsinnigen Bauten eine wahre Wohlthat für die Bevölkerung selbst, von der ein Theil durch die Bedrängnisse des Krieges und der Zeitumstände so heruntergekommen war, daß die gebotene Gelegenheit zu einem außerordentlichen Erwerb für Viele eine Rettung aus der Hungersnoth wurde, und von dem Unternehmer zugleich die schönsten Pflichten der Menschlichkeit mit seinen Plänen geübt wurden. Indeß rühmt er auch, in der eigenen Schilderung seiner Anlagen, die freundliche Unterstützung, die ihm bald, beim Vorrücken und sichtbaren

Gelingen der Arbeiten, von vielen Seiten zu Theil geworden: ja ſogar ſeiner wendiſchen Bauern habe ſich allmählig einiger Schönheitsſinn bemächtigt, ſo daß ſie ihre Dörfer mit Bäumen zu verzieren anfingen, und wenn ſie in ſeinem Park, deſſen Thore er beſtändig und für Jedermann offen ſtehen ließ, auch noch zuweilen Holz ſtahlen, doch größtentheils nur die Stützpfähle nahmen, ohne das daran gebundene Bäumchen zu beſchädigen. So traten dieſe Schöpfungen, obwohl noch bei weitem nicht in dem ganzen Umfange ihres Entwurfs, allmählig ins Leben, in denen ſich zugleich Geiſt und Gemüth ihres Begründers, ſowohl im Ganzen der Anlage, als in manchen einzelnen merkwürdig gedachten Kontraſten und Kombinationen abprägten; wo er alle Frömmigkeit des ihm einwohnenden Naturſinnes, der gewiſſermaßen ein religiöſes Element in ihm bildet, befriedigte und ſelbſt einem dann und wann regewerdenden Hang zur Melancholie hier und dort in wahrhaft poetiſchen Erfindungen eine Genugthuung ausdrückte; wo er ſeine genialen Launen und Bizarrerieen, ſeine ſchönen, tiefen und ironiſchen Gedanken, ſeine traditionelle Eitelkeit und gemüthliche Pietät und Demuth, in Naturgruppen um ſich her ausſtreute, die in paradieſiſcher Fülle jedes Frühjahr neue Zeugniſſe von ihm ablegen. Was hier geleiſtet worden, ſtellt ſich um ſo glorreicher als ein Sieg und Wunder der Kunſt und der muthvollſten Beharrlichkeit dar, wenn man mitten in der endloſen Sandwüſte der umliegenden Lauſitz dieſe üppig blühende Oaſe denkt, zu der Muskau

urplötzlich wie ein Märchen aus Tauſend und einer Nacht entſtanden. Dazu geſellte ſich in den folgenden Jahren noch die Anlegung des Hermannsbades, deſſen heilkräftige Mineralquellen ſeitdem die Beſucher des reizenden Ortes alljährlich vermehrt haben.

Dies Muskau, klein unter den Städten, war auserſehen, eine ganz originelle Provinz auch der deutſchen Literatur zu werden. Zum literariſchen Muskau gehören, außer dem Verſtorbenen ſelbſt, zuvörderſt der geniale Leopold Schefer, ein Muskauer und Sohn des dortigen Arztes, von welchem der Fürſt, dem er während ſeines dortigen Aufenthaltes zu täglichem und vertrautem Umgange zugeſellt, ſchon im Jahre 1811 eine Sammlung lyriſcher Gedichte herausgegeben hatte *), die damals ihm ſelber allgemein als ſein Eigenthum zugeſchrieben wurden. Denn man glaubte den Poeten ſchon immer hinter dem Weltgänger verſteckt. Die andern hier lebenden Notabilitäten ſind der Philoſoph Grävell, der beſonders durch ſein Buch über den Menſchen bekannt geworden, und Heinrich Seidel, der Dichter eines Trauerſpiels: „Abdollah", das wir uns vor mehreren Jahren in Berlin auf der Bühne geſehen zu haben erinnern. Man müßte ſich

*) Erſt im Jahre 1828 erſchienen ſie wieder unter dem Namen ihres Verfaſſers als „Kleine lyriſche Werke, von Leopold Schefer." (Frankfurt a. M. bei Brönner); doch fehlen in dieſer neuen Ausgabe mehrere ſehr merkwürdige und charakteriſtiſche Gedichte der erſten Sammlung, die unter dem Titel: „Gedichte. Herausgegeben vom Grafen von Pückler-Muskau." (Berlin, 1811 bei Hayn) herauskam.

erſtaunlich irren, wenn nicht im vierten Bande der Tutti Frutti (S. 46. flgd. in den acht Frühlings- und Sommertagen aus dem Leben Mischlings) dem literariſchen Muskau bei dem Frühſtück in Moosheim (Muskau) ein Ehrendenkmal geſetzt worden wäre. Schefer iſt dort der Herr Leopold, der „als kleiner unterſetzter Mann im eleganten Pelze, mit ſeinem Jungen an der Hand, den er gewiß lernen laſſen will, wie die Sonne aufgeht" heraustritt, durch eine italieniſche Barcarole auf den Wall ſeines ſeltſamen in der Vorſtadt erbauten Hauſes gelockt, „welches einer Kapelle gleich und mit verſchiedenen Erdwällen gleich Baſtionen umgeben, dabei ganz neu ausſieht und dennoch bereits verfallen iſt"; ſowie der Tragöde Seidel jener „Herr Heinrich, der auch zugleich noch Aſſeſſor im Landesgerichte iſt, und der Ihnen mir nichts dir nichts heute ein Protokoll über eine geſtohlene Gans aufnimmt, und morgen eine Tragödie von Karl dem Großen macht", „der auch Theaterdichter für das Moosheimer Liebhabertheater iſt." — Und dann, erzählt der moosheimer Tabagiewirth weiter, „der Herr Hermann, der zwar mit den Verſen nicht weit her iſt, aber Ihnen eine gottloſe proſaiſche Satire ſchreibt, daß man ſich das Zeug nur ſo aus den Händen reißt." Zur Beſänftigung aller der Frommen und Gläubigen, die jemals von dieſer „gottloſen Satire" ſollten zu leiden gehabt haben, müſſen wir jedoch noch Folgendes für die Schilderung der Muskauiſchen Muſterwirthſchaft herſetzen: — „Auch einen tüchtigen Schlag Prediger haben wir hier.

Sie werden nur immer mit der Zeit zu dick, aber unſer Superintendent, Kreuz Bataillon! ich ſage Ihnen, das iſt ein Mann wie ein General! Der alte Luther kann nicht beſſer auf der Kanzel ausgeſehen haben und auch nicht beſſer gepredigt." —

Bei dieſen vielen und unbeſtreitbaren Anrechten Muskau's an die Nachwelt wird es intereſſant, auch die Geſchichte ſeiner Vorwelt kennen zu lernen, und wir mögen uns nicht enthalten, einen Auszug aus der Muskauiſchen Stadtchronik, den der Fürſt ſelbſt (in ſeinem Gartenwerke, S. 180 flgd.), mit hinzugefügten Anmerkungen, veranſtaltet hat, hier zu wiederholen, da er nur wenig bekannt zu ſein ſcheint: „Muskau oder Mosca, ſonſt Muzakow genannt, das heißt „Männerſtadt" war zu der heidniſchen Zeit der Sorben ſchon ein berühmter Wallfahrtsort, wo vier ihrer Göttertempel in Eichenhainen ſtanden. Hier wurde das Gnadenbild der alten Zeit, der Gott der Götter Swantewit „das heilige Licht, das heilige Feuer" verehrt. Die Orakel des ihm geweiheten Pferdes wurden dem Volke durch die Prieſter verkündigt, und noch ſind die Opferplätze — der eine ganz in der Nähe des Bades — deutlich erkennbar. Ein auf der andern Seite der Stadt gelegener großer Todtenacker voll Urnen, deren man täglich noch ausgräbt, deutet auf einen von vielen Menſchen oder doch ſehr früh und lange bewohnten Ort. Bei der Bekehrung der Sorben durch Ludwig den Frommen bis zu Hildewardt des III. Biſchofs von Meißen Zeit — 1060 — rettete ſich der Dienſt der

alten Götter in diese früher fast undurchdringlichen Wälder, und erhielt sich in denselben verborgen und heimlich mehrere Jahrhunderte lang. Die Bildsäule des Gottes Zeutiber soll, zwar beschädigt, hier noch in späterer Zeit vorhanden gewesen sein. — Der erste Graf zu Muskau war Theoricus, dessen Tochter Juliane Wittekind seinem Sohne gleiches Namens zur Gemahlin gab. Von dem Grafen wird gesagt, daß er in großem Beruf war, wie denn auch sein Name bis in diese Zeit herabgehallt ist. Die Hungarn wurden nach ihrer großen Schlacht auf ihrem Rückzuge in diesem damals waldigen Thale von dem ritterlichen Helden Graf Siegfried von Ringelhain unter Beistand des Grafen Bruno von Askanien erst völlig aufgerieben. Die große Burgundische Chronik, Doktor Hegemüller's Wappenbuch, gedruckt zu München, und Doktor Seldens Ehrenschild enthält darüber Fol. 133. einen Städtebrief für Muskau vom Kaiser Heinrich I. — Markgraf Johann, Siegfried's Sohn, erbaute von seinem Antheil an der Beute das starke und wohlverwahrte Schloß bei Muskau als eine Land- oder Gränz-Veste, die selbst Kaiser Heinrich III. und V. — 1109 — umsonst belagerten, denn die Markgrafen hatten es späterhin dem Herzog Wladislaus von Polen abgetreten, von welchem es der Herzog Boleslaus von Böhmen bekam. Hier war es auch, wo Wladislaus — der des Herzogs von Böhmen Tochter Michildam, mit welcher der Vater andere Absichten hegte, und sie ihm zur Gemahlin zu geben ausgeschlagen — nachdem er die schöne Jungfrau

aus dem Hradschin entführt, drei Jahre mit ihr die Tage der Wonne und Liebe lebte. Da rüstete sich Boleslaus, belagerte und bestürmte das Schloß von Muskau, und nahm es ein. An des Vaters Wehmuth und Rührung mußte aber der harte Zorn schmelzen, als er zu seinen Füßen die gefangene Tochter und ihr holdes Knäblein erblickte. Er verzieh ihr auch alsbald, und Primislaus, dieser junge Prinz, ward ein nachmaliger Herzog in Böhmen, und erzeigte, wie Abraham Horkmann's Chronik besagt, immerwährend seinem Geburtsort Muskau viele Freundschaft. Die Stadt, welche sich seit jener Zeit gebildet hatte, wurde vor der, in ihren Folgen so wichtigen, furchtbaren Schlacht der Tataren 1241 von denselben ganz verwüstet, sowie das alte feste Schloß, von dessen mächtigen Thürmen nichts mehr, und von seinem Grunde kaum nur Spuren zu sehen sind. Die Stadt wurde an ihrem alten Orte wieder aufgebaut, aber das neue Schloß jetzt unmittelbar an dieselbe. Es hatten Ritterspiele und sogenannte Torniamina von fürstlichen Personen und andere Konventus hier öfters Statt. Vor der Reformation hatte Muskau eine Probstei. Diese Gegend erfuhr von jener Schlacht der Tataren an, bis auf den letzten Befreiungskrieg, was die Gräuel der Verwüstung nur mit sich bringen können. — Erst zerstörten die Hussiten hier gewaltsam. Im dreißigjährigen Kriege verbrannte Tiefenbach die sämmtlichen Dörfer um Muskau. Von den Kroaten wurde Stadt und Schloß geplündert. Wallenstein lag 1633 mehrere Tage in der

Herrschaft mit der kaiserlichen Armee. Kurz nachher ward der Wald angezündet; er brannte 6 Wochen lang, und durch Verwahrlosung der Schweden brannte auch das neue Schloß aus, welches darauf schöner ausgebaut und ansehnlich vergrößert worden ist. Auch die Stadt brannte mehreremale ab, und wurde namentlich im Jahre 1766 gänzlich in Asche gelegt, verdankt aber diesem Unglück ein schöneres und gleichartigeres Aeußere als andere Landstädte von gleichem Umfange." — —

* * *

Die kriegerischen Ereignisse und Verwickelungen der Zeit entrissen den Fürsten wieder diesem schöpferischen Stillleben. Das Frühjahr 1813 sah ihn schon unter den Reihen der Kämpfenden, und zwar in russischen Diensten als Major, und dem Herzog von Weimar als Adjutant zugesellt; doch hinderte ihn eine Krankheit, in die er verfiel, daß er nicht vor dem Herbst thätigen Antheil an den Ereignissen nehmen konnte. Tableaux seines Kriegslebens und seiner tapfer und muthvoll bestandenen Abenteuer erwarten wir von ihm selbst in seinen „Memoiren," von denen schon hin und wieder manche Parthieen geschrieben sein sollen, und die er uns gewiß, bei seiner noch weitaussehenden schriftstellerischen Laufbahn, nicht vorenthalten wird *). Seine persönlichen Waffenthaten

*) Die richtigsten summarischen Angaben finden sich in dem Artikel des Brockhausischen Konversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur, der von authentischer und seinem Gegenstande nahevertrauter Hand geschrieben ist.

in den Niederlanden, bei Antwerpen, bei dem Sturm auf Merxen, bei dem Zuge gegen Kaſſel unter dem ruſſiſchen General Geismar, vor allen ſein Zweikampf mit einem franzöſiſchen Huſarenoberſten, der, nach homeriſcher Weiſe, im Angeſicht beider zuſchauenden Heere ausgefochten wurde und worin Pückler Sieger blieb, indem er ſeinem Gegner niedermachte, dürften, mit mancher daran hängenden Aventüre, eine Hülle und Fülle von piquanten Lebensbildern abgeben. Die nächſte Zeit fand ihn zu Brügge als Militair- und Civil-Gouverneur, ſodann, nach dem Frieden von 1814, in Paris, wohin ihn der Herzog von Weimar als Kourier an den Kaiſer Alexander abgeſandt hatte. Hierauf folgte eine Reiſe nach England, die er zu ſeiner eignen Erholung, und um das Land in allen ſeinen Verhältniſſen kennen zu lernen, unternahm, und von der er erſt nach einem Jahre nach Muskau zurückkehrte, wo die dort begonnenen Pläne mit erneuter Kraftanſtrengung aufgenommen, zu noch erweiterten Entwürfen ausgedehnt und ihrer Verwirklichung immer näher gebracht wurden. Abwechſelnder Aufenthalt in Dresden und Berlin gaben daneben auch manchen andern Richtungen und Bedürfniſſen ſeines Charakters freien Lauf, und ſeine alte Berühmtheit im Seltſamlichen erhielt durch die Luftreiſe, die er im Jahre 1817 in Berlin mit der Luftſchifferin Reichard machte, einen neuen Glanz und Schwung. Dieſe nach ſeinem Tode in den Tutti Frutti von ihm ſelbſt beſchriebene Luftreiſe iſt durch die neueſten Verhandlungen darüber

und eine poſſirliche Oppoſition des Profeſſor Reichard in der Abendzeitung bereits wie in ein mythiſches Dunkel gehüllt worden, und die Vorrede zum dritten Bande des Miſchlingsbuches legte abermals eine Lanze in dieſer Sache ein, die, außer vielen in die Luft zerrinnenden Einzelheiten dieſer Luftgeſchichte, ſich doch hauptſächlich, wenn wir uns recht erinnern, darum handelte: ob der Profeſſor Reichard damals männlichen oder weiblichen Geſchlechts geweſen?

In dieſe Zeit fällt auch die Vermählung des Fürſten mit der bisherigen Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg, dem Pückler ſchon immer innigſt angeſchloſſen geweſen und der ſeine in jeder Beziehung praktiſchen Talente für die höchſten Wirkungskreiſe des Staats zu benutzen gedachte. Die Erhebung Pückler's in den Fürſtenſtand erfolgte im Jahre 1822 durch den König von Preußen, motivirt ſowohl durch perſönliche Kombinationen und Verdienſte, wie als Entſchädigung für mehrere Vortheile, die den Pücklerſchen Erbgütern bei der Vereinigung der Lauſitz mit Preußen verloren gegangen waren. Eine Reihe glücklicher Jahre, meiſtentheils in und mit den Parkſchöpfungen Muskau's verlebt, bezeichnete jetzt eine eheliche Verbindung, die auf der ſeltenſten, geiſtig und gemüthlich wahlverwandten Gegenſeitigkeit beruhte und nur aus Rückſichten wieder aufgelöſt wurde, die einerſeits aus einer unglaublich zarten und von der innigſten Liebe bewegenen freiwilligen Entſagung des einen Theils

dem andern aufgedrungen waren, andererseits unter den obwaltenden hocharistokratischen Verhältnissen, bei denen die fehlende Nachkommenschaft so bedeutenden Ranges, Namens und Besitzthumes in Betracht kam, das gewöhnliche Maaß für eine solche Situation ändern. Dies um so mehr, da sich nur um so eigenthümlicher und inniger nachher dieser Seelenbund gestaltete, indem die durch die Trennung freigegebenen Vortheile nicht einmal auf der andern Seite in Ausführung gebracht wurden. Dieses schöne Verhältniß hat sich in seiner ganzen Zartheit namentlich in den Briefen des Verstorbenen abgeprägt, die von der kurz darauf (1828) unternommenen Reise nach England, Wales, Irland und Frankreich an die Fürstin gerichtet wurden, und aus dem augenblicklichen, und wie man sieht, der süßesten Befriedigung gewohnten Drange des Mittheilens und Vertrauens ursprünglich so entstanden sind, ohne alle Absicht auf ihre Veröffentlichung. An einer Stelle dieser Briefe heißt es: „Warum schreibe ich Dir so gern? Gewiß, weil ich denke, daß es Dir Freude macht, aus der Ferne von mir zu hören, — aber auch, weil Du nur immer mich verstandest, und niemand sonst! Dies allein wäre hinreichend, mich auf immer an Dich zu fesseln, denn ich lebe, mitten in der Welt, doch nur mit Dir, — so einsam als auf einer wüsten Insel. Tausende von andern Geschöpfen wimmeln zwar um mich her, — sprechen aber kann ich nur mit Dir. Versuche ich es mit Andern, so kommt mir schon die Gewohnheit und Neigung, immer wahr zu sein, oft theuer zu stehen!

oder ich ſtoße durch etwas anders an — denn Lebensklugheit wurde meiner Natur ebenſo beſtimmt und unerreichbar verſagt, als es dem Schwane im Winter auf dem See vor deinem Fenſter unmöglich iſt, mit den vorbeigleitenden Schlittſchuhfahrern Wette zu laufen, aber — ſeine Zeit kommt auch, wenn er mit ſtolzgekrümmtem Halſe die Fluthen zertheilt, oder im blauen Aether allein und majeſtätiſch durch die Lüfte ſchwebt. Dann erſt iſt er er ſelbſt.“ —

Die reizende Zufälligkeit, das unberechnete Sichgehenlaſſen und Hingeben, womit die Stimmungen des Tages, der Individualität, der momentanen Erſcheinung der Dinge in den Briefen des Verſtorbenen ſich ſelbſt abſchildern, ſprechen am deutlichſten für die Unbefangenheit und Urſprünglichkeit ihrer Abfaſſung. Dieſe Briefe, die nachher eine neue Sphäre der deutſchen Literatur anbauten, langten aus England an, als ſich Rahel und Varnhagen von Enſe zum Beſuch bei der Fürſtin in Muskau befanden, und in Gemeinſchaft mit dieſen beiden auserleſenen Geiſtern, auf deren feinſinniges perſönliches Einwirken und immer unter den größten Geſichtspunkten ſich bethätigendes Anregungstalent ſo viel Bedeutſames, ja Epochemachendes in unſerer Literatur zurückgeführt werden muß, wurden die Mittheilungen des Reiſenden zuerſt genoſſen und mit dem Wunſch dringend bezeichnet, daß die ſeltenen Schätze ihres Inhalts allgemeiner nutzbar und zugänglich werden könnten. Von ſolchen Urtheilern beſtimmt und überſtimmt, zeigte ſich auch der Fürſt

nach seiner Rückkehr geneigt, diesen Wünschen sogleich durch die Ausführung zu entsprechen, und nur mit geringen Aenderungen, die der Gedanke an das Publikum gebot, wie mit einigen Zusätzen, durch welche besonders ein gewisses satirisches Element in den sonst fast kindlich gemüthlichen Erguß der Mittheilung sich einätzte, erschienen die „Briefe eines Verstorbenen" (erster und zweiter Theil: München 1830, dritter und vierter: Stuttgart 1831) und erregten bald aller Orten das größte Aufsehen *). Das geheimnißvolle Inkognito, dessen Schleier doch wieder halb gelüftet war, oder wenigstens durch Form und Inhalt des Dargebotenen auf eine bestimmte Lebenssphäre hinwies, die bei den Deutschen bisher selten in Berührungen mit der Literatur gekommen; der vertraute und leichte Fuß, auf dem in den Briefen mit den höchsten Personen und Verhältnissen umgegangen wird; aller Glanz des aristokratischen Abandons mit geistigem Darüberstehen und gründlicher Bildung; Virtuosität im ausgesuchtesten Genuß mit demokratischer Kunst und Laune zu entbehren; alle diese Mischungen, Widersprüche und Vereinigungen trugen das Ihrige zu den außerordentlichen Umständen der ganzen Erscheinung bei. Angesehene Männer, selbst Goethe, ließen kritische Stimmen darüber laut werden, und man kam überein, in diesem Buche eine fashionable Literatur anheben zu sehn, zu der auch keineswegs die Elemente in unserm Leben

*) Die dritte Auflage erschien: Stuttgart 1836.

gefehlt, obwohl ſie bis dahin in vornehmer Zurückhaltung und Abſonderung verharrt hatten. Indeß waltete im Anfang in der That ein ſo ſtrenges Geheimniß über die Autorſchaft des Verſtorbenen, daß bei der erſten Publikation ſelbſt mehrere dem Fürſten ſehr naheſtehende Perſonen nichts davon ahneten.

Wenige Reiſende haben die Gelegenheit und die Stellung gehabt, das eigentliche high life der Engländer in dem Maaße zu beobachten, wie der Verſtorbene, und dies gab ſeinen Darſtellungen den vermehrten Reiz, eine deutſche, entſchieden vornehme Perſönlichkeit in Berührung geſetzt zu ſehen mit der engliſchen Faſhion und Excluſivgeſellſchaft, die wohl nirgend eine ſo treffende, genau belegte und beißend witzige Schilderung erfahren hat, ſelbſt die auf ihrem eignen Boden erwachſenen, nur halb ironiſchen Zeichnungen Bulwer's nicht ausgenommen. Bei aller Antipathie gegen vieles Individuelle der Engländer, zeigt ſich jedoch auf der andern Seite der Verſtorbene immer als ein Bewunderer der politiſchen Größe der Nation, beſonders ihrer parlamentariſchen Repräſentation, von der er im vierten Theil der Briefe ein ſo erhebendes, und man könnte ſagen, wehmüthiges Bild gegeben. Poetiſcher und grotesker werden die Farben ſeines Gemäldes, wann er ſich aus dem Dandythum der londoner Modewelt in die Wildniſſe und Klippen Irland's, zu einem ebenſo ſchönbegabten als unglücklichen und mißhandelten Volke, gerettet hat. Für O'Connel zeigt er ſich eingenommen; er iſt ihm kein gemeiner Mann, obwohl

ein Mann des Volkes, und die abenteuerliche und gefahrvolle Reise, die zu dem O'Connelschen Felsenschloß, Derrinane Abtey, unternommen wird, wäre keine Wanderung für einen englischen Fashionable. —

Der Fürst schien selbst am meisten geneigt, sich über die außerordentlichen Erfolge zu wundern, die diese für ihn ganz neue Aventure, ein Schriftsteller zu sein, davongetragen. Nunmehr aber sah er das Publikum wie eine Gesellschaft an, die sich einmal in guter Laune und günstig zeigt, und fortan allem Großen und Kleinen, was mit seiner Person zusammenhängt, ein Interesse abzugewinnen verstehe. Das Behagen des Schreibens wurde ein neuer Lebensreiz für ihn, und wenn auch dieser zuweilen wieder nachließ, und er seiner Autorschaft überdrüßig wurde, so hatte er sich doch einmal, wie er selbst irgendwo sagt, das Publikum wie das Tabackschnupfen angewöhnt, ja er reiste auf dasselbe, und sein literarischer Charakter fing an, ihm zum Komfort seiner Wanderungen beizutragen. Nichts ist auch schwerer als den Reiz des Literarischen, das einmal zur süßen Lebensgewohnheit geworden, wieder fahren zu lassen, wie große Veranlassungen auch ein deutscher Schriftsteller zur Ermüdung, zum Zurückziehen in sich selbst und Ekel an seiner Situation haben könnte. Die einmal in Tinte getauchte Feder, die das nulla dies sine linea wie eine Ordensregel befolgt hat, erhält die Macht eines Dämons, der uns nicht wieder losläßt, und immer neue Lockungen, die verhängnißvolle Tinte zu vergießen, vorzuspiegeln, mit Aussichten

auf eine großartige Wirkſamkeit zu ſchmeicheln verſteht. Pückler, der ſonſt nur aus perſönlichem Gefallen, und wann es ihm gerade einkam, ſeine Reiſetagebücher geſchrieben, machte jetzt von jeder Station eine abſichtlichere Ausbeute, und es wird verſchiedener Reiſezweck, ob eine Expedition bloß zum eignen Vergnügen, oder mit der Abſicht unternommen werden ſoll, aus Land und Leuten eine neue literariſche Provinz für den Verſtorbenen zu machen. Seine ungemeine Leichtigkeit und Schnelligkeit der Darſtellung begünſtigte die Aufgabe, unter allen Lagen und Situationen, ſelbſt unmittelbar nach den größten Strapazen und Widerwärtigkeiten, etwas aufzuzeichnen, und Stil und Schreibart nehmen, in ihrem raſchen memoirenhaften Anflug, dieſelbe Färbung und Ungezwungenheit des Augenblicks an. Obwohl im Einzelnen nicht ohne Abſicht und Sorgfalt gefeilt, iſt es doch eine Sprache, die ſich nirgend die Mühe giebt, mit ausgeſuchten Antitheſen ihren leichthinfließenden Strom aufzuhalten, oder ſich durch Nachdenken über pointirte Wendungen das ſchnelle Fortkommen zu erſchweren. Das Konverſationsmäßige der ganzen Darſtellung zeigt ſich im unbekümmertſten und ſorgloſeſten Ausdruck, der nur durch die Gegenſtände ſelbſt entweder ſchön oder piquant und witzig wird, und der Charakter vornehmer Geſellſchaftsmittheilung iſt um ſo weniger um irgend eine Bezeichnung verlegen, da ihm auch jedes fremde Wort, ja ganze franzöſiſche Phraſen, wo ſie ihm gerade einfallen, dienen müſſen. Die Sprachmengerei in den Werken des Fürſten Pückler iſt eine der

hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten ſeines unbeſorgten, geſelligen, aber in aller Nachläßigkeit liebenswürdigen, Reiſeſtils.

Den Briefen eines Verſtorbenen folgten, in fünf Bänden, die Tutti Frutti (Stuttgart, 1834) und in demſelben Jahre die „Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei, verbunden mit der Beſchreibung ihrer praktiſchen Anwendung in Muskau," mit vier und vierzig Anſichten und Grundplänen, ein in ſeiner Art einziges, klaſſiſch geſchriebenes Werk, das aus zweierlei Urſachen vom größern Publikum ſo wenig geleſen ſcheint, einmal wegen ſeines ſehr hohen Preiſes, und dann weil es nur auf feſte Beſtellung von dem Verleger verſandt wurde; Umſtände, die alle beide hinreichen, in Deutſchland die beſte literariſche Erſcheinung unter dem Scheffel zu halten. Und doch enthält das Buch vieles Bemerkenswerthe, was nicht bloß den Parkomanen, wie der Fürſt ſich ſelbſt nennt, nützlich und ergötzlich, ſondern auch von allgemeinerem Intereſſe für Kunſt, Leben und Bildung iſt *).

*) Eine merkwürdige Epiſode in dieſem Gartenwerk iſt der (S. 235. flgd.) eingeſchaltete, anonyme Aufſatz über die Schinkel'ſchen Entwürfe zu den Fresken des Berliner Muſeums, der — wenn wir anders ein Geheimniß hier verrathen dürfen — aus der Feder Bettinens gefloßen iſt. Bettina war immer lebhaft von dem Wunſch durchdrungen geweſen, mit dem Fürſten Pückler in irgend eine literariſche Gemeinſchaft und Sympathie zu treten. Irren wir nicht, ſo war auch früher die Rede davon, daß Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde von Pückler herausgegeben erſcheinen ſolle, durch deſſen Widmung ihm nachher Bettina ihre Verehrung ausſprach.

Es ſind Anſichten darin ausgeſprochen, welche den höchſten Kunſtſinn verrathen und auf jedes Genre der Produktion bedeutſame Blicke fallen laſſen. England, das zum Vorbild dient und empfohlen wird, hat dieſe Lieblingsſtudien des Fürſten vornehmlich genährt und gefördert, aber in dieſer Verbindung von Lebenskomfort und gemüthlichem Kunſtſinn waltet zugleich ein ſchönes deutſches Element, das ſich wohnlich und heimathlich abprägt, und beſonders im Erzählen von den eignen Schöpfungen und praktiſchen Anwendungen der Ideen einen höchſt anſpruchloſen und freundſeligen Charakter beweiſt. Originell iſt der ganze Standpunkt, von dem bei dieſem Schaffen ausgegangen wird, indem der Fürſt das Prinzip der Landſchaftsgärtnerei „aus der höhern Ausbildung des genießenden Lebens“ herleitet, und zugleich alle innerlichen Anforderungen der ideellen Künſte damit verbindet. „Der höchſte Grad der landſchaftlichen Gartenkunſt (heißt es S. 159.) iſt nur da erreicht, wo ſie wieder freie Natur, jedoch in ihrer edelſten Form, zu ſein ſcheint. Es iſt dies eine eigenthümliche Affinität, welche die Naturmalerei mit der dramatiſchen ausübenden Kunſt hat, die beide allein unter allen Künſten die Natur ſelbſt zum Material und zugleich zum Gegenſtande ihrer Darſtellung wählen, der Schauſpieler, indem er mit ſeiner eignen Perſon ideale Menſchen von neuem zu verwirklichen ſucht, der Gartenkünſtler, indem er die rohen ungeregelten Naturſtoffe und Bilder zu einer poetiſchen Landſchaft vereinigt und erhebt. Leider geht die Aehnlichkeit noch wei-

ter, denn Beider Schöpfungen ſind ſehr prekair, wiewohl der Vortheil hier wenigſtens noch auf des Naturmalers Seite bleibt. Ebenſo könnte man vielleicht die höhere Gartenkunſt mit der Muſik vergleichen, und wenigſtens ebenſo paſſend, als man die Architektur eine gefrorne Muſik genannt hat, ſie eine vegetirende Muſik nennen. Sie hat auch ihre Symphonieen, Adagios und Allegros, die das Gemüth durch unbeſtimmte und doch gewaltige Gefühle gleich tief ergreifen. So wie ferner die Natur ihre einzelnen Züge dem Landſchaftsgärtner zu Gebrauch und Auswahl darbietet, ſo liefert ſie auch der Muſik ſchon ihre Grundtöne; ſchöne, wie die menſchliche Stimme, den Geſang der Vögel, des Gewitters Donner, das Brauſen des Sturms, des Luftzugs ahnungsvolle Klagetöne — widrige als z. B. Heulen, Brüllen, Knarren und Quietſchen. Die Inſtrumente bringen ſie dennoch alle wieder hervor, und wirken nach Umſtänden, ohrzerreißend in der Hand des Ungeſchickten, entzückend, wenn vom Künſtler in ein geregeltes Ganze geordnet. Der geniale Naturmaler thut daſſelbe. Er ſtudirt das vielfach von der Natur ihm Gegebene und verarbeitet dies Vereinzelte durch ſeine Kunſt zu einem ſchönen Ganzen, deſſen Melodie den Sinnen ſchmeichelt, das aber nur dann den höchſten Werth entfaltet und den vollſtändigſten Genuß gewährt, wenn Harmonie dem Werk die wahre Seele eingehaucht hat.“

Auch Launen, die billig freigegeben werden müſſen, dürfen in dieſer genialen Muſterwirthſchaft der Garten-

kunſt walten, und wie der Fürſt auf ſeinen Reiſen an den ihm begegnenden Engländern einen laufenden Artikel der Antipathie hat, ſo ſcheint es ihm in der Landſchaftsgärtnerei ähnlicher Weiſe mit den — Parkeln zu ergehen, die er, was er mit den Engländern nicht vermag, überall karren möchte.

Im Frühjahr 1834 rüſtete ſich der Verſtorbene zu einem neuen Weltgang, den er ſelbſt für ſeinen vorletzten erklärte, und deſſen Stationen nicht Länder und Städte, ſondern alle bis jetzt entdeckten und auch unentdeckten Welttheile werden ſollten. Ob dieſer vorletzte Weltgang durch den Namen Semilaſſo, unter dem er unternommen wurde, ſchon den einigermaßen ermüdeten Weltgänger und Lebenspilger anzeige, was ſich wenigſten aus dem Laſſo herausnehmen ließe, iſt nicht auszumachen, da der Wanderer ſelbſt der Anſpielung auf das Wort Laſſo, „welches in Südamerika eine Schlinge bedeutet, mit der man Pferde und Rindvieh, auch Menſchen und wilde Thiere zu fangen pflegt," den Vorzug zu geben ſcheint. So viel iſt gewiß, daß der Verſtorbene, in Wagniſſen und Abenteuern unter fremden und ungewohnten Naturverhältniſſen, als Pyrenäenſteiger und Atlaskletterer, die rüſtigſte Lebendigkeit und Körperſtärke an den Tag legt, die, nach einem ſtarken Gebrauch aller Lebenskräfte, in ihrer Ausdauer um ſo bewundernswürdiger ſich erweiſt. Nur etwas Rheumatismus und Migraine ſtellen ſich zuweilen ein, werden aber ſchnell durch friſchen Muth und ſorgloſen Sinn überwunden, und die

kecke Gewohnheit des Lebensgenuſſes zeigt ſich zugleich als der wirkſamſte Talisman einer ſich immer erneuernden und warm pulſirenden Geſundheit. Beinahe hätte jedoch das größte Reiſeziel, der Tod, dem irdiſchen Laufe des Weltgängers diesmal eine Gränze geſteckt; wenigſtens bot ſich die nahe Gefahr deſſelben durch ein Duell dar, zu dem er ſich plötzlich durch einen ſchleſiſchen Edelmann, der eine ſcherzhaft erſonnene Geſchichte in den Tutti Frutti ſich als ein Pasquill auf ſeine Familie annahm, genöthigt ſah. Es war das achte Duell Semilaſſo's, der ſich gerade in Paris befand und im Begriff war, ſeine Wanderung nach Amerika anzutreten. Die Begegnung ſollte, nach dem getroffenen Uebereinkommen, an der belgiſchen Gränze ſtattfinden, und unſer Weltgänger ließ ſich, ehe er dahin abreiſte, den letzten Weisheitszahn ausziehen, der ihm noch übrig geblieben war. (Semilaſſo II. 114.) Dies Duell erregte damals aller Orten das größte Aufſehen, und wurde mit ſeinen ſeltſamen Nebenumſtänden in belgiſchen Blättern folgendermaßen erzählt: *) Eines Tages trat zu einem der angeſehenſten Chirurgen Lüttich's ein unbekannter Mann in das Zimmer, und fragte ihn, ob er Operationen jeder Art zu machen im Stande ſei? Nachdem dies bejaht worden, wurde von neuem gefragt, ob er wohl über einen ganzen Tag frei disponiren

*) Vergl. in der franzöſiſchen Zeitſchrift Le Temps vom 17. September 1834 die Mittheilung aus: L'Industriel, journal de Liège.

könne? Der Doktor erklärte sich auch dazu bereit, konnte sich jedoch nicht enthalten, einige Fragen über Das, was man von ihm erwarte, zu wagen, worauf er nur ausweichende Antworten empfing. Nur so viel erfuhr er von dem Unbekannten, daß man ihn am andern Morgen bei höchster Frühe in einem Wagen abholen und einige Meilen weit von Lüttich mit sich führen werde, wo man auf seine Dienste zähle. Am bestimmten Tage und zur festgesetzten Stunde erschien auch eine Kutsche. Der Unbekannte von gestern und ein andrer Herr von sehr ansehnlichem Aeußern, der den Hauptsitz einnahm und dem die größte Aufmerksamkeit bewiesen wurde, befanden sich darin. Man nöthigte den Doktor einzusteigen und fuhr unverzüglich davon. Unsere Reisenden beobachteten das größte Stillschweigen, das nur zuweilen durch einzelne Worte über gleichgültige Gegenstände unterbrochen wurde. Endlich begann der Herr, welcher die Hauptrolle bei diesem Imbroglio zu spielen schien, sich bei dem Doktor wegen der mysteriösen und etwas unzarten Art seiner Entführung zu entschuldigen. „Es soll Ihnen nicht verschwiegen bleiben, sagte er, wohin Sie fahren, und um welche Sache es sich handelt. Vielleicht bin ich Ihnen auch nicht so ganz unbekannt, und es ist möglich, daß einige literarische Produktionen, die eine günstige Aufnahme fanden, den Namen des Fürsten Pückler-Muskau zu Ihnen gelangen ließen. In einem meiner Romane bediente ich mich aller üblichen Mittel der Darstellungskunst, um einer dramatischen Handlung Leben und Interesse zu lei-

hen; ich brachte meinen Helden in alle möglichen Verſuchungen heftiger Leidenſchaften, und in alle die Zerwürfniſſe, die eine unvermeidliche Folge derſelben ſind; dazu erſann ich, auf gut Glück, einen Namen, den der Hauptheld eines Drama's, wie ſehr es auch immer erdichtet ſein mag, doch einmal haben muß. Durch eine jener Bizarrerieen, die man niemals vorausſehen kann, ereignete es ſich nun, daß in einem etwas nördlichen Theile von Deutſchland ein ſehr angeſehener Mann exiſtirte, der gerade den nämlichen Namen führte, und, als mein Werk in ſeine Hände fiel, in der Erdichtung meiner Phantaſie eine ihn beſchimpfende Perſönlichkeit erblickte. Ich befand mich damals in Paris. Durch diplomatiſche Verbindungen gelangten ſeine Beſchwerden und Reklamationen alsbald zu mir hin, und ich bemühte mich, ihm alle Erläuterungen, alle wünſchenswerthen Erklärungen zu geben. Seine gereizte Empfindlichkeit wollte ſich jedoch damit nicht begnügen, und es wurde eine Reparation vermittelſt der Waffen verabredet. Zu dieſem Zweck begeben wir uns jetzt nach A....., wo ich meinen Gegner treffen und vielleicht das erſte und letzte Mal in meinem Leben ſehen werde." — Unterdeß war man zu einer neuen Station gelangt; der Fürſt ſchlug ein Frühſtück vor, und man ſchickte ſich ſehr heiter und mit gutem Appetit dazu an. Bevor man ſich wieder auf den Weg machte, wollte der Fürſt ſein Pulver verſuchen; er lud ſeine Piſtolen, ſchoß in einen funfzehn Schritte entfernten Baumſtamm ein Loch, und traf dann mit der Kugel

eines zweiten Pistols genau in dieselbe Oeffnung hinein, welche der erste Schuß ausgehöhlt hatte. —

Die ferneren Umstände des Hergangs selbst hat Semilasso in dem Sendschreiben an seinen Milchbruder, den Fürsten P.... Wi...., etwas anders erzählt, als sie in den Zeitungsberichten damals angegeben wurden, weshalb wir in unserer Skizze ihm darin folgen. Das Duell fand beim größten Regen statt, und wurde sogleich begonnen, nachdem beide Gegner sich auf eine sehr chevalereske Weise begrüßt und einige Worte der Höflichkeit gewechselt hatten. Der Fürst beschreibt seinen Gegner als einen starken Mann, nahe den Funfzigen, von militairischem Ansehn, und einem Ausdruck von Redlichkeit und Heiterkeit in seinen offenen Zügen, der einen sehr günstigen Eindruck auf ihn machte und ihn zu der freundlichen Begegnung stimmte, die er ihm sonst nicht hätte angedeihen lassen. Der Gegner wurde von der Kugel des Fürsten leicht und gefahrlos am Halse getroffen, und die Scene endigte mit dem Uebereinkommen, in die öffentlichen Blätter einen gegenseitigen Widerruf einrücken zu lassen, worauf man mit herzlicher Hochachtung von einander schied. Am merkwürdigsten dünkt uns bei dieser Begebenheit die Gemüthsstimmung des Fürsten, der er vor dem Duell in folgenden Betrachtungen bei sich nachhing: „Bisher hatte ich absichtlich an die ganze Sache nicht mehr gedacht, als gerade nöthig, wenn ich gezwungen war, mich mit ihr zu beschäftigen. Jetzt betrachtete ich sie scharf, denn ich bin kein Jüngling mehr, dem der

Leichtſinn am beſten anſteht, und wenn ich ihn auch noch ſchätze und gebrauche, ſo geſchieht es doch nunmehro mit Abſicht und Reflexion. Du weißt, aus meinem Leben mache ich mir nicht viel. Dieß kommt theils aus einem tiefen, natürlich religiöſen Gefühl, das mir den feſten Glauben giebt: wir ſeien ewig in Gott, und es folglich ganz gleich, wo und wie wir eben in ſeiner Welt in die Erſcheinung treten, der Tod alſo nur etwas für die Erde wichtiges, aber in unſerm ganzen Sein höchſt Unbedeutendes — theils aus meiner individuellen Stimmung. Ich befinde mich in der Lage eines Mannes, der auf einem Balle gerade ſoviel getanzt hat, um, ohne ermüdet zu ſein, recht gern den Kotillon auch noch mitzutanzen, aber auch ebenſo gern, wenn ein Freund ihn abruft, nach Hauſe zu gehen. Es kommt aber noch ein Aberglaube hinzu. Ich werde nämlich unwillkürlich von dem Gedanken beherrſcht, daß ich in der nächſten Exiſtenz zu einer hohen Stellung, zu etwas Großem beſtimmt bin, und daß mein jetziges Leben nur dazu dienen ſoll, mir die Eigenſchaften zu erwerben, die mir zu dem künftigen noch fehlen. Dies Gefühl iſt manchmal ſo ſtark in mir, daß ich kaum die neue höhere Beſtimmung erwarten kann, und daher die Gelegenheiten, die ſie herbeiführen könnten, nichts Furchtbares für mich haben. Auf der andern Seite aber fühle ich mich auch noch nicht reif, und weiß daher im Voraus, daß mein Ziel jetzt noch nicht geſteckt iſt." —

Das Duell hinderte den Fürſten für diesmal an der beſchloſſenen Fahrt nach Amerika, indem durch den Auf-

enthalt die dafür günſtige Jahreszeit vorübergegangen war, und ſo wurde die Nordküſte Afrika's, vornehmlich Algier, das Reiſeziel, das der originellſten Ausbeute genug verhieß. Originell war die ganze Situation, einen mit deutſchliterariſchen Abſichten reiſenden Fürſten in dieſen Gegenden wandern zu ſehn, beſonders wenn man denkt, daß er vielleicht irgend eine feindliche Rezenſion, etwa aus dem berliner Geſellſchafter, der ihm nachgeſchickt worden, mitten im Raubſtaat Tunis mit ſich herumtrug, oder daß er, auf den Trümmern von Karthago ſitzend, auf eine witzige Vorrede dachte, um die Ungalanthеiten ſeiner berliner Rezenſenten zu beantworten. Mancher literariſche Aerger mußte ihn allerdings bis in den fernen Weltheil verfolgen, wenn ihm von den vielen Druckfehlern, die ſich immer in ſein Werke einſchleichen, Bericht erſtattet wird, oder die Ueberſetzungsſünden, welche das Ausland, namentlich die Franzoſen, an ihm begehen, ihm zu Ohren kommen *). Der Fürſt wurde in Afrika außerordentlich fetirt. Als er Tunis verließ und ſich in Goletta einſchiffen wollte, kam der Gouverneur zu ihm,

*) Unter Andern beklagt ſich Semilaſſo (II. 180.) daß von den in Frankreich erſcheinenden ſogenannten Memoiren des Fürſten Pückler-Muskau als fünfter Theil die „Briefe eines Lebenden" überſetzt erſchienen ſind. Bewunderungswürdiger iſt jedoch noch, daß die in Paris herausgekommene Ueberſetzung des Semilaſſo, unter dem Titel: „Chroniques, Lettres et Journal de voyage, extraits des papiers d'un defunt," bereits auch die afrikaniſche Reiſe enthält, auf welcher der Fürſt ſelbſt damals noch mitten in begriffen war.

um ihn noch einmal von Seiten des Bey zu bekomplimentiren, und ihm anzukündigen, daß der letztere ihn nicht reisen lassen könne, ohne ihm ein rinfresco mit auf den Weg zu geben. Dies bestand in 4 Ochsen, 20 Schafen, 100 Hühnern, 6 Bockshäuten voll feinem Mehl, 4 Fässern Butter, 500 Eiern, 300 Broten, 2 Zentnern Zucker, 1 Zentner Mokka-Kaffee, 2 Zentnern Reis, 2 Wagenlasten Gemüse aller Art, 2 großen Körben voll Weintrauben, 100 Melonen, 100 Wassermelonen, 6 Kisten mit Konfitüren; welche Galanterie denn allerdings zu ihrer Fortschaffung ein eigenes Transportschiff in Anspruch nahm. Auf der Rückreise verweilte er in Malta, wo ihm die Engländer große Aufmerksamkeit bewiesen, drei Wochen, und begann sich in der Quarantaine mit den Entwürfen zu einem phantastischen Roman zu beschäftigen, von dessen Ausführung viel Eigenthümliches zu erwarten steht. Sein Aufenthalt in Griechenland hat ihn, nach eingegangenen Briefen, wenig befriedigt, doch dürften seine Mittheilungen darüber von besonderem Interesse und in einem ganz unerwarteten Sinne ausfallen. Größere Befriedigung fand er bei den Türken und in Konstantinopel, und seiner Darstellung des Muhamedanismus läßt sich vornehmlich mit gespanntester Erwartung entgegensehn. —

Die bisher erschienenen und nächstfolgenden Bände von „Semilasso's vorletztem Weltgang" sind dieser neuen Runde des Verstorbenen bestimmt. Dies Werk zeichnet sich am meisten durch seine glänzenden Naturschilderung

gen aus, die besonders auf den Wanderungen durch die Pyrenäen eine dem Fürsten sonst nicht eigene Ueberschwänglichkeit ausathmen, und mit ebenso glühenden als sorgfältigen Farben gemalt sind. Durch diese Beschreibungen ist eine seit lange ziemlich verlassene Manier, die Natur zu behandeln, wieder zu einem neuen Recht gekommen, nämlich eine gewisse descriptive Naturanschauung, die vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert gäng und gäbe und poetisch war. Dieser kontemplative Umgang mit der Natur ist nicht der romantische, weil dazu nicht genug lyrische Subjektivität oder verschwimmende Innerlichkeit in ihm vorherrschend ist, noch der spekulative, weil er die metaphysischen Geister der Natur und ihre Nachtseite gänzlich dahingestellt sein läßt, und selbst ihre Schrecken und Widersprüche lieber zu einer malerischen und abenteuerlichen Situation sich verarbeitet, als zu einer Pein und geistigen Unruhe des Gedankens. Es ist vielmehr ein landschaftliches Talent der Empfindung, an Berg, Thal, Fels und See sich kindlich hinzugeben, ihre Gruppirungen zu belauschen wie das Mienenspiel einer Geliebten, und, sei es unter Sturm und Regen, sei es in wilden bizarr geformten Höhlen oder auf sonnenbeglänzten Berggipfeln und Schneepiks, überall eine Schönheitslinie aufzufinden, ein malerisches Bild, eine kunstvolle Einheit aus zerstreuten Theilen und Situationen zu gestalten.

Nach einer Stelle in den Wanderungen des Semilasso zu schließen, hat unser Weltgänger große Neigung

ſich in den Pyrenäen anzukaufen, und dort, in der Gebirgsſtille romantiſcher Anſiedelung, von ſeinen Welttouren ausruhend, den Reſt ſeiner Jahre zu verleben. Andern Nachrichten zufolge, ſoll er, nach Beendigung ſeines jetzigen „vorletzten“ Weltganges, entſchloſſen ſein, noch in die neue Welt einen Gang zu machen, und zwar in Geſellſchaft ſeines freundſchaftlich attachirten Leopold Schefer, der ſich bereits auf dem Papier durch ſeine novelliſtiſche „Probefahrt nach Amerika“ dazu vorbereitet zu haben ſcheint. Die Expedition in die neue Welt wird jedenfalls des Verſtorbenen letzter Weltgang ſein. —

* * *

Die bunte und vielgeſtaltige Miſchung von Eigenſchaften macht den Charakter des Fürſten Pückler ebenſo farbenſchillernd, als ein ſchöner, tiefer, menſchlicher Kern ihm auf der andern Seite einen einfachen und gediegenen Grundzug giebt. Die Kindlichkeit ſeines Weſens, von der Rahel geſprochen, muß man als ächt in ihm erkennen, ſowohl im Genuß aller Seiten des Daſeins, wo ein gewiſſer kindlicher Epikureismus die ironiſchen Kontraſte des Lebens ſorglos im Hintergrund beſtehen läßt: als auch in gutmüthiger Hingebung an Perſönlichkeiten und Verhältniſſe, die er gern nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf ſich einwirken läßt, ohne Sprödigkeit und Verſtellung. Es ſind zwei Seelen in ihm, die er ſelbſt einmal (Briefe eines Verſtorb. IV. 296.) als eine männliche und eine weibliche unterſcheidet, und die erſtere mag

sich nicht selten im Widerstreit mit der letzteren befinden, woher in seinem Temperament die verschiedenen und schnellwechselnden Anflüge von weicher Milde und unbezwinglicher Verhärtung. Weltmann und Naturmensch, Reflexion und Naivetät, kalte Berechnung und unbewußtes Hinschwimmen auf der Welle des Augenblicks, schlagen auf seinem innern Resonanzboden oft gleichzeitig die mannigfachsten Töne an, und dichten, handeln, scherzen, raisonniren, spotten und persifliren unaufhörlich in ihm. Aber was gerade die beißendsten Wendungen seiner Satire anbelangt, so kann man sich in den meisten Fällen darauf verlassen, daß sie nur der künstlich hervorgerufene Gegenpol zu einer ursprünglichen Gutmüthigkeit sind, die er auf der andern Seite nicht überhand nehmen lassen wollte. Denn jederzeit als bon enfant an Allem Theil nehmend, wie eine flatternde Biene Duft und Würze jeder Blume entküssend, läßt er sich gewiß erst hinterher den Stachel zu irgend einer boshaften Bemerkung schießen, wo ihm der Weltmann seine natürliche Antipathie, für gutmüthig zu gelten, ins Ohr raunt. Diese bissig werdende deutsche Gutmüthigkeit, mit ihren hellen spottblitzenden Augen, hinter denen so viel sanfter Schein der Redlichkeit sich birgt, ist mir selten so deutlich abgezeichnet erschienen, als in dem Bilde des Fürsten Pückler.

Die Lebenssphäre der modernen vornehmen Welt, die zugleich seinen literarischen Charakter ausprägte, ist nicht nur mit Bewußtsein in ihm vorhanden, sondern auch zu einem neuen und eigenthümlichen Bewußtsein in

ihm gekommen. Varnhagen von Enſe hat in ſeiner Beurtheilung der Briefe eines Verſtorbenen *) dieſe literariſche und perſönliche Stellung vornehmlich herausgehoben, und ſehr treffend bemerkt, daß, was früher von unſern Vornehmen, ſelbſt von regierenden Fürſten, in Wiſſenſchaft und Kunſt Ausgezeichnetes geleiſtet worden, doch nur ganz nach der Weiſe anderer Gelehrten und Künſtler geſchehen ſei, ohne daß die Individualität ihrer eigenthümlichen Lebensſtellung mit ausgedrückt worden wäre. In den Werken des Fürſten Pückler aber hat ſich eine Vermittelung der Ariſtokratie mit der Volksliteratur dargeboten, welche überhaupt ſeinen ariſtokratiſchen Idealen, von denen er ſich beſonders in den Tutti frutti erfüllt zeigt, entſpricht. In dem Bewußtſein des völligen Niedergangs der erblichen und feudalen Ariſtokratie bemerkt er einmal (Semilaſſo I. 27.): „Der tiers état bekommt überall das Uebergewicht, wie billig, denn es iſt ſein Zeitalter. Das unſere iſt vorüber!“ Und zugleich zeigt er ſich geneigt, die Mittelſtände, bis zum Handwerker herunter, zu beneiden, wegen ihrer vor den Vornehmen begünſtigten Zeitverhältniſſe. (Briefe eines Verſt. II. 381.) Aber er iſt zugleich auf eine radikale Reform ſeines Standes, den er einmal als ein zu behauptendes Lebensgebiet feſthält, bedacht. In den „politiſchen Anſichten eines Dilettanten“ (Tutti frutti, 3r Band.) hat

* In den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik; wieder abgedruckt in ſeinem Werke „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur“ S. 311 flgd. und 411 flgd., vergl. beſonders S. 331 u. 332.

er ſeine zuſammenhängenden Bekenntniſſe darüber gethan, und es iſt merkwürdig zu ſehen, wie er hier Meinungen, die ihn vorherrſchend als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts erweiſen, mit den Ideen zeitgemäßer Fortentwickelung zu vermitteln und zu vermiſchen gewußt hat. In der Stiftung einer neuen volksthümlichen Ariſtokratie auf dem Fundament des Grundbeſitzes, die ihn ſodann auch, wie zu erwarten ſtand, auf die Wiedereinführung der Majorate zurückbringt, konzentrirt ſich ihm zugleich die Erledigung aller übrigen wichtigen Fragen der Gegenwart, auf eine Weiſe, die durch Humanität, freiſinnigen und aufgeklärten Blick, und durch alte ariſtokratiſche Formenverhärtung ſich gleichmäßig bemerkenswerth macht. Dies würde, um es mit ſeinen eigenen Worten zu bezeichnen, „ein neuer Adel ſein, gewiſſermaßen aus dem Volkswillen hervorgegangen, auf Grundbeſitz baſirt, wo nur der wirkliche Beſitzer den Titel führt, ſeine übrigen Kinder und Verwandte aber in den Bürgerſtand zurücktreten müßten, um auf dieſe Weiſe beide Stände ſich von Neuem wieder verbrüdern zu laſſen und alle Rivalität unter ihnen aufzuheben, ſodaß der Adel künftig die Stütze der Nation ſelbſt und aller ihrer Klaſſen repräſentire.“ Die weitere Anwendung dieſes Projekts auf die wirklichen Verhältniſſe lautet folgendermaßen: „Nur die Pairs oder Standesherren würden in Zukunft dieſen Adel, die neue Ariſtokratie, bilden, alle übrigen jetzt beſtehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern zwar bis an ihren Tod beibehalten werden können, je-

doch nach wie vor nur Titel bleiben und keine Rechte verleihen, ſich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig ſein. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzuſetzen) werde es fortan Jedem geſtattet ſein, ſich wie in Oeſterreich, wo man Jedermann Ew. Gnaden titulire, das Wörtchen „von" beliebig bei- oder abzulegen, wenn er ſich ohne daſſelbige nicht beruhigen könne." Obwohl wir von dieſer populairen Ariſtokratie des Grundbeſitzes, die der Fürſt als ein wohlthätiges und dauerndes Zwiſchenelement bezeichnet, nicht einſehen mögen, wie ſie die Ausartung in eine bloße Geldariſtokratie werde vermeiden können, ſo halten wir es doch nicht am Ort, hier unſere abweichende Meinung dagegen geltend zu machen. Dieſe Ideen ſollten uns bloß zur Bezeichnung ſeiner eigenthümlichen politiſchen Mittelſtellung dienen, die er ähnlicherweiſe auch in die Literatur übertragen hat, und wovon ſeine eigene Bildung jene reizende Miſchung von vornehmer Abgeſchloſſenheit, ſicherer weltfreier Grazie, und gemüthlicher volksthümlicher Hingebung aufweiſt. Sollte ſich jedoch auch einige ariſtokratiſche Oſtentation ſelbſt in die literariſche Mittheilung einſchleichen, ſo iſt es gewiß keine unbewußte Befangenheit in ceremonievollen Formen, ſondern es paßt vielmehr jenes Wort, das er ſelbſt vom Herzog Miſchling geſagt hat, wenn wir uns anders erlauben dürfen, es hier in dieſem Sinne herbeizuziehen (Tutti Frutti III. 206.): „es ergötzte ihn oft mit ſeiner Vornehmheit zu koquettiren, obgleich im tiefſten Grunde der Seele ſie eigentlich Nie-

mand geringer achtete, ja meiſtens läſtiger fand als er. Da er ſie aber einmal beſaß, ſpielte er auch damit, faſt wie ein Taſchenſpieler, bei dem der Werth ſeiner Künſte ebenfalls nur aus der Blindheit ſeines Auditoriums hervorgeht.“ Aber dieſe faſhionable Phyſiognomie eines literariſchen Charakters kann für die Literatur ſelbſt natürlich nicht dieſelbe Bedeutung haben, wie für das Leben und unſere Zuſtände, für welche ſie ein Symptom iſt; auf der höchſten Stufe wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hervorbringung giebt es keine Faſhion mehr und das geſellſchaftliche Element löſt ſich mit ſeinen Unterſchieden in das höhere Element der ächten Produktion auf.

Eine andere Seite des Verſtorbenen, die wir auch als eine faſhionable und altariſtokratiſche bezeichnen möchten, iſt ſeine ſogenannte Freigeiſterei, welche man ihm vielfältig, und immer aus ſehr engen Geſichtspunkten, zur Laſt gelegt hat. Freigeiſterei war beſonders im achtzehnten Jahrhundert ein Modeprädikat der vornehmen Stände, während ſich heutzutage bei denſelben das Gegentheil immer ſchärfer und bis zum Extrem des Pietismus hervorzuthun ſcheint. Damals war es ebenſo ſehr ariſtokratiſche Abſonderung von dem Glauben der Populace, als es jetzt Befeſtigung der Ariſtokratie durch ein gutes Einverſtändniß mit dem Himmel ſein ſoll. Bei dem Verſtorbenen hängt ein ziemlich ausgebildetes Syſtem ſogenannter freigeiſtiger Anſichten mit ſeinem angebornen Hang zum Philoſophiren, mit ſeinem Talent eines im-

mer regen Verſtandesraiſonnements, zuſammen, das ſich jedoch in aller Oppoſition immer nobel erhält, und eine ariſtokratiſche Leichtigkeit der Konverſation über die Dinge des Glaubens und des Unglaubens behauptet. Die eigentliche philoſophiſche Spekulation iſt ihm fremd und zuwider, aber er ſucht ihre Reſultate auf anderm Wege zu erzielen, wobei ihm allſeitige Welterfahrung, tiefe Menſchen- und Selbſtkenntniß, und jene Senſibilität einer Natur, die alle Schwingungen des Zeitgeiſtes und der Zeitmeinungen von ſelbſt nachzittert, zu Hülfe kommen. So iſt in ihm ein freier Zuſammenhang von Gedanken und Anſchauungen vorhanden, in dem alle die Spekulation herausfordernden Gegenſtände des Menſchen theils zerſetzt, theils geordnet ihm daliegen, und worin ſich ein Individuum, losgelöſt von den Vorurtheilen der ungeprüften Ueberlieferung, bald als Widerſpruch, bald als Produkt ſeiner Zeit entfaltet. In dieſer Stellung zeigt er einen ſehr eigenthümlichen Charakter, indem es ihn treibt, gegen ariſtokratiſchen wie demokratiſchen Pietismus und Obſcurantismus gleicherweiſe die Waffen zu kehren, auf der andern Seite aber ihn in ſchönen begeiſterten Stunden alle Frömmigkeit einer guten, goldenen, harmloſen Zeit anweht und ſein Herz zu Ergüſſen drängt. Goethe nennt ihn in ſeinem Aufſatz über die Briefe eines Verſtorbenen *) „ein frommes Weltkind;“ er ſagt von ihm: „es wirkt ſo angenehm erheiternd, ein wohl-

*) Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand. Bd. 45. S. 358.

geſinntes, in ſeiner Art frommes Weltkind zu ſehen, welches den Widerſtreit im Menſchen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigſte darſtellt.“ Aber ebenſo ſehr wie ſeine Satire mit ſeiner Skepſis zuſammenhängt, laufen ſeine frommen Empfindungen parallel mit einer der Spekulation ſich entſchlagenden Gemüthlichkeit und Sorgloſigkeit, und machen ſich wie eine unmittelbare Naturregung geltend. Auf ſeinen Reiſen beſchleichen ſie ihn am lebhafteſten und reichſten, und vor dem Anblick eines hellausgebreiteten Sternenhimmels thut ſich oft ſeine Religioſität in milder Hingebung auf. Sie verbindet ſich mit einer merkwürdigen Offenheit über ſich ſelbſt, welche gern alle ſchadhaften Stellen an ſich preisgiebt und immer den rechten Troſt dafür zu finden weiß, obwohl nur wieder um ſo kräftiger auf ächten Weltgenuß hinlenkend. So ſtellt ſich eine glückliche Harmonie in ihm dar, die auf heitrer und geſunder Lebensgegenwart beruht, und die Zwecke des Daſeins nicht in eine ungewiſſe Ferne ſetzt, ſondern in jedem nächſten Augenblick erfüllt und befriedigt ſieht. Sein Verhältniß zum poſitiven Chriſtenthum (vergl. beſonders in den Tutti frutti Bd. III. S. 18 flgd. u. S. 68 flgd.) iſt ebenſo freimüthig, redlich und ächt hiſtoriſch, als ſeine Anſichten von unbedingter Glaubensfreiheit, worüber er beſonders auf ſeinen Wanderungen durch Irland treffliche Aeußerungen gethan, eine noch immer ideal gebliebene Höhe humaner Zeitbildung bezeichnen. Mit dieſer unbefangenen Geſundheit ſeines Weſens hat er ohne Zweifel auf ſeine Zeitgenoſ-

ſen gewirkt, und ſelbſt das Ephemere ſeiner Mittheilungen, die friſch und unmittelbar vom Schaum des Tages abgeſchöpft ſind, dient dazu, ihren Werth und Einfluß in dieſem Sinne zu erhöhen. Er ſelbſt aber hängt, nach allen ſeinen Weltwanderungen, nach allen durchgelebten Formen des Daſeins, noch immer mit ſolcher Feſtigkeit den Banden der Erde und dem Reiz des Menſchlichen an, daß er (Briefe eines Verſtorb. IV. 307.), nach ſeiner Theorie der Metempſychoſe, meint: „Der Planet ſei ſchön und intereſſant genug, um ſich einige tauſend Jahre in immer erneuter Menſchengeſtalt darauf umherzutummeln" — eine Perſpektive, der wir für unſer Theil von Herzen gern entſagen.

Die Perſönlichkeit des Fürſten, ſeine kecken, kräftigen, treuherzigen Züge, welche Gedrungenheit, überſehlichen Weltblick, Unternehmungsgeiſt, Muth und Selbſtſtändigkeit in anziehender Miſchung darſtellen, ſind in dem vorangeſtellten Portrait, dem ſich dieſe unſere Skizze nur als Kommentar angeſchloſſen hat, mit Lebendigkeit veranſchaulicht. Seine äußere Erſcheinung, wie ſie ſich mitten im Leben giebt, wurde bei Gelegenheit eines politiſchen Diners, dem er in Irland beiwohnte, in den engliſchen Journalen folgendermaßen geſchildert (Briefe ein. Verſt. II. 90.): „Sobald man die Ankunft des ..... erfahren hatte, begab ſich der Präſident mit einer Deputation auf des ....s. Zimmer, um denſelben einzuladen, unſer Feſt mit ſeiner Gegenwart zu beehren. ꝛc. Bald darauf trat der ..... ins Zimmer. Sein Anſe-

ben iſt befehlend und graciös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und obgleich von ſehr blaſſer Farbe, iſt doch ſein Geſicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressive). Er nahm ſeinen Platz am obern Ende der Tafel, und ſich gegen die Geſellſchaft verneigend, ſprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent folgende Worte." u. ſ. w.

Auch die innere Perſönlichkeit wurde dem Verſtorbenen in England abgeſchildert, und zwar ſehr gründlich und ausführlich, nach Gall's Schädelwiſſenſchaft, nach deren Lehrſätzen er von dem Kranelogen Deville in London ſeinen Kopf unterſuchen ließ, der ihm, wie jetzt auch uns, im Weſentlichen folgende, probehaltig befundene Aufſchlüſſe ertheilte (Briefe ein. Verſt. IV. 80 flgd.): „Ihre Freundſchaft — ſo gab er dem Verſtorbenen ſein Orakel ab — iſt ſehr ſchwer zu gewinnen, und nur durch ſolche, die ſich Ihnen ganz und mit der größten Treue widmen. In dieſem Falle werden Sie aber Gleiches mit Gleichem mit unwandelbarer Beſtändigkeit vergelten. — Sie ſind leicht zu reizen in jeder Hinſicht und dann großer Extreme fähig, geben aber weder der leidenſchaftlichen Liebe, noch dem Haß, noch andern Leidenſchaften eine lange Folge. — Sie lieben die Kunſt, und werden, wenn Sie ausübend darin ſind oder werden wollen, ſich ohne Schwierigkeit darin ausbilden können, und ich finde die Kraft der Kompoſition auf Ihrem Schädel ſtark ausgedruckt. Sie ſind kein

Nachahmer, ſondern wollen ſelbſt ſchaffen, ja es muß Sie das Gefühl oft drängen, Neues hervorzubringen. — Sie haben auch einen ſtarken Sinn für Harmonie, Ordnung und Symmetrie. Wenn ſie Diener haben oder Handwerker beſchäftigen, werden dieſe viel Mühe finden, Sie zu befriedigen, weil Ihnen nichts genau und akkurat genug ſein kann. Sie haben ſonderbarerweiſe die Liebe zum Häuslichen und die des Umherſchwärmens in der Welt, welche ſich gegenſeitig opponiren, gleich ſtark. — Ein ähnlicher Widerſpruch findet ſich bei Ihnen in einem ſcharfen Verſtande und in einer bedeutenden Anlage zur Schwärmerei. Sie müſſen innig religiös ſein und werden doch wahrſcheinlich keiner poſitiven Form der Religion ſonderlich anhängen. — Sie ſind ſehr eitel, doch nicht von der Art, die viel zu ſein glaubt, ſondern viel ſein möchte. — Sie werden ſich ganz ungezwungen und heiter (cheerful) nur da bewegen können, wo ihre Eitelkeit durch nichts niedergedrückt (hurt) wird, die Menſchen, mit denen Sie umgeben ſind, Ihnen aber zugleich wohlwollen, wofür Ihre Gutmüthigkeit, eines Ihrer ſtarken Organe, Sie ſehr empfänglich macht. — Dieſe letztere, mit einem ſcharfen Urtheil gepaart, macht Sie auch zu einem großen Verehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Gegentheil empört Sie, und Sie werden ohne alles perſönliche Intereſſe immer die Partei eines Unterdrückten lebhaft zu nehmen im Stande ſein. Auch ihr eignes Unrecht geſtehn Sie gern ein und verbeſſern es bereitwillig. Unangenehme Wahrheit, die Sie betrifft, kann Sie wohl ver-

drießen, Sie werden aber dem, der ſie aus keiner feindlichen Abſicht Ihnen ſagt, doch eher geneigt ſein und jedenfalls deshalb wahre Achtung für ihn empfinden. Aus demſelben Grunde werden Sie Geburtsdiſtinktionen eigentlich nicht zu hoch anſchlagen, wenn Ihre Eitelkeit auch nicht ganz unempfindlich dagegen iſt. — Sie laſſen ſich leicht hinreißen, es fehlt Ihnen aber dennoch an leichtem Sinn. Im Gegentheile haben Sie cautiousness (das Vermögen, ſich augenblicklich Alles zu denken, was in Folge einer Handlung geſchehen könnte) in zu hohem Grade, welche Ihrem Leben als Wermuth beigemiſcht iſt, denn Sie werden über Alles viel zu viel reflektiren. — Sie ſtreben beſtändig, ſind begierig nach Auszeichnungen, und ſehr empfindlich für Vernachläſſigungen, haben überhaupt ſehr viel Ambitien und von allen Arten, die Sie zugleich ſchnell wechſeln, auch gleich damit am Ziele ſein wollen, da Ihre Imagination ſtärker iſt als Ihre Geduld, weshalb Sie beſonders günſtige Umſtände finden müſſen, um zu reuſſiren. — Sie haben jedoch Eigenſchaften, die Sie fähig machen, nichts Gemeines zu leiſten, und ſelbſt das Organ der Ausdauer und Feſtigkeit iſt ſtark bei Ihnen ausgedrückt, aber von vielen widerſtrebenden Organen gehindert. — Sie ſchätzen Geld und Vermögen ſehr hoch, wie Alle, die viel thun wollen, aber nur als Mittel, nicht als Zweck. Geld an ſich iſt Ihnen gleichgültig, und es iſt wohl möglich, daß Sie nicht immer ſehr haushälteriſch damit umgehen.“ — —

Ueber

die Entwickelung

der neueren deutschen Kunst.

Von

O. F. Gruppe.

Die Künste entwickeln gegenwärtig eine lebendigere Regsamkeit als in den beiden letzten Jahrhunderten; dies wird namentlich in Deutschland gefühlt. Ein Gang durch die Straßen Berlins zeigt, daß Architektur und Skulptur eine neue Blüthe beginnen; ein Besuch der königlichen Residenz in München, eine Promenade durch die Hallen des Hofgartens, lehrt deutlich, daß die Malerei einen neuen Aufschwung genommen, und wer könnte vollends daran zweifeln, wenn er eine Kunstausstellung in Berlin, in München, in Düsseldorf gesehen hat. Die Zahl dieser Ausstellungen mehrt sich mit jedem Jahr, ein ganzes Netz davon zieht sich über Deutschland hin, deutsche Städte wetteifern mit einander in dem Glanz derselben: im Süden Wien, München, Frankfurt; im Norden Berlin, Düsseldorf, Halberstadt, Magdeburg, Halle, Potsdam, Breslau, Stettin, Danzig, Königsberg; außerdem Dresden, Hannover, Braunschweig, Hamburg. Hieraus ergiebt sich unwiderleglich, daß Produktion und Empfänglichkeit, daß die Zahl der Künstler und der Liebhaber in gleichem Verhältniß gewachsen sei. Die Liebe zur Kunst ist nicht mehr bloß Sache einzelner Sammler

und Kenner, alle Gebildeten sind wieder ihre Freunde geworden, sie hat ihre Verehrer in allen Kreisen und Ständen, ja man kann sagen, sie erwärmt und ergreift wieder die Nation, in der sie immer tiefere Wurzeln schlagen möge.

Aber die Künstler stehen nicht zerstreut, sie gruppiren sich zu ganzen Schulen; hervorragende Talente sind Mittelpunkte geworden, von denen Lehre und Befruchtung auf eine zahlreiche Schaar von Jüngern ausgeht. Um hier nur die hauptsächlichsten Erscheinungen zu nennen, so ist Schinkel in Berlin der Anführer einer weit verbreiteten Architektenschule; Cornelius in München, Schadow in Düsseldorf und Wach in Berlin haben ausgedehnte Kreise begabter Maler um sich versammelt, und von Thorwaldsen, Rauch und Tieck sind treffliche Bildhauer ausgegangen.

Selbst diejenigen Künstler, welche nicht der Schule nach zusammengehören, suchen doch in den Ateliers gesellig bei einander zu leben, und wer will leugnen, daß dieser dichtere Stand, gleich wie den Tannen, ihrem stolzeren Aufwuchs förderlich sei. Es ist hier ein allgemeiner Wetteifer, aber kein eifersüchtiger, es ist kein neidischer Abschluß, sondern ein freundlicher Austausch. Die Talente sind nicht mehr einzeln, das Gedeihen der Kunst ist nicht mehr durchaus abhängig von dem Schicksal weniger Individuen, es ist ein Aufschwung in Masse, ja man glaubt eine allgemeine Belebung, eine fast durchgängige Steigerung der Fähigkeiten wahrzunehmen.

Gewiß iſt dies letztere eine beſonders hoffnungsvolle Eigenſchaft der neuern Kunſtblüthe. Auch in den Zeiten des allgemeinen Kunſtverfalls und der erloſchenen Theilnahme gab es noch immer hie und da kunſtbegabte Geiſter, deren Kraft durch den Ungeſchmack nicht ganz erdrückt wurde, oder die ſich wohl gar demſelben entgegen zu ſtemmen verſuchten; allein dieſe maſſenhafte Erhebung und die allgemeinere Befähigung zur Kunſt begegnet uns nur in jenen beiden großen Epochen, der griechiſchen und wiederum der mittelalterlichen Kunſtblüthe. Es fragt ſich nun, ob wir auf dieſe Aehnlichkeit die Hoffnung einer weiteren Analogie, d. h. den Beginn einer ächten, urſprünglichen, organiſchen Kunſtblüthe gründen dürfen. Es fragt ſich, ob die erfreulichen Leiſtungen der Gegenwart etwa nur bloße Abſpiegelungen und Nachklänge alter Kunſt ſind, ob ſie nur zehren von der Begeiſterung vergangener Zeiten, ob ſie nur ihren Vorbildern folgen, oder ob ſie ſelbſt Wurzel geſchlagen und Nahrung aus einem eigenthümlichen Boden ziehen, und alſo eines fernern Wachsthums fähig ſind, kurz ob ſie nur ein erborgtes Licht und Leben, oder ein ſelbſteigenes beſitzen. Viele haben daran gezweifelt, und zweifeln vielleicht auch noch; allein während die Theoretiker im Streit begriffen ſind, ſcheint ſich praktiſch die Frage immer mehr und immer vortheilhafter zu entſcheiden, wo nicht ſchon entſchieden zu haben.

Wir wollen uns darum auch hier nicht allzuſehr um ihre Beantwortung kümmern, ſondern eine Erzählung

der allmähligen Entwickelung versuchen, welche denn für sich selbst reden mag, und was etwa noch Allgemeineres zu sagen wäre, wird sich besser hinterdrein als vorher ausnehmen.

In einer so späten und so gelehrten Zeit wie der unsrigen konnten die Künste sich nicht so unbefangen entwickeln, als etwa in Griechenland, wo nichts Aehnliches vor ihnen da war. Schon die mittelalterliche Kunst hatte die antike vor sich, und wenn die eigentliche Produktion auch ganz ausgegangen war, so daß in dieser Rücksicht von neuem begonnen werden mußte, so fehlte es doch nicht an mancher Ueberlieferung. Merkwürdig ist dennoch, daß diese Kunst in dem Verlauf ihrer selbstständigen Entwickelung ganz ähnliche Epochen durchgangen hat, als die antike, sowohl in dem Erreichen des Kulminationspunktes, als auch von da herab in ihrem Verfall.

Ganz anders nun finden wir die neueste Kunst gestellt. Allerdings liegt unmittelbar vor ihrem Erwachen gleichfalls eine Zeit, der es fast an allem künstlerischen Schaffen gebrach, desto mehr aber herrscht eine fortgehende Ueberlieferung der früheren Kunstepochen, sowohl der mittelalterlichen als antiken. Im Angesicht dieser mußte sie sich entwickeln. Auch befand sie sich nicht ungestört auf einem freien Felde, sie war nicht, wie z. B. die mittelalterliche von der antiken, durch eine ganz neue Sphäre von Vorstellungen getrennt, welche ihr ein neues noch unbebautes Gebiet eröffnet hätten. Ja selbst die verschiedenen Techniken waren vollständig überliefert; es gab Künstler aus allen Zweigen genug, aber sie verdienten nur

den Namen nicht im vollen Sinne des Worts. Kurz, wir haben hier nicht einen völligen Neubau der Kunst, wir haben keinen Anfang von vorn herein, wie im Alterthum, und selbst großentheils noch im Mittelalter, sondern wir haben eine Entwickelung aus dem Verfall, wir haben keinen neuen Beginn der Kunst unter ganz neuen Verhältnissen, sondern wir haben eine Reformation der Kunst.

Will man die Entwickelung jener beiden mehr organischen Kunstepochen verstehn, so haben Theorie und Kunstgeschichte sich gegenseitig zu unterstützen, um genau die Reihenfolge zu beobachten, und zu erklären, wie nach einander die verschiedenen Vorzüge sich zusammenfinden, wie sie sich einander ablösen und vertauschen, bis zum Verfall. Auch in diesem Verfall selbst waltet der Zufall nicht; auch hier beweist die Kunst ein gewisses selbstständiges Leben: wie viel mehr denn, wo sie sich wieder erhebt. Das Letztere ist nun unser Fall, und wenn wir uns das eigentliche Interesse des Gegenstandes nicht vergeben wollen, so müssen wir mit der Zerrüttung und dem aufgelösten Zustande des Kunstlebens beginnen, welches der neuern Aufblüthe vorhergeht, denn theils durch das Aufnehmen einzelner noch übriger Fäden, theils durch die Reaktion, in beiden Fällen durch das Vorhandene bedingt, ist unsere Kunst erwachsen.

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den beiden Hauptzweigen der bildenden Kunst, in der Malerei und Bildnerei, so weit gekommen, daß man mit einigem technischen Geschick alles erschöpft glaubte; man

hatte schlechterdings keinen Begriff von etwas Höherem in der Kunst; mit dem Pinseln und Meißeln war alles abgethan, wer dies am fertigsten konnte, war der größte Meister, ja man hielt recht eigentlich, da man doch der Komposition um historische Bilder zu malen nicht ganz entbehren konnte, diese für ein nothwendiges Uebel. Welch ein Abstand nun von hier bis zu Rafael, zu Michelangelo oder Dürer, die vortrefflich zeichneten, vortrefflich malten, denen aber alles dies nur ein Mittel war, um den innern, lebendigen und empfundenen Anschauungen ihres Geistes Gestalt zu geben. Viel mußte dazwischen liegen, ehe die Kunst so tief sinken, so durchaus an ihrer Bestimmung irre werden konnte, als es zu jener Zeit fast in ganz Europa gleichmäßig der Fall war.

Die Kulmination schließt oft in sich selbst die Bedingungen des Verfalls ein, der dann auch rasch hinter einander erfolgt. Der Standpunkt der Kunst, welchen Rafael, Michelangelo, Correggio und Tizian von ihren Vorgängern empfingen, war himmelweit verschieden von dem, welchen sie ihren Nachfolgern überlieferten. Scheu, zart und züchtig war die Kunst die Rafael bei seinem Vater und bei Perugino lernte, sie wußte bereits ihren Gestalten eine anatomisch richtige, im Allgemeinen edle, gemessene und schöne Stellung und im Ausdruck einen gewissen heiligen Ernst zu geben, aber die Frische, die Lebendigkeit und Naivetät der Natur zu allen jenen nur noch erhöhten Vorzügen, ferner eine freiere Bewegung, eine reichere und kraftvollere Charak-

teristik, eine geistvollere Komposition, vor allem aber jene süßeste Blüthe der Kunst, die Vereinigung der zartesten Schönheit mit dem innigsten Ausdrucke der Liebe, das wärmste Leben, gehoben durch eine große und wahrhaft himmlische Majestät, dies war es was Raphael aus den eigenen Mitteln seines tiefen und herrlichen Genius hinzu brachte. Mitunter in seiner letzten Periode zog ihn sein feuriges Streben nach unverwischter Naturkraft zu einem starken Naturalismus hin, den sein großer Schüler Giulio Romano, begabt mit einer energischen Sinnlichkeit, aber ohne jene mildern und idealern Eigenschaften seines hohen Meisters, nur allzueinseitig fortbildete, und der bald wuchernd überhand nahm.

Nicht anders Buonarotti. Die Sicherheit der Zeichnung seines Vorgängers Luca da Signorelli und das genaue Verständniß der Anatomie erweiterte dieser mächtige Genius zu einer wahrhaft tiefsinnigen Wissenschaft. Sie setzte ihn in Stand, jene übermenschliche Kühnheit und Großheit der Gestalten, Stellungen und Bewegungen zu entwickeln; allein sie verführte ihn auch zu manchem Uebermuth, zu mancher Gewaltsamkeit, ja zu mancher gesuchten Verdrehung des menschlichen Körpers. Dies Uebel wurde besonders groß in den Schülern. Michelangelo's Persönlichkeit war zu bedeutend, zu imposant, als daß er Schüler im bessern Sinne des Worts hätte haben können, er hatte nur Nachahmer, und da diesen zu so gewaltigen Körpern und Bewegungen die gewaltige Seele fehlte, so geriethen sie ins Widerwärtige

und Geschmacklose; vollends aber machte der Dünkel ihrer anatomischen Gelehrsamkeit sie unerquicklich.

Auch Correggio hatte mit den herrlichen Offenbarungen seines unvergleichlichen Künstlergemüths doch keinen bessern Einfluß auf die nachwachsende Generation. Seine ersten Werke tragen ganz jene edelsten Eigenschaften Rafaels, eine jugendliche Züchtigkeit und Keuschheit, jene treufleißige gewissenhafte Schärfe des Umrisses und eine Innigkeit des Ausdrucks, in der sich das Heilige mit dem Schwärmerischen zu einem wunderbaren Reize mischt. Später zog ihn seine eigenthümliche Neigung immer mehr zum Gefälligen und Sinnlichen. Die reizende Schönheit, von der Grazie bis zum üppigsten hinreißendsten Ausdruck der Lust, war die eigenthümliche Sphäre, die vor ihm noch kein neuerer Maler betreten hatte. Da man so lange fast ausschließlich dem Ausdruck der Frömmigkeit und entsagenden Hingebung nachgestrebt hatte, so suchte sich gleichsam die Natur durch diesen Künstler zu ihrem Recht zu verhelfen, auf den sie dazu ihre Gaben in Fülle ausschüttete. Nie wurden die Bewegungen des menschlichen Herzens, die Wallungen des menschlichen Blutes, von dem Jauchzen der Freude, der schmachtenden Sehnsucht bis zum hinsterbenden Ermatten des vollen Genusses lebendiger und schwungvoller vorgestellt. Allein hiemit entfernte sich die Kunst mehr und mehr von der religiösen Begeisterung, welche sie emporgehoben hatte, zur Zeit da sie sich noch nicht selbst auf eigenen Flügeln tragen konnte. Rafael malte auch schon mythologische Figuren,

er ſuchte in ihnen mehr das heitere, unbefangene Naturleben; auch dem Michelangelo waren antike Geſtalten willkommen, weil er darin ſeinen Trieb nach großartiger Ruhe oder großartiger Bewegung ausſprechen konnte; allein beide blieben im Nackten noch gleichfern vom Sinnlichen, geſchweige denn Ueppigen. Dies letztere nun berührte Correggio häufig, und wenn es bei ihm auch, wo nicht durch andere Eigenſchaften, ſo doch ſicher ſchon durch die bloße künſtleriſche Energie gehalten und geadelt wurde, ſo gingen ſeine Nachfolger immermehr dieſem verführeriſchen Reiz nach, der für einen größeren Kreis von Beſchauern immer ſehr dankbar iſt. Die Grenze jenes hohen Kunſternſtes einmal überſchritten, ging nun die Kunſt in der bezeichneten Richtung ſchnell abwärts. An Stelle des Strebens nach Grazie, trat bei den Spätern die unverhüllte Ueppigkeit, das Gezierte und Affektirte.

Aber auch noch eine andere große Tugend des Meiſters wurde der Kunſt im Allgemeinen bald gefährlich. Mit der Anmuth ſeiner Geſtalten und dem Reiz ihres Ausdrucks verband Correggio noch jenen Zauber der Farbe und des Lichts, wie man ſie vor ihm nicht geſehen hatte. Man wußte vor ihm richtig zu modelliren und zu beleuchten, man kannte bereits vor ihm die Wirkung durch berechnete Maſſenvertheilung von Licht und Schatten, man ſtrebte auch ſchon nach Wärme und Harmonie des Kolorits, und doch verhält ſich dieſe ganze Auffaſſung der Farben- und Lichterſcheinungen zu dem was Correggio offenbarte, wie die Proſa zur Poeſie. Man nennt ihn

einen Meister des Helldunkels, womit nicht gesagt sein soll, seine Meisterschaft beschränkte sich hier nicht bloß auf die Klarheit der Schatten: sie umfaßt in der That alle Stufen der Lichterscheinung. Wie sein Pinsel in die geheimsten Regungen des Herzens schauen läßt, so lockt er auch das Auge in die geheimnißvolle Tiefe der Schatten, und sättigt es wieder am schimmernden Licht. Es ist nicht jene trockene Schärfe des Umrisses, nicht jene abschließende Deutlichkeit, welche die Grenze der Ausführung erkennen läßt, sondern gleich wie die Natur lassen diese Kunstwerke noch mehr ahnen als sehen, sichern sich eine nachhaltige Wirkung, und haben eine unmittelbare Sprache an die Phantasie. So wunderbare Eigenschaften mußten wohl zur Nacheiferung auffordern; allein es gehörte dazu auch diese eigenthümliche Empfindung, denn ohne sie blieb nur eine wohlfeile Wirkung des Lichtkontrastes und des Helldunkels, die sich gar bald ablernen ließ. Aber was das Schlimmste ist, so lenkte diese nur allzudankbare Richtung die Aufmerksamkeit von dem Umriß, von der Zeichnung, wohl gar auch von der Komposition ab. Schon der Meister selbst hatte dies in spätern Jahren bei nachlassender Kraft leider gezeigt und bei den Spätern ließen sich die üblen Folgen nicht mehr verkennen.

Auch die Venetianer, und Tizian an ihrer Spitze, konnten auf ihrem Wege die Kunst nicht auf den Kulminationspunkt heben, ohne zugleich dem Verfall eine neue Bahn zu eröffnen. Schon daß dieser hohe Mei-

ſier, und nächſt ihm Paul Veroneſe, in ſeiner Laufbahn beſonders die Energie und Fülle der Lichterſcheinung mit markigem Pinſel zu ergreifen ſuchte, entfremdete von dem eigentlichen geiſtigen Gehalt der Darſtellungen. Noch mehr aber wurde ſeine verwegene Meiſterſchaft in der Handhabung des breiten Pinſels, jene bewunderungswürdige Kunſt des Vortrags, kurz jener nicht geringe Antheil von Geiſt, der bei der langjährigen Praxis ſeines hochgebrachten Lebens unmittelbar in ſeine Hand übergegangen war, und ſich hier unwillkürlich bei jedem noch ſo nachläßigen Zuge ausſprach, — dies und namentlich noch die ungeheuren Flächen, welche man nunmehr zu bemalen anfing, wurden der Kunſt in hohem Grade gefährlich. Gleichwie in Griechenland auf einer entſprechenden Kunſtſtufe die Schnellmalerei eintrat, ſo blieb ſie auch hier nicht aus; vor jener äußerlichen Bravour des Pinſels mußten aber alle tiefer liegenden, aus der Begeiſterung des Herzens entſpringenden Vorzüge der Kunſt immer mehr verſchwinden, und zuletzt zeigte ſich dieſer ſchlechte Ruhm immer nackter und ſchamloſer, und zugleich immer anmaßender und dünkelhafter.

Aber während auf dem bezeichneten Wege die Solidität und Richtigkeit der Zeichnung ſchon zu weichen anfing, machte ſich auf der andern Seite die anatomiſche und perſpektiviſche Gelehrſamkeit immer mehr geltend. Michelangelo und Correggio hatten gewölbte Kuppeln mit ſchwebenden Figuren gemalt; dieſe Art der Malerei wurde häufiger und führte die ſchwierigſten, ja recht eigentlich

halsbrechendsten Aufgaben für die Zeichnung herbei; jene Wissenschaften mußten theoretisch und praktisch bis auf die Spitze getrieben werden. So bildete sich denn jenes frostige Schulwesen aus; die freie, aus Lust und Liebe entspringende Kunst wurde in einen lästigen, weitläuftigen Lehrzwang gefesselt: es begann die Zeit der Akademien, welche weiterhin überall zu einem wohlorganisirten Hofstaat gehörten. Ueber ihr Verhältniß zum Verfall der Kunst ließe sich manches sagen, es würde hier aber zu weit führen. Nicht als ob nicht vieles in der Kunst sich lernen lasse, allein in der Regel weiß man es nur nicht zu lehren, und mit der Freiheit ist der Kunst ihr natürliches Element genommen.

Fassen wir nun alles zusammen, so war statt jener tiefen, frommen, erhabenen und zarten Kunst ein Jahrhundert später eine mehr handwerksmäßige aufgekommen, die ihr Hauptverdienst in dem Machwerk der Hand suchte; sie war äußerlich, gelehrt, prahlerisch; sie bewegte sich bald im rohsten Naturalismus, bald wiederholte sie, aber bloß wie eine gedankenlose Angewohnheit, jene alten erhabenen Idealformen. Noch gab es zwar lichtigere Geister, von denen wir hier nur Guido Reni und Domenichino nennen, welche den schnellen Verfall aufzuhalten suchten, nach dem Vorbild Rafaels und der Antike eine gemessenere, edlere oder charaktervollere Zeichnung zurückführten, und wieder auf Erfindung und Komposition mehr Werth legten; allein auch ihre Kraft erreichte jenen Ziel nicht mehr, und ihre Schönheit blieb unbelebt und unerwärmt, ihr fehlte jene Zart-

heit, Naivetät und Unbefangenheit. Man sieht es ihnen nur zu sehr an, daß sie die Kunst auf dem Umwege eines gelehrten Studiums und aus der zweiten Hand haben.

Italien schien sich an Produktionskraft erschöpft zu haben, denn Ausländer waren es, auf die sich die italienische Kunst übertrug. Offenbar energischer, als die genannten, sogar mit dem höchsten Kunsttalent begabt, das nur leider den Verfall nicht ganz verleugnen konnte, erschien Rubens, von niederländischen Eltern in Köln geboren, ferner der Franzose Poussin und endlich der Spanier Murillo. Poussin hatte am meisten Zeichnung und Styl, er hatte viel von den Vorzügen der Antike in sich aufgenommen, Rubens dagegen übertraf ihn weit an Reichthum, Phantasie und Schwung, Murillo aber steht merkwürdig zwischen Rubens, Rafael und Correggio in der Mitte, und hat dabei dennoch ein ursprüngliches Feuer, das ihn hoch über die italienischen Eklektiker stellt. Alle drei aber konnten in ihrer Heimath keine eigenthümliche bleibend fortlebende Kunst begründen, weil sie hier nicht gewachsen war. Der Verfall ging unaufgehalten fort, und Rubens that durch seine spätere Leichtfertigkeit in Zeichnung und Colorit, durch das Grobmaterielle und Unedle sehr viel zu seiner Beschleunigung. Auch brachte er die Allegorie in Schwang, die bald immer schwülstiger und gelehrter ausgeübt, neben dem Lüsternen und Verrigen, den Mangel an künstlerischer Erfindung ersetzen mußte. Der höhere Styl der Malerei war zu Ende gegangen, die mehr im Angesicht der Natur verbleibenden Zweige hielten sich

länger, aber da sie für sich allein nicht bestehen konnten, so mußten sie auch nachfolgen, und selbst die werkeltägliche Kunst holländischer Kleinmeister starb aus.

Nun pflegt aber selten Eine Kunst allein zu sinken. Wie bei dem lebenden Organismus ein kranker Theil durch eine gewisse Mitleidenschaft auch die anderen ergreift, so war es auch hier; auch Skulptur und Architektur hielten sich nicht länger in ihrer reinen Blüthe, ja man kann sagen, daß sie dem Verfall noch viel schneller anheimfielen. Die Skulptur hat überhaupt in jener mittelalterlichen Epoche keine so tiefe Wurzel geschlagen, keine so breite Ausdehnung und keine so selbstständige Bildung erhalten, als im Alterthum; so herrliche Werke sie auch im Einzelnen hervorbrachte, so blieb sie doch im Ganzen der Malerei untergeordnet und von ihr abhängig. Dies hatte sie denn auch zu entgelten, denn indem man ihr malerische Wirkungen zumuthete und die Grenzen und Mittel der Künste nicht unterschied, kam man auf Geschmacklosigkeiten und Ausartungen, die ihr Gedeihen untergraben mußten. Daß große Maler zugleich Bildhauer waren, mochte vielleicht auch nicht zu ihrem Vortheil gereichen. Derjenige Zweig der Skulptur, welcher noch der Malerei am nächsten steht, das Relief nämlich, wurde auch am meisten, und in der That aufs äußerste gemißbraucht. Man bestrebte sich im Relief geradezu zu malen, man wollte plastische Bilder nach allen Forderungen des Malers geben, mit vielfach hinter einander gestellten sich verdeckenden Figuren, und mit komplizirten

Vorder-, Mittel- und Hintergründen, eine endlos mühsame, krauſe Meißelei, mit der erkünſtelſten Perſpektive, die aber von jedem Lichtſtrahl durch die Schlagſchatten Lügen geſtraft wird. Alſo weit entfernt, daß hier, wie ſonſt wohl, das Relief dem einfachen Kompoſitionsſtyl als Stütze gedient hätte, hatte es ſich vielmehr ſelbſt auf das abenteuerlichſte in eine ganz fremdartige Kunſtſphäre verirrt.

Nicht beſſer ſtand es mit der Architektur. Die edele Einfalt, welche dieſe Kunſt in Italien entwickelt hatte, ging ſchnell verloren, ſeit Michelangelo's Kühnheit dieſe Schranke einmal übertreten hatte. Bernini ſpäter war, man kann ſagen zum Unglück, Maler, Bildhauer und Architekt in einer Perſon, und die regelloſe Vermiſchung dieſer Künſte unter einander hatte die Baukunſt am ſchwerſten zu leiden. Sein Wahlſpruch war, ein Genie müſſe alle Regeln durchbrechen, wobei denn eine ſo ſtrenge Kunſt als die Architektur nicht beſtehen konnte. Er, der in der Skulptur die gewaltſamſten und verrenkteſten Stellungen aufbrachte, wußte in der Baukunſt das edele Maaß noch weniger zu achten. Bekannt ſind ſeine gewundenen Säulen, aber dieſer Geſchmack am Geſchwungenen und Gedrehten, griff, einmal Fuß faſſend, reißend und verderblich in allen Theilen der Architektur und Verzierungskunſt um ſich, er konnte ſich freilich auch nicht mit den abgemeſſenen wohlgewogenen Maßen, Flächen und Linien, ja überhaupt nicht mit dem Geraden und Rechteckigen vertragen. Die natürliche Baſis aller archi-

tektonischen Schönheit war hiemit ganz aus den Augen verloren, denn diese beruht auf der Anschaulichkeit der Stützung und des Gleichgewichts, und auf dem Durchscheinen der bestimmenden Konstruktion. Von letzterer war nun bei jenen geschweiften und schwülstigen Formen einer zügellos ausschweifenden Phantasie gar nicht mehr die Rede.

So entstand jener krause Geschmack, den man den barocken nennt; die gerade Linie war darin verpönt. In der That begreift man kaum, wie ein so durchaus irrthümliches Prinzip sich so viel Aufnahme habe erwerben können, denn alles daran war ungehörig, ja alles Einzelne daran unschön und ungefällig. Allein auf Kunst war es auch nicht mehr abgesehn, sie wurde abgelöst von der Pracht, für welche das leichtere Geschlecht empfänglicher war. Die Kunst will erheben und erbauen, sie will die Geister sammeln und aufschwingen, die Pracht dagegen zahlt und verschwendet. So ist denn auch in jener Architektur, welche ihren höchsten Gipfel in Frankreich erreichte, alles Verschwendung; was Nutzen, Sinn und Bedeutung hat, was nur eben das vom Bedürfniß Geforderte in Schönheit kleidet, wäre nicht schlechthin reich, sondern das Ueberflüßige, das Ueberladene, das Uebermüthige und geradezu Unsinnige ist in diesem Sinn allerdings das Prächtigste.

Das Massenhafte bleibt, aber immer noch imposant, ja selbst schon das was nur den Begriff der ungeheuren aufgewendeten Arbeit erweckt. Als reich und phantastisch

behält außerdem dieſe Architektur noch immer ihren Eindruck, wenn er nur nicht oft zu nahe ans Geſchmackloſe gränzte; im Allgemeinen aber bleibt wahr, daß die Architektur zu keiner Zeit tiefer gefallen iſt, und daß ſie wohl kaum tiefer fallen konnte. Beſonders ſchlimm war, daß nun im Vergleich mit dieſer vergeudenden Verauſchung der Kunſt alles Gemeſſene, wahrhaft Schöne, als nüchtern, armſelig und kahl erſcheinen mußte und recht eigentlich verleidet wurde; aber für das Allerſchlimmſte hat man doch die Rückwirkung zu halten, die von dieſem Ungeſchmack der Architektur auf alle andere bildende Künſte wieder ausging. Die Architektur iſt immer der Stützpunkt des edeln Kunſtſtyls geweſen, ſo war es in Griechenland und ſo war es auch für die mittelalterliche Kunſt in Italien. Indem ſich die Skulptur ſowohl als die Malerei der Baukunſt anſchloß, indem ſie ſich nach ihren ernſten Verhältniſſen und wohlgemeſſenen Räumen zu richten hatte, mußte dieſer Ernſt und dieſe Wohlgewogenheit, dieſe architektoniſche Ruhe, dieſes Gleichgewicht und dieſe Symmetrie, auf die Werke des Malers und Bildners ſelbſt übergehen und ſich als Forderung in allen Theilen, im Ganzen und Einzelnen, geltend machen. Man kann geradezu ſagen, daß die griechiſche Bildner- und Maler-Kunſt jenen erhabenen und großen Styl nicht erreicht und nicht ſo beſtimmt würde feſtgehalten haben, wenn nicht der überwiegende Einfluß jener einfach herrlichen, harmoniſchen Architektur darauf hingeführt und dazu genöthigt hätte, und ebenſo dankt die italieniſche

Malerei ihren hohen Styl hauptsächlich den Fresken, nämlich als Ausfüllung gegebener architektonischer Räume; in bloßen Staffeleibildern, mehr auf Nachahmung der Natur hingewiesen, hätte sie so hoch nicht steigen können, und hierauf beruht unter andern Ursachen der große Vorsprung, den sie vor der gleichzeitigen deutschen Kunst behalten hat. Blicken wir nun aber zurück auf jene entartete Architektur, was ließ sich in diese schiefbogigen, verschnörkelten Räume wohl Edeles, sicher Ruhendes hineinmalen oder bilden? der krause Schnörkelstyl mußte jede Darstellung selbst ergreifen wie eine Ansteckung: nur Affektirtes, Verzerrtes konnte hier am Ort sein, und harmonisch wirken. So malte man denn auf die geschweiften Decken ganze Himmel voll Amoretten und überkegelnder Gestalten, denen man, wenn sie am ruhigsten schweben, hauptsächlich unter Kinn und Fußsohlen schaut. Noch übler, wenn diese schwebenden Gestalten gar von Stuck vollrund gebildet wurden, wo denn der Beschauer unter allen den wunderlichen, schwerlastenden Gestalten, welche aus allen Ecken der Plafonds hervorquellen, sich einer Anwandlung von Angst, sie möchten herunterstürzen, selten erwehren kann.

Hiebei konnte der Sinn für schöne und edle Formen nicht gedeihn; alle einfache Großheit verschwand. In der Gewandung zeigte sich dieser Verderb ganz besonders und am frühesten; schon die Nachfolger Correggio's geriethen ins kleinlich Gebrochene, Gewundene, Krause, Bauschige und geradezu Schnörkelhafte. Dies ging denn weiterhin im-

mermehr hindurch durch alle Geräthe und Ornamente, durch die ganze Anordnung der Kunſtwerke und durch die ganze Umgebung und Ausſtattung des Lebens. Am bekannteſten und ſchlagendſten iſt, wie dieſer Ungeſchmack ſich in der Kleidung ausſprach. Man braucht nur die Reifröcke, die Schnürbrüſte, die hohen Abſätze und die hohen Friſuren, nur den Puder, die Perücken und Haarbeutel zu nennen, um jenen Inbegriff des Pariſer Modegeſchmacks anſchaulich zu machen, der ſich über das ganze geſellige Leben erſtreckte, ja zu einer gewiſſen Weltherrſchaft gelangte, heutigestags aber auf unſern Bühnen und Maskenbällen einen komiſchen Effekt ſelten verfehlt. Schon ſpielte man klaſſiſche Tragödien, ſo viel nur irgend thunlich war, in ſolchem Koſtum: wie hätte denn die bildende Kunſt davon verſchont bleiben ſollen? Wo man in der Sphäre des Portraits blieb, verſtand ſich's ohnedies von ſelbſt; die Kunſt war aber ſchon ſo tief heruntergegangen, daß ſie wenig mehr hervorbrachte, als Portrait, höchſtens noch ſchmeichelnde Allegorieen, um fürſtliche Perſonen zu verherrlichen. So war denn die Kunſt, die zwei Jahrhunderte früher nur dem Heiligen die Ehre gegeben hatte, zum kriechendſten Dienſte eitler Machthaber herabgewürdigt, und hiemit kam ſie ihrer eignen Endſchaft immer näher. Malte man hie und da noch kirchliche Bilder, ſo hätte man es lieber unterlaſſen ſollen, denn das Zeitalter war, trotz aller theilweiſen Bigotterie, nicht mehr fähig einer ſolchen Stimmung und eines ſolchen Kunſternſtes.

Da hier doch im Wesentlichen von deutscher Kunst die Rede sein soll, so kann auffallen, daß hauptsächlich der Verfall nur in Italien betrachtet und namentlich durch Frankreich verfolgt wurde. Dies ist aber auch allein der Wahrheit gemäß. Deutschland kann es sich zum Ruhm anrechnen, daß es nur weiterhin die Reformation der Kunst, aber nicht ihren Verfall herbeigeführt, sondern den letztern nur erlitten, und von außen her fertig überkommen hat. Die deutsche Kunst im Mittelalter hat sich im Allgemeinen parallel mit der italienischen entwickelt, einzelne Stufen, namentlich alles was zur Nachahmung gehört, sogar noch früher erreicht; allein ihr fehlten die Bedingungen um sich zu jener Höhe des Idealen erheben zu können, und sie blieb stehen oder wurde in ihrem Wachsthum unterbrochen, bevor sie das Ziel gewonnen hatte; sie beschrieb vielleicht überhaupt in ihrem Aufsteigen einen kleinern Bogen. Sobald aber einmal die Kunst in Italien kulminirt hatte, konnten deutsche Künstler nicht noch hinterdrein auf selbstständigem Wege eben so hoch steigen. Sie waren in ihrer Unbefangenheit gestört, sie wurden Schüler der Italiener, da sie sich hier aber in einer ganz fremden Welt und Natur befanden, wurden sie oft nur an sich selbst irre, wie auch wohl noch neuerdings manchem der deutschen Kunstpilger widerfahren. Die Reformation der Kirche richtete alle Interessen auf einen ganz andern Punkt und war gar nicht geeignet der religiösen Begeisterung ungestörte Ruhe zu gewähren, vollends aber trat der dreißigjährige Krieg hemmend

und unterdrückend ein. Als man ſich von ſeinen tiefen Wunden langſam und allmählig erholte, ſtrömte aus Italien und Frankreich die Kunſt in dem geſchilderten Zuſtande herein. Deutſche Fürſten hatten den Willen, ſich mit dem Glanz der Künſte zu umgeben; allein die Fäden waren einmal abgeſchnitten, und wenn ſie nach dem Beiſpiel anderer Staaten in der Gründung von Akademien das Heil ſuchten, ſo traten dieſe vielmehr als neue Hemmung gegen die einzelnen Talente auf, deren es in Deutſchland immer gab, weil ernſter Sinn und Pietät zu tief im deutſchen Charakter liegen.

Zu dieſen einzelnen Talenten gehört ganz beſonders unſer Schlüter, zugleich der größte Baumeiſter und Bildner ſeiner Zeit. Seine Hauptwerke, mehr im ältern italieniſchen Styl, zieren Berlin; bekanntlich iſt der Hauptheil des Königlichen Schloſſes von ihm gebaut, dagegen an dem reichen bildneriſchen Schmuck des Zeughauſes zeigt er ſich als einen bedeutenden Bildhauer, deſſen volle Größe aber erſt in der bronzenen Reiterſtatue des großen Kurfürſten hervortritt. Weder als Architekt noch als Bildner konnte er ſeine Zeit ganz verleugnen, allein Charakter, Ernſt und Größe offenbart ſich in ſeinen Werken, und ſo wenig man darin auch einen rein durchgeführten Styl antrifft, ſo herrſcht darin ein ſo großer Sinn für Uebereinſtimmung, daß man ihn in Vergleich mit gleichzeitigen Werken anderer Meiſter gediegen und ſtrenge nennen darf. Ein zweiter Künſtler, der in einer uns ſchon bedeutend näher liegenden Zeit ſeine

Kunstgenossen überragt und hier nicht ganz verschwiegen werden kann, ist Chodowiecky. Er ist groß in seinen kleinen oft fast mikroskopischen Darstellungen, welche durch Fülle und Reichthum der Erfindung, durch die lebendige, charaktervolle Auffassung und oft durch die Naivetät und Innigkeit des Ausdrucks eine sehr viel höhere Kunststufe einnehmen, als die anspruchsvollen großen Kompositionen der gleichzeitigen Historienmaler. Allein diese seltenen Vorzüge begleiteten den Künstler nur, wo er in der Nähe des gegenwärtigen Lebens blieb, wollte er sich in eine höhere Sphäre der Kunst versteigen und römische Helden darstellen, so erreichte er kaum so viel als andern gelang.

Man wird erwarten, daß unter den hervorstechenden Talenten um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts hier auch Rafael Mengs (geb. 1728 zu Aussig in Böhmen, gest. 1778 in Rom) genannt werde, der in seiner Zeit als Künstler und Kunstphilosoph in Deutschland, Italien und Spanien so hochgefeiert wurde: es ist auch wahr, daß kaum ein anderer sich mit ihm messen konnte, allein es bleibt gewiß noch sehr zu bedenken, ob man mit ihm schon die Wiederbelebung der Kunst beginnen, oder ihn noch mit in das Fallen derselben einrechnen will; hat es doch neuerdings sogar nicht an solchen gefehlt, welche in ihm geradezu den tiefsten Punkt des Verfalls sehen. Am richtigsten wird sein, hier den Ruhepunkt zu setzen, wo dem weitern Sinken eine Ende gemacht ist, aber die Erhebung noch nicht eintritt. So tief

Guido Reni und Domenichino unter Rafael ſtehen, ſo tief oder noch tiefer ſteht Mengs unter dieſen; waren dieſe ſchon eklektiſch und mehr durch Fleiß und Studium gebildet, ſo war er es ganz und gar. Aber eben dieſes emſige Studium, dieſes ernſte Bemühn, alle Vorzüge, ſo viel er deren nur an ältern Meiſterwerken aufzufaſſen fähig war, durch ſauern Fleiß ſich anzueignen, dies ſtellt ihn ſchon hoch über die leichtfertigen oder handwerksmäßigen Manieriſten. Ganz im Widerſpruch mit ſeiner Zeit wandte er ſich vorzugsweiſe, ja ausſchließlich den Meiſtern des 16ten Jahrhunderts zu; dies muß ihm hoch angerechnet werden. Er wollte doch wenigſtens mit keinem andern als Rafael, Correggio und Tizian verglichen ſein, aber ihre wahren Vorzüge erreichte er freilich nicht. Schon der nächſte bedeutende Künſtler, der ihm folgte, ließ ſeinen Bildern hinſichtlich der äußern Handhabung und in allem, was die Nachahmung angeht, alle Gerechtigkeit widerfahren, urtheilte aber, jedes ſeiner Bilder zeige, daß Mengs in ſeiner Jugend zur Kunſt gerügelt worden ſei, wie nämlich von ſeinem Vater geſchehn. So ſehr fehlt es ſeinen Werken an jedem poetiſchen Funken und an aller freudigen Urſprünglichkeit.

Hiemit erklärt ſich denn wohl jener traurige Zuſtand der Kunſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Zahl der Künſtler war ſehr gering und die Kunſtliebe hatte faſt gänzlich aufgehört. Was das Volk im Ganzen betrifft, ſo hatte ſie in dem Staat, welcher von nun ab ſeine Rolle ſpielen ſollte, noch nie angefangen. Preußen,

ein durchaus junger Staat, hatte wenig Vergangenheit, die Kunst hatte hier nie geblüht. Die wenigen Kenner begnügten sich mit alten Kunstwerken; die galanten Produktionen französischer Künstler, die herüberkamen, konnten doch selbst den verbildeten Deutschen nicht zusagen. Die Kunstakademien waren zwar fast in ganz Europa und auch an mehreren deutschen Höfen reichlich mit Professoren besetzt, allein viel geringer war die Zahl der Künstler; sogar ein gutes Portrait malen konnten nur wenige. Fast sämmtlich waren sie Handwerker und ungebildet, ja sie wußten auch an den alten großen Meistern nicht mehr zu schätzen, als was sie selbst mühsam erlernt hatten. Da regte sich nun in Deutschland der geistige Aufschwung, der allgemein um sich griff; zunächst, da die Sache von den Gebildeten und Gelehrten ausging, kam die Dichtkunst an die Reihe, dieser folgte die Kritik, welche sich denn auch bald auf bildende Kunst ausdehnte. Um diese Zeit ging Winckelmann nach Italien und von seiner tiefern Auffassung der alten griechischen Kunst ging ein erwärmender Lichtstrahl aus. Seine Liebe zur Kunst steigerte sich im Kampf mit allen Widerwärtigkeiten zum feurigsten Enthusiasmus; mit der Freudigkeit, nach langem Schmachten seine Wünsche erfüllt zu sehen, sich zum ersten Mal frei und in seinem Element fühlend, ging er ans Werk. Die Kunst war seine Religion, er wandte sich ihr mit einer Hingebung, Andacht und Inbrunst zu, wie es seit Jahrhunderten nicht geschehen war. Seine schwärmende Betrachtung aller

Kunſtſchönheit brach ins Poetiſche aus, und hatte für alle Empfängliche eine unwiderſtehlich anregende Kraft; mit dem Nachdruck ſeines Strebens aber rüttelte er ſelbſt die Trägen auf. Auf ganz anderem Wege, aber zu gleichem Ziel hin wirkte Leſſings heller und feiner Geiſt. Im Jahr 1767 erſchien ſein Laokoon als Fragment, was er leider auch geblieben iſt. Der Gedanke, daß eine Grenze zwiſchen den Künſten ſei, deren Uebertretung ſich an ihnen räche, konnte nicht ohne die wichtigſten Folgen bleiben, denn gerade hierauf beruhte zum größten Theil der tiefe Verfall faſt aller Künſte. Allein Leſſings Werk handelte hauptſächlich nur von den Grenzen der Poeſie und Malerei, und auch hier hatte er, der vielbeleſene Literator, hauptſächlich nur die Verirrungen der Poeſie aufgefaßt. Die bildende Kunſt lag ihm leider zu fern, er kannte ſie zu wenig aus eigener Anſchauung, ſo daß er ſich auch in ſeinem Buch mehr auf Beſchreibungen von Kunſtwerken, als auf Kunſtwerke ſelbſt bezieht. Leſſing hatte darum auch keine unmittelbare Wirkung auf die Künſtler, aber die mittelbare war deſto größer und fruchtbringender. Ueberhaupt nur den Geſichtspunkt der Kunſtgrenzen einmal angeregt zu haben, war ſchon ein großes Verdienſt, und im Grunde lag die Sache bei der Malerei und Bildnerei viel näher. Der nachdenkende Künſtler konnte gar nicht umhin ſehr bald ſich ſelbſt zu ſagen, was Leſſing unterlaſſen hatte, und dies war um ſo beſſer, denn eine Wahrheit, die wir ſelbſt finden, hilft und fördert mehr, als alles was von andern gelehrt wird.

Winckelmann hob den innern geistigen Gehalt der antiken Kunstwerke hervor, während man bisher höchstens aus ihren Formen ein Studium gemacht hatte. Die Lebendigkeit und Natur, die hohe Würde und Göttlichkeit, die bestimmte Ausprägung schärfer Charaktere, ganz besonders aber die erhabene Ruhe und Einfalt war es, was er ins Licht stellte. Außerdem gewann unter seinen Händen die alte Kunstgeschichte ein ganz anderes Ansehn. Man hatte die Werke der spätern Kunst ausschließlich für griechische Arbeit gehalten, wofür man denn wieder desto bereitwilliger alles Römische mit einrechnete, dagegen alle Monumente ältern Styls galten für hetrurisch. Winckelmann erklärte sie für griechisch und hielt zugleich den Gedanken fest, eine Entwickelung der alten Kunst durch verschiedene Epochen von bestimmtem Charakter zu verfolgen. Hiedurch bekam das Studium alter Kunst eine neue Bedeutung, wenn auch erst der nachfolgenden Zeit gelungen ist, diesen wichtigen Gedanken vollständiger durchzuführen. Von welchem Einfluß auf die praktische Kunst dies aber war, wird sogleich erhellen. Indem man unter der Antike die Werke der spätern Zeit, namentlich die aus der römischen Kaiserzeit verstand, und von diesen seine Begriffe abstrahirte, nahm man unter jenem sehr empfehlenden Namen gerade das zum Vorbild, was den Griechen selbst als tiefer Verfall gegolten haben würde, weil es charakterlos und unbestimmt ist. Allein gerade dies hatte zugesagt, und indem man solche Formen der Niedrigkeit der gemeinen Natur gegenüber-

ſtellte, bildete man die lange Zeit beliebte Theorie aus, daß das Ideale ein Allgemeines, nicht bloß vom Zufälligen, ſondern auch Individuellen Entkleidetes, ein durch Weglaſſung Entſtehendes, Abſtraktes ſei. In der That konnten die Künſtler unter keinen beſſern Euphemismus ihre Leerheit verbergen. Daß aber Leſſing und Winckelmann dieſe Lehre gepredigt, und bei der Forderung idealer Schönheit den Charakter ausgeſchloſſen hätten, iſt unbegründet, allein ſie erklärten ſich auch nicht deutlich dagegen und manche einzeln ſtehende Aeußerung konnte damit einverſtanden ſcheinen.

Bei ſo fortſchreitender Bildung fing man mit immer größerm Unbehagen an zu fühlen, daß man ſich recht lange in konvenzioneller Unnatur bewegt habe, man erwartete einen allgemeinen Umſchwung des Geſchmacks. Den Ausſchlag dazu gab gewiſſermaßen die franzöſiſche Revolution. Von allen Seiten wurde dem Barocken der Krieg erklärt, die Perücken und Haarbeutel mußten die Flucht ergreifen, die Zöpfe ſich zurückziehen, der Tituskopf erſchien, und wenigſtens bei der Frauentracht eine gewiſſe Annäherung an das griechiſche Gewand, wobei man der früher übermäßig langen Taille durch eine allzukurze das Gegengewicht zu halten ſuchte. An die Stelle des Prächtigen trat überall das Einfache, oder vielmehr, da man ins andre Extrem ging, das Kahle. Dies Kahle, wobei man freilich die Einfachheit der Natur und der Antike im Sinn haben mochte, beherrſchte den ganzen Geſchmack. Hatte ſich vorher die Architektur in

den schwülstigsten Formen gefallen, und sich in Zierrathen erstickt, hatte man sonst die Häuser mit Blumengewinden, mit Amoretten, mit Muscheln, mit Bäumen, mit Felsen, mit Wasserfällen ja mit ganzen Landschaften in Stuck, alles untermischt mit Schnörkeln, überdeckt, so verfiel man jetzt auf einmal in einen Lineal- oder Schlichthobelstyl: alles mußte glatt und nüchtern sein, jede Dekoration, jedes Ornament galt für Auswuchs. Zugleich hatte man eine eben so große Farbenscheu, die auch jetzt noch nicht beseitigt ist. An Stelle des frühern Gold- und Farbenprunks traten abgeschwächte und unbestimmte Farben, die sich nie weit vom Fahlen und Mausgrauen entfernen durften. So stellte man sich denn auch das Alterthum so viel als möglich farblos vor. Hiezu endlich noch jene Ansicht vom abstrakten Ideal, und man befand sich ganz im Leeren. Man glaubte aber hieran den reinen und wahren Geschmack zu besitzen und die Kunst reformirt zu haben. Man hatte ihr vielmehr erst einen freien Raum gemacht, auf dem sie sich entfalten konnte, man hatte noch nichts gebaut, sondern nur aufgeräumt.

Von hier ab beginnt nun wirklich die neuere Kunst; wir wollen versuchen, die wesentlichen Schritte darzulegen, welche sie gethan hat um das zu werden, was sie heute ist. Und so möge denn nur gleich der genannt werden, der den wesentlichsten und entschiedensten Antheil an dem neuern Aufschwung hat, es ist:

Asmus Jakob Carstens, geboren im Jahre 1754 zu St. Gürgen, einem Dorfe nahe bei Schleswig, wo

ſein Vater Müller war. Auch er gehörte zu den großen Männern, die ihrer Mutter viel verdanken: die ſeinige war die gebildete Tochter eines Advokaten, welche Luſt am Zeichnen fand. Wenn ſpäter häusliche Geſchäfte ſie in dieſer Neigung beſchränkten, ſo übertrug ſie daſſelbe um ſo lieber auf ihren Erſtgebornen. Asmus kam nach ſeines Vaters Tode im neunten Jahre auf die Stadtſchule zu Schleswig, lernte hier aber wenig, deſto mehr zogen ihn die Gemälde von Jurian Ovens, einem Schüler Rembrandt's, im dortigen Dom an, wo er meiſtens in den Mittagsſtunden verweilte, weil ſeine Mutter noch auf dem Dorfe wohnte. Er verließ die Schule unwiſſend, aber er hatte ſich feſt vorgenommen, ein Maler zu werden, ſo gut als es Ovens ſei. Die Mutter gab ihn auch zu einem ſogenannten Kunſtmaler in Schleswig, allein als ſie bald darauf verſtarb, wollten die Vormünder ihn nicht in einem ſo brotloſen Gewerbe laſſen: er mußte ſich entſchließen zu einem ſoliden Beruf, nämlich zu einem Weinhändler nach Eckerförde in die Lehre zu gehn. Hier hielt er auch fünf Jahre aus, bis ihm gelegentlich ein Juriſt ſagte, niemand könne ihn zwingen, gegen ſeinen innern Trieb einen Beruf zu ergreifen. Carſtens ſchrieb ſogleich einen Brief voll bitterer Vorwürfe an ſeine Vormünder, ſie hätten es zu verantworten, daß ihm fünf Jahre zur Ausübung ſeines wahren Berufs entzogen wären. Zugleich kündigte er ſeinem Lehrherrn, kaufte ſich wegen der noch übrigen zwei Jahre, denn er war auf ſieben verbindlich, los, und be-

gab sich mit dem Rest seines kleinen Erbtheils nach Kopenhagen.

Bisher hatte er nur aus Büchern sich eine unbestimmte, verworrene aber desto erhabnere Idee von den Werken der großen Maler gemacht, hier sah er nun zuerst Kunstwerke von hoher Bedeutung. Ueber alles zogen ihn die Gipsabgüsse von Antiken an, er konnte sich an ihnen nicht satt sehen, er schwelgte im Genuß und über den Genuß konnte er nicht zu dem Entschluß kommen, nach ihnen zu zeichnen. Sein Lebenlang blieb dies auch seine Manier zu studiren, der er in der That sehr viel verdankt; er hat nie eigentlich nach der Natur gezeichnet, sondern bildete sich durch bloßes Schauen, wodurch er die Formen viel tiefer in sich aufnahm, und sie viel mehr empfand, und nachher bei der Komposition desto freier und eigener mit dem Gelernten schalten konnte. So trieb ihn denn auch schon in Kopenhagen sehr bald sein Geist zur Produktion und dies Glück des künstlerischen Schaffens einmal gekostet, gab es für ihn auf dieser Bahn keinen Stillstand mehr bis zum letzten Hauch seines Lebens. Bei der einsamen Produktion verspürte er anfangs wenig Lust zum akademischen Schulkursus, so sehr er sich auch wohl den Besitz aller der Fertigkeiten und Kenntnisse wünschte, die man dort lernen konnte; er, der schon in männlichen Jahren war, hätte überdies unter Knaben sitzen müssen. Auch dies überwand er und machte den Versuch, allein ihm wurde das akademische Wesen nur völlig verleidet, wie er denn stets einen Ab-

ſcheu davor behielt. Seine Arbeiten kamen indeß ältern Künſtlern zu Geſicht, und ſo wenig man Neigung haben mochte, ſie günſtig aufzunehmen, ſo ließ ſich ihr eigenthümliches Verdienſt doch nicht ganz verkennen, man wollte ſogar etwas von Charakter und Geiſt des Michelangelo darin wahrnehmen — den Carſtens nur aus Beſchreibungen kannte. Ein eben aus Rom zurückgekehrter däniſcher Maler, Abilgaard mit Namen, der in Kopenhagen für etwas ſehr berühmtes galt, kam Carſtens halb entgegen, dieſer ging ein und wollte bei ihm malen lernen. Allein der Profeſſor erklärte bald, in der Malerei ſei das Malen, die Handhabung des Pinſels, die Hauptſache, dies aber müſſe man von Jugend auf lernen, und da Carſtens ihm ſagte, er ſei bereits achtundzwanzig Jahr alt, erwiederte jener, es ſei nur gut, daß er in der Jugend den Weinhandel erlernt hätte, um doch noch einmal in der Welt ſein Fortkommen zu finden. Sofort war das Verhältniß zerriſſen, Carſtens erklärte, daß er trotz jenem ein Künſtler werden wolle, und dem Profeſſor wurde hinterbracht, daß der kleine Holſteiner nicht ruhen werde, bis er eben ſo gut malen könne, als er.

Er hatte noch viel von den hochmüthigen Akademikern, die ihn abſchrecken wollten, und nicht weniger von den unempfänglichen Kunſtbeſchützern zu leiden. Sieben Jahre hielt er es aus, da aber übermannte ihn ſeine Sehnſucht nach Italien, und mit der ſchmalen durch Porträtiren mühſelig erworbenen Baarſchaft machte er ſich

nebst seinem jüngern Bruder und einem Dritten muthig auf ins gelobte Land.

Ein Gaul trug ihnen ihr Gepäck, die Kunstpilger gingen zu Fuß und Carstens schleppte in einer großen Mappe unter dem Arm seine sämmtlichen Kompositionen mit, denn diese waren sein Reichthum. Sie kamen nur bis Mantua und Mailand, hier ging die Baarschaft zu Ende und die Illusion, in Italien von der Kunst leben zu können, verschwand, mit Bekümmerniß stiegen sie über die Alpen zurück, Carstens verkaufte in der Schweiz einige seiner Kompositionen für ein paar Laubthaler, und schlug sich mit seinem Bruder nach Lübeck durch. Hier zeichnete er nach wie vor die ehrenfesten Gesichter der Bürger und Bürgerinnen und trug im Herzen den hohen Sinn der großen Werke von Leonardo da Vinci und Giulio Romano, denn dies war der einzige Gewinn, den er mit seiner ungestillten Sehnsucht zurückgebracht hatte. Bilder auf Bilder drängten sich in seinem Geist; Homer und die Tragiker, Shakespeare und Ossian waren schon damals die Vertrauten seiner Phantasie und wenigstens in Kupferstichen verkehrte er mit dem Geist des Rafael, Michelangelo und Polidor. Er äußerte: vor keinem Künstler fürchte er sich, selbst vor Carracci nicht, aber Michelangelo und Rafael seien so groß, daß er sich bei der Nachwelt nur einmal den Ruhm wünsche, ihren Fußstapfen gefolgt zu sein.

Endlich gab ihm ein wohlwollender begüterter Mann den Rath und zugleich die Mittel nach Berlin zu gehn.

Er ſandte im Herbſt 1787 eine allegoriſche Darſtellung dahin voraus, um hier nicht ganz unbekannt zu erſcheinen, dennoch lebte er hier mehrere Jahre, ohne daß man von ihm hörte. Er arbeitete aber in ſeinen Gedanken immer rüſtig ſchaffend vorwärts, und hatte ſich feſt vorgeſetzt, hier kein Portrait mehr zu malen. Auf der Ausſtellung von 1789 zog er mit einer umfangreichen kühnen Compoſition, der Sturz der Engel, die Augen der Künſtler und Kenner auf ſich, und bald gelang es ihm, ſelbſt eine Profeſſorſtelle an der Akademie zu erhalten, die er nur in der Hoffnung annahm, um von hier aus einſt nach Rom zu kommen. Er täuſchte ſich in der Liberalität des preußiſchen Staates nicht. So verließ er denn im Juni 1792 Berlin und ging, acht und dreißig Jahr alt, fröhlich in das Land ſeiner Wünſche. Nachdem er ſich in Rom an den Werken der größten Meiſter erbaut und geſtärkt, begann in der Werkſtatt ſeines Geiſtes ſeine rüſtigſte Thätigkeit. Es war, als hätte er die Eile gefühlt, die er nöthig hatte, um die Schöpfungen ſeiner reichen Künſtlerſeele niederzulegen, denn er hatte nur noch ſechs Jahre zu leben übrig. Er ſtarb zu Rom im 44ſten Jahre ſeines Alters. Spät war er zur Kunſt gelangt und wurde früh abgerufen; er hatte kein wohlwollendes Schickſal und einen ſiechen Körper, aber in ſeinem ganz der Kunſt geweihten Herzen ein hohes Ziel, das er, ſchlicht und heiter, keinen Augenblick aus dem Geſicht verlor und auf welches er durch alle Widerwärtigkeiten hindurch in gerader Richtung zuging.

1837.

Was ihm Abilgaard prophezeit hatte, war allerdings eingetroffen, daß aus ihm nämlich nie ein guter Oelmaler werden würde, desto vollständiger aber erreichte Carstens das Ziel, daß er sich in seinem Innern vorgesteckt hatte, als kein unrühmlicher Nacheiferer des Rafael und Michelangelo zu gelten. Er hätte dahin nicht gelangen können, wenn er ein gewöhnlicher Nachahmer gewesen wäre, allein es war vielmehr eine innere Geistesverwandtschaft, die ihn zu jenen hinzog. Eigenthümlich und selbstständig sind seine Werke, es ist darin eine ursprüngliche Kraft der Erfindung und Konzeption. Von dieser ging er überall aus, er mußte eine Situation erst gedacht und empfunden haben, ehe er sie zeichnen konnte, er hegte seine Kompositionen lange in seinem Innern, er trug sie hier erst ganz aus, ehe er sie ans Licht brachte; von dem leichten Talent des allzeitfertigen Figurenzeichnens hielt er nichts. So sind denn auch alle seine Werke mehr mit der Seele als mit der Hand gemacht, es ist darin nichts Leeres, nichts Konventionelles und Stereotypes, sondern alles ist darin malerischer Gedanke, Ausdruck und Leben. So sehr er auch nach sinnlicher Kraft und Freiheit strebte, und so anspruchslos und ungesucht seine Figuren sind, so sieht man ihnen doch ins Herz hinein, es geht etwas in ihnen vor und es sind abgeschlossene Charaktere. Charakter und dramatisches Leben waren sein Augenmerk, und dann vorzüglich ein starkes, freies, edles, unbeengtes und ungezwungenes Naturleben. Sieht man den geistigen Gehalt seiner Werke, diesen

wunderbaren Reichthum an den nairsten und ansprechendsten Motiven, diese Fülle des verschiedensten Charakters und Ausdrucks, so scheint die Zeit zu kurz, in der er sie geschaffen. Das Gesagte bestätigt die Sammlung seiner zahlreichen Kompositionen in Weimar, einige recht werthvolle besitzt auch die Berliner Akademie der Künste. In Oel hat er wenig oder gar nicht gemalt; es sind sämmtlich Zeichnungen auf Papier, aber in sehr verschiedenen Manieren, mit schwarzer oder rother Kreide auf weißem oder farbigem Grunde, bald Aquarell, bald in Deckfarben mit einiger Annäherung an das Freskokolorit, bald Federzeichnung und bloßer Umriß, bald in Sepia. Und wo ihm dies alles nicht ausreichte, seine scharf plastisch gedachten Gestalten auszudrücken, da modellirte er in Thon. Auf diese Weise wurde er selbst als Bildner bedeutend, wie z. B. seine schöne Parze zeigt, deren Abgüsse gesucht werden.

Anfangs huldigte er, dem Geschmack seiner Zeit gemäß, auch der Allegorie und nach seinem überall eindringenden Geist vertiefte er sich sogar darin. Hieher gehört seine Darstellung der Elemente, und Kant's Kritik der reinen Vernunft veranlaßt ihn zu einer Vorstellung, wo sich Gott zwischen Zeit und Ewigkeit befindet. In Berlin aber legte er diese Richtung für immer ab, und setzte immer höheren Werth auf das Dramatische und die Gruppirung. Ganz gegen das Urtheil seiner Zeitgenossen schätzte er Dürer, noch mehr die ältesten Italiener, an denen er die Ehrlichkeit und Unbefangenheit anerkannte und rühmte. Aber wie hoch er sie schätzte,

so eignete er sich doch nichts von ihnen an, sondern folgte nur der Antike, dem Michelangelo und Rafael. Je mehr er sich selbst herausbildete, um so mehr stieg in seiner Achtung der letztere, den er von allen Künstlern für den dramatischsten hielt.

Auf solche Weise hatte Carstens freier und gerader Geist alle Vorurtheile seiner Zeit abgestreift, er hatte die richtigste Schätzung über den Werth der Künstler vor ihm und er war selbst ein Künstler im wahrsten Sinne des Worts. So konnte denn nicht ausbleiben, was der bescheidene Carstens, der nur von Einzelnen bei seinem Leben anerkannt wurde, sich wohl am wenigsten vorstellte, daß er nämlich für ein ganzes Zeitalter die Bahn gebrochen und daß er der Gründer einer neuen großen Kunstbelebung sein würde. Er besaß in reichem Maaße alle die Eigenschaften, die den Künstlern seiner Zeit zunächst fehlten. Diese waren leer und inhaltslos, oder gelehrt und gesucht: ihm galt die Erfindung, der Gehalt alles, aber es mußte ein natürlicher unmittelbar ansprechender sein. Wenn er dagegen die weit überschätzte Praxis des Oelmalens gering achtete, so war auch dies von guten Folgen. Die Maler seiner Zeit hielten das Gemeine für Natur, und schale abgestandene Larven für Ideal, man hatte nur Eine Form für jedes Alter und Geschlecht, z. B. nur Einen jugendlich männlichen und nur einen bärtigen Kopf. Carstens dagegen malte lauter Individuen und nicht von außen idealisirt durch vorgeschriebene Linien des Umrisses, sondern von innen aus

gehoben und geadelt. Dem Affektirten gegenüber strebte er nach heroischer Einfachheit und Ungezwungenheit; weshalb ihm auch heroische Gegenstände am liebsten waren. In einer langen Reihe von Scenen stellte er den Argonauten-Zug dar, und viele seiner Bilder sind aus Homer geschöpft. Er blieb gleichsam von einer weichlichen Unschuldswelt und von dem Ueppigen und Lüsternen, wie beides im Geschmack der Zeit lag, seine nackten Figuren sind unbefangen und ernst, und die leichtere gefälligere Grazie war das, was ihm am meisten versagt blieb.

Da Carstens Wesen und Wirken nicht auf dem Technischen beruhte, so war er nicht der Mann um eine Schule zu gründen, dies war aber auch überhaupt seine Sache nicht; im Gegentheil bestand sein künstlerisches Verdienst in Erfindungen und Ideen, und eben darum konnte es auch mehr als einer Kunst zu Gute kommen. Carstens hatte keine eigentlichen Schüler, aber er wirkte auf verwandte Geister zündend und befruchtend, und sein Einfluß erstreckt sich gleichmäßig auf die nachfolgende Malerei und Skulptur.

Eberhard von Wächter, geboren 1762 zu Balingen unweit Tübingen, kam nur noch eben zeitig genug nach Rom um ihn zu sehen und bei seinem Begräbniß gegenwärtig zu sein. Allein er hatte seiner Sinnesart und sogar seinen Schicksalen nach so viel Aehnliches mit ihm, daß er die Denkmäler seines Geistes, die Carstens in Rom hinterlassen hatte, in sich aufnahm, und daß jener Geist auf ihn überging. Hatte Carstens in

seiner Jugend die Aermlichkeit und der frühe Tod der Eltern hemmend entgegen gestanden, so erwuchs Wächter'n vielmehr aus seiner glücklichen Herkunft Hinderniß und Schranke.

Sein Vater war Würtembergischer Geheimer Rath und für den Sohn eines solchen schien die Malerkunst etwas viel zu Geringes, und wie sehr auch der Herzog selbst den Künsten geneigt und ergeben war, wollte er doch den jungen Edelmann, Sohn eines so hochgestellten Beamten, aus besonderem Wohlwollen, zu etwas Angemessenerem erzogen wissen. Wie Carstens fünf Jahre in der Weinhandlung schmachtete, so mußte Wächter einen vollständigen Kursus der Kameralwissenschaften hindurch auf der Karlsschule in Stuttgard ausharren. Aber endlich in seinem neunzehnten Jahre durchbrach er diese Fessel. Auch er hatte die Werke des Rafael und Michelangelo und zwar in kräftigen Kupferstichen von Volpato gesehen, und seines künstlerischen Berufes sich bewußt, war er entschieden, auf alles Glück, das ihm die Gunst des Schicksals und der Menschen zugedacht hatte, zu verzichten, und gegen allen Einspruch ein Maler zu werden. Schon gab man zu, daß er zeichnen lerne, er ging bald nach Manheim und von hier nach Paris, um sich dort im Malen zu üben, wodurch sich denn am besten bekundet, wie wenig seine Rathgeber und er selbst eine Ahnung hatten von dem neuen und eigenthümlichen Aufschwung deutscher Kunst, an dem er bald so wesentlichen Antheil nehmen sollte. Sein glücklicher Stern vertrieb ihn indeß sehr

bald von Paris, durch die ausbrechende französische Revolution, denn hier hätte er sich zunächst doch nur verbilden können, und derselbe gute Stern trieb ihn nach Rom zu einer Zeit, da Asmus Carstens noch unter den Lebenden war. Er trat hier ganz in dessen Fußstapfen, eignete sich den Geist der Antike an und entwickelte eine Fülle von Erfindung, Seele und Gemüth in zahlreichen Kompositionen. Zwar hatte er mit Carstens gemein, daß ihn die in der Jugend verabsäumte Fertigkeit nicht zur leichten Sicherheit gedeihen ließ und ihn an der Vollendung größerer Werke hinderte, so daß man auch bei ihm vorzüglich die Konzeption schätzen muß: im Kolorit aber brachte er es weiter als sein Vorgänger, seine Bilder empfehlen sich durch die ansprechende Harmonie und einige, z. B. die Sirenen, sogar durch schöne Karnation. Er malte gleichfalls gern antike Gegenstände, Gestalten der griechischen Fabel- und Heroenwelt, doch wählte er auch schon biblische und christliche. In dieser Rücksicht bildet er den Uebergang zu der nächsten deutschen Kunstepoche, welche er auch persönlich vermitteln half. Nach achtjährigem Aufenthalt nämlich verließ er Rom und begab sich nach Wien, woselbst er mit mehreren jungen strebsamen Künstlern, hauptsächlich den Schülern Fügers, zusammentraf. Ohne ihr Lehrer zu sein, frei und unabsichtlich, übte er doch einen großen Einfluß auf sie aus, und übertrug auf sie die von Carstens gestiftete neue Kunst.

Doch bevor wir diese jüngere Schule nach Rom begleiten, müssen wir noch einen Augenblick länger bei je-

nem älteren Vereine deutscher Künstler in Rom verweilen, in welchem sich die Tendenz ihres Gründers immer bestimmter aussprach. Rom wird von nun ab der Heerd deutscher Kunst. Joseph Koch, geboren 1770 in Tyrol, trat unmittelbar in Carstens Fußstapfen, so wie er auch die Vollendung der von jenem unvollendet hinterlassenen Zeichnungen übernahm. Zu der Tüchtigkeit, welche Carstens überall wollte, brachte der Tyroler Künstler aus seinen Gebirgen eine derbe Natur mit, und eine Verweichlichung stand durch ihn nicht zu befürchten. Er hat besonders in seinen Kompositionen nach Dante eine originelle Erfindung und große Kraft gezeigt, und sein zum Grandiosen und Kolossalen hinstrebender Geist ist durch eine geübte Hand und korrekte Zeichnung unterstützt. Neben dem Historischen widmete er sich aber auch mit gleichem Eifer und gleichem Sinn der Landschaft; er und Reinhart machten die Carstensschen Prinzipien auch hier geltend, indem sie verschmähten mit wohlfeilen Lichteffekten zu blenden, und vielmehr überall dem Plastischen der Natur nachgehend, wieder einen ernsten großen, man sagt am besten heroischen Styl der Landschaft schufen. In diesen Bildern ist alles gediegen, charakter- und markvoll, überall ist Solidität der Zeichnung und sichere plastische Rechenschaft von allen Formen, es zeigt sich aber auch Schönheit in den Linien; in der Farbe dagegen sind die Bilder nicht immer gefällig ansprechend, sondern öfters bunt und grell. An innerm Werth stehen sie jedenfalls hoch über dem einst so gefeierten Hackert.

Aber Carſtens konnte nach ſeinem Tode keine beſſere Anerkennung und keine vollſtändigere Genugthuung zu Theil werden, als daß auch der größte Bildner neuerer Zeit ihn ſeinen Lehrer nennt, dem er die Richtung und den Ernſt ſeiner Kunſt verdanke. In der That kann man ſich von Carſtens durchgreifendem Einfluß auf die allgemeine Wendung der Kunſt keinen anſchaulichern Begriff machen, als wenn man Thorwaldſen mit Canova vergleicht. Canova (1757 zu Paſſagno im Venetianiſchen geboren) wurde eine Zeit lang und hauptſächlich von den Italienern für eine hochragende Größe gehalten. Italien habe zwei große Bildhauer aufzuweiſen, den Michelangelo und Bernini, und dieſen ſchließe ſich Canova würdig an, um die Dreizahl voll zu machen. Daß man ihn mit Bernini vergleicht, kann freilich kein ſo gar großes Lob ſein, und wenn er dieſen vielleicht an Geſchmack übertrifft, ſo ſteht er ihm doch an künſtleriſcher Kraft kaum gleich. Unverkennbar iſt heutigestags, daß er noch ganz in jener alten Richtung, und um es deutlich zu ſagen, noch ganz im Verfall ſteht. Was ihn zunächſt auszeichnet iſt die Bewundernswürdigkeit ſeines Machwerks; ſelbſt Sohn eines Steinmetzen und lange geübt in dieſem Handwerk, übertrifft er in der Führung des Meißels alle Gleichzeitigen und ſelbſt von Thorwaldſen blieb er hierin unübertroffen. Aber Canova ſteht überhaupt, verglichen mit den Künſtlern ſeiner Zeit, recht hoch, er brachte es ſo weit, als es ein Italiener ſeines Jahrhunderts wohl nur bringen konnte. Er war rüſtig und produzirte viel. Seine Nei-

gung führte ihn bei seinen Erfindungen besonders auf das Liebliche, sinnlich Reizende. Dies konnte seine Zeit, wie sie war, am leichtesten fassen, und, sollte man sagen, dies konnte ein Talent, das nicht zum reichsten begabt war, am ersten leisten, wenn nicht auf der andern Seite wahr bliebe, daß das Zarte und Anmuthige immer einer tüchtigen Basis von vollendeter Kraft bedarf. Diese aber fehlte Canova gar sehr, und so zeigen denn seine überzarten Figuren zugleich etwas Weichliches und Süßliches, etwas Schlaffes und Mattherziges und doch etwas Pretiöses, wo nicht Affektirtes. Hebe, Psyche, Venus und Adonis, Amor und Psyche, dies waren seine Lieblingsgegenstände, in deren Auffassung er überall einen Mangel an gesunder, kraftvoller Sinnlichkeit verräth, ja recht eigentlich wollte er nach dem schalen Idealgeschmacke der Zeit gleichsam ätherische, leicht schwebende Gestalten bilden, aber für solche unbestimmte Duftgestalten sind offenbar die in verschwommener Punktirmanier verbreiteten und mit einem Hauch von Wasserfarbe angetuschten Kupferstiche der Engländer aus jener Zeit ein viel angemesseneres Material der Darstellung als der solide, markig gekörnte Marmelstein. Wie nahe Canova's Geschmack den Berninischen berührt und wie verwandt er dem französischen ist, geht sehr deutlich aus seiner Gruppe Amor und Psyche hervor, welche lebhaft an eine Balletscene erinnert. Nachdem der Künstler sich nun an diesen vielfach wiederholten Psychen erschöpft, auch schon hie und da zum Scherz Anlaß gegeben hatte, fühlte er wohl,

daß er um den Ruf eines großen Bildhauers, den er beſaß, wirklich auszufüllen, ſich auch nach andern Seiten hin zeigen müſſe.

Er faßte alſo den Entſchluß, kraftvolle, energiſche Geſtalten, mit einem Wort Athleten, zu ſchaffen. Daß ihm dies nicht aufs beſte gelungen ſein werde, läßt ſich wohl denken. Er brachte allerdings Figuren von gewaltigen Dimenſionen und mit ungeheurer Muskulatur zu Stande, allein von hier bis zur wirklichen Darſtellung wahrer Kraft blieb noch ein geräumiges Feld. Sein Fauſtkämpfer, damals wohl von Laien freigebig genug bewundert, kann heutigestags vor dem Auge des Kenners nicht mehr beſtehn, noch weniger ſein raſender Herkules, welcher den Lichas ins Meer ſchleuderte. Es war ein meilenweiter Abſtand von dieſem geſpreizten, mit Muskeln gepolſterten, im beſten Fall krampfhaft erregten Athletenthum zu jener ungezwungenen Heroengröße, die Carſtens in ſeinem Herzen trug.

Dem hochbegabten Albert Thorwaldſen (Sohn eines Isländers, eines armen Steinmetzen und Bildſchnitzers, geboren 1772 in Kopenhagen) konnte, bei aller Bravour des Meißels, nicht lange zweifelhaft bleiben, wem er zu folgen habe, ob dem eiteln Venetianer oder dem ernſten Sinn ſeines germaniſchen Landsmannes. Auf dem Wege des Letztern ging er mit Pietät und Begeiſterung fort, die naive ungezwungene Natur und der große Styl der Alten waren ſeine Lehrmeiſter, deren Studium Carſtens

aufgeschlossen hatte. Aus unversiegender Quelle schuf er so jenen langen Zug herrlicher, belebter und beseelter Gestalten. Auch Canova hatte die Antike tüchtig zu brauchen gewußt, allein er faßte sie nicht auf, sondern bestahl sie. Seine Figuren sind äußerlich zusammengesetzt, er entlehnte geradezu einzelne Theile aus der Antike, hier und dorther, und man kann oft nachweisen, von welcher antiken Statue oder von welchem Tors er diesen oder jenen Theil entnommen. Bei Thorwaldsen kommt alles aus einer innern Anschauung, aus einer innern Empfindung ihrer Gestalten; alles Einzelne ruht in einem bestimmt festgehaltenen Ganzen, und überdies gab er sich von allen Formen eine viel strengere Rechenschaft. Styl und Schönheit beruhen hier auf einem viel tiefern Grunde, Leben, Charakter und Adel sind eins. Es ist hier noch nicht der Ort, Thorwaldsen's einzelne Werke zu nennen und ihre Verdienste zu rühmen, es werde hier nur gesagt, er ist in allem fortgegangen, was Carstens bestrebte, ja von Hause aus zum Künstler gebildet und viel weniger im Kampf mit einem ungünstigen Schicksal, konnte er sogar das Erreichen, was Carstens versagt blieb, was er zwar lebhaft in sich fühlte, aber nicht außer sich hinstellen konnte, weil es ihm dazu an speciellem anatomischen Wissen und durchweg an Gelegenheit fehlte, große Werke auszuführen, sei es malerisch oder bildnerisch. Leider werden die beneidenswerthesten Aufgaben nicht immer den würdigsten Künstlern zu Theil. Endlich darf schon hier nicht unbemerkt bleiben, daß Thorwaldsen

das Relief, worin Canova auch noch dem falſchen Geſchmack der Zeit huldigte, wieder im einfachen und großen Styl des Alterthums behandelte.

So hatte ſich denn immer zahlreicher und immer beſtimmter auf römiſchem Boden die deutſche Kunſt einen Mittelpunkt und ein Aſyl geſchaffen, denn von einer Theilnahme der Nation konnte damals noch nicht die Rede ſein. Es hatte ſich in dem Kreiſe jener innig Verbrüderten aber auch ein Geſammtgeiſt gebildet, der alle diejenigen, welche von Deutſchland oft mit ſehr verſchiedenen Anſichten herüber kamen, ſofort ergriff. So wollen wir denn unter vielen hier beſonders einen nennen, deſſen Name in Deutſchland hochberühmt ſein würde, wenn ihm das Schickſal nur ein längeres Leben zugemeſſen hätte, der aber auch jetzt in den wenigen Werken ſeines herrlichen Genius nicht untergehn kann. Dies iſt Gottlieb Schick, geboren 1779 zu Stuttgart. Er war von Hauſe aus zum Künſtler gebildet, aber freilich in einer Schule, welche noch mehr der alten Zeit angehörte, nemlich unter Hetſch und Dannecker. Der erſte konnte doch ſeine franzöſiſche Schule nicht ganz verleugnen und Dannecker darf man gewiſſermaßen einen deutſchen Canova nennen; es iſt deshalb nicht zu verwundern, daß ihrem Schüler unter ſeinen deutſchen Landsleuten in Rom ein ganz neuer Sinn für die Kunſt aufging, denn von ihrer Dimenſion in die Tiefe hatte man ihn nichts gelehrt. Mit ganz andern Augen begann er nunmehr ein Studium der Antike und Rafaels, und wenn ſeine

nächsten Vormänner deutscher Kunst zunächst Ernst, Charakter und Strenge in der Zeichnung ihrer Gestalten erstrebt hatten, so gelang ihm eine freie organische Lebendigkeit und eine belebte Schönheit, beseelt von Innigkeit, Anmuth und Wahrheit. Alle die sein Opfer des Noah, seinen Apollo unter den Hirten gesehen haben, sprechen davon mit Ausdrücken der Begeisterung. Er hätte der Kulminationspunkt, er hätte der Rafael jener ersten neudeutschen Kunstepoche werden können, aber er wurde zu früh, noch früher als Carstens, in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre abgerufen, er starb 1818 in Wien, nachdem er schon 1811 seiner wankenden Gesundheit halber Italien verlassen hatte. Am Himmelfahrtstage schwang sich seine Seele, getragen von ihren Idealen ewiger Schönheit, wieder in ihre Heimat auf. Andere deutsche Künstler, welche um jene Zeit nach Rom kamen, wollten zwar auch den von Carstens ausgegangenen Kunsternst mehr ins Gefällige und Schöne bilden, allein sie verloren sich vielmehr bald ins Leichte und verloren wieder den Charakter; hieher gehört Abel und die Brüder Riepenhausen, welche überdies von der antiken Richtung jener Zeit noch weiter ins archäologische verlockt wurden. Endlich kann hier unter Künstlern deutscher Art noch geradezu der Kalmücke Feodor genannt werden, der jenem sich anschließend, mit der fertigsten Zeichnung eine sinnvoll gedachte Komposition verbindet.

Bevor wir nun von hier gleich zur zweiten Epoche deutscher Kunst in Rom übergehen, müssen wir noch erst

nach Deutschland selbst zurückblicken, um uns den Umschwung der Ideen zu vergegenwärtigen, der hier mittlerweile von der ästhetischen Literatur aus nach und nach in alle Kreise gedrungen war. Der Schauplatz hatte sich völlig verändert. An die Stelle der Nüchternheit ja Mäßigkeit in Gedanken und Styl, hatte nun eine innerliche Aufregung sich überall gezeigt, und dies war nicht mehr ein hohler Schwulst, wie er noch weiter aufwärts jener Nüchternheit vorangegangen war, sondern es meldeten sich bereits Tiefe und Gehalt. Allein es war eine unsicher schweifende Strebkraft, die dies hervorgebracht hat, was man die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur nennt; aus dieser Gährung klärte sich das Aechte ab; Schiller und Goethe begannen ihre glanzvolle Bahn, sie fanden überall Anklang, ein Aufschwung ging von ihnen her. Carstens hatte schon in diesen Einflüssen gestanden, sie wurden immer stärker und allgemeiner, allein durch spätere Einwirkungen fanden sich andere Richtungen, jener im Herzen der Nation wiederklingende Grundton spaltete sich schon in verschiedene Tendenzen und verlor sich wieder in kleinere Reaktionen und selbst Parteiansichten. Die genannten Heroen waren für die reine Kunst begeistert, und alles fehlte daran, daß sie dieselbe blos hätten zum Deckmantel brauchen wollen, um dieser oder jener außerhalb liegenden Ansicht das Wort zu reden. Allein wie ihre Zeit sich überhaupt an dem besseren Verständniß der alten Kunst emporgeschwungen hatte, so hegten sie für diese eine große Verliebe und sie moch-

ten auch nicht Unrecht haben, wenn sie des Glaubens waren, daß die Vorstellungen der alten Welt einen sehr wesentlichen Antheil an der olympischen Heiterkeit ja an der plastischen Bestimmtheit aller ihrer Gestalten hätten, sowohl in den bildenden als redenden Künsten. Daß Schiller und Goethe dem Christenthum feindlich gewesen wären oder es gering geschätzt hätten würde eine sehr gewagte Behauptung sein, man kann nur sagen, daß sie nicht bei dem Religiösen ihre Stoffe gesucht, und dies wieder lag sehr wesentlich in dem Standpunkt, welchen sie in der Kunstentwickelung einnehmen. Nun fand sich aber eine Reaktion ein; an die Stelle des früheren Kosmopolitismus kam überdies durch die Zeitumstände nahegelegt, die Vaterlandsliebe mit erneuter Kraft wieder und statt des Griechenthums trat das Christenthum in seine Rechte. Seit man gesehen hatte, daß Deutschland eine namhafte selbstständige Poesie habe, sollte diese auch vaterländisch und sie sollte christlich sein. Die Wahrheit der Empfindung und das Zeitgemäße der Umgebung wies auch darauf und ein Blick auf die Kunstwerke der Malerei im Mittelalter, die man immer mehr schätzen gelernt hatte, bot die Betrachtung an, daß die christliche Religion einen sehr wesentlichen Antheil habe an der Tiefe und Herrlichkeit dieser alten Bilder. Mit Einem Wort, die neue romantische Schule kündigte sich in Deutschland an, und wenn sie in der Poesie zuerst hervortrat und hier viel unverkennbar Gutes gewirkt hat, so war ihr Einfluß auf die bildende Kunst, ganz besonders auf die Malerei, doch

BIBL. VNIVERS. LIPS.

noch um vieles nachhaltiger. Wir brauchen die Namen der Schlegel und Tieck hier nicht zu nennen, aber beſonders gehört Ein Buch hieher, das eine entſchiedene Wirkung gehabt hat; dies ſind Wilhelm Wackenroders „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders," erſchienen zu Berlin 1797, dem Todesjahr des Verfaſſers. Einen ernſten religiöſen, ganz an das Heilige hingegebenen gläubigen Sinn zu wecken und hievon die Kunſtbegeiſterung abzuleiten war das ſehr achtbare Ziel der Schrift, welches bei der Innigkeit und dem Feuer, womit ſie geſchrieben iſt, vollkommen erreicht worden. Nicht mit profaner Hand und eitler Meiſterſchaft des Pinſels, ſondern mit reinem kindlichem Gemüth ſollte gemalt werden; ſo hätten es die großen frommen Künſtler früherer Jahrhunderte gethan und nur auf dieſem Wege ließe ſich etwas leiſten, was in Vergleich treten könne. Dies Buch blieb längere Zeit der Katechismus der deutſchen Künſtler in Rom, zunächſt aber begeiſterte es einige jüngere Künſtler in Wien. Wien wird überhaupt nunmehr auf einige Zeit der Sammelplatz einer neuen Malerſchule. Hier nun war es namentlich, wo ſich zuerſt neben den Carſtensſchen Kunſtanſichten die neuere Romantik zeigte. Friedrich Overbeck, der Sohn des bekannten Dichters, der mit Carſtens in freundſchaftlichem Verhältniſſe geſtanden hatte, zu Lübeck 1789 geboren, kam im Jahr 1806 nach Wien. Wie ſchon erwähnt wurde, übte hier Wächter einen freien aber nur um ſo tiefern Einfluß auf die Schüler von Füger, und unter ihnen beſonders auch auf Orer-

beck. Daneben aber hatten die jugendlichen Gemüther die durch Wackenroder angeregte Stimmung aufgenommen, und die innige gläubige Hingebung ließ sehr wohl eine Vereinigung mit Carstens zu, denn außerdem, daß beiden der Ernst gemein war, forderte ja Carstens auch noch eine strenge, charaktervolle auf die Naivetät der Natur aufgebende Zeichnung. Schon in Wien sagte man von Overbeck, er zeichne wie Giotto, und wenn dies als Tadel gemeint war, so konnte es in seinem Sinne nur das beste Lob sein. Die jungen Künstler, welche sich in gleichem Streben verbanden (wir nennen hier besonders noch Pforr, die beiden Olivier, die beiden Veit und Nebnitz), fanden überhaupt, wie sich leicht erachten läßt, nicht diejenige Unterstützung und Anerkennung von Seiten der Akademie, welche ihr Ernst, dem akademischen Schlendrian gegenüber, verdient hätte; im Gegentheil brachte ein hochmüthiges Ablehnen von der einen Seite, und ein edles Selbstbewußtsein auf der andern eine gründliche Spannung zwischen ihnen und der Akademie hervor, ganz ähnlich als es der vereinzelte Carstens in Kopenhagen erlebt hatte. Desto mehr Freude machte es ihnen, da sich in Wien doch ein älterer Künstler fand, der ihre tüchtig gemeinten Bestrebungen zu schätzen wußte; dies war Fischer. Ganz anderer Meinung als die übrigen Herren von der Akademie, und zu ihrem großen Aergerniß, erklärte er, der Klassenzwang müsse aufhören, die Kunst sei frei und jeder müsse auf der Akademie treiben können, wozu er sich

getrieben fühle. Solche Geſinnungen mußten in dem Herzen der jungen Männer Anklang finden; ſie feierten ihm zum Dank ein Jubelfeſt. Im Jahre 1810 ging Overbeck mit Vogel aus Zürich nach Rom, hier fanden ſich bald auch die übrigen Wiener Genoſſen zu ihnen, die ähnliche Anſichten aus Deutſchland nach Rom mitgebracht hatten. Unter dieſen ſind beſonders wieder die Brüder Johann und Philipp Veit aus Berlin zu nennen, welche ſolche Ideen noch aus näherer Berührung mit den Schlegel hatten; ferner Leybold und Pforr, ſpäter kamen noch Eggers, Schnorr (1814), noch ſpäter Cornelius und andere hinzu. Sie ſchloſſen ſich im Auslande nur noch enger zuſammen, ja es bildete ſich hier bald wieder eine Abſchließung gegen andere Künſtler, die, nach ihrer Meinung, ganz divergirende Richtungen verfolgten. Sie fanden in Rom die unmittelbaren Nachfolger der Carſtensſchen Denkungsart, in Thorwaldſen, Koch und Reinhart, ſie hielten ſich Anfangs auch von dieſen entfernt und machten erſt ſpäter die Entdeckung, daß ſie ihnen im Grunde nahe und weſentlich verwandt ſeien.

Von Jahr zu Jahr ward nun auch der Welt merklicher, daß ſich in Rom eine neue deutſche Schule gebildet habe; hatte man in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland die erſte Idee von der Reſtauration der Kunſt gefaßt, ſo war nunmehr zwiſchen 1810 und 1815 ſchon eine Schaar talentvoller Künſtler verſammelt, welche eine neue Richtung repräſentiren konnten; leider waren ſie nur durch ihren romantiſchen Hang

ein wenig seitwärts gerathen von der Bahn, die Carstens betrat. Sie studirten Rafael und die ältern Italiener, von der nachfolgenden Zeit, die man so lange gerade am höchsten geschätzt hatte, wollten sie nichts wissen, denn sie schien ihnen, im Gegensatz der frommen Zartheit jener, äußerlich, hohl, geschmückt und affektirt. Aber wenn sie, gleich wie Carstens dem innern Gehalt, dem Ausdruck von Geist und Gemüth nachstrebten, und sich nur mehr auf das Christliche und Biblische beschränkten, so verabsäumten sie darüber doch das Aeußere und die Zeichnung nicht, im Gegentheil hielten sie hierauf mit der größten Strenge und trieben die ernstesten Studien. Besser von der Zeit begünstigt, konnten sie hier mit mehr Ruhe und Ordnung alles das sicher sich aneignen, womit Carstens sich nicht hatte ausrüsten können, denn dieser empfand bei allem seinem Streben nach Bestimmtheit doch Zeit seines Lebens den Mangel des in der Jugend Gelernten. Gleich wie die alten Italiener gingen unsere jungen Deutschen auf die äußerste Schärfe des Contours und auf die gewissenhafteste Modellirung alles Körperlichen aus, ja sie verabscheuten alle jene leicht bestechenden Mittel, hinter welchen sich oft mangelhafte und unsichere Zeichnung zu bergen pflegt; sie wiesen das Helldunkel fast gänzlich ab und wollten nicht viel hören von dem Reiz der Farbe, der ihnen als ein mehr sinnlicher erschien. Ueberhaupt malten sie mehr für die Seele, für das Gemüth und den Geist, als für den gefälligen Eindruck auf das Auge; Einfalt und Unschuld trugen sie im Herzen, das Kokette

und Gefallſüchtige war ihnen verhaßt. Hieran lag es denn auch, daß ihre trefflichen Werke, welche ſie von Zeit zu Zeit über die Alpen nach Deutſchland ſandten, hier noch nicht den Beifall des größern Publikums erwerben konnten, deſto mehr aber die Schätzung der Kenner.

Dieſelbe Richtung machte ſich auch in der Landſchaft geltend. Auch dieſe jüngere Schule war auf ſchärfſten Contour, und überall auf eine feine Auffaſſung der Linien gerichtet; ſie zeichneten mit Gefühl und Gewiſſen, und ſich ganz abwendend von der leichtfertigen Bravour des breiten Pinſels, zeichneten ſie am liebſten mit der Feder und gingen in ihren Bildern mit feiner Linie den zarten Schwingungen jedes Hälmchens und Kräutchens; der Stämme und Zweige, der Berge und Terrains nach. Nach deutſcher treufleißiger Art trieben ſie ein Detailſtudium, wie man es ſeit den alten deutſchen Malern nicht geſehen hatte. Alles nebelhafte und unbeſtimmte war ihnen ein Greuel, ſie verabſcheuten die grellen Lichteffektſtücke, ſie enthielten ſich auch hier meiſt des Helldunkels und aller Lichtſpiele und forſchten auf anſpruchloſem Wege unverdroſſen dem zarten Finger der Natur in allen ihren Bildungen nach und ſuchten ihr plaſtiſches Verſtändniß. Hier gingen die Olivier voran, aber alle Hiſtorienmaler thaten das Gleiche; überhaupt war die Trennung zwiſchen der Landſchafts- und Geſchichtsmalerei aufgehoben, ſobald beide mit gleichem Sinn und mit gleicher Innerlichkeit den naiven Charakter aufzufaſſen ſuchten. In beiden Sphären zeigte ſich ein leuchtendes Talent, ein Naturge-

nie, das mit einer angebornen Sympathie für die Natur ausgestattet schien. Fohr aus Heidelberg; noch ein Jüngling, fand er seinen Tod in den Wellen der Tiber.

Diese jüngere Schule hatte mit jener ersten deutschen in Rom immer noch viel gemein, besonders die Tüchtigkeit, den Charakter, die Wärme, aber sie läßt sich doch bestimmt davon unterscheiden; jene war überhaupt mehr antik, diese mehr christlich, jene suchte mehr das Starke, Mächtige, ja einen gewissen äschyleischen Trotz ihrer Gestalten, diese breitete über alle ihre Figuren eine christliche Milde und Demuth aus; auch in den Landschaften sogar findet derselbe Unterschied sich noch wieder, bei jenem trägt die Landschaft in allen Theilen den Charakter des Heroischen, hier des Frommen, und stiller, treuer Hingebung. Weiterhin tauschten sich beide Richtungen wieder verschiedentlich gegen einander aus.

Wir müssen nun aber noch einmal über die Alpen zurück, um noch näher jenes zweite Element der Romantik zu betrachten, nämlich die Hinneigung zu mittelalterlicher Kunst und Art. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1748 und vollständig 1758) waren die Gesänge der Minnedichter bekannt geworden, und 1757 wurde man zuerst mit einem Theil der Nibelungen bekannt; Lessing schenkte denselben seine Aufmerksamkeit und urtheilte schon, daß diese Gedichte auch außer dem historischen Interesse ein poetisches hätten. Wieland schätzte Hartmann's Iwein und wußte sich manche elegante Wendung aus der Sprache dieses feinen

höfischen Dichters im 13ten Jahrhundert anzueignen, Goethe fand sogar Freude an der rohen Sprache und hausbackenen Poesie des biedern Hans Sachs. Gleichzeitig überwand man auch immer mehr den Abscheu, den man vor den hagern und mitunter eckigen Gestalten der altdeutschen Maler gehabt hatte, bis man endlich, auf Naivetät und Natur hingewiesen, ihren Gehalt vorurtheilsfrei auffaßte und schätzte. Noch mehr aber kam bei den poetischen Werken das Verständniß der reichen Poesie mit der heißern Liebe für das Vaterländische überein; mit dem Haß der Fremdherrschaft wuchs diese Liebe zu deutschem Wesen und deutscher Kunst, das Wort gothisch verlor seine üble Nebenbedeutung und unter dem Namen der altdeutschen Bauart fand dieser lange geringgeschätzte Styl um so wärmere Verehrer. Man hatte sich vollständig von der Existenz einer alten nationalen Kunst überzeugt und forschte ihr in allen Zweigen nach. Man brachte ihre Eigenthümlichkeit in Verbindung mit dem deutschen Charakter. Als die Abschüttelung des Joches gelungen war, sollte sich in Deutschland alles ächt deutsch gestalten, die Auditorien, wo das Nibelungenlied erklärt wurde, waren mit Hunderten von jugendlichen Zuhörern in sogenannter altdeutscher Tracht überfüllt. Man floh das Modern-Französische; aber auch das Antike, das noch nicht lange zuvor die Alleinherrschaft über den Geschmack behauptet hatte, trat ganz in den Hintergrund; die Vorstellungen von Dunkelheit und Finsterniß, womit die Aufklärungsperiode das Mittelalter angeschwärzt hatte,

mußten ihren Rückzug nehmen, ja es sollte nun die Kunst sich recht eigentlich im Mittelalter bewegen, weil dies zugleich christlich und deutsch war und weil es erinnerte an den Glanz des einst glorreich herrschenden Kaiserthums, an das heilige römische Reich deutscher Nation.

Schauen wir nun auf dieses Treiben von dem erhöhten Standpunkt unserer abgekühlteren Zeit herab, so kann der schnelle Wechsel sanguinisch erscheinen und wohl hie und da zu ironischer Stimmung auffordern. Allein dies liegt bloß in der Beschleunigung; denn die Wendung des Geschmackes war von der Natur der Sache gegeben und wir haben hier einen nothwendigen Durchgangspunkt, ohne welchen unsere heutige Kunst nicht wäre was sie ist und was sie verspricht. Auch ging wirklich in der Poesie manches Treffliche hervor, was durch alle Wechsel des Geschmacks hindurch der deutschen Literatur verbleiben wird; aber noch reicheren Stoff fand die Malerei in der Sphäre altdeutscher Geschichte und Poesie, worauf sie sich denn warf mit allem jugendlichen Eifer ihres frischen Erblühens.

Peter von Cornelius, Sohn eines Malers, geboren zu Düsseldorf 1787, bildete sich nach dieser Weise. Besonders führten ihn die kraft- und charaktervollen Holzschnitte des Theuerdanks in den Kreis des fest einherschreitenden deutschen Heldenthums ein. In den Blättern zu den Nibelungen entfaltete er darauf eine große und tiefe Poesie. Alles ist hier empfunden und aus einer Künstlerseele gekommen, es ist nichts Entlehntes und Ausfül-

lendes darin. Früher ſchon hatte er zu Goethe's Fauſt eine Reihe von Blättern entworfen, in denen ſich auch die tiefern Eigenſchaften des Gemüths und der Phantaſie offenbaren, allein damals gebrach es Cornelius noch zu ſehr an der Zeichnung und beſonders auch am Styl. Als er ſich nach Italien begab, faßte er in Florenz eine große Vorliebe für die alten Florentiner, welche ihm noch mehr zuſagen mußten als die Werke altdeutſcher Kunſt, weil ſie mit derſelben Innigkeit und Treue zugleich doch noch ein größeres Maaß von Schönheit verbinden. In Rom fand er ſeine gleichgeſinnten deutſchen Kunſtbrüder, und eine große Regſamkeit begann. Hier hatte ſich auch zugleich Schnorr eingefunden. Julius Schnorr, zu Leipzig 1794 geboren, war der Schüler ſeines Vaters, und als ſolcher in einer ziemlich äußerlichen Richtung gebildet, in Rom aber wurde er von Olivier zum Kunſtglauben bekehrt, den er bald auf das kräftigſte mit der That bekannte. Auch Wilhelm Schadow und Heinrich Heß ſind hier zu nennen. Hatten Carſtens und ſeine nächſten Nachfolger den Reichthum ihrer Schöpfungen nur auf dem Papier und in kleiner Dimenſion ausſprechen können, weil es ihnen an Gelegenheit fehlte, große Bilder zu malen, ſo war es der zweiten deutſchen Schule in Rom beſſer geworden. Ein edler deutſcher Kunſtfreund, Bartholdy in Rom, erkannte die herrliche junge Kunſt, und ließ ſein Haus mit der Geſchichte Joſephs zieren. Overbeck malte die Allegorie der magern Jahre, Cornelius die Traumdeutung, Veit die fetten Jahre und Potiphars Weib, und

Wilhelm Schadow Josephs blutigen Rock, und den Traum im Gefängniß. In allen diesen Compositionen ist Originalität, Gediegenheit und wahres Verdienst, aber die von Overbeck behalten bei weitem den Preis; in den andern herrscht eine gewisse Strenge, ja Trockenheit der Zeichnung; Overbeck hat am meisten von jener seligen Anmuth der Kunst und von sanfter Schönheit, welche an die Werke vorraffaelischer Meister, oder an Rafaels zarteste Jugendarbeiten erinnert. Später ließ der Marchese Massimi seine Villa auf ähnliche Weise von den deutschen Malern mit Fresken schmücken. Er wählte Darstellungen nach den großen italienischen Dichtern. Overbeck wurde der Tasso zu Theil, Schnorr Ariost, Cornelius Dante, von welchem Koch später das letzte übrige Bild malte; jeder Dichter füllt einen besondern Saal, in der That eine Aufgabe wie sie seit der alten Blüthe italienischer Kunst nicht vorgekommen war, zumal in Fresco. Außerdem wurden Overbeck und Eggers im Vatikan beschäftigt, woselbst sie die Lünetten malten. Ein großes Oelbild von Overbeck ist der Einzug nach Jerusalem, es war von Lübeck aus, der Vaterstadt des Künstlers, bestellt. Daneben aber erwuchs eine reiche Zahl von Zeichnungen, welche in schönen Kupferstichen, die ganz in demselben Sinn sich die alten Stiche von Dürer und Mark-Anton zum Muster genommen haben, durch Ruschweih, Amsler u. a. vervielfältigt sind. Dahin gehören besonders die herrlichen Darstellungen der Geschichte des Propheten Elisa, die Auferweckung des Lazarus; und in Steindruck das schöne

innige Blatt: Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Es iſt über dieſe Stücke die Kraft und Weihe heiliger Begeiſterung, der Geiſt und die milde Seele des Chriſtenthums reichlich ausgegoſſen. Die Kunſt und die Religion haben gleichen Theil an dieſen köſtlichen Werken.

Wenn nun aber jener Künſtlerkreis von Deutſchland her immer neuen Zuwachs erhielt, ſo iſt nicht zu verwundern, daß jene Charaktereigenſchaften, welche beſonders das unterſcheidende Merkmal waren, ſich nicht überall in gleichem Maaß vorfanden. Es gab bereits auch ſolche, welche die neuere Art eben ſo äußerlich nachmachten, als die alte, oder wiederum ſolche, die aus gar zu gutem Willen ins Herbe und Unſchöne verfielen, und Bilder ans Tageslicht brachten, welche mit lauter Märtyrergeſtalten angefüllt waren und in der Charwoche gemalt ſchienen. Bei den Ernſtern hatte die Kunſt hier die Kriſis einer gewiſſen Gemüthsverdüſterung und Hypochondrie, worauf ein tiefernſtes Kunſtſtreben überall ſehr leicht führen kann, durchzumachen; daß mehrere der genannten Künſtler zur katholiſchen Kirche übertraten, wie ſchon früher mehrere Poeten der romantiſchen Schule nach irre umher getriebenem Schweifen gethan hatten. Es kam jetzt auch für die Malerei zu Tage, daß die Romantik doch etwas Unreifes und einen gewiſſen Krankheitsſtoff mit in ſich enthalten hatte: dieſer mußte ausgähren oder wenigſtens, womit auch Erleichterung erfolgte, ſich ausſprechen; und das eben geſchah in jenen Bildern, auf denen ein ſchweres Kreuz zu laſten ſcheint.

Die Kraftrolleren und Begabteren bewegten sich dagegen immer freier in dem reinen Gebiet der Kunst und es erfolgte die sehr heilsame Ausgleichung der beiden deutsch-römischen Schulen, der ältern und der jüngern. Die heroische Kraft, der freie Adel der menschlichen Gestalt trat wieder aus einem gewissen Druck hervor, die Kunst war wieder ganz in ihrem reinen Element. Heinrich Heß malte ein wundervolles Bild, den Parnaß, und nicht lange, so malte Cornelius in München wieder Darstellungen nach der griechischen Mythe. Genelli dagegen empfand, dachte und zeichnete ganz mit der Kraft des Carstens und mit nur noch größerer Vollkommenheit in der Zeichnung. Es war aber mittlerweile noch ein unerwarteter Umstand hinzugekommen, welcher nicht wenig beitrug, beide Sphären zu vermitteln. Im Jahre 1816 hatte Lord Elgin die Statuen und Bildwerke am Parthenon entdeckt, man besaß jetzt auf einmal eine reichliche Anzahl der herrlichsten Werke aus der besten griechischen Zeit, ja von Phidias selbst, während man bisher meistens nur Späteres oder in vielfachen Kopieen von Hand zu Hand Abgeflachtes gekannt hatte. Was früher schon geahnt wurde, zeigte sich nun hier ganz unverkennbar, nämlich: daß in der besten griechischen Zeit keineswegs ein so reines und leeres Ideal gegolten hatte. Man fand auch hier durchweg das entschiedenste Streben nach Individualität, nach schärfster Naturnachahmung in ihrer Naivetät, und bei alledem eine strikte, prägnante Zeichnung; ja die ältesten Werke griechischen Kunststyls aus Aegina hatten sogar eine

ſehr nahe Analogie mit den ältern italieniſchen und ſelbſt deutſchen Werken. Aber man ſah auch zugleich, mit wie gutem Grunde die Griechen dieſen altſtrengen Styl verlaſſen und ſich einem freiern und ſchönern hingegeben hatten: Phidias und Polyklet, Rafael und Michelangelo, beide Kulminationen ließen ſich jetzt erſt vergleichen, und es konnte nicht länger zweifelhaft bleiben, daß auch die neudeutſche Kunſt nicht immer ſich ſo nahe der allerdings noch befangenen vor Rafael zu halten habe. Daß aber die aufſtrebende Kunſt jene ſtrengen Anfänge durchlaufen, wird dabei nie zu bedauern ſein, iſt vielmehr für ein großes Glück zu achten, denn, wie ſich hinterdrein erwieſen, nicht beſſer konnte der Grund befeſtigt werden, und nicht gründlicher konnte die Reformation der Kunſt zu Werke gehn, als wenn ſie ſelbſt an früherer organiſcher Kunſtentwickelung ſich von Anfang herauf bildete.

Nunmehr war die Zeit gekommen, wo von Rom aus über Deutſchland gleichſam eine Ausgießung des heiligen Kunſtgeiſtes geſchehen ſollte. Aus allen Theilen hatte Deutſchland beigeſteuert, von der Nordſee und den Alpen, vom Rheine, der Donau und der Oder waren die Männer nach Rom zuſammengefloſſen, um ſich hier für Eine hohe Idee zu erwärmen; nun ſollten ſie auch wieder nach Deutſchland zurück und hier nach allen Winden hin und in allen Städten eine heimiſche Kunſt ſtiften. Cornelius kam nach Düſſeldorf, ſpäter nach München, Wilhelm Schadow nach Berlin, ſpäter nach Düſſeldorf, desgleichen Wilhelm Wach nach Berlin, Julius

Schnorr und Heinrich Heß nach München, Veit nach Frankfurt am Main, Eggers nach Mecklenburg, Olivier und Ludwig Schnorr nach Wien, Führig nach Prag, später auch nach Wien, Rambour nach Trier, Retzsch und Richter nach Dresden, u. s. w.

Cornelius war in Italien mit dem damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Bayern bekannt geworden, welcher den Künstler gewann, um seine Residenz zu malen. Aber Cornelius folgte zunächst der Einladung in sein Vaterland; er kehrte im Winter 1819 nach Deutschland zurück, und erhielt eine ehrenvolle Stellung an der Akademie in Düsseldorf, seiner Vaterstadt. Hier sammelte er nunmehr einen Kreis geistreicher Schüler, und führte nun in den nächsten Jahren nach seiner Rückkunft aus Rom ein eignes Wanderleben. Den Winter über verweilte er in Düsseldorf, hier die Akademie leitend, zeichnete er zugleich seine Kartons und studirte tüchtig mit seinen Schülern, allein mit den Frühlingstagen brachen sie auf nach München und hier wurde lustig gemalt mit vollem Pinsel auf die frischbeworfenen Wände. Im Frühling des Jahres 1820 begann Cornelius sein erstes Werk zu malen; die Kartons dazu hatte er zum Theil schon in Rom vollendet. Es ist der berühmte Göttersaal, welcher in unendlich reichen Darstellungen alle Gestalten des Olymps und selbst der Unterwelt umfaßt; sinnvoll ist das Ganze in größern und kleinern architektonischen Räumen in Haupt- und Nebenbildern angeordnet. Es ist mit der Götterwelt zugleich

die Vorstellung der Elemente verbunden, und überall erscheint Eros als der Bezwinger. Eine nähere Beschreibung dieser kostbaren Werke liegt außer den Grenzen dieses Aufsatzes und es kann hier nur im Allgemeinen gesagt werden, daß das Verdienst besonders in der Fülle und dem Gehalt des Gedankens besteht, in der Erfindung und Konzeption, welche jeder Empfängliche rühmen muß; zugleich ist die Zeichnung voll von Charakter und Bewegung, wenn auch nicht in allem Einzelnen korrekt. Noch immer hatte Cornelius seinen festen Sitz in Düsseldorf und nun eröffnete sich auch in seinem nähern Vaterlande die Gelegenheit zu ausgedehnten Frescomalereien; der Assisensaal in Coblenz und die Aula in Bonn gaben der erfindungsreichen Künstlerschule immer neue und größere Aufgaben; von Herrmann, dem bereits selbst zum Meister gediehenen Schüler, zeichnet sich ganz besonders das große Frescobild, die Theologie, durch Großartigkeit des Styls und tiefen Ausdruck der Figuren aus; auch Götzenbergers Bild, die Philosophie, das in der Anordnung des Ganzen zwar keineswegs dem Erstern gleichkommt, bekundet dennoch in der Auffassung der einzelnen Figuren, unter denen man alle großen Philosophen und Dichter der neueren Jahrhunderte erkennt, ein nachdrückliches Talent.

Im Jahr 1825 vertauschte Cornelius für immer Düsseldorf mit München, woselbst er zum Direktor der Akademie der Künste berufen wurde. Er malte nunmehr den Heroensaal, worin er eine gleich überschwengliche Erfindung ausschüttete; aber alles gewann ein nur noch ed-

leres Maaß und das Gepräge der Reife. Später kamen Julius Schnorr und Heinrich Heß aus Italien zurück und ließen sich in München nieder. Beide haben viel Echtes und Schönes geschaffen; der erstere nahm Theil an den großen Frescomalereien in der Residenz, und malte namentlich in dem Nibelungensaal die herrlichen Gestalten des Volker, Dankwart und Gernot, Heß dagegen malte in Oel eine Reihe edler und inniger Bilder. Die Schule des Cornelius war unterdessen immer üppiger herangewachsen und mehrere konnten bereits als Meister gelten. Herrmann vereinigte mit allen Hauptforderniſſen eines wahren Künstlers zugleich ein sehr ansprechendes Frescokolorit, welches sonst nicht an allen Werken dieser Schule die vorzüglichste Eigenschaft ist. Unter dem Schutz eines kunstliebenden Fürsten erwuchs in München während weniger Jahre eine so ungeheure Menge von Kunstwerken, daß man in der That an die reichste Produktion des griechischen Alterthums oder mittelalterlichen Italiens erinnert wird. Außer der Residenz wurden noch die geräumigen Arkaden mit Fresken angefüllt, die bairische Geschichte und anderseits italienische Landschaften zieren diese Hallen; allein bei einer gewissen Ungeduld, bald den Genuß des Fertigen zu haben, konnte hier nicht alles von gleichem Werth ausfallen, denn eine gar zu große Beschleunigung, ja selbst ein gar zu großer Reichthum kann dem innern Gehalt nicht förderlich sein. Hatte es sonst der aufstrebenden Malerei an aller Gelegenheit gefehlt, sich in öffentlichen großen Nationalwerken zu zeigen, so war sie hier

faſt in zu ausgedehntem Maaße vorhanden. München beſitzt eine ſo gedrängte Zahl ausgezeichneter Maler, daß wir hier unmöglich alle nahmhaft machen können, doch mögen wir den geiſtvollen Kaulbach, deſſen Irrenhaus in das verwirrte Getriebe des menſchlichen Geiſtes einen rührenden Blick thun läßt, hier nicht übergehen.

Unterdeſſen waren, angefüllt mit dem Sinn der neuen römiſch-deutſchen Schule, Wilhelm Schadow und Wilhelm Wach nach Berlin gekommen und hatten hier zahlreiche Schüler um ſich verſammelt. Allein bei dieſer Ueberpflanzung ſchienen ſie nicht ganz jenen alten Geiſt zu bewahren, nicht einmal in dem Grade als die Münchner Schule; in der That iſt auch der Unterſchied zwiſchen Rom und der Mark Brandenburg beſonders groß. Obwohl ihren gemeinſamen Ausgangspunkt keineswegs verleugnend, kamen ſie doch in Berlin auf andere Bahnen, und auch dies konnte der Kunſt zu ihrer univerſellen Ausbildung nur förderlich ſein. Schärfe der Zeichnung, ſtrenge Rechenſchaft von der Modellirung aller Formen, jenen naiven und edlen Styl der ältern Italiener und zugleich ihre Freude an reinen ungebrochenen Farben brachte Wach aus Italien mit, allein ſeine Schule entfernte ſich je mehr und mehr von dramatiſcher Kompoſition, von individuellen Charakteren und vom Ausdruck der Empfindung. Dieſe inneren Eigenſchaften waren freilich der Mittelpunkt der neuern Kunſtbelebung, allein ſie erſchöpften noch nicht durchaus die Kunſt, ſo daß alles, was außerhalb liegt, verwerflich wäre. Die Schule näherte ſich

besonders dem Ornamentstyl und dem Dekorativen an, und auf diesem Wege gab es einen Vereinigungspunkt zwischen Rafael und der Antike. Wach ist eigenthümlich und groß in einem gewissen architektonischen Styl der Malerei, bis zum Uebergang in die Arabeske. Zeichnungen und Bilder dieser Art zeigen eine große Fülle von Erfindung und von Gedanken, und ein gediegenes Studium der architektonischen Ornaments kommt dem Meister dabei zu Statten. Es herrscht darin Reichthum und Schönheit der Motive und Stellungen und gefällige Harmonie der Linien; die menschliche Gestalt erscheint hier in ihrer Bewegung selbst nur als Element der Verzierung und schließt sich vortrefflich hinein in Schlingungen der Ranken und Spiralen, der Balluströn und Gehänge. Wie der Charakter des Meisters auf diese in neuerer Zeit ganz eigene Richtung führte, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß ein konsequentes Fortschreiten auf solcher Bahn zugleich wieder von dem Geistigen entfernte, worauf die neuere Reformation der Kunst zunächst gedrungen hatte. Viel Ausdruck, viel Empfindung und Seele ließ sich in diesen Ornamentfiguren nicht anbringen; es war dies eine ganz andere Sphäre, denn nur die Bewegung und Linie des menschlichen Körpers kam hier zur Sprache, und eben so wenig konnte viel von Individualität und Charakteren die Rede sein. Eine tüchtige sichere Zeichnung und Gefühl für Wohlgewogenheit und Symmetrie der Form, darauf kam es zunächst an, und diese finden wir auch in der Schule zu-

nächſt einheimiſch. Ja ſelbſt das Kolorit durfte und mußte mehr ein allgemeines, konventionelles ſein, alle jene Feinheiten der Karnation, alle jene der Natur abgelauſchten Lichtſpiele waren hier nicht am Ort. Dieſe Neigung beſtimmte denn die Schule auch in der Wahl ihrer Gegenſtände und ſelbſt wenn ſie Heiliges malte, wußte ſie die Scene ſo viel als möglich in dieſe Sphäre zu verſetzen; dahin gehört Wach's Madonna auf einem architektoniſchen Thronſeſſel, um deſſen Pfeiler Engel als Dekoration ſich ſchmiegen. Ging ſie davon ab, ſo war ſie weniger glücklich, denn ſie konnte ihre Vorzüge nicht geltend machen, und es mußte ſich zeigen, was ihr auf der andern Seite fehle. Wer daher dieſe Schule nach ihren mehr dramatiſchen Werken beurtheilen wollte, würde, zumal im Vergleich mit den andern deutſchen Schulen, leicht auf eine ſehr ungünſtige Meinung fallen. Er würde zwar noch immer einen gemeſſenen und edlen Styl, ein Studium der Formen und der Gewänder anerkennen müſſen, allein er würde ſich beklagen über die Leerheit an Geiſt und Empfindung und über die Armuth an Charakter und Kraft. Statt friſcher anſprechender Individualitäten würde er nur einen und denſelben Typus, nur einen und denſelben Schnitt des Geſichtes antreffen. Doch iſt es überhaupt falſch, das Dramatiſche und Innerliche, was unmittelbar ans Herz ſprechen ſoll, hier ſuchen zu wollen, der Werth der Schule liegt ganz wo anders, er liegt in dekorativer und architektoniſcher Behandlung lebendiger Formen, worin ſich, in andrer Art, Geiſt und

Gefühl genugsam aussprechen kann. Hier ist der Meister reich, erfinderisch und eigenthümlich; nur fordere man nicht, daß man Bilder solcher Art für kirchlich und christlich halten solle.

Von Wach's Schülern ist Däge am meisten in dieser Richtung geblieben, er hat einen feinen Sinn für Linien und eine korrekte und edle Zeichnung entwickelt; Hopfgarten ist nach und nach mehr in ein Gebiet übergegangen, welches zwischen der Historie und dem Genre mitten inne liegt; Henning hat ein schönes Talent für Kolorit gezeigt; einen großen Verlust aber hat die Schule an Adolph Siebert erlitten, welcher noch im Jünglingsalter zu Rom (1831) seinen Tod fand. Taubstumm von Geburt, war seine innige Seele ganz auf den Sinn des Auges und die zeichnende Hand beschränkt. Nur wenige Bilder giebt es von ihm, diese aber werden hinreichen, ihm ein ehrenvolles Gedächtniß zu erhalten. Er malte den Schutzpatron seiner Kunst, den heiligen Lucas, wie er, von Engeln bedient, die heilige Jungfrau portraitirt, ein Bild voll Unschuld und Zartheit; sodann Philemon und Baucis, eine trefflich gedachte und mit Sicherheit durchgeführte Komposition voll Ausdruck und Naivetät, womit er (1829) den großen Preis der Akademie gewann; endlich den jungen Tobias, wie er mit seinem jungen Weibe von den Schwiegereltern Raguel und Hanna Abschied nimmt, wiederum ein Bild voll Charakter und Seele und echt dramatisch gedacht. Siebert hatte sich von innen heraus eigenthümlich entwickelt und

keines ſeiner Bilder trägt die Kennzeichen der Schule äußerlich an ſich.

Hier haben wir nun auf diejenige Schule überzugehn, die ſich vor unſern Augen beſonders glänzend entwickelt hat. Wilhelm Schadow ging im Herbſt 1826 mit ſeinen Schülern Hübner, Hildebrandt, Sohn, und Mücke, denen ſich noch Leſſing, aus Dähling's Schule, anſchloß, von Berlin nach Düſſeldorf hinüber, um hier an Cornelius Stelle die Akademie der Künſte zu leiten. Auf der Berliner Herbſtausſtellung des genannten Jahres hatte ſich die Schule zuerſt hervorgethan. Hübner gab damals die ährenleſende Ruth mit Boas, ein Bild voll idylliſcher Anmuth und zarter Schönheit. Der Einfluß der ältern Italiener, der durch ſeinen Meiſter auf ihn übergegangen, war darin nicht zu verkennen, der Charakter der Unſchuld und des Friedlichen war über das Ganze ausgebreitet, jedes Detail fein und zierlich, und mit einer gewiſſen Befangenheit, die dem Ganzen ſehr wohl ſtand. Viel anders zeigte ſich Hildebrandt: in einer Darſtellung nach Shakſpear's Lear, wie dieſer den Tod ſeiner Cordelia betrauert, bewies Hildebrandt ein Streben nach Lebendigkeit und Ausdruck, und dennoch war auch hier das Zarte und Zierliche in Formen und Farben, woron die Schule ausging, recht wohl zu erkennen. Von Leſſing ſah man damals jenen Kirchhof, den er noch in Dähling's Atelier gemalt hatte: ein Bild voll energiſcher Natur und melancholiſcher Stimmung. Aber entſcheidend für die Schule war die folgende Ausſtellung im Jahr

1828; hier wurde den Kennern deutlich, daß sich eine eigenthümliche Schule gebildet habe, welche kräftig wachse und zu großen Hoffnungen berechtige; von hier ab datirt sich denn auch die Neigung des größern Publikums für die neuere Malerei und die mit jedem Jahr wachsende Liebe, neuere Kunstwerke zu besitzen. Die Schüler waren in den beiden Jahren Meister geworden, d. h. zunächst in allem was die Maler-Technik angeht. Eine solche Solidität und Freiheit, eine solche Frische und Eleganz des Pinsels, vor allen aber eine solche Reinheit, eine solche Glut, einen solchen Schmelz der Farbe, so leuchtendes Licht und so anmuthiges Helldunkel hatte man nicht gesehen, es war etwas Neues. Hübner's Fischer nach Göthe's Gedicht war als Komposition keineswegs sehr zu loben, allein die Vorzüge der genannten Art waren so hervorstechend, daß sie von allen auf gleiche Weise anerkannt werden mußten und sogar das Schwächliche und Süßliche der Komposition vergessen ließen. Man erinnere sich, daß die Schule zufolge ihrer römischen Abstammung ursprünglich zunächst nach der reinen Zierlichkeit, der sanften Idealität und dem Ausdruck der frommen Unschuld strebte, womit sie dann Heiterkeit des Farbeneindrucks zu verbinden suchte; allein auf dem Boden der nordischen Residenz hatte sich bald, da Kraft und Stärke damals nicht die Sache jener ersten Schüler war, eine gewisse sentimentale Beimischung eingefunden; dagegen führte die fleißige und saubere Handhabung der Oelmalerei auf genauere Naturnachahmung. Diese beiden Elemente nun

entfernten auch dieſe Schule mehr und mehr von ihrem Ausgangspunkt. Sie ſtrebte nach optiſcher Wahrheit und zwar um ſo mehr als zugleich die Hand geübter und fertiger wurde, dabei bewahrte ſie aber jene Präziſion und Sauberkeit der Umriſſe; auch das Sentimentale nahm, damit im Einklange, einen ſinnlichen Charakter an. Man ſieht dieſen Uebergang, der ſpäter ſo wichtig geworden, nicht beſſer, als wenn man Hübner's Ruth mit ſeinem Fiſcher vergleicht: von der altitalieniſchen innigen Idealität und dem altheiligen Styl, ging man allmählig in holländiſchen Naturalismus über, und wenn die frühern Bilder mehr nach Rom gewieſen hatten, ſo wieſen die jetzigen aus dem halbniederländiſchen Düſſeldorf zugleich ſehr deutlich nach Antwerpen. Aber eben in dieſer Miſchung lag das Eigenthümliche und Herzgewinnende der Schule. Ein Bild von Sohn auf jener Ausſtellung, Rinald und Armide, in Liebe einander hingegeben, übte eine mächtige Gewalt auf jedes Herz aus, der Eindruck war ein unmittelbar poetiſcher. In den tiefgrünen Gebüſchen wohnte der Hauch der Sehnſucht, Gluth ſprühte aus allen Schatten hervor und lebte in allen Farben, Liebesſehnſucht ſprach ſich in dem Blicke, in dem Antlitz, in den Geſtalten aus und alle Blumen und Blätter klangen dieſen Akkord mit. Jedermann ſagte von dem Bilde: das iſt romantiſch! und man fühlte, daß die Schule eine romantiſche Richtung genommen habe. Hier wurde Allen die Kraft und Eigenthümlichkeit und der zündende Funken, der in der Schule lag, klar und anſchaulich. Aber

was sie hier versprach, bestätigte sich erst vollends auf den beiden nächsten Ausstellungen. Damals gab es immer noch viele, welche sich der Eindrücke zu erwehren suchten, und namentlich in dem Farbenzauber und in dem Sentimentalen Gründe der Bedenklichkeit fanden, nicht bedenkend, daß das Sinnliche der Kunst wesentlich ist und daß das Sentimentale aufhört ein Tadel zu sein, sobald es sich mit Nachdruck und Kraft verbindet. Im Jahr 1830 trat Lessing mit seinem vielbewunderten Bilde, das trauernde Königspaar, hervor. Hier war Ernst der Kunst, hier war ein tiefer, gewaltiger Seelenausdruck, hier war jene Romantik, aber groß und still; man konnte hier nicht mehr von sinnlichem Reiz der Farbe reden, es war ein mächtiger Griff ans Herz des Beschauers. Gleich groß zeigte sich Lessing aber auch als Landschafter, man erkannte, wie wichtig sein Beitritt der Schule gewesen, wie wohlthätigen Einfluß er auf die Unselbständigeren in der Schule geübt, und wie von ihm Kraft und Erfindung nach allen Seiten ausging. Die Ausstellung übertraf alle früheren, die Schule im Ganzen war mächtig vorgeschritten, sie zeigte nach vielen Richtungen eine selbsteigene kräftige Ausbildung. Hildebrandt stellte jenes herrliche, herzerfrischende Bild aus, voll lieblicher naiver Erfindung und energischer Natur, und doch zugleich romantisch: seinen Krieger mit dem Kinde; Sohn gab seinen unvergleichlichen Hylas, voll hinreißender Schönheit und Liebessehnsucht. Alles was Hübner in seinem Fischer erstrebt und was Sohn selbst in seinem ersten Bilde ge-

lungen war, hatte er hier vielfach überboten, und der Zauber der Karnation iſt vielleicht in neuerer Zeit nie weiter getrieben. So hoch die Schule ſich durch ſolche Leiſtungen geſtellt hatte, ſo hat ſie ſich ſeitdem doch mit jeder Ausſtellung in ſehr merklichem Fortſchritte gezeigt. Bendemann's trauernde Juden waren im Jahre 1832 wieder ein wichtiges Stadium, ein Werk von ſo tiefer, ernſter aber einfacher Kunſt, von ſo rührender und erhebender Wirkung, daß aller Zwieſpalt der Kunſtanſichten davor ausgeglichen war, daß Neid und Mißgunſt verſtummen mußten und die freudigſte und vollſte Anerkennung aller Orten laut wurde. Auch hiemit war kein Stillſtand und noch viel Herrliches hoffen wir von dieſer Schule zu erleben. Sie zeichnet ſich beſonders aus durch ihre Vielſeitigkeit. Der Meiſter ſelbſt iſt dem Heiligen vorzüglich zugethan geblieben; in Hübner, und von den jüngern Schülern ganz beſonders in Deger und Rethel hat dieſe Richtung einen tiefen Anklang gefunden, wir danken ihnen Werke, die an frommer Innigkeit und Zartheit und zugleich an energiſcher Begeiſterung zum Beſten gehören, was die neudeutſche Schule in dieſer ihrer weſentlichſten Richtung hervorgebracht hat; Bendemann neigt ſich mehr zum großen Styl des alten Teſtaments, in Leſſing iſt das Romantiſche noch vorwaltend, Hildebrandt ſucht das Hiſtoriſche mit markiger Natur zu verbinden, Sohn geht der Schönheit und dem Liebreiz nach, im Romantiſchen wie im Antiken. Dem Styl nach bewegt ſich die Schule auf allen Stufen von dem ernſteſten und heiligſten Ideal bis

zur launigsten Auffassung der Natur und durch frischen Scherz wird das Niedrigste zum Ergötzlichen erhoben. Adolph Schrödter weiß seinen romantischen Sinn in allen Sphären der Natur geltend zu machen und dies Romantische im Genre, wo sein Don Quixote obenan steht, ist sein eigenthümliches und neues Feld. Im Ganzen genommen hat die Schule sich noch gern im Ruhenden gehalten und sich gern auf wenige Figuren beschränkt, ihre nächsten Fortschritte müssen nun auf bewegteres Leben, auf die eigentlich dramatische Komposition gerichtet sein.

Vielfach sind die Leistungen der Schule in der Landschaft. Auch hier verleugnet sie ihre Abkunft nicht, noch immer ist zu erkennen, daß sie herstammt von jener römischen, welche überall mit hingebungsvoller Treue den naiven Contour suchte. Gewissenhafte Zeichnung und die speziellste Charakteristik alles Details blickt noch überall durch; allein damit hat sie ein Streben nach gleichzeitiger Aufmerksamkeit auf alle Farben- und Lichterscheinungen. Sie vergißt über das Detail nicht das Ganze und dessen Harmonie, in diese Harmonie aber sucht sie zugleich jedesmal eine Gemüthsstimmung zu legen. Waren die Landschaften jener deutsch-römischen Schule zunächst bloß naiv, so sind diese zugleich sentimental. Friedrich's Melancholie hat sich auf Lessing übergepflanzt, und da sie hier erst in der kräftigen Naturauffassung die Mittel zu ihrem Ausdruck fand, so trat sie auch hier erst rein und künstlerisch hervor; überdies läuterte sich hier das Sentimentale von der

ihm anhaftenden Schwächlichkeit und Trübſeligkeit. Aber der Hang zur immer ſchärferen Charakteriſtik aller Gegenſtände iſt in der Schule immer herrſchender geworden, eine Ausartung in weiche Gefühlszerfloſſenheit iſt um ſo weniger zu befürchten, ja auf Augenblicke ſcheinen die im Schacht der Natur immer tiefer Grabenden das Intereſſe am Einzelnen ſo weit treiben zu wollen, als ſich nur irgend mit der Wirkung des Ganzen verträgt. So ging denn auch Leſſing von komponirten und idealen Landſchaften aus, um bei Veduten aufzuhören; die ganze Schule malt meiſtens Veduten und man muß ſich beſinnen, wenn man ſagen wollte, daß dabei etwas an Poeſie verloren gegangen wäre. Die innerſte Vereinigung poetiſcher Auffaſſung mit möglichſter Naturtreue, dies iſt das Ziel, das die Düſſeldorfer Landſchafter ſich geſtellt haben. Nur von wenigen Werken kann man ſagen, daß ſie mehr Studien als Bilder ſind. Einige dieſer Künſtler ſind nach und nach, namentlich Scheuren, auf den Weg der alten Niederländer gerathen, wozu aber auch die niederrheiniſche Natur nicht wenig beiträgt.

Hier reißen wir den Faden ab; das Einzelne gehört nicht für dieſen Ort und das Neueſte iſt eben zu neu, als daß es eine einigermaßen hiſtoriſche Auffaſſung zuließe. Wir wollten nur die Hauptrichtungen der neuern Malerei charakteriſiren und die Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeiten darlegen. Hiebei konnten wir nur die Hauptmaſſen und nur die durch beſtimmten Charakter begrenzten tonangebenden Schulen hervorheben. Es ver-

steht sich von selbst, daß außerhalb, und in der Regel auf der Mitte zwischen je zwei der geschilderten Richtungen und verschiedentlich zwischen dem Alten und Neuen, einzelne Künstler stehen, von denen wir hier nur die bedeutenderen nahmhaft machen können. Kolbe in Berlin wandte sich mit Phantasie dem ritterlich Romantischen zu, allein da er nicht in Rom gewesen und nicht die dortige Entwickelung deutscher Kunst, weder der ersten noch zweiten Schule, durchgemacht, sondern sich gleich von der alten Weise des leeren Ideals in diese sehr verschiedene Sphäre hinüberwandte, so haben auch alle seine Bilder, bei ihren unverkennbaren Tugenden, immer daran gelitten. Es fehlt ihm an strenger Zeichnung, vorzüglich aber an Charakter und Individualität seiner Gestalten, auch hat er es in der Malerei nie bis zur Meisterschaft gebracht. Begas wurde zu früh nach Paris verschlagen, wo sein Talent die französische effektvolle Manier ergriff, die himmelweit verschieden ist von dem Sinn der neuern deutschen Kunst; als er später nach Rom kam, fühlte sein deutsches Herz dies wohl, allein in zu schnellem Wechsel ging er über in die bereits entwickelte Art seiner deutschen Kunstgenossen, ohne sie innerlich in sich mit erlebt zu haben. An diesem Schicksal hat der wackere Künstler bisher zu leiden gehabt. Am vortheilhaftesten ließ das in Paris Gelernte mit der deutschen Art eine Verschmelzung für das Kolorit zu, worin der Künstler, zu verschiedenen Zeiten in sehr verschiedenen Weisen, doch immer einen ganz unverkennbaren Beruf gezeigt hat.

Hensel verbindet eine Leichtigkeit des Entwerfens mit einem entschlossenen Pinsel, der mehr der Saftigkeit der Niederländer nachstrebt. In seinem kolossalen Bilde, Christus vor Pilatus, ist viel dramatisches Leben, und eine kräftige, wenn auch nicht durchaus edle Charakteristik. — August von Klöber steht dagegen mehr auf der Mitte der ersten und zweiten römischen Schule. In ihm überwiegt der malerische Gedanke und die Komposition, auch verweilt er am liebsten bei der Antike und dem Nackten. Seine Toilette der Venus und sein Bacchus mit dem Panthergespann konnten nur eben einen Begriff geben von den zahlreichen Erfindungen dieses nicht genug geschätzten Künstlers, die nicht zur Oeffentlichkeit gekommen sind.

Nur noch einige Andeutungen über die deutsche Bildnerei und Architektur. Die Skulptur konnte ihrer Stellung nach nicht ganz dieselbe Entwickelung befolgen, wie die Malerei, sie konnte namentlich nicht ganz so aus dem Charakter der ersten römisch-deutschen Schule in den der zweiten übergehen, sie mußte sich näher an die Antike halten, und doch war diese Wendung für sie nicht umsonst. Sie zeigte sich in einer zartern, innigern Auffassung der Formen und dadurch, daß an die Stelle der Kraft und des Charakters je mehr und mehr zugleich die Schönheit und Grazie eintraten. Rauch und Tieck haben bei einem vielseitigen Talent für Komposition sehr viel Sinn für großartig einfachen und doch zugleich zarten und eleganten Styl entwickelt. Rauch ist erhaben und

sinnig zugleich in seinen Statuen von Scharnhorst und Bülow, und kühn und ungestüm in seinem Blücher; außerdem ist er besonders groß in weiblichen Gestalten und in der Gewandfigur. Seine Darstellungen der Königin Luise, einmal mehr schlummernd, das andre Mal entschlafen, werden für alle Zeiten auch seinen Namen mit erhalten. Sein eigenthümliches Verdienst ist noch die plastische Behandlung der modernen Tracht, welche dem großen Styl nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstellte. Gottfried Schadow hat zwar viel früher Helden der neuern Zeit in ihrem Kostüm dargestellt, den General Ziethen und den Dessauer, allein diese Behandlung ist mehr malerisch als plastisch und mehr genreartig als historisch, so sehr sich auch an dem Ort ihrer Aufstellung (auf dem Wilhelmsplatz) durch den Vergleich mit den andern Helden des siebenjährigen Krieges schon der große Fortschritt der Kunst ins Licht stellt. Rauch aber ist der erste, der auch der modernen Tracht, namentlich durch geschickte Benutzung des Mantels, Großes und Würdiges, das die wechselnde Mode nicht fürchten darf, abzugewinnen wußte. Seine hochbegabten Schüler, Rietschel in Dresden und Drake in Berlin, sind hier seine Nachfolger geworden. Aber schon ist Berlin nicht mehr der einzige Ort, wo die Bildnerei blüht, auch München hat nunmehr seine großen Bildhauer, von denen wir uns hier begnügen müssen, nur Schwanthaler zu nennen.

Desto entschiedener ist die Regeneration der deutschen Architektur an Berlin geknüpft, und hier ist es

der Name Schinkel, welcher vorzugsweiſe alles Verdienſt umfaßt. Schinkel iſt ein Zögling der Griechen, er hat hier tiefer geſchöpft als andre und iſt ſeiner Zeit vorangegangen. Man hat lange viel Weſens gemacht von griechiſcher Architektur, während man ſich nur ganz im Allgemeinen hielt, oder römiſche Ausartung für Griechiſches nahm. Die neuern Entdeckungen in Griechenland, von Stuart und Newett bis auf die neueſten, haben erſt die wahre Blume griechiſcher Baukunſt aufgeſchloſſen, und wie eine Biene hat Schinkel mit innerm entgegenkommendem Verſtändniß jedesmal daraus den Honig geſogen. Der ächte griechiſche Geiſt weht in allen ſeinen Bauten, ſelbſt da noch, wo er zugleich mittelalterliche Formen aufnahm. Das Geheimniß wurde gelöſt, man lernte jene wunderbare Architektur aus ihrer Konſtruktion, alſo in ihrer innern Bedingung verſtehn, und man lernte nun auch mehr und mehr bei verſchiedenen beſtimmenden Bedingungen Analoges ſchaffen. Die Einſicht, daß alle Architektur aus der Konſtruktion entſpringen müſſe, ließ Schinkel die Blicke auf das heimiſche Material richten und forderte auf, den eigenthümlichen Styl früherer Jahrhunderte, wie ihn der gebrannte Backſtein bedingt hatte, aufmerkſamer zu ſtudiren. Dies iſt für einen weſentlichen Schritt zu achten; Schinkel hat bereits Berlin mit zwei Gebäuden beſchenkt, welche keinen Putz mehr haben, und mit dem Backſteine keine Steinarchitektur mehr nachahmen, ſondern wo der Ziegelſtein ſich in ſeiner nackten Natur zeigt und wo der ganze

Styl und alles Ornament sichtlich nur aus diesem Material hergeleitet ist: dies ist die Werdersche Kirche und die neue Bauakademie. Ohne Zweifel wird sich bei fortgesetzter Anwendung dieser Styl noch mannigfaltiger und reiner entwickeln, aber Schinkeln wird für alle Zeiten das Verdienst verbleiben, die Wichtigkeit des heimischen Materials und seiner naturgemäßen Behandlung erkannt zu haben. Schinkel hat eine überaus zahlreiche Architektenschule um sich versammelt, deren Wirksamkeit sich bereits im ausgedehntesten Umfang, herab bis auf die Gestaltung jedes häuslichen Geräths sehr wohlthätig bemerken läßt. Nichts kann aber beruhigender sein für die feste Begründung der neuern Kunst, als eben die sichere Basis der reorganisirten Architektur. So lange diese den wahren Geschmack festhält, ist auch eine Verirrung der bildenden Künste nicht leicht zu fürchten, zu wünschen aber wäre in unserm nächsten Kreise, daß, damit sie ihren ganzen vortheilhaften Einfluß auf die Stylbildung der Skulptur und Malerei äußern könne, es nicht an Gelegenheit fehlen möge, größere architektonische Räume mit Statuen und Fresken zu schmücken. Wir können den Münchner Künstlern hierin nur Glück wünschen, und müssen uns zusammen nehmen, um sie nicht zu beneiden.

Wer könnte nun nach alle diesem noch leugnen wollen, daß wir uns mitten in einer Periode aufblühender Kunst befinden, die aber ihren Kulminationspunkt noch nicht erreicht hat. Es sind nicht etwa die ersten Anfänge,

ſondern wir ſind ſchon tief darin; nur eine Täuſchung ſehr gewöhnlicher Art konnte machen, daß viele den Anfang der neuern Kunſt erſt von da ab datiren wollen, wo ſie zu ihrer Kenntniß gekommen iſt, wo ſie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß eine neue Kunſt beſtehe. Allein dieſe hat auch ſchon ohne ihr Wiſſen lange Zeit ein friſches Leben geführt und in jenen Jahren, wo ſie unbeachtet und verkannt mit der Ungunſt aller Umſtände zu kämpfen hatte, waren nicht ihre ſchwächſten Anfänge. Man ſehe die Zeichnungen des Asmus Carſtens, um ſich anſchaulich zu machen, welche Höhe und Kraft der Kunſt er ſchon gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts erreicht hatte, wovor die heut gefeierten Namen noch immer ſich beugen müſſen. Im Gegentheil könnte man ſagen, daß die Kunſt in ihrer Entwickelung ſchon beinahe einen Kreislauf vollbracht habe, denn ſie iſt zu dem Zierlichen und Reizenden, was um die Mitte der vorigen Jahrhunderts noch am erſten gelang, ſchon wieder zurückgekehrt, doch iſt die Anmuth, welche auf der Kraft beruht, freilich eine ganz andere. So iſt denn auch nicht etwa eine Epoche bereits abgelaufen, ſo daß es einer neuen Reformation bedürfte. Alle Wege ſind nur geöffnet, die Vorurtheile ſind nieder gehalten, der falſche Schulzwang hat aufgehört, gebildete und erwärmte Geiſter treten mit Ehrfurcht zur Kunſt heran und dem Menſchen iſt ſeine natürliche Fähigkeit wiedergegeben. Wie dieſe im vorigen Jahrhundert durch die Allgemeinheit eines verkehrten Schulzwangs niedergedrückt und ausgelöſcht wurde, ſo

wird ſie heute durch eine freiſinnige und naturgemäße Schule unterſtützt und gehoben.

Während aber die deutſche Kunſt alle dieſe wichtigen Stadien regelmäßig nach einander durchlaufen hat, ſteht es im Auslande, in Frankreich, Holland, England u. ſ. w. noch ziemlich wie es geſtanden hat. Die Regſamkeit iſt zwar auch hier im Wachſen; allein nur in den Zweigen, welche ganz im Angeſicht der unmittelbarſten Natur verbleiben, haben ſich die Talente geltend machen können. In der höhern idealen Kunſtſphäre zeigt ſich ſogleich, daß hier die Reformation ausgeblieben iſt. In Frankreich iſt die Malerei aus der kalten froſtigen Nachahmung der plaſtiſchen Form der Antike, d. h. aus ihrem ſogenannten Klaſſiſchen, ſchroff in ihr ſogenanntes Romantiſche übergegangen, d. h. in eine Miſchung des kraſſeſten Naturalismus mit dem Bizarren und Manierirten. Auch legt man noch immer einen viel zu großen Werth auf keckes Machwerk und ſelbſt große Talente haben ſich hier neuerdings oft in die ſeltſamſten Kunſtſtücke verirrt.

Physiognomie

der deutschen Literatur

in den Jahren 1835 und 1836.

Von

Hermann Marggraff.

Die deutſche Literatur erſcheint in ihrem vor- und dieſjährigen Verlauf ſo gehäuft, gedrängt, und, im ſcheinbaren Widerſpruch damit, dennoch ſo auseinandergefallen, ſo einheitslos, ſo in die feindſeligſten Gegenſätze ſich auflöſend, daß es nicht minder ſchwer fallen muß, ſie in ihre einzelnſten Momente zu zerlegen, als einen überſichtlichen Totalanblick ihr abzugewinnen. Außerdem bietet ſie mehrere delicate Partien dar, die man nicht zart genug behandeln kann. Hierzu kommt, daß es nicht wohl möglich iſt, ſich den Parteien vollkommen zu entſchlagen, oder über ihnen zu ſtehen wie ein einſam reflectirender Dämon, der weder Liebe noch Haß kennt. Vor allen Dingen: ich gebe nur ein Reſumé. Freunde will ich mir nicht machen. So weit es möglich iſt, werde ich mich über die verſchiedenen Parteien in der Literatur zu erheben ſuchen, — ſo weit es möglich iſt: Jeder von uns bildet jetzt eine Partei für ſich, eine abgeſchloſſene Welt im Kleinen, die er vertheidigt, ſo gut es geht oder auch nicht geht, mit welcher er ſteigt oder fällt; Jeder trägt an ſeiner Stirn das Motto: wer nicht für mich iſt, iſt wi-

der mich; und inſofern dies das Motto iſt, welches ein Jeglicher unter uns auf ſeine Fahne ſchreibt, ſo giebt es eine Art Kriegszuſtand, in welchem Jeder, der getroffen wird, ſich nicht beklagen ſollte, wenn er als Einzelner für das Ganze leidet.

Die Phyſiognomie, welche das letztverfloſſene Jahr in ſeinen literariſchen Erſcheinungen aufweiſt, iſt ähnlich wie die des Janus, wie die eines Doppelgeſichts, wovon das eine einer geordneten Vergangenheit, das andre einer noch ungeordneten in Geburtswehen begriffenen Zukunft angehört, welche wird durch die Kräfte, die in der Gegenwart ſich rühren. Die Vergangenheit iſt aber darum, weil ſie vergangen iſt, nicht etwa abgethan oder ein nutzlos Ding; ſie iſt das Fundament, worauf wir bauen; der Mutterſchooß, der uns getragen; der Geyſer, welcher die erhitzten Springfluthen der jüngſten Literatur unaufhörlich emportreibt. Das hat unſre Mitzeit erkannt. Man ſoll uns im Allgemeinen einen Mangel an Pietät nicht vorwerfen. Einzelne haben an einzelnen Autoritäten gerüttelt und den Glauben an ihre Unfehlbarkeit wankend gemacht; dafür haben die Conſervativen in der Literatur deſto eifriger für die zur Gewohnheit gewordene, ausſchließliche Verehrung derſelben geſorgt; dafür war man um ſo mehr bemüht, verkannten oder wenig bekannten literariſchen Größen die ihnen gebührende Stellung in der Literatur wieder anzuweiſen; und wer das eine Idol mit der einen Hand in den Staub zog, erhob mit der andern Hand ein anderes, das er anbetete. Nie hat

man für die Veröffentlichung von Brief- Hinterlassen- und Erbschaften Verschollener oder berühmt Verstorbener besser gesorgt, als letztjährig. Mangel an Pietät wird man uns also im Allgemeinen nicht vorwerfen dürfen, höchstens ein Hin- und Herschwanken, eine Regellosigkeit der Kritik, die nicht weiß, woran sie ist und wo hinaus sie will. Diese Unsicherheit und Ungewißheit läuft mit Zuständen andrer Art parallel. Was hat man nicht Alles von Todten und Lebenden veröffentlicht? — Die nutz- und werthlosesten Ab- und Papierschnitzel. Wirklich! wir waren in einiger Hinsicht so voll von Pietät, daß wir unbrauchbares Holz zu verehrungswürdigen Fetischen erhoben haben. Freilich machte sich auch das Gegentheil bemerkbar. Eine Dictatur, die auf der Gelehrtenrepublik zu schwer und zu imperatorisch lastet, findet mit Recht ihren Brutus. Maßlosigkeit im Erhalten bringt Maßlosigkeit im Zerstören häufig genug hervor. Das bloße Sammeln macht noch keine Literatur und muß früher oder später sein Ende nehmen.

Andrerseits ist unsre Literatur eine werdende, aber in welcher Gestalt? Vielleicht in gar keiner; denn sie gewährt kein Bild, keinen einigen geordneten Anblick; sie vibrirt in sich selbst und wird von den Zeitumständen hin und hergeworfen; sie hat ihren Schwerpunkt, zu dem alle ihre Partien sich hinneigen sollten, noch nicht gefunden. Oder wäre die Linie unsrer Literatur so gestört und mitten gebrochen, daß sich ihre Enden nicht wieder zusammenfügen könnten? Hätte sie ihre erzeugenden

Kräfte bereits verausgabt? Sollen wir da, wo wir ſtehen, ſtill ſtehen? Wäre das Möglichſte erreicht und ein weiterer Fortſchritt undenkbar? — Traurig genug, wenn dem ſo wäre. Wir hoffen zur Ehre unſrer Literatur, daß ſie durch ihre eigne Kraft ſich fortſchnellen werde. Wir wollen ſehen, wie die Evolutionen der Zeit auf die der Literatur wirken werden. Die jüngſte Literatur wird in, mit und aus der Gegenwart. Das Vergangene iſt hiſtoriſches Moment; die früheren Autoritäten dürfen als Muſter gelten, von denen wir im Einzelnen, aber nicht durchaus uns beſtimmen laſſen. Wir ſollen uns ihnen nicht gefangen geben; wir ſollen dieſe Ketten abſchütteln, um einer Zeit, die im Fortſchreiten und wirklich fortgeſchritten iſt, genug zu thun, ſo wenig ſie uns vielleicht ſelbſt genug thut.

Aber dieſe werdende Literatur hat für eine baldige Vollendung nicht die geringſten Garantien. Vieles wirkt ſtörend auf ſie ein, innere und äußere Verhältniſſe. Ein excentriſcher Kopf reibt ſich, wenn nicht an ſich ſelbſt, doch an unſern abgeglätteten ſocialen Zuſtänden auf. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, welche Seite der Literatur und in welcher Richtung dieſe ſich ausbilden werde. Faſt ſcheint es, als ob die Philoſophie ſich erſchöpft habe, die Poeſie in allen ihren Gattungen abgelaufen ſei, als ob in den Kreiſen der Literatur nichts Neues mehr hervorgebracht werden könne, und wenn etwas Neues, doch keine neue Gattung; eine Literatur aber, die kein neues Genre hervorbringt, läßt an ihrer Zeugungskraft zweifeln und ent-

kehrt des innern Lebens, welches sich zu veräußern und äußerlich zu gestalten strebt. Das Sentimentale haben wir überwunden; die romantische Schule macht keine Proselyten mehr; die antike Art zu dichten ist antiquirt, und was noch in Hexametern und im Odenversmaß sich vernehmen läßt, ist eines fernen Nachhalls verdünnter Nachhall, der ohne Wirkung bleibt.

Unsre schöne Literatur leidet an einem Uebermaß von Witz, der, gleich einer chemisch zersetzenden Säure, zu ihrer vollkommenen Auflösung beiträgt. Der momentan Witzigste ist immer der Trumpf, der die andern sticht, bis er einen überlegenen Gegner findet. An einer Ueberfülle von Kritik siecht die rein wissenschaftliche Seite der Literatur, die sich überhaupt nur in der Form von Gegensätzen auszubilden anfängt. Da ist keine Ruhe, kein Bestand, keine Eintracht; wenig mehr als Differenzen, Feindschaften und Abneigungen. Alles ist in Gährung gebracht. Nichts kann als stabil gelten; es wankt Alles, Alles ist flüssig und flüchtig. Der Geist der Unruhe bezeichnet unsre dermalige Literatur. Diese chaotische Zerrissenheit, Kampflust und Beweglichkeit zeugen aber von den ungemeinen Kräften, welche thätig sind und sich Luft machen wollen. Zeugungskraft ist also vorhanden in reichlicher Fülle, aber es fehlt, vielleicht in Folge jener drängenden Produktionslust, die Kraft oder der Wille zu gestalten und zu formen. Wir sind in einer Uebergangsperiode begriffen und allen ihren Schlägen und Stürmen ausgesetzt. Wir haben nur den Kampf, den Aerger, den

Mißmuth, die Verzweiflung; wir opfern uns für eine künftige Generation, oder wenn wir noch jung ſind, unſre Gegenwart für unſre ferne Zukunft; wir bluten an den Altären der Literatur. Die Vergangenheit drängt ſich durch den Schlund der Gegenwart in die weite Bauchhöle der Zukunft. Unſere literariſchen Zuſtände liegen nicht darnieder, aber bunt durch einander; man kann nicht ſagen, wie die niedlichen Detailſtücke des Luxus in dem Schlafzimmer einer Dame nach durchſtürmter Nacht, ſondern wie die in Gährung gebrachten Elementar- und Grundkräfte eines kämpfenden und an Geburtswehen leidenden Chaos, worin die alte Zeit ſich auflöſt und woraus die erſehnte und vielfach verſprochene neue Literatur als Niederſchlag ſich abſetzen ſoll. Es frägt ſich nur, wann? Aber dieſe Zeit iſt nicht zu beſtimmen, weil ihr Durchbruch mit der fernern Geſtaltung der ſozialen Verhältniſſe nahe zuſammenhängt.

Ueberall und in allen Zweigen unſrer Literatur machen ſich Gegenſätze bemerkbar. Ein Gegenſatz findet ſchon ſtatt in der Art und Weiſe, wie man einerſeits das von den älteren Meiſtern handſchriftlich Hinterlaſſene, was irgend nur druckfähig iſt — und was wäre nicht druckfähig? — ſammelt, ordnet und für die Veröffentlichung zurechtſetzt, während man andrerſeits ſich bemüht, die ältere Literatur herabzuſetzen und als abgethan und für uns unbrauchbar darzuſtellen. Eine bedeutende Maſſe alter Akten und Dokumente ſind in die Literatur eingeſchmuggelt und einregiſtirt worden, die nur in literarge-

ſchichtlicher Beziehung Werth haben. Dieſe Sammelſucht muß, wie ich bereits geſagt habe, ihr Ende finden und der Produktivität einer neuen Literatur Platz machen. Man glaubt nicht, wie dick unſre Literatur und mit wie unnützem Ballaſt ſie dadurch beſchwert wird! Indeß iſt nicht aller Ausdruſch, den man nachträglich von der Tenne einer bereits abgeſchloſſenen und in ſich vollendeten Literatur ab- und zuſammengefegt hat, unnöthiger Ballaſt. In der That! die Vergangenheit iſt für unſre Gegenwart eine unerſchöpfliche Kornkammer, die noch immer nicht ganz ausgebeutet worden.

Eine eigenthümliche Gruppe bilden in dieſer vorſündfluthlichen Sammelliteratur jene durch Hinterlaſſenſchaft uns überkommenen Briefe, wie ſie von Knebel, Goethe, Jean Paul, Meyern und Andern geſchrieben und von den Nachkommen geſammelt wurden. Es giebt hierunter manche, die nicht bloß in Bezug auf das Individuum, das ſie ſchrieb, von Wichtigkeit ſind, ſondern, in einen weitern Kreis hinübergreifend, für das Geſammte der Literatur und deren Repräſentanten. Wir wiſſen, in welchen Bezügen Merck zu Goethe und zu den Heroen der Weimarſchen Dichterperiode ſtand, oder vielmehr, welche Bezüge dieſe auf ihn nahmen und in welche Verhältniſſe ſie zu ihm ſich ſetzten; denn Merck war ein Mann, der, in ſeinem mephiſtopheliſchen Verſtande abgezirkt, weniger der andern bedurfte, als dieſe ſeiner, und weniger ſelbſt Freundſchaften ſuchte, als ſeine geſucht ward. Dr. Wagner hat die Briefe, die von Goethe, Herder,

Wieland und andern Zeitgenossen an Merck gerichtet wurden, gesammelt und, mit Merck's biographischer Skizze begleitet, herausgegeben. Weit bedeutungsvoller, als dieser Briefwechsel, und von hohem literarischen Interesse ist der von Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebene und fleißigst redigirte Nachlaß Knebel's, der einen Schatz brieflicher Mittheilungen enthält und, da Knebel sowohl in literarischer wie in geselliger Hinsicht einen Mittel- und Anknüpfungspunkt bildete, in jeder Beziehung einen rechten Spiegel und untrügbaren Grademesser für eine Zeit abgiebt, welche die reinsten Blüthen der Literatur und Geselligkeit brach und des ungestörtesten Genusses, der ungetrübtesten Sympathieen, des kräftigsten Miteinanderaufstrebens sich erfreuen durfte. Dieser Briefwechsel wird um so anziehender, da er bis in die Incunabelnzeit unsrer Literatur sich hinaufzieht, mit seinen Endknoten an die jüngste Vergangenheit sich knüpft und in so fern gewissermaßen eine fortlaufende Literargeschichte in Briefen darstellt. Außerdem sammelte man freundschaftliche Briefe von Jean Paul, Briefe von Goethe an Schulz und Desselben Theaterbriefe, letztere für die Literatur ohne allen, und für die Erkenntniß des schreibenden Individuums von sehr geringem Werth. Es ist merkwürdig, was für Kleinkrämerseelen wir Deutschen immer noch sind! — Ich habe oben der Briefe von Meyern Erwähnung gethan. Sie wurden von Mundt in der früher von ihm redigirten Zeitschrift und späterhin in den Dioscuren mitgetheilt; sie verdienten wohl,

als selbstständige Sammlung herausgegeben zu werden. In mannigfacher Hinsicht hat die deutsche Literatur nichts ihnen Gleiches aufzuweisen.

An diese Briefsammlungen schließen sich noch Hinterlassenschaften andrer Art: Hippel's Nachlaß, Fichte's nachgelassene Werke, herausgegeben von J. G. Fichte, Jung Stilling's Schriften, herausgegeben von Grollmann, endlich die gesammelten Werke von Michael Beer, Langbein und Neumann. Man ist für die Todten redlich besorgt gewesen! — Der Lebende braucht keinen Testamentsvollstrecker; er sorgt am besten selbst für sein Eigenthum; es gelang dem grauen Weltwanderer Chamisso, noch bei seinen Lebzeiten eine Ausgabe seiner Schriften zu besorgen.

Gewissermaßen reichen in die alte Zeit auch jene berühmten Briefe hinüber, welche unter dem Titel „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" herausgegeben und vielfach angefeindet, vielfach gepriesen wurden. Wir sagen: hier ist Abnormität, weil wir bereits aus jener anbeterischen Zeit, welche mit ihren poetischen Größen Abgötterei trieb, herausgetreten sind und die Kinderschuhe uns abgelaufen haben. Jedenfalls ist es eine süße anmuthige Verirrung, diese, in welcher Bettina befangen war, ein dichterischer Ueberreiz, ein deutsches Nervenleiden, das die kalten Britten Verrücktheit schelten. Nun wohl, wir dämpfen das harte Wort und sagen Verrückung oder vielmehr Entrückung eines kuß- und liebesüchtigen Gemüths aus der Materie, jenseits welcher es verduftet und verdunstet zu einer „Metaphysik des Kusses."

Poesie ist nun einmal in diesem Verhältniß, wie in der Art, mit welcher es dargestellt worden. Aber unsre Zeit kann ein solches Insichselbstverschwimmen der Empfindung, ein solches Ausströmen magnetischen Traumlebens, das mit dem geliebten Gegenstand in den genauesten Rapport sich zu setzen sucht, nicht wohl verstehen, noch weniger daran Freude haben. Der Somnambulismus spielte ehedem eine brillantere Rolle.

Goethe, eben der Abgott, mit dem das dichterische Kind Bettina sympathisirte, ist noch immer das eigentliche Standbild unserer Literatur, der feststehende Text zu den mannigfachst wechselnden Noten, Glossen und Interpretationen, das jochende Querholz, worunter wir Alle hindurch müssen, dem ein großer Theil willig sich fügt, ohne des Drucks zu achten, während Andere es abzuschütteln sich eifrigst bemühen. Er ist der Gott Apollo, der flötenspielende Dictator auf unserm Musenberge, eine Gestalt, blühend in Mannesschöne, einer, der nur nach sich selbst zählt, eine selbsteigene Größe. Umgekehrt, wie in der Fabel von Apollo, haben indeß einige neuere Kritiker, moderne Marsyasse, sich bestrebt, dem schönen und seiner Schönheit sich bewußten Gotte die göttliche und in Göttlichkeit glänzende Haut abzuziehen, zu Gunsten Vieler, die auf verstimmten Flöten blasen. Denn wo wir lieben oder hassen, lieben oder hassen wir Goethe, als die absolute Nationalgottheit. Man kann sagen, daß auch die jüngste Literatur, um sich fortzubewegen, immer wieder auf Goethe zurückgeht, daß ihr aber dies Immer-

wiederzurückgehn eher hinderlich als förderlich iſt. Wir können keinen Schritt in der Literatur thun, ohne über Goethe's Namen und Perſon hinwegzuſtolpern, und wohl uns, wenn wir darüber hinwegſtolpern und nicht daran ſitzen bleiben. Unſern Haß hat er aber durch die ausſchließliche Liebe verdient, die ihm zu Theil ward. Hätten die Iſraeliten ihr goldenes Kalb aufgeſtellt, nur um es als Kunſtwerk zu bewundern und ihre Kritik an ihm zu üben, ſo wäre Moſe vernünftig genug geweſen, ſeinen Zorn zu unterdrücken. Dieſer erwachte, als ſie's vergötterten, er erwachte, der grimmbärtige Zorn Moſe's und tobte gegen den Götzen, dem man die Beſinnung und den Geiſt freier Entwickelung opferte. So haben wir noch eine vollſtändige Goetheliteratur, die auf der Grenze ſteht zwiſchen der alten und neuen Literatur. Den heidniſchen Mann für das Chriſtenthum zu retten, war ein Unternehmen, dem ſich Göſchel in ſeinen Unterhaltungen zur Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe unterzog. Als ob Goethe der Rettung bedürfte oder das einzige Rettungsmittel hier die Bibel ſei! Wie wenn einmal eine irreligiöſe Zeit käme, wo man das umgekehrte Experiment machte und die Bibel durch Goethe zu retten ſuchte? Nicht unmöglich, da man beide zu identificiren begonnen hat. Wir brauchen aber eben ſo wenig einen verbibelten Goethe, wie wir eine vergoethete Bibel brauchen könnten. Es iſt aber der neuen Zeit Art ſo, das Ungehörigſte zuſammenzumiſchen und Nichts auf ſich ſelbſt ruhen zu laſſen, ſondern Allem und Jedem

eine anderweitige statt die eigene Grundlage zu geben. Die waghalsigen Kombinationen Göschel's gehören, wie Deyk's Andeutungen über den Faust, noch dem Jahre 1831 an, aber die Nachwirkungen, die Stimmen für und wider, ziehen sich bis in das Jahr 1835 hinüber. Es pflegt zu geschehen, daß man Goethe nicht anders als einseitig auffaßt; so Kapp in seiner Christoterpe, der, im Gegensatz zu Göschel, über Goethe sein Anathema ergehen ließ, wogegen Chr. Wurm, Verfasser von mittelmäßigen Gedichten, mißbilligend sich rührte, in einem Büchlein, „Stanzen auf Stanzen", die grob leidenschaftliche Maus spielte und den verstrickten königlichen Löwen herauszunagen die wohlmeinende Absicht zeigte.

Von bedeutenderer Wichtigkeit in dieser Progoethe- und Antigoetheschen Literatur erscheinen zwei Brochüren, deren eine, aus der Minerva abgedruckt, unter ihrem Anonymus früh genug den wirklichen Verfasser Rehberg erkennen ließ und den Titel „Goethe und sein Jahrhundert" trägt. Goethe ist hier gut oder vielmehr schlecht genug, das Jahrhundert dagegen gar nicht bedacht worden. Es ist ein mißliebiges Buch, welches die ambrosische Haut des nur in den Flanken und im Rücken Angegriffenen, trotz der gewandt gebildeten Sprache, höchstens an der Oberfläche ritzt. Gervinus, in seinem Buche „über den Goetheschen Briefwechsel" sucht Goethe historisch zu entwickeln und findet die Beläge dazu in dem Briefwechsel, den Goethe nach allen Seiten hin und zwar, wie man sagen kann, mit einer Vorliebe, einer

Delikateſſe, einer Berechnung, geführt hat, die nicht daran zweifeln laſſen, daß Goethe den literariſchen Wucher, den man mit ſeinen hinterlaſſenen Papieren und Papierchen in der Zukunft treiben würde, mit Vergnügen vorausgeſehen habe. Es iſt in dieſem Buche ein keineswegs ſchmeichelhaftes, aber doch ein vollſtändigeres Bild von Goethe gewonnen worden, als man nach dem leichten Material, woraus es gemacht iſt, hätte erwarten ſollen. Briefe, die Ergebniſſe momentaner Empfindungen und Anregungen, ſcheinen keineswegs für eine hiſtoriſche Entwickelung irgend einer Perſönlichkeit hinzureichen; aber Gervinus hatte ſich bereits ſeinen Goethe konſtruirt, er hatte ihn bereits nach allen Seiten hingewendet; die Goethe'ſchen Briefe galten ihm nur als Handhaben und Anknüpfungspunkte, als ein Vermittelndes, um in der bereits entworfenen Zeichnung die feinern Uebergänge, die Mitteltinten, die Nüancen und Schattirungen anzubringen. Spekulativer und von allgemeinern Anſichten, von der Zeitrichtung und der Stellung, die Goethe gegen ſeine Zeit und zu ihr einnahm, ausgehend, verfuhr Gutzkow in ſeiner Schrift: „über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte." Gutzkow iſt einer von denen, welche mehr über ſich als in ſich klar ſind und, indem ihr ſcharfer Verſtand in allerlei Spitzen und Spitzfündigkeiten ausläuft und ſich in ſeiner eigenen Konſequenz verwickelt, dem Leſer zu einem großen Theil unverſtändlich bleiben; er iſt groß aber gewiſſermaßen ein Myſtiker in Verſtandesſachen; er überbietet die Spekulation häufig ſo

weit, daß sie auf ihrer Spitze umbricht; er ist interessant mehr um seiner selbst willen, als der Resultate wegen, die er für uns gewonnen. Die Art, womit er seinen Stoff behandelt, ist bei ihm das anziehendste und, wie gesagt, die kalte Verständigkeit, wenn auch nicht Verständlichkeit seiner Kombinationen. Einzelne Momente treten bei ihm mit überraschender Wirksamkeit hervor, aber selten gestaltet sich aus dem Niederschlag der Ideen ein Gesammtbild. Er weiß wohl was er will und, vermöge seines Talentes, vermag, aber nicht immer, was er darf. Mehr als in seinen frühern Schriften macht sich in Gutzkow's Abhandlung über Goethe eine schöne Mäßigung und Besonnenheit geltend. Diese Schrift läuft darauf hinaus, in Sachen des Talents Goethe als Muster zu empfehlen; an ihn soll die jüngere literarische Generation sich anschließen, auf ihn soll sie zurückgehn. Wenn die Zeit der Tendenzen da sei, könne man auch wieder anfangen, Schiller statt Goethe zu empfehlen. Mit dieser echt Gutzkow'schen Spitzfündigkeit, von der man nicht recht weiß, was damit anfangen? — schließt diese in ihren einzelnen Partieen beherzigungswerthe Schrift. — Den bedeutendsten Beitrag zur Kenntniß Goethe's als Menschen lieferte indeß Eckermann, in seinen „Gesprächen mit Goethe", woraus aufs überzeugendste hervorgeht, welcher Obmacht über die Gemüther der ihm Nahestehenden Goethe sich erfreut habe. Der literarische Jupiter, der mit seinen Wimpern nur zu zucken, seine ambrosischen Locken nur zu schütteln brauchte, um einen

ganzen Freundeskreis, den gesammten Weimar'schen Olymp mit allen seinen Ober- und Untergöttern, in Bewegung zu bringen, neben dem Heine, im Aufschwung ironischer Verehrung, den blitzetragenden Adler des Zeus in Satellitenstellung sitzen zu sehen vermeinte — dieser Jupiter tritt uns hier entgegen mit allen seinen liebenswerthen Tugenden und, wider den Willen des Testamentsvollstreckers und Manuskriptenordners, mit allen Menschlichkeiten und Schwächen seines Alters. — Spezieller beschäftigte sich Kannegießer mit Goethe's lyrischen Gedichten, nahm aber seinen Autor wie einen Klassiker aus dem goldnen Zeitalter der römischen Literatur, und verhielt sich selbst da in philologischer Trockenheit, wo er sein Secirmesser an Goethe's innern Menschen zu appliziren suchte. Wenn man sich aber mit diesem Kannegießern auch nicht wohl vertragen kann, so muß man wenigstens zugeben, daß dieser Interpret manche Partieen in der Goethe'schen Dicht- und Denkweise trocken gelegt und somit für künftigen Anbau urbar gemacht hat. Als ein solcher theilweiser Interpret, der aus seiner allerdings geistreichen Subjektivität nicht herauskann, trat auch K. E. Schubarth nochmals auf in seinen gesammelten Schriften.

So haben wir eine vollständige Literatur, die um Goethe als ihren Kern sich zusammenzieht. Sie wird und muß einmal ihren Abschluß haben. Wir brauchen keine Schildknappen, wir brauchen Ritter in der Literatur, solche von echtem Schrot und Korn, Männer der

That; das Faustrecht haben wir schon. Wir sollten nicht bloß verdauen und an der Tafel der Literatur behaglich schwelgen, wir sollten selbst Köche sein und speisen, statt gespeis't zu werden. Die Gruppe von Schriften aber, die ich so eben behandelte und zu denen man noch zwei bedeutende Unternehmungen, die Herausgabe der Schleiermacherschen und Hegelschen Hinterlassenschaften rechnen darf, besteht entweder in bloßen Momenten der Vergangenheit, in Reliquien, die man einmal verehrt, weil sie da sind, und deren Wirkung nicht in die Zukunft geht, oder in ganzen Werken und einzelnen Schriften, die man sammelte und herausgab, um ihren reichhaltigen Fond für unsre hungerleidige Gegenwart zu retten, oder in Spekulationen und Betrachtungen über unsre literarische Vergangenheit, indem man zum Theil bemüht war, die Verbindungslinien nachzuweisen, durch welche die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenhängt, und die Exkremente der letztern als befruchtenden Humus für die erstere zu benutzen.

Es frägt sich nun, was wir, die wir so beharrlich im Alten schwelgen und im Haushalt unserer Literatur mit zum Theil verbrauchten Geräth uns behelfen, Selbstständiges, Eigenthümliches und in das sich fortbildende Leben unserer Literatur wirksam Eingreifendes geschaffen haben? was zu fürchten, was zu hoffen steht? welche Grundlage unsre Gegenwart für die Zukunft bereitet? welche Richtungen hauptsächlich verfolgt und angebaut wurden? ob eine neue Literatur in der Gegenwart sich

bereits abgeſchloſſen oder erſt ihre Anfänge hat oder nicht einmal dieſe?

Von einem Abſchluß unſrer modernen literariſchen Zuſtände kann durchaus keine Rede ſein. Ich habe bereits geſagt, daß ſie wie in einem gährenden Chaos durch einander liegen. Aber in jedem Chaos giebt es Anfänge, Anläſſe zu weiterer Geſtaltung, zur Ausbildung der verſchiedenen Elemente, welche ſich von einander abzuſondern, ſich ſelbſtſtändig zu entwickeln und, eben in Folge ihrer erreichten Ausbildung, ſich mit einander in Gleichgewicht zu ſetzen ſtreben. In jedem Chaos giebt es eine Befruchtung, und ein Befruchtendes neben dem Befruchteten. In der Bedeutung des Letzteren ſteht unſre Literatur; in der Bedeutung des Befruchtenden unſre Mitzeit. Beide, Literatur und Zeit, wirken ſo auf- und miſchen ſich ſo in einander, daß ſie in ihrem Wechſelverhältniß gar nicht zu trennen ſind. Dieſe ſteht zu jener in einem mütterlichen Verhältniß. Unſre Literatur iſt ein Abbild, ein Produkt unſrer Zeit, wie das Kind ein Abbild iſt und ein Produkt ſeiner Mutter. So innig, wie jetzt, iſt das Verhältniß zwiſchen Literatur und Zeit nie geweſen. Hierauf werde ich ſpäterhin noch einmal zurückkommen.

Aber dies Produkt unſrer Zeit, die jüngſte Literatur, iſt für den Augenblick noch ein Embryo, vom mütterlichen Schooße eingehüllt. Ein Embryo iſt ſeinerſeits auch ein Chaos; alle Kräfte und Säfte ſind vorhanden, aber ſie liegen in einandergewirret, chaotiſch, ungeſondert. Noch hat ſich nichts an ihm gegliedert. So iſt der Kern

ein Chaos, worin der Baum, die Knospe ein Chaos, worin die Blüthe, das Ei ein Chaos, worin das Thier, mit allen seinen Theilen, aber für jetzt noch ungetheilt, eingeschachtelt und wie in Windeln liegt. Aeußere und innere Störungen haben bis jetzt auf die Ausbildung und Gliederung dieser im embryonischen Zustande verharrenden Literatur ungünstig eingewirkt.

Um den Vergleich noch weiter zu führen, möge gesagt sein, daß in einem Chaos, eben weil die Elemente sich noch nicht selbstständig gemacht und in sich zu ruhen und ihrer eignen Erhaltung wegen Freundschaft zu halten noch nicht gelernt haben, kein Gleichgewicht stattfindet dagegen eine stürmische Unruhe, ein Ueberwiegen bald des einen bald des andern Elements, ein Zu- und ein Gegeneinanderstreben, ein Zusammen- und ein Auseinanderfallen, je nach dem Laut- oder Stillwerden der Sympathieen oder Antipathieen — kurz ein Unausgeglichensein der Prinzipe, der Gegensätze. Das aber ist augenfällig, daß mit jeder neuen Richtung, welche unsre Literatur einschlägt, auch ein Gegensatz sich einfindet — zuvörderst der zwischen dem Alten und Neuen; denn jede neue Richtung setzt ein Abweichen von der alten voraus; und es wird geschehen, daß ein Gegensatz aus dem andern kommt, weil jede neue Richtung etwas in sich Unbestimmtes, unendlichen Modifikationen Unterworfenes hat, und demnach abermals in verschiedene Seitenrichtungen sich zerspalten kann. Gerade hieraus ergiebt sich, wie die Richtungen und Tendenzen unserer Literatur genau mit

denen der Zeit zusammenhängen und von diesen bestimmt werden; jede Schattirung hier schattet sich auch dort ab; jede neue Zeitrichtung erzeugt auch eine neue ihr entsprechende in der Literatur. Diese ist gewissermaßen der Temperatur- und Schwermesser unserer Mitzeit; sie wird von der letzteren bald herauf- bald heruntergedrückt, nach Maaßgabe der Umstände. Die innigsten literarischen Freundschaften lösen sich einer geringen Abweichung in Tendenz und Gesinnung wegen. Wir sind gegen die äußeren Einflüsse der Zeit überaus empfindlich und in einem gereizten Zustande. Es scheint so, als ob das, was vom sanguinischen und cholerischen Temperament in uns liegt, übermächtig werden wolle über das phlegmatisch-melancholische. Auch könnte man sagen, daß unsre literarische Richtung eine Emanzipation des Geschichtsgeistes in uns bezwecke. Wir haben bereits zu viel Geschichte gelernt, wir sind bereits zu sehr in die Interessen der Zeit eingeweiht worden, als daß das Streben Einzelner, in die Interessen der Zeit, jeder nach seiner Kraft, einzugreifen, noch befremden oder als geradezu verdammlich und verwerflich bezeichnet werden könnte. Im Uebrigen tragen die Alten und Gereiften selbst dazu bei, die Jugend über alle möglichen Interessen aufzuklären, aber das, was ihnen leicht wird, die Mäßigung, das Sich selbst im Zaum halten, das auf dem rechten Flecke und im gelegenen Augenblicke Stillstehn, vermögen sie ihr nicht beizubringen.

Indeß muß man zugeben, daß auch in unseren älte-

ren Herren ein ganz besonderer Geist der Unruhe sich zu regen beginnt. Viele von ihnen, stürmisch und leidenschaftlich, verfahren in ihrer Polemik mit einer Hitze, Erbitterung und oft einer Derbheit, woran die Jünger in der Literatur ihre Freude und zugleich ein leicht nachzuahmendes Muster haben. So ist die Stellung Vieler unter ihnen eine doppeltfeindselige: zuvörderst gegen die Jugend im Allgemeinen, vor welcher sie auf der Hut sein zu müssen glauben, sodann gegen ihre Altersgenossen, welche eine von der ihrigen abweichende Meinung verfolgen. Weil die einzelnen Köpfe gähren, kommt auch Gährung in die einzelnen Disziplinen und somit in die gesammte Literatur.

Zu dieser stürmischen Unruhe kam es auf einem ganz natürlichen Wege. Unsere ältere Literatur hatte sich vollendet und ehrwürdige klassische Muster als Denkblätter ihrer ehemaligen Jugend uns überliefert. Ihre Vertreter und Führer waren entweder todt oder altersschwach; die Jüngeren, die als Nachahmer Schiller's oder Goethe's sie fortsetzen wollten, lieferten nichts Neues, nichts Ausserordentliches; die Form war da, aber kein Geist in der Form; die Poesie war zu gleicher Zeit steif und gelenkig wie eine Holzpuppe, ein Popanz, ein bloßes Scheinwesen. Man arbeitete nach Schemata und Stickmustern; eine Poesie, welche nur nachahmt und nur arbeitet, ist jedoch keine. In der Prosa sah es ebenfalls flau und nüchtern genug aus. So lange noch Goethe lebte, wirkte seine Jupiters-Gestalt und hielt die Literatur zusammen, obgleich schon

damals der Glaube an seine Unfehlbarkeit durch Menzel erschüttert wurde; aber die Literatur alterte mit ihm von Jahr zu Jahr: man fühlte das Blut in sich stocken und ließ sich willig durch Heine und Börne schröpfen. Das waren Stimmen in der Wüste, die Vorläufer der jetzigen literarischen Revolution. Auch das Menzelsche Literaturblatt fing allmälig an zu wirken, aber nicht durch die jetzt abgenutzte Spielerei mit dem Lorbeerkranze. Man sah den Geist einer neuen Zeit, wie er zu Goethe's Füßen murrte und an seinem Throne herumschnüffelte. In der Politik dehnte es sich auch geheimnißvoll — unheilverkündende Möwen schwirrten — und der politische Sturm brach los vom Westen, und das giftige Miasma des Ganges begegnete ihm vom Osten. Und weil ein solches Gericht erging, so war nicht daran zu zweifeln, es sollte ein neuer Tag anbrechen im Kreise der Literatur. Denn das konnte unter keiner gewöhnlichen Konstellation geschehen, daß — bald nachdem der alte Witz Saphir aus Berlin entflohen, und die berühmte Sängerin, die allein unsere Werkeltagsliteratur zu einer Sonntagsliteratur gemacht hatte, von der Bühne abgetreten war — die gesammte europäische Welt erschüttert wurde; unter keiner gewöhnlichen Constellation konnte es geschehen, daß in kurzen Zwischenräumen die Stammhalter der verschiedensten Richtungen dahinstarben, daß mit Goethe die alte Poesie, mit Hegel die norddeutsche Philosophie und mit Schleiermacher ein großer Theil der Theologie begraben wurde.

Was hatte man nun? Eine Welt voll gestürzter Idole, voll von Autoren, leer an Autoritäten. Die Flachheit war bis zum Extrem gekommen. Börne und Heine mit ihrer prickelnden Aetzkraft wurden auf der einen Seite verehrt; auf der andern dachte man Tieck auf den Heerschild zu erheben und zum privilegirten Lehnsherrn der Literatur auszurufen. Aber Tieck war, wenn auch so vornehm, doch nicht so glücklich wie Goethe. Man roch ihm einen literarischen Aristokratismus an, der unsrer damals demokratischen Zeit nicht behagte. Seine Herolde mißfielen zum Theil, wie er selbst. Man wollte, nachdem man Goethe losgeworden, keine abermalige Knechtschaft.

In diesem gesetzlosen aber auf die Dauer unhaltbaren Zustande befinden wir uns noch. Ueberall zuckt es und gährt es und will zu keiner Vereinigung kommen. Wo keine Autorität, kein Ansehen der Person gilt, da gilt jedes einzelne Talent so viel, als es sich geltend zu machen weiß. Alle literarischen Kräfte sind entbunden und man versteht, wo keine äußere Hindernisse eintreten, sie zu brauchen. Die Einen werfen sich auf die vermeintlichen oder wirklichen Interessen der Zeit, die Andern verhalten sich gegen sie gleichgültig oder kämpfen gegen sie an. Die Hauptfrage aber bleibt, was die Zeit eigentlich fordert und will und wie weit man in der Behandlung socialer Fragen gehen darf? — Hierüber ist man sich unklar und ist es geworden entweder aus eigner Schuld oder weil von außen her der Gesichtspunkt verrückt ward

Es iſt kaum noch in irgend einer Disziplin ein bisher gültiger Satz, der nicht seinen Gegensatz fände und angefochten würde. So allgemein war die Zweifelsucht zu keiner Zeit. Ueberall stellen wir Experimente an, um neuen Verbindungen und Mischungen auf die Spur zu kommen. Dieser Verfahrungsart liegt das unverwerfliche Prinzip zu Grunde: einen beſſeren Zuſtand in Literatur und Wiſſenſchaft, den es doch vielleicht geben könne, herbeizuführen. In einer Maſſe von Brochüren, geharniſchten Büchern, Schriften und Gegenſchriften entlud man ſeine Liebe und ſeinen Haß. Aber weil das Individuum jetzt zumeiſt gilt, wurde man nicht ſelten perſönlich. Dieſe Streitſchriften-Literatur, die im vergangenen Jahre ſo vorzüglich gepflegt wurde, gewährt zum Theil einen traurigen und niederſchlagenden Anblick. Man giebt ſeine perſönliche Würde auf, indem man ſelbſt perſönlich wird, und die Sache, um die man kämpft, über die Perſon vergißt.

Selbſt die höchſten Disziplinen, Theologie und Philoſophie, befinden ſich in einem ſchwankenden Zuſtande. Noch giebt es Stille und Laute im Lande: Myſtiker, Pietiſten, Supernaturaliſten, Orthodoxen, Rationaliſten, Gläubige und Ungläubige. Jede dieſer Sekten hat ihre Organe, und wären es nur die dünnblättrigen Traktätlein. Einige meinen in der Hegelſchen Philoſophie ein Regulativ für die chriſtliche Dogmatik zu finden; andere bringen theologiſche Anſichten und religiöſe Betrachtungen in eine belletriſtiſche Form; ſo Biernatzki in religiöſen

Novellen, Teſchendorf in ſeinem „Nicodemus“ und Theremin in ſeinen „Abendſtunden,“ der den ewigen Juden zu einer Allegorie benutzt, um den rationaliſtiſchen Abzweig der Theologie zu perſifliren. Die theologiſchen Zeitſchriften ſtehn ſich oft hart und ſchroff gegenüber; unter ihnen zeichnet ſich die evangeliſche Kirchenzeitung aus durch eine Schlagfertigkeit, welche ſie ſogar, man möchte faſt ſagen mit Aufopferung ihrer theologiſchen Würde, auf belletriſtiſche Erzeugniſſe ausgedehnt hat. Mit der Authenticität der Bibel, je nachdem ſie conſtatirt oder erſchüttert wird, hängt das Beſtehen der theologiſch proteſtantiſchen Dogmatik in ihrer bisherigen Form genau zuſammen. Ihre Vertheidiger müſſen von der Bibel ausgehn, wie ihre Anfechter ebenfalls auf die Bibel zurückgehen müſſen. Hier iſt die Feſtung, innerhalb derer ſie ſich behaupten oder fallen kann. Wenn ein junger Dozent, auf wiſſenſchaftliche Forſchungen ſich ſtützend, irgend eine Schrift des neuen Teſtaments einem andern Verfaſſer, als der bisher dafür galt, zueignet, ſo iſt das nur ein Angriff auf ein Außenwerk an dem großen Bollwerk der Theologie zu nennen und es wird dadurch dem Inhalt und der Bedeutung des Buches kein weſentlicher Abbruch geſchehen; dennoch würde er, vermöge der deutſch-theologiſchen Kleinzankſucht, mit ſeinen älteren Lehrern und Freunden in einen Zwieſpalt gerathen müſſen, welcher einem völligen Bruche ähnlich ſähe. Einen Angriff in Maſſe aber auf den Kern der Theologie, auf das neue Teſtament oder vielmehr auf die Glaubwürdig-

keit der darin als historisch geltenden Thatsachen unternahm David Friedrich Strauß in seinem „Leben Jesu," indem er, nicht das Leben Jesu selbst, sondern die unerklärten und unerklärbaren Momente darin als mythisch ansprach, so daß, wenn seine Ansicht durchdränge, die gesammte Dogmatik eine andere Form erhalten würde, indem man die christliche Religion eben so gut wie die der Inder, Griechen und Aegypter, auf Mythen zurückführen müßte — freilich auf keine mythische Götterlehre, so daß weniger der religiöse Glaube an die Existenz Christi als eben die alte Form unsrer biblischen Dogmatik mit der biblischen Exegese zugleich erschüttert würde. Wie in Allem, so liegt auch in der Mythe etwas Göttliches, eine Gottesoffenbarung. Die ungemeine Kritik, die durchdringende Schärfe, die ausnehmende Konsequenz, womit der Verfasser verfuhr, erregten die Aufmerksamkeit der Theologen, welche eine völlige Umgestaltung, eine Revolution im kirchlichen Glauben und der christlichen Dogmatik fürchteten, um so mehr, weil des Verfassers Untersuchungen in die Tiefe gingen und er, ein Einzelner, als eine imposante und Achtung gebietende Macht dastand. Man schien zu argwöhnen, der Unglaube einer ganzen Zeit habe sich durch Strauß entäußert, und würde hier seine wissenschaftliche Bestätigung wie immer neue Nahrung finden. Doch haben sich auch Stimmen für ihn erhoben, während selbst Viele seiner Gegner dem Geiste des theologischen Agitators Gerechtigkeit mußten angedeihen lassen. Sehr bald nach dem Erscheinen des Buches suchte

Steudel, der in seiner Schrift manches Wahre und Treffende einwirft, die supernaturalistische Ansicht gegen das mythische Christenthum zu vertheidigen, während der mystische Eschenmayer in seiner Brochüre „der Ischariotismus unsrer Tage" auf keine erquickliche Weise gegen Strauß polemisirte. Seitdem ist viel in dieser Angelegenheit geschehen; und wenn sie in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, zu ruhen scheint, so kann man sie nur für willkührlich und momentan abgebrochen, keineswegs für durchgekämpft ansehen. Auf die langgesponnenen Streitigkeiten, in welche Göschel über die Unsterblichkeitsfrage, eine Frage, die in der gegenwärtigen Zeit eine bedeutende Rolle spielt, sich verwickelt hat, können wir hier nicht tiefer eingehen. Es galt hier hauptsächlich, auf die Erschütterung, welche der Theologie drohte und wohl noch droht, und auf die leider nicht abzuleugnende Streitsucht der Modernen in der Kürze hinzuweisen.

Was ist nun in der Philosophie geschehen? — Es hat sich kein neues System gebildet, man zehrte von den alten, die entweder, wie das Hegelsche, sich in sich selbst abgeschlossen haben, oder, wie das Schellingsche, zu keiner Vollendung kamen. Hier ist nun merkwürdig, daß die Schellingianer meist in ihrem System bleiben, während die Hegelianer aus dem ihrigen häufig heraus, häufig sogar, wenigstens in besonderen Theilen, gegen dasselbe in Opposition treten. Diese Erfahrung spricht eben so wohl für als gegen das System Hegel's; für, indem dadurch

die Vielſeitigkeit des Syſtems und ſeine innere Freiheit, die Freiheit des Gedankens, der in jedem Individuum ſich ſelbſtſtändig fortentwickelt, bethätigt wird; gegen, indem es ſich dadurch erweiſt, daß die Hegelſche Philoſophie nicht im Stande iſt, für Alle und auf die Dauer einen Halt- und Ruhepunkt zu gewähren. Vielmehr macht ſich in vielen jüngern Anhängern derſelben eine gewiſſe innere Zerfahrenheit geltend, ſo daß ſie, um den Gährungsprozeß, den die Philoſophie in ihnen unterhält, zu beſchwichtigen, an das öffentliche und ſoziale Leben mit ihren Spekulationen ſich anſchließen — ein Stand- aber kein Ruhepunkt, von dem aus ſie häufig gezwungen ſind, gegen das der Stabilität ſich zuneigende Hegelſche Syſtem zu experiren oder mindeſtens von ihm abzuweichen. Aber man bringt doch immer einen Theil Hegelſcher Philoſophie in dieſe auf die Zeitintereſſen ſelbſt eingehenden Betrachtungen mit, ſo daß Salat's, in ſeinem Buche „über die Emancipation der Philoſophie" dargelegte Anſicht, die Philoſophie müſſe mit dem Leben ſelbſt ſich verſchmelzen, dieſergeſtalt realiſirt wird. Und es iſt nicht zu verkennen, wie die Philoſophie unter den mächtigen Einflüſſen einer überwältigenden Zeit ſich einer ganz neuen Richtung dahingab; denn die Zeit wurde in den jüngeren Gemüthern der Philoſophie Meiſter und benutzte ſie als Hebel und Emporſchnellungskraft ihrer ſelbſt. Die ſtarren Hegelianer, welche die Wiſſenſchaft ſelbſt unter das Joch ihres Syſtems beugen, ſuche man in Norddeutſchland, zumal in Berlin. Unter ihnen verſtand He-

tho, in seinen „Vorstudien für Leben und Kunst, in geistreicher Weise auf einen freiern Standpunkt sich zu erheben. Das Bedeutendste, was man für Hegelsche Philosophie gethan hat, ist eben die mit ausnehmender Liebe und großem Fleiß redigirte Sammlung seiner Werke und Vorträge — ein Monument für immer! Während dessen steht Süddeutschland, welches sich überhaupt nicht systematisch einzurren mag, der absoluten norddeutschen Philosophie scharf gegenüber! Wo das Reale überwiegt, muß die Schellingsche an die Realität der Natur sich anschließende Philosophie mehr Anhänger zählen, als die absolute Philosophie des Gedankens! Außerdem wird das Hegelsche System, eben weil es die geistig lebendigsten Richtungen einschließt und fördert, von den abalternden Kantschen Formenmenschen bekaurft, unter denen Krug als der auskauendste aber auch machtloseste gelten kann. Doch hat Letzterer in seiner Schrift „Schelling und Hegel, oder die neueste Philosophie im Vernichtungskriege mit sich selbst" den Zwiespalt wohl begriffen und dargestellt, in welchen die philosophische Disziplin unter den Deutschen gerathen ist. Herbart's abgeschlossenes aber starres System kann zu einer Zeit, wo man vom System überhaupt sich abzulösen sucht, wenig Anhänger zählen; andrerseits hat Steffens nur anregende Gedanken, aber kein System, so daß auch in der Philosophie offenbar wird, wie wir keine einige, allgemein gültige haben, wie auch hier die entschiedensten Gegensätze sich geltend machen, wie wir, nachdem wir vom System uns

abgewandt und gelernt haben, Jeder nur das, was gerade seinen Zwecken und Absichten zusagt, daraus zu entnehmen, auch hier in einen schwankenden Zustand gerathen sind, aus dem eine feste Norm, nicht des Systems, sondern des sozialen Lebens selbst als Niederschlag erfolgen soll.

Auch auf die Jurisprudenz hat die Hegel'sche Philosophie in ihren Berliner Repräsentanten eingewirkt. Diese Richtung und das Naturrecht vertritt, geistig aufgeschlossen, in entschiedener Selbstthätigkeit, in der Freiheit des Bewußtseins, Eduard Gans. Er steht in seiner Wissenschaft auf Seiten der Opposition gegen das Alte und Veraltende. Man bekämpft vieler Orten die Zeitgemäßheit des römischen Pandektenrechts, woran Andere mit unverbrüchlicher Treue halten, während die hier und dort, nicht bloß in konstitutionellen, eine fortdauernde Modifikation bedingenden, sondern auch in monarchischen Staaten vorgenommene Revision der Gesetzbücher beweist, daß auch nach dieser Seite ein Bedürfniß vorhanden sei, Experimente anzustellen und den alten Körper der Jurisdiction mit frischem Blute zu verjüngen. — Und während in der Medizin eine neue Literatur in Streitsachen der mit der Allopathie ringenden Homöopathie, die als ein Versuch, von dem Komplizirtesten auf das Einfachste zurückzugehn, angesehn und gewürdigt werden muß, sich ausbildete, und die Pharmacologie Gefahr lief, von dem alten Hahnemann ihrer ganzen Ausdehnung nach unterminirt zu werden, während Wirth in seinen

„Fragmenten zur Kulturgeschichte“ die Rolle eines Agitators in der Astronomie übernahm, indem er die Sonne in Bewegung brachte und statt der Gravitationslehre eine mehr geistige Bezugnahme der Weltkörper auf einander, eine elektro-magnetische Polarthätigkeit, ein durch das ganze Universum gehendes Vierkugelsystem u. s. w. annahm, — mußte auch die Pädagogik sich gefallen lassen, daß man sie einer genauen Revision unterwarf und den alleinseligmachenden Zustand, welchen man ihr andichtete, zu bezweifeln anfing. Hieraus kam vielfaches Aergerniß und Mißbehagen. Lorinser's berühmt gewordene Abhandlung in der medizinischen Zeitung, welche übrigens früher schon eben so gründlich abgehandelte Fragen abermals in Anregung brachte und, obgleich nur in Bezug auf die Statistik neu, allein durch einen Conflux von Umständen die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, veranlaßte ein viel Herüber- und Hinüber-, ein Für- und Gegensprechen. So bekam auch die Pädagogik eine Streitschriftenliteratur. Parallel mit diesen Angriffen Lorinser's auf die Schulen liefen die Theremin's und Diesterweg's — in des Letztern derniger und freimüthiger Schrift, „über die Frage der Zivilisation, dritter Beitrag“ — auf die deutschen Universitäten. Man sieht die Mängel ein, woran diese Institute leiden, aber die angerathene Heilungsmethode ist häufig der Art, daß sie statt der vorhandenen Mängel nur noch größere und in das Leben der Institute selbst störend eingreifende herbeiführen müßte. Man schneidet, aber zu tief, und löst

mit dem wilden und ungeſunden Fleiſch auch das anliegende geſunde ab.

Dagegen ſind die philologiſchen Streitigkeiten fortdauernd im Abnehmen, aber nicht, weil hier überhaupt kein Gegenſatz ſtatt findet, ſondern weil die Philologie ſelbſt, inſofern ſie ſich mehr mit dem todten Buchſtaben beſchäftigt, in einem geraden Gegenſatze zu unſrer Zeit ſteht, welche das Leben will und den Geiſt beſchwört. Sie wird ſich von den Schlägen, unter welchen ſie leidet, ſchwerlich jemals erholen können. Wo ſo viele Goldlager aufgefunden und zu Tage gelegt ſind, bedarf man der ſpärlichen Goldwäſche nicht. Die Philologie hat gegenwärtig nur Andeutungen als Mittel der hiſtoriſchen und archäologiſchen Kritik, deren letzter Zweck anſchauliche Erkenntniß des Geſammtlebens des Alterthums iſt. Ihr Aeußerſtes that ſie, als ſie vor längerer Zeit in dem neuen Teſtamente eine revolutionäre Rolle ſpielte und ſogar der theologiſchen Exegeſe, wie ſie bisher beſtand, Abbruch zu thun drohte. Es war gewiſſermaßen ein Verzweiflungsſtreich, der ihr mehr geſchadet, als genutzt hat. In dem Winkel, wo die Metrik ſitzt, gab es ein wenig Staub, indem von C. H. Hoffmann neue Prinzipien für dieſelbe aufgeſtellt wurden, worüber er mit dem alten Hermann in eine ziemlich ſpurlos vorübergegangene Debatte gerathen iſt.

Es iſt erſichtlich, daß unſre Literatur eine Richtung nimmt von dem Idealen zum Realen, einerſeits von dem Komplizirten zum Einfachen, andrerſeits von dem unna-

türlich Geschraubten zum Natürlichen, von dem, was über und außer aller Zeit und Erfahrung steht, zu dem, was in der Zeit und in der Erfahrung steht. Man will die Welt nicht bloß vergnügen, sondern ihr zugleich nützen. Dieser Rückzug aus einer ins Grundlose gehenden Spekulationssucht und aus der sich selbst genügenden Fülle des Kunstwerks ist in sofern ein wirklicher Fortschritt, als er mit der Richtung der Zeit, welche nach dem Nutzbaren strebt und die materiellen Interessen allgemein machen will, parallel läuft. Hiervon giebt auch jene Masse von Büchern Zeugniß, welche lieferungsweise in die Welt gesandt werden und in der Literatur die Dampfwagen- und Eisenbahngeschwindkraft vertreten. Solche Werke werden populär durch ihre Wohlfeilheit. So hat es selbst der in seiner oppositionären Stellung gegen die alten Systeme wacker verharrende Oken nicht verschmäht, seine Naturgeschichte in Lieferungen zu zersplittern, so erschienen Vollmer's mythologisches Wörterbuch, Littrow's Astronomie, Münch's neuere Geschichte, Hoffmann's geographische Schriften, Heinel's preußische Geschichte und eine Unzahl geschichtlicher Werke, die aus dem Französischen übersetzt wurden, in Lieferungen und in oft trefflicher Ausstattung. Hierdurch kam allerdings ein Mißverhältniß in die Literatur; man hemmte, indem sich das Publikum nach dieser Seite hin verausgabte, den Vertrieb neuer literarischer Erscheinungen, begünstigte die Eil- und Leichtfertigkeit im Schreiben und Uebersetzen und brachte es endlich dahin, daß sowohl Grund-

lichkeit als Kunstform fast gänzlich verloren gingen und daß es nur darauf ankam, einer gerade hinreichenden Menge von Data eine angenehme Sprachgewandung zu ertheilen, welche jetzt kaum noch ein Verdienst, kaum eine Arbeit ist. Besser war es für die Verbreitung älterer Geschichtswerke, wie des von Becker begonnenen und von Woltmann und (K. A.) Menzel fortgesetzten, zu sorgen, indem man sie lieferungsweise ausgab, zumal in der Geschichte wenig Mustergültiges geleistet worden ist, was als ein Kunstganzes dastände. Hierher wird man wenigstens die verschiedenen historischen Taschenbücher nicht zählen wollen, eben so wenig wie die Menge von Spezialgeschichten und diejenigen Bücher, worin die Ereignisse der neuesten Zeit, der jüngsten europäischen Kriege u. s. w. besprochen und niedergelegt sind; noch weniger die Lehr- und Handbücher für Schule und Haus. Es fehlt uns die Ruhe, um unsern Gegenstand nach allen Seiten hin zu ergründen, und der Kunstverstand, um einen bis zum Ungeheuern gehäuften und sich immerdar noch häufenden Stoff harmonisch zu ordnen. Ausserdem macht sich überall Parteilichkeit geltend. Jeder betrachtet den geschichtlichen Stoff, den er behandeln will, von seinem Standpunkt, er trägt seine Subjektivität hinein, er raisonnirt und reflektirt, so daß es oft den Anschein hat, als ob die Weltgeschichte nicht recht verfahren sei, indem sie der Einsichten und Erfahrungen des Schriftstellers ermangelte und von seinen Ansichten und Prinzipien auch nicht die geringste Kenntniß nahm. Wen

einem ſolchen ſubjektiven Standpunkt aus verfuhr Wolfgang Menzel, als er in ſeinem „Geiſt der Geſchichte“ entweder den Geiſt aus der Geſchichte herauszog oder den ſeinigen erſt in dieſelbe hineinbrachte. Die Geſchichte erſcheint bei ihm als ein vielgefräßiges, als ein ewig wiederkäuendes Ungeheuer, das ſich, am Ende der Tage, ſelbſt verſchlingt und am unerſättlichen Heißhunger dahinſtirbt. Als einer der tüchtigſten Forſcher, der zugleich der geſchmackvollen Darſtellung Meiſter iſt, hat ſich L. Ranke fortdauernd bewährt, und Varnhagen von Enſe auf dem abgezirkten Gebiet der Biographie in ſeiner Lebensbeſchreibung des Generals von Winterfeldt neuerdings ein ſprachliches Muſter aufgeſtellt, deſſen künſtleriſche Rundung und klaſſiſche Ruhe gegen die Formloſigkeit, die jetzt gäng und gäbe iſt, auf das erquicklichſte abſtechen. Auch iſt nicht zu verkennen, daß unſre jüngſten Hiſtoriker beſonders dahin ſtreben, zu zeigen, wie die Geſchichte ſich gemacht hat, nicht bloß, was ſie geworden. Die Fakta, die Kriegs- und Friedensereigniſſe kümmern weniger, als die Evolution des Volksgeiſtes, die Bildung, die er errang, die Richtungen, die er verfolgte, die politiſchen Einflüſſe, die ihm in ſeinen Fortſchritten entweder aufhielten oder beförderten, die Staatsverfaſſung, der Staatshaushalt, die Verwaltung, die finanziellen Verhältniſſe, die diplomatiſchen Verbindungen — man iſt bemüht, an dem Uhrwerk der Geſchichte nicht bloß zu zeigen, was an der Zeit iſt, ſondern auch das innere Getriebe, den ganzen Mechanismus, die

Geheimniſſe der in einander greifenden Räder und Springfedern aufzudecken. Man will für die zukünftige Geſtaltung der Geſchichte eine Garantie haben, man will ihr eine Baſis unterlegen, auf der ſie ſich erbaue und feſtſtelle, man erſinnt Theorieen weniger für den beſten Staat, als für einzelne Seiten des ſtaatsbürgerlich ſozialen und induſtriellen Lebens, die bald mehr bald weniger haltbar ſind und nicht ſelten ſich ſchroff gegen einander ſtellen. Es iſt auch auf dem Boden der Politik und der Staatswiſſenſchaft ein Hang nach dem Nutzbaren, nach einer fortdauernden Verbeſſerung und Wandlung bemerkbar.

Wie ſich die religiöſen Sekten an einander reiben und die Altlutheriſchen im Verein mit den frommen Bedderſchaften die evangeliſche Kirche in ihrer jetzigen Form beſtreiten und an ihrer Autorität zweifeln, ein Diſput, der von Seiten der Altlutheriſchen hauptſächlich durch Werhan, Scheibel und Kellner geführt wurde, während Olshauſen noch jüngſt deren Angriffe auf die Kirche gerecht würdigte und zurechtwies, ſo giebt es kaum noch ein Inſtitut, das nicht in und aus ſeinem eigenen Schooße eine Oppoſition ſich erzeugen ſähe. Gegen den Schlendrian deutſcher Akademieen erhob ſich in einer zu Ehren Leibnitzens gehaltenen Rede ein Mitglied der Akademie ſelbſt, Geh. Rath Böckh, während ein Anonymus vom Orden der Freimaurer in ſeinem berüchtigten Buche „Herhata" das Maurerthum mit pasquillantem Witz angriff, daſſelbe Maurerthum, welches ein Ver-

ehrer in einem Gedicht von drei Gesängen mit dem Christenthum identifizirte. Diese Unruhe thut sich nach allen Richtungen hin kund. Schon erheben sich vielfach Stimmen für die Rehabilitation des Zunftwesens, und auch hier ist die populäre Stimme Diesterweg's in Bezug auf landsmannschaftliche, an den Wohnort gebundene, und fachmäßige, vom Gewerbe abhängige Korporationen nicht zu verachten. Denn Zusammenschaarung und Vereinigung des Gleichartigen ist ein allgemeines Gesetz in der lebendigen Natur. Des Adels in seiner höhern moralischen Bedeutung nahm sich Dietrich von Geisler in seinem Buche „über den Adel als einen zur Vermittelung zwischen Monarchie und Demokratie nothwendigen Volksbestandtheil" an. Doch sah sich der Verfasser gezwungen, der nivellirenden Zeitrichtung ein wenig nachzugeben.

Im Allgemeinen ist zu behaupten, daß die negativen Bestrebungen in der Literatur vorwalten und vor Allem genossen werden. Unsre Bücher sind eben so viele Zeitspiegel und Zeitbehälter. Daher giebt es wenig reine und ungemischte Bücher, solche, welche ein Kunstwerk darstellen. Eine gewisse Trübe lagert über allen. Wir vermitteln uns fast allzusehr mit der Zeit, worüber die naive Munterkeit und Ursprünglichkeit verloren geht. Selbst unsre Reiseliteratur vergißt die äußeren Erscheinungen der Natur und die rechte Reiselust über die politischen Berührungspunkte, die überall als Tangenten hin und wieder gehn. Von dieser Seite spielte Raumer's Reise nach England eine wichtige Rolle, bei uns Deut-

ſchen, weil, was ſie brachte, für uns meiſt noch neu war, bei den Britten, weil man ſich geſchmeichelt fühlte und gegen den höflichen Fremden auch ſeinerſeits höflich und aufmerkſam ſein wollte. Selbſt Chamiſſo's in ihrer Naivetät anziehende Weltreiſe enthält Manches, was weniger in eine Reiſe gehört, als in eine Betrachtung politiſcher Dinge. Solche Streifzüge in die politiſche Welt ſagen uns zumeiſt zu. Wir ſind ausgeſchweifte Naturen, die ſich beſſer im Baſt, als im Kern behagen.

Der traumwache behagliche Wanderer Semilaſſo, der freiſinnige Ariſtokrat, welcher in ſeinen glaſirten Reiſewerken gegen die Salonseitelkeit operirt und vor den vornehmen Kreiſen, in denen ſtatt des Bluts der Thee als gelind anregendes Mittel zirkulirt, auf einer immerwährenden Flucht in Form einer Promenade begriffen iſt, repräſentirt die materielle und reale Richtung der Reiſeliteratur, indem er, mit einer gewiſſen ihm wohlſtehenden Ungenirtheit höchſtens auf die ideale Pferdezucht, Koch- und Gartenkunſt abſchweifend, mitten in den ihn umgebenden äußern Erſcheinungen haftet und wenn auch keinen philoſophiſchen Fernblick, doch einen ſichern und freien Blick für die vergnügliche Nähe zu bewahren weiß. Ihre Züge nach Italien beſchrieben Menzel und Gaudy, erſterer mit unbeugſam kritiſcher Stahl- und Eiſenfeder, letzterer mit dem leichten und dünnen Pinſel der Konverſationsmalerei. Strombeck's bisher bekannt gewordene Darſtellungen zeugen von ſtaatsmänniſcher Gediegenheit. Wolff's Reiſe nach Paris, Tietz's Reiſe nach Grie-

chenland und Bechstein's Reisetage dürfen hier nicht übergangen werden, obgleich sie selbst Manches, was bemerkenswerth war, trotz ihrer Buntheit und Fülle übergangen haben. Nicolai's italienische Reise, welcher, damit auch in diesen Zweig der Literatur eine Opposition käme, mit einseitig nationeller Vornehmheit nur das Schäbige und Schmutzige in den goldstrahligen und warmblütigen Gefilden Hesperien's auffaßte und darstellte, erlebte — es bleibe dahin gestellt, ob nöthig oder nicht — eine zweite Auflage.

Die eigentliche produktive Seite der Literatur geht aus der dichtenden Thätigkeit hervor. Von jeher waren die echten Dicht- und Kunstwerke der Stolz der Nationen, worin ihre geistigen Säfte zur höchsten Blüthe zusammenschossen und in denen sie ihre Ruhe und Erholung fanden. Auch geben sie hauptsächlich den Maßstab ab, woran die Zukunft die Fortschritte, die das geistige Leben eines Volks in der vorausgegangenen Zeit gemacht hat, zu ermessen berechtigt ist. Wir haben allerdings eine Belletristik, aber eine solche, die von der Klassizität ziemlich abwärts steht. Wir sind übersättigt, und es mag uns so recht nichts mehr zusagen, weder das Drama, noch das Epos, jene beiden hervorragenden Gipfel der Poesie, ihre Vulkansstätten, die glühenden Krater, wo das intensive Leben der Dichtung glüht, und die Lava nur deshalb strömt, um den Boden fruchtbar und für den Lacrymä-Christiwein gedeihlich zu machen. Was nun der jüngsten Belletristik ihren hauptsächlichsten Stempel

ausdrückt, ist eben die durchgehende Bezugnahme auf die Richtungen und Interessen einer Zeit, welche eine Alles penetrirende Kraft hat. Einzelnes Vortreffliche ist darin geleistet, im Ganzen jedoch mehr angestrebt, als erreicht worden. Es wird sich späterhin zeigen, wie diese mit der Zeit selbst sich verschwisternde Belletristik zu einer Kunstform durchdringen wird. Für jetzt ist in ihr des Negativen noch zu viel; denn die Zeit ist spröde gegen ihre Liebhaber, es gilt, mit ihr um ihre Gunst zu ringen, zu leiden und zu dulden. Es ist die Novelle, welche man vorzüglich angebaut hat. Sie leidet indeß an einer gewissen Formlosigkeit; sie ist nur ein Uebergang zu einer wirklichen Kunstgattung; aber sie ist, weil der formlosen Zeit entsprechend, eine Zeitform und insofern unverwerflich. Dies brauchbare und immerhin transitorisch zeitgemäße Surrogat hat sich allmälig durch die Bestrebungen Einzelner weiter ausgebildet und tiefere Bedeutung gewonnen; die Novelle hat die Poesie mit der Prosa verschwistert und jene dadurch populär gemacht; sie hat sich endlich eben so weit von der Ureinfachheit der italienischen und spanischen Novelle entfernt, als sie der komplizirten Konstruktion des Romans — nicht im gewöhnlichen Sinne — sich genähert hat.

Die Lyrik ist vielfach gepflegt und angebaut worden. Das Lied ergreift den Moment; es haftet mit allen Wurzeln in der Subjektivität des Dichters, und die Fasern, die es in das öffentliche Leben hinausschickt, sind dünn und ihrer sind wenig. Weil so Viele unter

uns ausnehmend subjektiv sind und das Kleine, Zerstückelte, dessen Genuß nicht viel Mühe und Sammlung und eben nur die Arbeit eines Momentes kostet, hauptsächlich begehrt wird, ist es geschehen, daß die eigentliche Lyrik, im Gegensatz vieler sie Anfeindenden und Verschmähenden, im deutschen Lande ausgezeichnete Liebe und Beifall fand. Hiervon zeugen die drei Musenalmanache, welche, ohne sich einander zu schädigen, neben einander bestehen konnten, indem dem „deutschen Musenalmanach" zuerst ein „süddeutscher" sodann ein „norddeutscher Frühlingsalmanach" sich entgegen stellte. Aber die Gegensätzlichkeit und Zerfallenheit der Zeit macht sich auch hier bemerkbar. Die schwäbischen Dichter lösten sich vom deutschen Musenalmanach ab und nahmen, obgleich die Gründe wahrscheinlich tiefer lagen, die Absicht der Herausgeber, das Buch mit Heine's Bildniß zu schmücken, zum Vorwande. Merkwürdig, wenn der angegebene Grund mehr als Vorwand war. So kam auch Zerfallenheit in die friedliche Lyrik, welche sich in Parteien zerspaltete. Auf die jüngern Dichter, welche sich in Berlin zu einer Genossenschaft absetzten, wie auf die norddeutschen im Allgemeinen, behauptet Heine noch immer seine Einflüsse. Unter den vielen lyrischen Versuchen, welche der „norddeutsche Frühlingsalmanach" als Repräsentant dieser Richtung enthält, bezeugen jedoch mehrere ein glückliches Streben nach Selbstständigkeit, ein Loskringen von dem bloßen Heinianismus. Aufsehn erregten die Gedichte der Gräfin Hahn-Hahn, mehr weil

ſie weiblich-gräfliche Arbeit waren, als weil ſie Anſpruch gemacht hätten auf Neuheit und Vortrefflichkeit. Bald folgte dem erſten ein zweiter Band und dieſem die „Venetianiſchen Nächte“. Ihr Talent hat die Dame dadurch hinlänglich beſtätigt. Anaſtaſius Grün drang mit ſeinem „Schutt“ in der Gunſt des Publikums weiter. Hier hat die Lyrik offenbar einen bedeutenden Fortſchritt gemacht; ſie ſitzt auf Trümmern vergangener Herrlichkeit, auf Schutt und Gräbern, worunter geſtürzte Individualitäten, Völker, Länder und untergegangene Zeiten ruhen, um von hier aus ihren elegiſchen Schmerz zu ergießen und ihre trüb- und freiſinnigen Reflexionen in die Geſetze des Wohllauts zu binden. „Schutt“ erlebte bald nach ſeinem Erſcheinen die zweite Auflage; Uhland's Gedichte bereits die zehnte, Chamiſſo's Lieder die dritte, und der reimfreie und reimgewandte Rückert, der ſchwungvolle Versküſtler, der die Poeſie des eigentlichen Reimſpiels bei uns einführte und die gedankenreiche Gnomenweisheit des Morgenlandes, benutzte ſein wohl erworbenes lyriſches Anſehn, um ſeine Gedichte in vollſtändiger Sammlung herauszugeben. Zarte Muſter in der Sonettform lieferte Stägemann in ſeinen „Erinnerungen an Eliſabeth“, welche das geſammte glühende Leben der edelſten und reinſten Liebe offenbaren. Gruppe's Gedichte blieben, im Verhältniß zu ihrem Verdienſt, wenig bekannt; mehr Anerkennung fanden die „Kaiſerlieder“ von Gaudy, welcher wohl einſah, daß die örtlich und zeitlich aus einander liegenden und allzuexem-

haften Kriegszüge Napoleon's dem Epos nicht zusagen und daß von allen rhythmisch gebundenen poetischen Gattungen kaum etwas mehr für uns genießbar gilt, als das reine Lied. Eine eigne Gattung der Reflexionspoesie repräsentirte Schefer in seinem „Laienbrevier", dessen Betrachtungsweise ein mystisches, halblichtes Insichselbstversunkensein lyrischer Empfindung darstellt und der in seiner frommen Richtung voll Paradiesesträumen und Gottesahnungen einer reinern ungemischtern Zeit anzugehören scheint. Ein lyrischer Zug läßt sich jedoch überall, auch in unsern neuesten Novellen wahrnehmen; vielleicht daß das Lied, wenn wir erst sangeswerthe Thaten haben, in ein Heldengedicht und eine der modernen Anschauungsweise entsprechende epische Form übergehen wird. Fouqué, starr in seiner legitimen Ritterlichkeit und Ehrenmannhaftigkeit, benutzte die Form des Liedes, um in seinen „Weltreichen" den alten Zuständen zu lieb, die Richtungen der jüngsten Zeit zu bekämpfen. So gab es höchstens nur epische Anklänge. Für das eigentliche Heldengedicht ist unsre Welt zu komplizirt, zu überfeinert, zu thatenarm und, statt ursprünglich zu sein, leider allzusehr abgeleitet.

Als der höchste Gipfel der Poesie galt bisher zu allen Zeiten und unter allen Völkern die dramatische. Sie war zugleich, indem sie handelnd und in lebensvoller Gestaltung vor das Volk trat, die wirksamste. Hier vereinigt sich lyrisches und episches Element, und indem sich mit dem Innern der vorgeführten Personen zugleich das

Innere des Dichters mit herauskehrt, Gegenständlichkeit und Innerlichkeit; alle Grundkräfte der Poesie dürfen hier frei in einander spielen; die Reflexion hat hier räumliches Feld, mag nun die Rede hin und wieder gehn oder an dem Einzelnen monologisch haften; es ist keine Gattung der Poesie so dazu gemacht, die Zeitrichtungen in sich aufzunehmen, wenn sie darauf das Privilegium hätte. Aber sie muß auch mit den Bedürfnissen des Volkes bekannt sein; sie muß Wurzeln zu schlagen wissen im Volk und mit der Zeit sich organisch fortentwickeln. Man wird dies von unsrer Bühne nicht sagen können. Ein dramatisches Genie kann uns nichts fruchten. Es müßte sich seine eigene Bühne bilden, die der bestehenden geradezu entgegenliefe und von dieser nicht adoptirt werden würde.

Daher schreiben sich auch hier die sonderbarsten, mit einander scharf kontrastirenden Versuche. Die eigentlichen Genies für das Drama entsagen der Bühne von Hause aus und fristen ihr poetisches Dasein kümmerlich im Buchhandel. Des Drama's Urthat und Urkraft will uns nicht mehr zugänglich sein, wir machen uns lieber gemein mit dem seichtesten Romane, als daß wir uns zu dem Genuß eines gediegenen Drama's erheben sollten. Von denen, welche mit wirklicher dramatischer Kraft begabt, dennoch ein von der kraftlosen Bühne abgesondertes Leben führen, schreiben Einige in einem mehr antiken Style, wie August Graf von Platen-Hallermünde, den die Literatur durch den Tod verlor und dessen Verlust sie

zu beklagen hat. Doch konnte er des modernen Elements sich nicht gänzlich entschlagen, so daß seine dramatischen Arbeiten häufig Mischlingen ähnlich sehen, worin moderne Lebensanschauungen mit der antiken Reinheit der Form ringen und in Widerspruch stehen. Selbstständiger schufen: Grabbe, dessen Trauerspiel „Hannibal" geschichtliche Tableaus enthält, welche an Kraft und Schattentiefe der Malerei, an prächtigen häufig jedoch gesuchten und ungehörigen Orts angebrachten Schlaglichtern und an Gedrungenheit und Mark der Ausführung in der deutschen Literatur kaum ihres Gleichen haben; und Wiese, welcher in dem Drama „Paulus" mit einem neutestamentlichen Sujet den Versuch anstellte, das Apostel- und urchristliche Märtyrerthum für das Drama zu retten. Bei diesen dreien ist die Kraft der Handlung, welche das Wort verdeckt, und die Kraft und Schnellkürze der Rede, wo diese sich Luft zu machen weiß, vorzüglich bemerkbar. Gutzkow benutzt aber die dramatische Grundlage nur als Basis zur Persiflage mitzeitiger Verhältnisse, Zustände, Maximen und Doktrinen; Wiese arbeitet für die Darlegung der allgemeinen Idee des Christenthums, und verwendet dabei seine Hauptkraft auf die Zeichnung der Charaktere, unter denen er in seinem „Paulus" den Nero in aller seiner Zähheit, seiner Uebersättigung und gefährlichen Abschüssigkeit recht aus dem Kern herausgearbeitet hat; Grabbe bleibt reiner Dramatiker und ein Geschichtsmann, so viel es ein Tragödiendichter unter den hier nothwendigen Modifikationen bleiben kann. — Es ist

merkwürdig, wie Immermann, der mit Andern unsre vornehme Kavalierliteratur repräsentirt, diesen genialen Plebejer, seinen überaus glücklichen Nebenbuhler, so vorzüglich begünstigen konnte! Auch der Nordlandsdichter Oehlenschläger gab eine Sammlung dramatischer Arbeiten heraus und fand an Otto vom Ravensberg, der einen „König Hiarne" schrieb, einen nicht unglücklichen Nachfolger. Beiläufig versuchte sich auch König im Trauerspiel, einem Genre, das ihm nicht ganz zusagen mag, wogegen Julius Mosen in seinem „Heinrich der Finkler" von wirklicher dramatischer Kraft Zeugniß ablegte. Genialer noch und poetischer Urkraft voll zeigt sich Georg Büchner in seinem Drama „Danton's Tod". Den lyrischen Zug, der durch unsre Zeit hindurchgeht, hat Stieglitz in seinem „Dionysosfest" mit der dramatischen Poesie, glücklich sowohl in Bezug auf die innere Gedanken-, als die äußere Formenstruktur, verbunden, und zwar in einer Mythe, welche Bezugnahmen auf die jüngste Zeit zwar nicht erwarten ließ, aber doch gestattete.

Unter Denen, welche für die Bühne arbeiten, findet ein gegenseitiges Uebereinkommen statt, den Schlendrian, wie er jetzt von den Theaterdirektionen begünstigt wird und Schauspielern und Bühnendichtern gleicher Weise bequem ist, nicht fallen zu lassen, obgleich er schon hinlänglich am Boden kriecht und, was ihm nahe kommt, niederhält. In der Sprache bleibt man hier dem Typus der Schillerschen treu, welche bereits nach so vielen Zeugungen hinlänglich abgedämpft, aber dem Dichter eben

so leicht nachahmbar, als dem Schauspieler recitirbar erscheint. Eine Ueberfülle von monotoner Deklamation und ein Uebermangel an Charakteristik sind die natürlichste Folge. In literarischer Hinsicht sind unsre für die Bühne gearbeiteten Trauerspiele eben so unbedeutend, als die für das tägliche Bedürfniß von Raupach, Töpfer und Bauernfeld zurechtgesetzten Lustspiele, von denen nur der erstere in seinen glücklichsten Momenten einen Anflug von Humor zeigt. Haben diese in ihrer Stellung zur Bühne das Prinzipat, so verloren sie darüber auch die untergeordnetste Stellung in der Literatur. Die in veredelter Iffland'scher Weise trefflich komponirten Lustspiele einer erlauchten Dame gehören, als ungedruckt, mehr der Bühne an, als der vaterländischen Literatur.

Die hauptsächlichsten Erschütterungen in der Literatur, die durchgreifendsten Bewegungen, ja! die mächtigsten Zerstörungen, eine allgemeine Verstimmung, Haß, Furcht, Mißbehagen gingen von der jetzt einzig zeitgemäßen Kunstform, von der Novelle, aus. Man fühlt sich hier wirklich veranlaßt zu fragen: wie kann die Novelle so große Dinge thun? — Aber sie hat sie gethan. Dies kleine Gefäß beherbergte ein Uebermaaß von Uebeln, welche den Deckel sprengten, hinaustrangen, die Literatur in Gährung brachten und Folgen herbeiführten, welche ein Moment der Geschichte werden müssen; denn sie haben eine Bedeutung für das Allgemeine.

Wenn man unsre jüngsten Novellisten der Immoralität beschuldigt, so muß man wenigstens zugeben, daß

die Moralität von den Romantikern, die unſchuldig genug waren, das ſchlimmſte Ding für unſchuldig anzuſehen, bereits hinlänglich aufgelockert war. Denn ſie meinten, den Reinen ſei Alles rein. Inſofern aber die Novelle die eigentliche Kunſtform war, deren die romantiſche Schule ſich bediente, um darin ihre Anſichten — man mag immerhin ſagen ihre Gifte — niederzulegen, ſo blieb die Novelle, nach der gewöhnlichen Jury, immer der Sitz der Immoralität. In Bezug hierauf iſt das Bekenntniß Tieck's, des Altmeiſters der Novelle, überaus merkwürdig, wenn er in der Vorrede zu ſeiner letzten „der junge Tiſchlermeiſter" behauptet, die Novelle ſei gerade diejenige Kunſtform und ſie unterſcheide ſich gerade dadurch hauptſächlich vom Drama und dem Roman, daß es ihr geſtattet ſei, manches Althergebrachte der Sitte und Schicklichkeit zu verletzen, ſich wenigſtens daran nicht zu kehren. Dies iſt der Sinn ſeiner Worte, wenn auch nicht ganz ſeine Worte ſelbſt. Iſt nun aber dieſe Immoralität als ein Uebel zu betrachten, ſo wird es erlaubt ſein, den Urſprung dieſes Uebels bis auf Goethe zurückzuführen, der, man mag ihn vertheidigen, wie man will, häufig verletzte, was als religiös, ſittlich und ſchicklich galt, und häufig als Grundſatz aufſtellte, was als irreligiös, unſittlich und unſchicklich galt. Das kann man ſagen, ohne ſeiner Dichtergröße irgend zu nahe zu treten, wobei es nur auf die Feſtſetzung der Grenzpfähle ankommt, durch welche die Scheidelinie zwiſchen dem Sittlichſchönen und dem Kunſtſchönen bezeich-

net wird. Wenn nun aber von den Alten und Gereiften, von Denen, welche man schon der Schuljugend als nachahmenswerthe Klassiker anpreist, häufig so wenig Maaß beobachtet ward, wie sollte nicht ein über das Maaßhinausschweifen von einer Jugend erwartet und befürchtet werden, welche, wie man behauptet, bei aller zunehmenden Altklugheit nur immer jugendlicher und verwegener zu werden schien?

So war die Novelle durch ein reiches Maaß Immoralität ausgeweitet worden und weitbauschig; man hatte ihr zugemuthet, was dem Schriftsteller nur in den Sinn kam: die subjektivsten Raisonnements, Kunstbetrachtungen, religiöse Betrachtungen, Zweifel- und Fürwahrhaltungen, Glauben und Unglauben, heidnische und katholische Elemente, literarische Liebe und literarischen Haß. Ihr also ausgeweiteter Schooß war bereits fähig, die ganze Weltgeschichte mit allen ihren Phasen aufzunehmen; denn die Novelle geht in's Unendliche. Und als das Epochenjahr 1830 die Gemüther von innen nach außen gekehrt hatte, und es Brauch wurde, nichts zu thun, zu denken und zu schreiben, was nicht an die Politik, oder in die Politik hinein oder über dieselbe hinwegstreifte, da erhielt auch die Novelle einen neuen Charakter, sie wurde politisch, oder die Politik wurde vielmehr novellistisch d. h. sie nahm ihren Rückzug und kleidete sich in die Form der Novelle. Weniger vielleicht die Politik, als gewisse soziale und religiöse Fragen, die man hier erörterte, und denen man von der andern

Seite eine politische Bedeutung unterlegte. Ideen mancherlei Art, die den Richtungen des St. Simonismus theilweise parallel liefen, wurden angeregt und fanden, nicht in systematischer Durchführung, sondern in aphoristischer Weise, eine geistig kräftige, starkmüthige Vertreterin, deren literarische Hinterlassenschaft nach ihrem Tode herausgegeben ward. Ich meine Rahel, deren Einfluß, wie der einer jeden sich selbst emanzipirenden und in die geistige Potenz des Mannes tretenden Frau, in weiten Kreisen sich bemerkbar machte. Ihre Ansichten sind in den Schooß der Zeit gefallen, wenn sie nicht vielmehr in ihm und aus ihm geboren und zubereitet wurden. In Bezug hierauf ist auch die durch Varnhagen von Ense besorgte „Gallerie von Bildnissen aus Raheis Umgang" wichtig und höchst bedeutsam. Was die jüngern Schriftsteller für anbrüchig und anrissig innerhalb der Sozietät ansahen, darüber ließen sie ihre Novellenpersonen des Weitern sich beklagen, parlementiren und diskutiren. Und weil sie den Disput über diese angeblichen Mängel der menschlichen Gesellschaft — deren Vorhandensein zum Theil von keiner Seite her abgeleugnet wird — nicht in die Form eines Lehrbuchs kleideten und, um so zu sagen, nicht in den eigenen Mund nahmen, sondern ihn ihren maskirten Ich's, den fingirten Novellenpersonen aufs Gewissen und auf die Zunge legten, so glaubten sie sich durch die Schutzwehr der Dichtung selbst vollkommen gesichert und durch die, wie sie annahmen, in sich selbst wurzelnde Freiheit der Poesie ge-

rechtfertigt. Dieser etwas trügliche Glaube war ein Unglück für sie und die Literatur, indem sie auf diesen Glauben hin wirklich das Maaß und die Grenzen der Kunst selbst überschritten.

Der Fortgang dieser literarischen Streitsache ist bekannt. Diese politisch-sozial-novellistische Literatur ist auf längere Zeit in die ihr gebührenden Grenzen gewiesen worden. Jetzt gilt es, vor Allem Maaß zu halten und zuvörderst die Kunstform selbst als solche zu retten.

Auch der alte Novellenmeister Tieck stürzte sich häuptlings in die Zeitwirren; er fühlte, daß man in einer Zeit wie der unsrigen Partei nehmen müsse und daß an einer Novelle, einem bloßen Roman, der keinen zeitgeschichtlichen Fond habe, Mühe und Arbeit verloren sei. Der alte Dichter begab sich mit seiner Novelle mitten in den Strudel einer erbärmlichen Emeute, und ließ sich von seinem zeitgemäßen Feuer so weit hinreißen, ein liederliches Haus, welches gemeine Wirthschaft treibt, zu Hilfe zu rufen — gleich als ob der Liberalismus nicht anders enden könne, als in einer Emeute der schlechtesten Art, und aus nichts Anderem entspringe, als aus einer durch die wildesten Ausschweifungen herbeigeführten geistigen und körperlichen Schwäche. Ueber dies Experiment kamen nicht nur die eigentlichen Prüden in Zorn, sondern auch die, welche in der Kunst das Prinzip der Sittlichkeit festhalten. Die Parteien hieben sich um diese Novelle, die unter dem Titel „Eigensinn und Laune" in der „Urania" mitgetheilt ward, erbittert herum, wie die Grie-

chen und Trojaner um das weſenloſe Zerr- und Scheinbild des Aeneas, welches ein Produkt der Venus war. Viel reiner hielt ſich Tieck in ſeiner Novelle „der junge Tiſchlermeiſter", die jedoch an Konzentration und künſtleriſcher Geſtaltung ſeinen früheren nachſteht. Auch W. Alexis, neuerdings als trefflicher Dichter im Volks- und Balladenton ſich bewährend, experimentirte in ſeinem Romane „das Haus Düſterweg" mit den Zerwürfniſſen der modernen Zeit. Man rühmt an dieſem Romane vor Allem die Schönheit der Darſtellung, und während Alexis die vollkommenſte Parteiloſigkeit für ſich präſumirte, wurden ihm von vielen Seiten Parteizwecke untergeſchoben, was, wenn es ein Miſsverſtändniß iſt, hauptſächlich durch die Art und Weiſe veranlaßt wurde, wie er ſeinen alten Gegner Börne in den Kreis ſeiner Darſtellung zog. Auch A. v. Sternberg unterließ nicht, den modern Zerriſſenen zu ſpielen oder modern Zerriſſene in ſeinen Novellen ſpielen zu laſſen. Noch in ſeiner letzten Novelle „Galathee" ſtellt er einen haltungs- und faſt grundſatzloſen Charakter der modernen Zeit auf, der in ein ſinnliches und in ein katholiſch überſinnliches Element durch eigne Schuld zerfällt. Mehr als Sternberg löſte ſich Kühne von dem Typus der alten Novellenſchule los, indem er eine Aufgabe der neueſten Zeit behandelte, nämlich die, zu beweiſen, daß mit der Philoſophie allein, die ſich vom Leben abſondert und mit ihren ſtolzen Dünſten weniger erleuchtet als betäubt, nichts gethan ſei. Wo ſo viele Kräfte um uns her im ſozialen und politiſchen Leben hin und

wieder gehn, findet das Gemüth in einer einseitig religiösen oder philosophischen Richtung keine Befriedigung. Unser innres Leben strebt mit dem äußern sich in Gleichgewicht zu setzen. Wir fangen an, vor der unendlichen Tiefe des philosophischen Denkens und Träumens zu schwindeln; wie unglückliche Schwimmer klammern wir uns an das glühende Eisen des Lebens an, das uns brennt und das wir doch nicht lassen mögen. Kühne hat in seiner „Quarantäne im Irrenhause" einen philosophischen Menschen der ausschließlichsten Art durch den Destillirkolben der Philosophie hindurchgeführt, auf der andern Seite für das Leben gereift, geklärt und gereinigt, hervorgehn lassen und bei diesem Experiment eine große Masse von Geist und, wie man wohl nicht leugnen kann, auch Fülle von Poesie aufgewendet. Es gehört keine gewöhnliche Kraft dazu, die Philosophie in beiderlei Gestalt, in ihrer materialistischen und spiritualistischen, so zu personifiziren, wie es Kühne, besonders mit jener in der Person des wahnsinnigen Predigers Zeigenheim gelungen ist.

Unter den Romantikern zeichnete sich vor Allen ein Anonymus aus, der Verfasser des „Virey", der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" u. s. w., welcher die dämmerhafte Traumstimmung und das helldunkle Leben deutscher Romantik von sich streifte, um mit brittischer Praxis das Land der Nordamerikaner, für das er begeistert ist, in seinen Romanen zu bebauen. Brittisch in seiner Darstellung der Charaktere, bleibt er deutsch in

seinem innigen Verhältniß zur Natur. Seine reale Richtung verdient vielleicht noch allgemeinere Anerkennung, als sie bisher gefunden hat. Mit einer Sprachkraft, einer Elastizität der Phantasie, einer Mannheit der Gesinnung, wie sie in dieser Verbindung Wenigen zu Theil geworden, verdichtete Duller die Dünste seiner Romantik zu kompakten und, wie man dergleichen jetzt zu nennen beliebt, ungeheuerlichen Darstellungen, indem er, von der Mitzeit sich abwendend, in den derben Zuständen des alten Deutschlands seine Nahrung und geistige Erquickung suchte und fand. Spindler verfolgte den Weg, den sein reiches Talent einmal eingeschlagen, mit einer Konsequenz, die ihn zuletzt kopfüber in einen Abgrund der Romantik drängte, wo ihm endlich nichts übrig blieb, als diese durch sich selbst sich zerfleischen zu lassen. Zeugniß dessen ist der für die große Menge und das materielle Bedürfniß gearbeitete Roman „Boa Konstriktor". Viel geistigere Beziehungen sind in Immermann's „Epigonen" und Bührlen's „Flüchtling" aufgedeckt; jenes ein Werk, dem Geist und den Richtungen der Zeit sich erschließend oder nähernd, voll poetischen Farbenreichthums, tiefer psychologischer Begründung und hervortretend plastischer Charakteristik; dies wie jenes schreckend durch die Masse und die Art und Weise, wie Bührlen den Liberalismus in seiner wildesten, trübsten und gewaltthätigsten Richtung auffaßte, zu einer Zeit, wo er bereits innerhalb der Grenzen Deutschland's bis zu seinem geringsten Maaß abgedämpft war und so kaum noch

oder wenigstens gar nicht mehr zur Erscheinung kam. Solche Aufwärmungen in ihrer Uebertreibung abgestandener Tendenzen erregen, wenn nichts anders, mindestens Unbehaglichkeit und helfen den allgemeinen Trübsinn vermehren. Unter den jüngern talentvollen Novellenschreibern nennen wir noch Eduard Ferrand, der als lyrischer Dichter bekannter ist und in seinen kleinen Novellenbildern neben tiefer Empfindung und lyrischer Grundbildung auch ein Uebermaaß modern französischer Effektmalerei aufwendet. Der rein historischen Malerei unterzog sich Rellstab in seinem vielgelesenen Romane „1812", während der rein komische Roman in L. Bauer und dessen „Ueberschwänglichen" nur einen versuchenden Repräsentanten fand.

Unterdeß wächst mir der Stoff unter den Händen und will sich kaum noch bewältigen lassen. Was uns noch übrig bleibt, ist, die große revolutionäre Stoß- und Bewegungskraft, welche die deutsche Literatur in Gährung bringt, fortdauernd anwächst, sich mindestens verallgemeinert und mit dem Namen der „Kritik" bezeichnet wird, näher zu betrachten. Wir sind wesentlich kritischer Natur, und selbst unsre Dichter sind es. Die Romane und Novellen, welche aus den Händen der eigentlichen Meister hervorgehen, sind meist Evolutionen eines kritischen Geistes, welcher die Erscheinungen des Lebens sondert, um sie wieder zu kombiniren und in eine Einheit zu bringen. Daher ist eine Ursprünglichkeit des Ergusses in unsern neuesten Produkzionen nur selten nachzuwei-

ſen. Wer da ſchreibt, denkt unwillkührlich an die unzähligen kritiſchen Blätter, die über ihn zu Gericht ſitzen werden. Dieſer Gedanke läßt den Schreibenden nicht los und zwingt ihn von ſelbſt zu einer kritiſchen Verfahrungsweiſe, die allerdings an ſich nicht zu verwerfen iſt. Freilich giebt es auch unter uns wie überall eine durchaus unkritiſche Maſſe, mit welcher Kritik und Literatur nichts zu thun haben. Dieſes Uebermaaß kritiſcher Grundbildung mag zum Theil aus unſerm ſchweren Blute ſich herſchreiben, welches ſich verdroſſen durch unſern Körper kugelt und die Männer hypochondriſch, die Frauen hyſteriſch, uns Alle aber bedenklich macht. Daher geſchieht es auch, daß unſre Produkzionen meiſt etwas Gemachtes und zu viel Gedachtes haben, daß wir uns immer und überall in das Schneckenhäuschen unſrer Subjektivität zurückziehen und in das äußere Leben nicht hinaus wollen, weil es ſeiner Schwerfälligkeit wegen unſre zarte Gemüthlichkeit zu ſchädigen droht.

Aus Deutſchland iſt die Erfindung der eigentlichen Literaturblätter hervorgegangen. Selbſt die untergeordnetſten Zeitſchriften müſſen ſich unterbrechungsweiſe mit der Kritik, die zugleich Gift und Gegengift iſt, beſchäftigen. An eine Norm iſt hier gar nicht zu denken; Jeder bringt in die Kritik ſein eignes Ich, ſo daß ihr Totalanblick eher einem Schlachtfelde ähnlich ſieht, wo nur die losgelaſſene Subjektivität, nicht die taktiſche Geſammtordnung, der Haß, nicht die Liebe waltet. Dies Freigeben des Individuums in der Kritik entzündet jedoch al-

ler Orten ein lebendiges Feuer, das wenigstens in einem gewissen Kreise leuchtet und wärmt. Die elektrischen Entladungen, denen Jeder, welcher auf dem Isolirstuhle der Kritik sitzt, unterworfen ist, wirken wenigstens wohlthätig erschütternd.

Für die Kritik läßt sich ebenfalls schwerlich ein allgemein gültiges Formular aufstellen. Die Aesthetik kann nur andeuten, nicht reguliren, oder sie gestaltet sich wie in Bobrik's „ästhetischen Vorträgen", nebel- und schwebelhaft. Wie möchte sie Prinzipien aufstellen, welche für jeden einzelnen Fall passen und auf die man immer wieder zurückgehn könnte? Aesthetik ist Gesetz der inneren Empfindung, das sich in Worte kaum fassen, noch weniger in ganzen Reihen von Formeln wiedergeben läßt; sie sagt uns höchstens, wie man betrachten soll und auf welche Seiten und Theile eines Kunstwerks man eigentlich dabei zu achten habe. Am besten verfährt sie beispiels- und vergleichungsweise, an gegebenem Stoffe. Es giebt gewisse Grundgesetze für die Entwickelung eines Kunstwerks und dessen Beurtheilung, aber der Stoffinhalt ist unendlich wie die Natur und das Leben; jedes Volk, jede Zeit hat ihre eigene Aesthetik; jedes Kunstwerk unterliegt seiner eigenen Maßbestimmung. Diese Richtung, welche auf Erklärung des einzelnen Kunstwerks geht, macht sich hauptsächlich in der Kunstkritik geltend. Und wie man auf dem Gebiet der Naturwissenschaften vor Allem Erfahrungen zu sammeln sucht und in seinen Untersuchungen möglichst mikroskopisch verfährt, so ist es

Aufgabe der Kunſtkritik geworden, an den Stoff ſich zu halten und, ins Detail gehend, aus der Betrachtung des Einzelnen und Einzelnſten allgemeine Grundſätze zu gewinnen, nicht von dieſen aus auf jenes zurückzuſchließen. Dieſe mehr objektive Richtung hiſtoriſcher Kritik wird im Ganzen und Großen von Gerhardt in Berlin, O. Müller und allen Mitarbeitern an den Annalen des archäologiſchen Inſtituts hauptſächlich verfolgt. Doch mag es zu einer Zeit, welche, wie die unſrige, die Individualität frei giebt, geſchehen, daß bei jedem Urtheil ein Stück von der Subjektivität des Beurtheilenden ſich losſtößt. Zu denen aber, welche dieſe ſubjektive Seite der Kunſtkritik mit der objektiven zu verbinden und an allgemein äſthetiſche Grundſätze in Beurtheilung der Darſtellung ſich haltend, jedes Kunſtwerk dennoch nach ſeiner eigenthümlichen von dem individuellen Inhalt abhängigen Erſcheinung zu würdigen ſuchen, gehören außer C. A. Hagen zu Königsberg, der in ſeinen „fliegenden Blättern“ das Erfreulichſte leiſtete, die Berichterſtatter des Tübinger Kunſtblatts, ſo in Berlin die Kunſtreferenten Gruppe, Schöll, R. Marggraff u. A. Es iſt die Neigung der neuern Zeit, die ſich auch hier Luft macht, die Neigung gegen und zum Stoffhaltigen, zum Realen ſelbſt, und die Abneigung gegen eine abſtrakte Kritik, welche Alles aus einem ins unbeſtimmt Unendliche ſich verlierenden Syſtem, das vom Speziellen und vom Stoff ſich abwendet, ableiten will und da ſich verflüchtigt, wo ſie ſich verdichten ſollte. Auch in der Literatur gilt das Feſt-

halten der einzelnen Erscheinung zumeist, wo es auf eine kritische Betrachtung ankommt.

Die starre Entschiedenheit Menzel's, welche vordem manches glückliche Resultat herbeiführte, ist jetzt zu einem Extrem des Schreckens gekommen, das auf eine ferzirte und prunkende Deutschheit und Moral sich stützend, alle Sympathie in der Kritik zu vernichten droht. Wir haben ja so der Liebe nur ein geringes Maaß! Aber auch unter den Jüngern gab es geschwätzige Altkluge, welche die Literatur aufwaschen wollten und deren Thun und Treiben unsauber genug war. Von denen, welche über die jüngsten Ereignisse Broschüren und Schriften geliefert haben, verstanden die wenigsten sich selbst, noch die Erscheinungen, welche zu verstehen sie vorgaben. Von dieser jugendlichen Altklugheit legt Marbach in seinen Briefen „über moderne Literatur" genügend Zeugniß ab, während der zwischen Platen und Minckwitz stattgehabte und im Druck für künftige Jahrhunderte gerettete Briefwechsel beweist, welche Fortschritte deutsche Schriftsteller in vornehmer Gesinnung, Verehrung ihrer selbst und gegenseitiger Anbetung zu machen im Stande sind. Man könnte eine solche Gattung der Literatur geradezu als nichtswürdig bezeichnen, wenn sie nicht glücklicherweise aus aller Literatur herausfiele.

Der schwankende und zerrissene Zustand unserer Literatur ist augenfällig. Wir produziren zu wenig und kritisiren zu viel, und wer unter uns viel produzirt, dem fehlt es wiederum an der Schule und der Uebung

der Kritik. Die Literatur iſt behütet und bewacht. Vor Extravaganzen ſind wir für die Zukunft ſicher geſtellt. Es giebt kaum einen, der in ſeiner Individualität ſich vollkommen hätte ausbilden und abſchließen können; und wo dies geſchah, gab es auch eben keinen erquicklichen Anblick. So vibrirt Alles und giebt für die Zukunft nur Hoffnungen, keine Gewährleiſtung. Aber das Vorhandenſein rüſtiger Talente wird man nicht ableugnen können; es rührt ſich überall, die verſchloſſene Kraft will ſich äußern, der Typhon einer neuen geiſtigen Richtung ſchüttelt ſich unter dem glühenden Boden der Literatur. Und obgleich auf der einen Seite ein Bedürfniß vorhanden iſt, ſich zuſammen zu thun und in der Form von Kameradſchaften gemeinſchaftlich zu wirken, ſo ſind auf der andern Seite die ſozialen Verhältniſſe einer Zerſplitterung der Kräfte eher förderlich als hinderlich und wirken der literariſchen Geſelligkeit mehr als recht iſt, entgegen. Wir gleichen den eiſernen Männern des Kadmus, einer kritiſchen Drachenſaat, die ſich unter einander ſelbſt aufreibt. Jetzt gilt es, die wenigen Sympathieen zu bewahren, die noch in uns ſind; es gilt, die Schönheit und die Kunſtform zu retten, der wir entfremdet ſind; es gilt, uns aus dieſer unwirſchen Zeit der Partikularitäten zu befreien, deren jede ihren eigenen Thron ſich erbaut und, während ſie ſich ſelbſt nicht beherrſchen kann, herrſchen will über Andere. Welch ein trauriger Anblick, den wir der Zukunft bereiten! — Der kritiſche Großmeiſter, iſolirt in ſchreckhafter Einſamkeit

sitzt prahlhaft auf Todtenschädeln und höhnt die Geschlagenen; er ruft die Theologie zu Hilfe und weiß nicht, daß sie das Ihrige bereits gethan hat! — Zähmt euch selbst, damit ihr, was schlimmer ist, nicht gezähmt zahm werdet, und statt euch zu flüchten vor der Literatur, sucht auszuruhen im Kunstwerk, welches die Ruhe und die Schönheit und das Erbe ist, das allein aus der Gegenwart auf die harrende Zukunft übergeht! Vor Allem aber suche Jeder seine Selbstsucht zu überwinden und glaube Keiner, daß, weil er in der Schwäche seines Alters oder in dem Taumel seiner Jugend fällt, die Literatur selbst mit ihm untergehe oder aus ihrer ewigen Bewegung in einen ewigen Pensions- und Ruhestand versetzt sei. Groß und fast unüberwindlich sind die Schmerzen und Zerwürfnisse unsrer Zeit; sie spiegeln sich in jedem Einzelnen von uns ab und kehren häufig als Zerr- und Schreckbild wieder. Ich habe die tragische Nachtseite unsrer zerrütteten Literatur, als die augenfälligste hauptsächlich hervorgehoben. Ein finsterer Geist, der aber allmälig eine freundlichere Gestalt anzunehmen scheint, zieht sich durch ihren gesetz- und ordnungslosen und unschönen Bau ersichtlich hindurch. Wir fordern für die Zukunft in der Wissenschaft kritische Beleuchtung und Sammeln des Einzelnen, des historischen Materials; in der schönen Literatur Anschluß an das Leben, das Wirkliche, das Individuelle, worin Goethe Vorbild sein darf, und zugleich, was bei Goethe nur in der Bedeutung der allgemein menschlichen innern Zustände erscheint, einen

Anſchluß an die eigentlichen Lebensfragen der bürgerlichen Geſellſchaft, worin ein Fortſchritt der Zeit zu ſuchen iſt; wir verlangen aber zugleich die Rückforderung der ſchönen Kunſtform, welche allein im Stande iſt, die aus unſerm ſozialen Treiben in die Literatur und deren Vertreter hineinragenden Spitzen und Ecken auszugleichen und freundlich zu verhüllen. Der Geiſt der Erbitterung macht keine Literatur, wohl aber der Geiſt der Verſöhnung.

Herr von Sacken.

Novelle

von

W. Alexis.

Die Sarmaten feierten den Abgang ihres Seniors von der Akademie. Halb Königsberg war auf den Straßen und an den Fenstern, als Zuschauer eines reichen Komitats, welches die Landsmannschaften dem jungen Prinzen gaben. Polen, Kurländer, Liefländer und Esthländer wetteiferten in Pracht der Kleidung, der Pferde, Geschirre, Wagen und einer Dienerschaft, deren goldbesäte Livréen noch die ausgewählt phantastischen Ordenstrachten ihrer Herren überstrahlten. Die gezogenen Hieber, die Federbüsche auf den deutschen Hüten und sarmatischen Mützen und die stolzen Reiherbüsche auf den Köpfen der Pferde blinkten um die Wette mit den Standarten und Fähnlein im Scheine der hellen Nachmittagssonne. Der Held des Tages, im schwarzsammtenen sarmatischen Rocke, von Goldschnüren strotzend, saß zurückgelehnt in der prächtigen Karosse. Ihm gegenüber die erwählten Marschälle, während die Senioren der Landsmannschaften, die blinkende Waffe in der Faust, um den von sechs Schimmeln gezogenen Wagen als Ehrenwache ritten. In dem dun-

kein Auge des blassen Jünglings schien sich noch einmal der flüchtige Wiederschein des schnell vergangenen Jugendrausches zu spiegeln; aber in demselben Auge lag auch das bleierne Gefühl der Sättigung, und um die aufgeworfenen Lippen spielte ein Hohn, der wenig zu dem Schaugepränge und dem Schmettern der Pauken und Trompeten stimmte.

Der Advokat Behrend antwortete seinem Nachbar, der ihn darauf aufmerksam gemacht: „Was wundert uns dies, mein werther Herr Lauson? Unser Starostensohn sieht nunmehr anderem Schaugepränge, anderen Kämpfen und Ehren entgegen, die ihn vielleicht bis neben, wo nicht auf den Thron setzen, daß ihm die Auszeichnungen, so unsere akademische Jugend ihm erweist, dagegen unbedeutend dünken mögen. Was hindert den polnischen Edelmann, sein Auge bis zum Diadem zu erheben, zumal in diesen Tagen der Republik? Wenn unser Prinz die Goldrollen dort so geschickt springen läßt, wie er sie hier leichtsinnig verstreute, hat er darauf bessere Anwartschaft als der arme Stanislaw Lekzinski, der wohl noch auf dem Throne säße, wenn er statt mit schwedischem Eisen mit eigenem Golde Stimmen geworben hätte."

Einige meinten, wenn der glückliche Fall sich ereigne, werde es der Stadt zu Ehre und Vortheil gereichen. Der Advokat lächelte: „Was kann ein König von Polen der Stadt unseres allergnädigsten Monarchen Nutzen bringen! Und wenn er es könnte, meine verehrten Nachbarn, so würde der dereinstige König es Königs-

berg's Bürgern wenig Dank wissen, daß sie Zeugen seiner Jugendthorheiten waren. Wenn Niemand gern daran erinnert wird, so am wenigsten die kühnen und ehrgeizigen Männer, welche hohe Stufen des Glückes erklimmen. Erinnerung und Dankbarkeit sind Tugenden, welche in unserm entarteten Zeitalter abnehmen." — Man sprach von den vielen, verwegenen Abenteurern, welche in Rußland, Frankreich, Korsika und der Türkei ihr Glück gemacht, und gern mit dem Schleier des Geheimnisses ihr früheres Leben, oder gar ihre Geburt umhüllten.

„Glücklich wem in diesen Zeiten der Verwirrung ein bescheidenes Loos fiel, mit dem er zufrieden ist: sprach Behrend. Wer sagt uns, welche Leidenschaften und Entwürfe unter diesen jungen Köpfen da unten gähren, an welche Klippen der Ehrgeiz diesen verschlägt, und an welcher fremden Höhe jener plötzlich, uns Allen zur Verwunderung, empor klimmt. Seit ein christlicher Baron Großvezier, ein Pastetenbäckerjunge Premierminister und eine Pfarrerstochter Zaarin werden konnte, verschwör ich's nicht, daß der trübsinnige Herr von Sacken, der bei mir wohnt, nicht einst Dalai Lama wird. Erwarten mögen wir Alles, nur nicht Dank, meine Freunde, von denen, die wir klein gekannt, wenn sie groß wurden."

Lausen schüttelte lächelnd den Kopf: „Nicht das Kind mit dem Bade verschüttet, mein Herr Advokat. Dort da hingeschaut auf den kecken jungen Reiter, der die blitzenden Schelmaugen allen hübschen Gesichtern zuwendet.

In dem Burschen glüht ein Feuer des Ehrgeizes, so stark als seine Mittel schwach sind, und der Sinn möchte so hoch hinaus, daß die Stirn immer gegen meine niedrige Decke fährt. Er wird auch noch etwas, in Indien oder in Rußland, drauf verlaßt Euch, und er vergißt mich nicht, wenn er Nabob ist oder Großvezier, so gewiß ich Lauson heiße."

Der Advokat lachte gegen seine Gewohnheit laut auf: „Gute Nachbarn und schöne Frau Muhmen, wißt Ihr, woher Gevatter Lauson so viel auf ihn hält? — Weil der Bursch ihm noch keinen polnischen Groschen Miethe für die Erkerkammer gezahlt hat; darum hofft er von ihm etwas. Weil er unsern lieben Gevatter aber einmal, als er ihn mahnte, zur Thüre hinaus warf, und, ich glaube, gar die Treppe hinunter, darum ist sein Angedenken ihm unvergeßlich. Endlich ist er ihm einmal, als er vom Kommers kam, und Lauson mit der Laterne die Hausthür öffnete, um den Hals gefallen, denn im Rausch hielt er unsern Vetter für seine hübsche Magd; darum meint Lauson, er liebe ihn."

Die Frauen hatten den schönen Reiter bewundert, der sein Pferd auch vor ihrem Fenster tummeln ließ. — „Da, seht Ihr's Advokat, sagte Lauson, unsere Frauen hat er schon gewonnen trotz Euren Lästerungen. Wer sich auf Weiber und Pferde versteht, hat den Weg gefunden, auf dem man steigt."

„Wohlgesprochen, fiel Behrend ein. Es ist die Leiter, auf der man auch bis zum Galgen kommt."

„Uebrigens thut Ihr ihm unrecht, fuhr Lauson fort. Uebermüthig iſt er, das lieb ich an der Jugend; flott lebt er, dafür iſt er Student, und was er mir ſchuldig bleibt, braucht Niemand zu wiſſen als ich. Aber er wirthſchaftet mit dem Wenigen, was er von Haus erhält, wie unſer König, den Gott erhalte. Und wenn er nichts hat, ſcheint er doch immer etwas zu haben. So müſſen es die Leute anfangen, die gelten wollen. Toll, leichtſinnig, eitel, verliebt; aber ſein Wort hält er, drauf gebe ich meines."

„Wie unſer Lauson in ſeinen Kurländer verliebt iſt," ſagte ein Dritter.

„Ich habe mehr Grund dazu, fuhr der aufgeräumte Wirth fort, als Ihr Vetter mit Eurem. So vornehm zu ſein, und ſo wenig es verſtehen, ſich geltend zu machen; ſo reich, und mit dem Gelde nichts anzufangen wiſſen; ſo gelehrt und klug, als Ihr ſagt, und ſo duckmäuſerig. Pfui! Das iſt kein Menſch, kein Kavalier und kein Student. Schlüge er nicht eine ſo ſcharfe Klinge, Euer Herr von Sacken, in deſſen Temperament Ihr Euch vernarrt habt, er würde gehänſelt werden wie er's verdient. Solche Temperamente ſind mir auf allen Wegen zuwider, vor allem aber bei einem Königsberger Studenten. Was gilt die Wette, aller ſeiner Schätze, Schönheit, Klugheit, Gelahrtheit und Vettern ungeachtet, er bringt's nicht weit. Denn er verſteht keine Oekonomie, und unter Oekonomie verſtehe ich, daß jeder ſeine Gaben ſcheinen läßt, und auf den Markt bringt, wo ſie gelten."

Der Zug war vorüber, die Trompeten und Pauken schallten nur noch aus der Ferne, und die Menge verlor sich, Viele folgten dem Komitate vor's Thor. Behrend sagte im Nachhausegehen, indem Lauson ihn begleitete: „Ihr habt Recht, Gevatter, es liegt in der Oekonomie was wir Glück nennen. Wer nicht auf dem rechten Markt feil bietet, was er hat, führt die Fortuna nicht nach Haus."

„Wie's schon geschrieben steht, fiel Lauson ein: Du sollst Dein Licht leuchten lassen vor den Leuten, und nicht im Keller."

„Der Sarmate bringt es zu nichts, fuhr jener fort, anscheinend mehr seinem Gedankenlaufe folgend, als daß er sich um die Fortsetzung des Gesprächs mit dem Freunde kümmerte. — Er giebt nur aus und sammelt nichts, und wie reich er auch ist, an Talenten, Geld, Muth, Land, es gestaltet sich zu nichts. Wir Handvoll Deutsche hier, die der Zufall, der Handelsgeist oder der Fanatismus unserer Vorväter an diesen Küsten aussäte, wurden gezwungen, unter der sarmatischen, lettischen, finnischen Bevölkerung zusammen zu halten; der Oekonomie, mit der wir zu Werke gingen, verdanken wir unsere Existenz, unsern Wohlstand. Nun aber scheinen wir berufen, durch das genaue Wirthschaften mit unsern Kräften nicht uns allein zu schützen und erhalten, sondern auf die Andern einzuwirken. Der germanische Einfluß erstreckt sich von den baltischen Küsten durch unermeßliche Landstriche bis in das ferne Asien. Zwei Deutsche Reiche blühen

hier unmittelbar im Lande der alten Preußen und Kuren, ein Deutscher sitzt auf dem Throne der Polen, und mehr und mehr erheben sich deutsche Köpfe neuordnend, schaffend, regierend, im weiten Rußland."

„Bis sie — absiegen," unterbrach Lauson, mit einer Bewegung der Hand die Worte begleitend.

„Ein Kopf ersetzt den andern. Wer glaubte nicht, daß die deutsche Herrschaft mit dem Fall von Diesem und Jenem zu Ende sei, und immer tauchte sie wieder auf, wie etwas Nothwendiges, Unvermeidliches. Dort ist das Feld für die wild gährende Kraft unserer Jugend, für die die Formen im Vaterlande zu kalt, steif und unbequem wurden. Da werden sie wirken, schaffen, und ohne Feuer und Schwert durch ihr Ingenium unserer Sitte und Sprache ein neues unermeßliches Reich erobern."

Lauson lächelte: „Ei, ei Gevatter, wohin fliegen Eure gelehrten Gedanken! Ihr seid nicht Soldat und wollt erobern, und ohne Professor der Philosophie zu sein, Diskurse halten, was in der Welt geschehen soll und kommen muß! — Als ob Euch die Luft schon angesteckt hätte, von der jener Italiener sagte, sie röche ihm hier so philosophisch. Und auf all die Sprünge ins Blaue hat Euch nichts als mein gewesener flotter Miethsmann gebracht, weil ich von ihm sagte, daß er trotz seiner lustigen Sprünge ein vortrefflicher Wirthschafter ist. Wenn die Polen und Russen und Finnländer, wie Ihr sagt, mehr ausgeben, als sammeln, so bin ich für meine Person mit dem Profit, der uns dadurch zufällt, vollkommen

zufrieden, und überlasse wer da Lust hat, die Einflüsse, von denen Ihr redet, auf die kurioſen, unſaubern Nationen. Wollt es Euch übrigens auch gerathen haben, Gevatter, ſintemal pro primo Ihr in das Privilegium unſeres allergnädigſten Königs Friedrich Wilhelm eingreift, pro secundo aber Eure Klienten ſehr den Kopf ſchütteln würden, wenn der fleißige Advokat Behrend um das Wohl von Nationen ihr eigenes vergäße."

Behrend ſchüttelte dem Freunde die Hand: „Wieder habt Ihr Recht. Deutſche ſollten immer zuſammen halten, zunächſt nur an ſich denken; dann ſtünde es um unſere Angelegenheiten, um unſer Deutſches Reich beſſer."

„Beſter Gevatter, Ihr werdet mir durchaus Philoſoph; denn beim einfachſten Wort, was von meinen Lippen fällt, macht Ihr Schlüſſe auf Gott weiß was, woran ich nicht gedacht. Wie ſteht's um unſere Wette, wegen meines Kurländers? Ein Fäßchen Ungerwein! Ehe wir es uns verſehn, es wird aus ihm etwas Groſſes."

„Gelüſtet's Euch ſo ſehr, lächelte der Advokat, das Faß in meinen Keller zu rollen? Ein Fäßchen Franzwein dagegen, wenn der Burſch nicht in dieſem Semeſter wegen eines dummen Streiches bei Nacht und Nebel aus der Stadt muß, und am Morgen ſein Name am ſchwarzen Brette ſteht."

„Topp! rief Lauſon und ſchlug ein. Vorerſt verſuchen wir aber ein Gläschen von dem Unger, damit Ihr lüſtern auf das Fäßchen werdet, für das ſich kein Platz in Eurem Keller finden wird."

Behrend ging es unter der Bedingung ein, daß Lauson am folgenden Tage seinen Franzwein probire, der eben so wenig Lust spüre, seinen bisherigen Platz zu vertauschen.

Nicht so mäßig, als in dem Flurstübchen der ehrenwerthen Bürger, ging es in der Schenke vor dem Thore zu, wo beim Abschiedsgelage der Studenten mächtige Humpen mit demselben feurigen Getränke kreisten. Aus einem Fasse auf dem Ecktisch wurde gezapft, und die Kugelgläser flogen, wenn sie den Kreislauf gemacht, zum Fenster hinaus, ohne daß man sich die Mühe nahm, die Flügel zu öffnen. Gesang und rauschende Gesundheiten von lärmender Musik begleitet, wechselten; Brüderküsse und Schwüre ewiger Freundschaft wurden über die Tische geschleudert, und auf die Bänke sprang, wer, was er in sich fühlte, den Drang empfand, von sich zu geben, zu Allen, die es noch hören konnten, oder wollten. Das feierliche Gaudeamus war längst verhallt, die Hüte durchstochen, die Hieber rollten in den Ungerströmen auf den langen Tischen hin und her, und die Mützen lagen von den lockigen Häuptern gefallen unter den Bänken. Die wilde Natur mit fremden Erinnerungen und alter Wuth mischte sich als barockes Spiel in den Ernst des wehmüthigen Abschiedsfestes. Die Präsides hatten ihr Geschäft, Ordnung zu erhalten, aufgegeben. Auf einem Tische schrie der blasse Jüngling, in dessen schwarze

Augen die Ströme Weines und die Aufregung der vorangehenden Auftritte wieder ein wildes Feuer gegossen, und sang mit unsicherer Stimme das Zechlied:

„Ich bin der Fürst von Thoren,
Zum Saufen auserkoren!
Ihr Andern seid erkiesen,
Mich fürstlich zu bedienen."

„Warum bloß von Thorn? — König von ganz Polenland soll er sein, unser Bruder Oginski!", rief ein junger Sarmate, des Deutschen vermuthlich noch nicht mächtig genug, um das Narrenreich von der Stadt der Pfefferkuchen zu unterscheiden. Aber das Mißverständniß zündete blitzartig. — „König von Polen! Rex Polonorum!" hallte es durch den Saal. Hatte man sich doch vorher in überträufende Begeisterung für den Abreisenden hinein gesprochen, geschrien und getrunken. Man wollte das Leben lassen, für ihn den Herrlichen, Großmüthigen, dessen Eigenschaften auf Flammenstrahlen zu den Sternen gefahren waren, warum ihm nicht die Krone geben, Polen war ja ein Wahlreich, und sie alle freie Männer!

Mit gezücktem Säbel sprang Einer auf den Tisch, und ihn schwingend über dem Haupte des Sitzenden, hob er mit der linken Hand das gefüllte Glas: „Pro Patria, Landsleute, und ein Schuft, wer Oginski seine Stimme weigert!" — Rex noster! hallte ein wilder Jubel, und mehrere folgten dem ersten Jünglinge mit blanken Säbeln auf den dröhnenden Tisch. — Was die ehrba-

ren Königsberger am Fenſter als möglich beſprochen, wurde von den weinglühenden Jünglingen in der Schenke als Wirklichkeit parodirt. Doch war es kein verabredetes Spiel, auch mochte keine beſtimmte Abſicht hinter der von der Weinlaune eingegebenen Farce liegen; der Ernſt hatte ſich nur vermöge der Leidenſchaftlichkeit, mit welcher der ſarmatiſche Charakter jede Rolle auffaßt, ins Spiel geſchlichen. Des Zufalls Stimme machte aber die berauſchte Stimmung zu einem Omen. Alle gezückten Säbel huldigten dem Piaſten. Die erhitzten Stimmen ſchrien ſeine Erhebung durch Balken und Wände in die Lüfte; obſchon die draußen Verſammelten wenig mehr als einen chaotiſchen Lärm mit einzelnen Namen hörten.

„Wahlkönig! Nun zur Sache. Quidnam promittis et quidnam dabis Confoederatis?“ brüllte ein bärtiges Angeſicht, ein gewaltiger Schläger, der ſchon mehr als drei akademiſche Lebensalter den Kommerſen präſidirt, und in der allgemeinen Erhitzung eine Ruhe behalten hatte, die nicht vom minderen Genuſſe, nur von der mehreren Uebung herrühren mochte. Der Prinz erhob ſich und ſchleuderte einige flammende Worte hin von der Herrlichkeit der Republik, und ſeinem glühenden Haß gegen die Fremden „So wahr Du das Glas leerſt, machſt Du Polen rein!“ rief ihm Einer, das gefüllte Kelchglas reichend. — „Er trinkt, der König trinkt, rex noster bibit!“ ſchrie der verworrene Chor, ob der trunkene Jüngling doch nur die Hälfte über die Lippen gebracht, und das Glas mit dem Reſte fallen ließ, daß es zerbrach.

„Reinen Tisch gemacht!“ jubilirte der Chor, und Gläser und Flaschen flogen über die Köpfe und Tische gegen die Wände.

„Warum steht Deines noch ganz vor Dir?“ rief das bemooste Haupt einem Jünglinge zu, der im Winkel zurückgezogen saß, die breite Hand auf die Schultern legend. „Weil ich noch trinken will“ entgegnete Dieser, und schüttelte sie ab. — „Was! will der Kurländer nicht huldigen?“ rief ein Anderer. Der Zuruf eines Besonnenern, es sei der melancholische Sacken, der über Plato und Seneca vergesse, was drei Schritte von ihm vorgehe, wurde überschrieen durch den Tumult der Stimmen: Kurland muß huldigen! — In dem Prinzen schien in diesem Augenblicke der Rausch auf dem Gipfelpunkte. Er sprang auf, stieß den Sessel mit dem Fuß um und schrie: „Es muß — ich schwör es Euch, Brüder, es muß — so wahr Piastenblut mir in den Adern rinnt: keine Provinz, keinen Flecken, kein Dorf, die uns gehörten, lassen wir los.“ — „Wir lassen sie nicht los“ wiederholte der Chor. „Sie sind unsere Lehnsmänner! Kuronia heran! Auf die Knie vor unserm erwählten Könige. Sie sollen auf's neue um Belehnung bitten! oder“ —.

Ein junger Bursch von blühendem Gesicht und kräftiger, aber gedrängter Figur, arbeitete sich über die Schultern zweier Polen durch einen kecken Satz auf den großen Tisch. Der Wein glühte auch in seinem blonden Gesicht und den schwarzen runden Augen, die halb schelmisch, halb herausfordernd blitzten. Die Hand in die

Seite geſtemmt, rief er trotzig die Wortführenden an: „Was, oder?“

„Auf die Knie, Kurone!“ ſchrieen dieſe.

„Die Kuronia will nicht knieen, die Kuronia mag um nichts bitten, was ſie ſchon hat, rief mit höhnendem Blicke der Jüngling: Wir ſind deutſcher Nation. Die Independenzia, ſo unſre Väter, ohne Euch darum mit einer Frage zu moleſtiren, ſich ſelbſt prokurirten, werden ihre Enkel zu konſerviren wiſſen, ohne ſich um Eure krummen Säbel und Worte zu ſcheren.“

„Was meint Ihr zu dem Milchbart?“ rief der Prinz. — „Sie haben zu lange nicht gekniet“ ein Anderer. — „Lehrt Sie wieder das Verlernte,“ ein Dritter.

„Bei allen Wundern von Czenſtochau, ſchrie ein Vierter auf, er ſoll deinen Stiefel küſſen, und mit der Rindſohle auf ſeinem Rücken die Belehnung empfangen.“

„Küß den Stiefel!“ jauchzte der Prinz und ſtreckte den Fuß aus.

Der Tumult überbot ſich ſelbſt, als der junge Menſch ſtatt, was ihm geboten, zu thun, durch eine raſche Bewegung das Bein des Beleidigers faßte, und ſich zu den Landsleuten umwendend fragte: „Landsleute, der Stiefel habe ich, und den Fuß dazu. Probiren wir, ob er die Polonaiſe mit dem andern allein tanzen kann!“

Es wäre dem Vermegenen übel ergangen, — die Säbel der erhitzten Sarmaten zückten ſchon unter wildem Geſchrei über ſeinem Haupte, wenn nicht der Senior der Kurländer raſchen Sprunges auf dem Tiſche geweſen

wäre. Er ſchleuderte den jungen Menſchen zurück, und ſeine lange Geſtalt und ein kräftiges Halt hemmte für den Moment die Wuth der Bewaffneten. Mehr noch that es ſein zornſchnaubender Anruf an Jenen:

„Brandfuchs! in dein Loch, oder mein Zuſtritt lehrt Dich, wie man nicht mit adligen Männern verkehrt. — Viri nobiles, und freie Leute! wandte er ſich an die Polen, das fehlte noch, daß Einer vom Pack, ein glebae adscriptus, uns verträte. Wollt Ihr mit Kurland reden, hier ſteht Kurland. Wenn Ihr mit uns etwas auszumachen habt, bei unſeren Vätern, wir werden Euch Rede ſtehen, wie es unter nobiles und guten Burſchen Sitte iſt, aber der Wiedehopf kann ſo gut für den Alter Herold ſein, als der für uns.“

„Haut ihn in Stücke,“ ſchrie der taumelnde, ſeiner nicht mehr mächtige Held des Tages, von Zweien gehalten. — „In Stücke ihn, er hat die Republik gehöhnt!“ toſte ein Meer verwirrter Stimmen.

„Das wäre zu viel um nichts! rief der Senior mit aufgehobener Hand. Sonſt trocknet dem Brandfuchs das naſſe Geſicht wie Euch beliebt. Uns ſchiert es nicht.“

„Wer iſt's, wie heißt er?“ fragte es.

„Was kümmert mich ſein Name, entgegnete hochmüthig der Senior. Birne oder Bier, glaube ich nennt er ſich, und wenn er deutſches Blut prätendirt, iſt's ein verlornes Korn, das eine Schwalbe von einem Deutſchen Wißhauſen auf unſern Weizenboden fallen ließ. Weil

es aufging, eh wir's zertraten, darum hat es noch nicht gleiches Recht mit unſern alten Stämmen."

„Sein Großvater war ein Stallknecht, ſein Vater ſchacherte!" rief der zweite Senior der Kurländer.

Der, um den es ſich verhandelte, wollte ſprechen, wild rollten ſeine ſchwarzen Augen, aber die Wuth der erzürnten Mehrheit ließ es nicht zu. — „Zur Thür hinaus mit ihm" — ſchrie ein Theil. „Das Fenſter iſt näher und bequemer" ein anderer. Der junge Menſch, umringt, gedrängt von den Tobenden, und daher unfähig ſeinen Hieber zu gebrauchen, flog, ehe ſeine Landsleute einig ſchienen, welche Partei ſie ergreifen ſollten, zum Fenſter hinaus. Der Sprung war indeſſen nicht unbedingt gefährlich, und wer noch Beſinnung dazu hatte, konnte ſehen, daß er unverſehrt, wenigſtens nicht bedeutend beſchädigt, den Boden erreichte.

Damit war die Aufregung jedoch keineswegs beſchwichtigt. Die Polen tobten um Genugthuung, die ihnen die Mehrzahl der Kurländer auch auf der Stelle zu geben bereit geweſen wäre, wenn nicht unter den Senioren der Rauſch noch ſo viel Beſinnung gelaſſen hätte, um einzuſehen, daß beiden Theilen dazu die Kräfte abgingen. Man beſchloß, auf der Stelle in die Stadt zurück zu galloppiren. Dort ſoll pro patria geſchlagen werden. Noch heute! tobte der Prinz. Wir wollen ſehen, ob ihre ſteifen Kniee und geraden Degen ſich nicht knicken laſſen. — „Drinnen, drinnen auf der Menſur, meine Brüder," ſprach das bemooſte Haupt, den Arm

um die Schulter des Prinzen legend, daß er nicht umsinke oder um einen ungeziemenden Ausfall auf Gegner vorzubeugen, die er kaum mehr zu unterscheiden fähig schien. „Schielen sie nach Moskau, oder nach den Brandenburger Sandyilzen — ich will ihre Augen gerade richten.“ Auf Seiten der Gegner war die Aufregung kaum geringer, und auch ihre Senioren hatten Mühe, die Erhizten zurückzuhalten. Man trank aufs neue, um sich zu der blutigen Entscheidung vorzubereiten, vielleicht auch, weil die noch Ruhigeren im Uebermaaß des Weines ein leztes Mittel gewahrten, um die andere Gährung für den Augenblick niederzuschlagen. Wirklich sah man nach so heftigen Auftritten wieder geschüttelte Hände, Brüderküsse, und in Unordnung und Hast, mit eben so umgedrehten Gedanken, als der Auszug in eine Rückkehr umschlug, warfen sich Alle auf ihre Pferde und sprengten bunt durcheinander unter wildem Halloh dem Thore wieder zu.

Der Herr von Sacken, welcher auf unschuldige Weise zu dem Auftritt den Anlaß gegeben, kam neben dem Senior seiner Landsmannschaft, der in demselben eine so entschiedene Rolle gespielt, zu reiten. Sie blieben, wie es schien, absichtlich hinter dem sich überstürzenden Schwarme zurück. „Ich begreife Dich nicht, Kayserlingk, was Du damit wolltest?“ sagte er.

„Sollte es zu einem Gemezel kommen, entgegnete Jener, einer niederträchtigen Schlägerei, die wie die Polen waren, und wir zum Theil auch, in dem engen Raum mit zerschlagenen Hirnschädeln und ein Dutzend

gebrochener Arme und Beine geendet hätte? Hattest Du Luſt der Kriminaljuſtiz dieſes Königs in die Hände zu fallen, der um den lumpigſten Todtſchlag einen Edelmann ſo leicht hängen läßt, wie einen Zigeuner? Die Ehre des Korps war ſo oder ſo gefährdet. Dem Maulaffen aufs Maul zu ſchlagen, war die leichteſte Art herauszukommen."

„Der Burſch, entgegnete Sacken, muß es alſo ausbaden, was er in gratiam Unſerer ſprach. Das iſt hart."

„Regt ſich wieder einmal Deine philoſophiſche Milzſucht? Hier iſt ſie am ſchlechteſten angebracht. Grade weil ich es Dieſem gönnte, und er es verdient, kam mir die Affaire zu Paß."

„Wer iſt es? Ich erinnere mich nicht, ihn geſehn zu haben."

Keyſerlingk lachte auf: „Das kann abermals nur mein Freund Theoſophus Sacken ſein, der den aberwitzigen, neugierigen, vorlauten, eiteln Burſchen noch nicht kennt, einen, bei dem es mich in den Fingern juckt, wenn er mir in den Weg läuft. Spreitzt er ſich nicht mit ſeinem glatten Kinn, ſeinen franzöſiſchen Hacken, ſeinem geſalbten Haar und ſeinen Katzenaugen, wie eine Krähe mit Pfauenfedern, drängt er ſich nicht in unſere Konvivien als duftete ſein Taufſchein von tauſendjährigem Modergeruch, und möchte mit dem Scheitel in die Wolken zurück, ob er doch nichts aufzuweiſen hat, als daß ſein Vater, der ein treuer Lakay bei den Kettlers war, ſich ein Pfandrecht auf das Vorwerk Elangallen erknauſert und

erbettelt hat. Die Groschen sind ihm zugezählt, und er wirft die Gulden um sich um zu prahlen. Vor Frauen ist er ein Held und seine Allodien und Benefizien sind Schürzenstipendien."

„Gewiß kam er Dir in die Quere."

„Wenn das wäre, sagte Keyserlingk, hätte ich ihm einen Riegel vorgeschoben, über den er springen müßte, und ich meine, er wäre so auf seine weiße Nase gefallen, daß er das Aufstehn vergessen hätte. Nein, es war heut das erste Mal, daß uns die Fortuna auf die Art zusammenbrachte. Es giebt Physiognomieen, die einen von Geburt aus zuwider sind, wo die Natur den Widerwillen in's Blut legte, und der erste Blick thut es. Der ist abgefertigt, und auf den großen Steinen wird er mir nicht wieder in den Weg treten.

Sacken schwieg eine Weile: „Bei alledem geschah ihm Unrecht. Ob aus Eitelkeit oder aufrichtigem Gefühl, was er that, that er doch für uns, für die Ehre des Korps und des Vaterlandes. In diesen zerrütteten, drohenden Zeitläufen sollten wir selbst zusammen halten, eng gegliedert, und um kleinen Zwist nicht den größern Hader wecken."

„Wer sind denn Wir! fuhr der Senior auf. Rechnest Du den zu uns? Für die Kameradschaft dank ich. Wir sind gegliederte Männer, da hast Du Recht. Eine Kette mit festgeschlossenen Gliedern, wir brauchen keines von fremdem Guß hinein. Und was ist denn für uns Vaterland? — Der Streifen Landes, den unsere frem

men, ſchwertumgürteten Väter an einem wilden Strande, unter noch wilderen Barbarenvölkern ſich erſtritten; noch jetzt durch Seen, Sterren, Wälder unerreichbar getrennt von der Wiege unſerer Väter, iſt das Vaterland? — Die Erinnerung an unſre Abſtammung, das iſt Vaterland für uns, daß wir eng und ſtolz zuſammen halten, in reinem Blut, in reiner Sprache, in derſelben Sitte. Durch dieſe Abſonderung ſchützten wir uns allein vor dem Looſe, das ſo viele Deutſche traf, aufgelöſt, verſchmolzen, endlich unterjocht und eins zu werden mit den Barbaren. Wenn wir nicht mehr Erz am Leibe tragen, ſo ſei es Oel, wovon die fremden Stoffe, die uns berühren möchten, abgleiten. Darum keinen aufgenommen, der nicht zu uns gehört. Auch ſie nicht herangelaſſen, denn Gewöhnung frißt edle Sitten, wie der Roſt das Eiſen. Das Pferd hat einen angebornen Widerwillen gegen den Eſel, aber wenn man ſie lange in einen Stall ſperrt, freſſen ſie wohl aus einer Krippe. Darum bei Zeiten jede Anmaßung niedergeſchlagen, und wenn uns auch nicht ſo zu Muthe wäre, den Kopf hoch getragen, und dem Pack imponirt."

Ihr Geſpräch ward durch einen Tumult unterbrochen. Statt des verabredeten Kampfes der beiden Landsmannſchaften war es am Thor zu einem zwiſchen den Studenten und der Stadtwache gekommen. Die vorderſten, toll und blind anſprengenden Reiter hatten der Schildwacht nicht Rede und Antwort geſtanden. Die nächſten, den gefeierten und ſeiner Sinne am wenigſten

mächtigen Jüngling in ihrer Mitte, fanden schon einen Auftritt, der ihrer Raufluſt willkommen war. Der Prinz herrschte in dem Tone, zu welchem ihm die vorgehenden Scenen zu berechtigen schienen, die Stadtratzen an, ihnen Platz zu machen. Sie machten nicht Platz und mit Gewalt preschten die Trunkenen hindurch. Sacken und Keyserlingk kamen unangehalten durchs Thor, denn der Schauplatz des Tumultes hatte sich tiefer in die Stadt gezogen, und hier wirbelte die Trommel, Hieber wetzten auf dem Pflaster und der Ruf: Lichter aus, Bursche raus! dröhnte durch die Gassen. Ueber den Zusammenhang der Ereigniſſe dieſes stürmischen Abends ist auch bei der spätern Untersuchung nichts Genaueres ermittelt worden. Vielleicht ließ man aus Rücksichten manche Fäden fallen. Es hieß, der Fürst von Thoren habe mit seinem Säbel den schwarzen Adler von einem Pfeiler der Kneiphöfischen Wache gegenüber heruntergehauen, indem er seinen Landsleuten zuschrie, der weiße gehöre dahin. Er selbst war darauf vom Pferde gefallen. Die Kneiphöfische Wache hatte ihn mit seinen Anhängern umringt und gefangen genommen. Bald darauf war ein starker Haufe deutscher und polnischer Studenten mit Hiebern auf die Wache eingedrungen; es kam zu einem ernsten Gefecht, bei dem Blut floß. Ein junger Kurländer hatte die Studenten angeführt. Die Polen wurden befreit, die Studenten zogen sich fechtend mit Häschern und Wachen durch die Gassen.

So standen die Sachen als Lauson und Behrend

durch den Lärm aufgeſchreckt, beriethen, ob es ſich für gute Bürger zieme, nach Hauſe zu gehn oder ſtill beiſammen zu bleiben, bis der Tumult vorüber. In dem Augenblicke ſtieß eine Hand von außen das Fenſter, welches nach dem Seitengäßchen ging, auf, und athemlos, blutend, den Degen in der Hand, ſprang ein junger Menſch in das Zimmer. — „Retten Sie mich, verſtecken Sie mich. — Ich bin verloren, Sie ſind hinter mir.“

Es war derſelbe Kurländer, deſſen Wortführer Lauſon vorhin gemacht, und in dem kaum beendeten Geſpräche ſchien er ebenfalls der Gegenſtand deſſelben geweſen zu ſein. Es war auch derſelbe, welcher die muthwillige Urſach zu dem Tumult in der Schenke geworden, und aus ſeinen eigenen Worten erfahren wir, daß er an dieſem Abende eine noch bedeutendere Rolle geſpielt hatte.

„Ernſt Gottfried! ſprach Lauſon, was haſt du wieder gemacht?“

„Ich glaube, ich habe Einen todtgeſchlagen,“ ſagte der Jüngling auf ſeine blutige Klinge blickend.

Lauſon ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen: „habe ich Dich nicht wie ein Vater geliebt.“

„Zum Moralpredigen iſt nicht Zeit, alter Papa, unterbrach ihn der junge Menſch. Es war nur ein beſeſſener Pudel; aber zum Hängen hab' ich noch nicht Luſt. — Den Gartenſchlüſſel; ſie ſahn mich um die Ecke biegen.“

„Sie ſind ſchon an der Thür,“ ſagte Behrend.

„Allmächtiger was iſt da zu thun! — Ernſt Gottfried, das war zu arg!“ rief Lauſon.

„Den Degen weg! ſchrie der Advokat, das iſt zu thun,“ und riß dem Studenten den Hieber aus der Hand. Mit einem geſchickten Wurf ſchleuderte er ihn zum andern Fenſter hinaus in den Garten, wo er in einem Krautfelde verborgen liegen blieb.

Die Thür war aufgeriſſen, die Häſcher eingedrungen; an Flucht war nicht mehr zu denken. Der junge Menſch hatte ſchnell wieder die kecke Miene angenommen, die das Herz ſeines ehemaligen Hauswirths gewonnen hatte. „Da führen ſie mich fort, Papa Lauſon, weil ich ein braver Burſch geweſen, der nichts auf ſich darf ſitzen laſſen. Immerhin ein Paar Wochen Karzer ſind keine Ewigkeit, und wie mancher Prinz ſtieg aus dem Gefängniß auf den Thron! Wenn meine Ranzion Geld koſtet, ſo weiß ich, iſt Papa Lauſon zur Hand. Und wenn ich in Goldgruben greifen könnte, ich nähme es lieber von ihm an, um dem ehrlichen alten Philiſter zu zeigen, wie ich ihn äſtimire. Lebe wohl einſtweilen, altes Haus, ich werde im Karzer nicht viel ſchlechter wohnen als dazumal in deiner wurmſtichigen Erkerſtube, bis dir der Geiſt eingab, daß man meinesgleichen nicht in ſolch Mäuſeneſt quartiren darf. Accordire mit meinen Gläubigern, das erlaube ich dir, aber vergieb nichts meinen Rechten, das ſage ich dir auch. Außerdem kannſt du die ſchönſten Grüße beſtellen an die ſchmucke Käthe, an das allerliebſte Jettchen und die hübſche adliche Wittwe drüben, du weißt

doch? — Sie ſollen nicht zuviel weinen, denn ich liebe keine rothen Augen. Nun führt mich fort, Ihr Diener der Gerechtigkeit, die da blind iſt.“

Lauſon wiſchte eine Thräne aus dem Auge als der Student fortgeführt war: „Sagt nun ſelbſt, Gevatter, iſt es nicht ein prächtiger Junge, eine Munterkeit und eine Keckheit, die einem das Herz im Leibe umdreht, und ein Vertrauen zu mir, das Felſen des Unglaubens erſchüttern könnte. Was bin ich ihm, was habe ich für ihn gethan, daß er mit einer ſolchen Ergebenheit mir lohnt.“

„Ein alter Narr würde ich ſagen, entgegnete Behrend, wüßte ich nicht, daß Ihr mein Gevatter und Vetter, und außerdem die kreuzbravſte Seele in allen Landen meines allergnädigſten Königs ſeid. Der Burſch aber iſt ein Prahlhans, ein leichtſinniger Geck, der im Augenblick, wo eine Blutſchuld auf ſeiner Seele laſtet, der Eitelkeit noch fröhnen kann, und eine unwürdige Komödie aufführt, wann es um Kopf und Kragen geht.“

„Das darf es nicht, das darf es nicht! rief eifrig der Bürger Lauſon. Ihr habt recht, Vetter, ich bin manchmal nicht geſcheit, wenn mir das Blut zu warm durch die alten Glieder rollt. Darum verderb ich's, wenn ich Einem helfen will. Aber ihm muß geholfen werden, und koſtete es mich Haus und Hof; der Goldjunge iſt zu was anderm berufen als zu Galgen und Rad. Er muß, er muß frei werden, und Ihr, immer geſcheiter, beſonnener Mann und beſter Advokat müßt ihn losmachen, ich laſſe Euch nicht eher aus der Thür, bis Ihr's mir mit Hand-

ſchlag und Wort gelobt habt. Ich bezahle, ich lohn' es Euch."

Lauſon drang ſo eifrig, bis der Advokat, der die Art des ehrenwerthen Freundes kannte, und wußte, daß er Tag und Nacht keine Ruhe vor ihm hätte, das Verſprechen gab.

„Aber iſt es nicht Jammer und Schade, daß ſo viel um einen Taugenichts geſchehen ſoll, während ſo mancher Ehrenmann, der das edelſte Herz und den reinſten Willen hat, untergeht, weil der Wille und die Kräfte, ſo leichtſinnig anderwärts verſchwendet, grade da nicht zur Hand ſind?"

„Nicht philoſophiren!" ſprach Lauſon, und ſtreichelte des Advokaten Wange. Sagt doch die Schrift ſchon, daß uns ein verlornes Schaf lieber iſt, als die neun und neunzig auf dem rechten Wege. Bin nun mal ein alter, kurioſer Mann, habe nicht viel lieb auf der Welt, laßt mir den Burſchen, den hab ich lieb. Und wenn er mir's auch nicht lohnte, ſo bleibt mir's doch, daß ich etwas für ihn gethan habe, was kein anderer thun konnte."

„Wunderlicher, wackrer Freund! Sollte man nicht glauben, es gäbe wirklich noch Liebestränke, und der Kurländer hätte Euch einen beigebracht, ſo Euch um Euren Verſtand bringt. Aber, wie dem auch ſei, verlaßt Euch darauf, was der Advokat Behrend einmal zuſagte, hält er, und nicht wie ein bezahlter Sachwalter, ſondern wie ein Mann, dem's Ehr und Gewiſſen iſt, eine fremde Sache zu ſeiner eigenen zu machen."

Behrend's Aufgabe war indessen nicht leicht. Ein Stadtsoldat war wirklich an den im Gefecht erhaltenen Wunden gestorben. Alle Aussagen deuteten auf Lauson's Liebling, der zwar diese That in Abrede stellte, aber sich in den Verhören zu dem thätigen Antheil an der Befreiung der Gefangenen bekannte. Ja in seiner Eitelkeit brüstete er sich, die Kommilitonen in dem, was er ihr Recht nannte, angeführt zu haben. Seine Landsleute ließen ihm diesmal kluger Weise eine Ehre, zu der sie ihm unter andern Verhältnissen, wie wir wissen, die Befugniß abgesprochen hätten. Dem akademischen Gericht lag freilich wenig an einem hartem Urtel gegen einen Universitätsbürger, aber Friedrich Wilhelm's strenger Blick hätte jede Nachsicht gegen einen Todtschläger kaum weniger hart als die That selbst gestraft. Um deshalb suchte Büren's oder Biern's Vertheidiger auf geschickte Weise allen Verdacht auf den über Nacht von seinen Landsleuten aus der Stadt geschafften Prinzen zu wälzen. Dieser konnte sich nicht, und die Andern mochten ihn nicht vertheidigen. Auch der Vorfall in der Schenke vorm Thor ward nicht ganz zu des Inkulpaten Zufriedenheit ins Licht gestellt, um auf einer Seite zu beweisen, wie geringen Einfluß der unbedeutende Kurländer auf die Landsmannschaften übe, seine Angabe sie zum Sturm auf die Wache geführt zu haben, deshalb unwahrscheinlich sei. Auf der andern Seite suchte er dadurch ein straffälliges Attentat gegen die preußischen Hoheitsrechte hervor zu heben, bei welchem sein Klient nicht allein nicht bethei-

lig, ſondern ſelbſt in Oppoſition geweſen ſei, gegen die polniſchen Anmaßungen, ein Benehmen, welches ihm den verderblichen Haß ſeiner Gegner zugezogen habe. Ihre Zuſtimmung zu ſeiner prahleriſchen Angabe ſei daher von gar keinem Gewicht. Alles dies konnte indeß die Ausſagen der vielen Zeugen, die ihn im Gefecht mit dem Erſchlagenen geſehen hatten, nicht entkräften, und die Anführung, daß er den preußiſchen Adler ſchützen wollen, wurde durch kein Zeugniß unterſtützt. Dagegen ward in der aktenmäßigen Verhandlung, welche in Königsberg noch exiſtirt, auf den erwieſenen Umſtand viel Gewicht gelegt, daß er ohne Waffe ergriffen worden, auch ſich dieſelbe, alles Nachſuchens ungeachtet, nirgend aufgefunden hatte.

Mit Ungeduld hatte Theoſophus Sacken den Ausgang der Unterſuchung abgewartet, nicht weil er ſelbſt darin näher verwickelt geweſen, ſondern weil die Akademie Stadtarreſt über alle Studirende verhängt hatte. Nach vierjährigen Studien wollte er in die Heimath. Die Erlaubniß war jetzt gekommen, ſeine Sachen gepackt, er hielt das zehnjährige Kind ſeines Hauswirths auf den Knien und ſtrich ſeinem Lieblinge die blonden Locken vor der Stirn: „Wirſt du mich auch nicht vergeſſen, Benigna?“

„Wenn du mich nicht vergiſſeſt, werde ich dich auch nicht vergeſſen,“ antwortete das Kind.

„Schon eigennützig, murmelte der Kurländer für ſich. Gewährung nur, wo Gegendienſte geboten wer-

den; so rechnet die Natur bereits im unschuldigen Kindesalter."

„Sprichst du wie der so häßlich, dann habe ich dich gar nicht lieb, sagte Benigna. Wenn du mich nicht lieb hättest, warum sollte ich dich denn lieb haben. Du bist ja immer so finster, und siehst so schwarz aus."

„Also bist du mir eigentlich, ich meine von Grund der Seele, bös, und machst mir nur darum ein freundlich Gesicht, weil ich dir dann und wann ein buntes Band, oder ein Spielzeug brachte. Und wenn ich dir keines mehr brächte, würdest du eben so finster aussehen wie ich. Nun gehe ich fort, aus ist es mit der Liebe, und wenn ich dir kein Spielzeug schicke, dann suchst du zuerst mich zu vergessen, alsdann ärgerst du dich, daß du überhaupt noch an mich denkst. Darauf wird aus dem Aerger Widerwillen, aus dem Widerwillen Haß, und schließlich wünschest du mir alles Ueble auf den Hals."

Benigna lachte: „Ach Onkel Sacken, was bist du doch närrisch! lernst du denn das dumme Zeug aus den Büchern? — Vater redet auch bisweilen so, daß Onkel Lauson meint, er spreche es nicht aus sich, sondern aus den Büchern; aber du sprichst doch noch viel häßlicher. Mutter sagt, wenn Du zu Deiner Braut auch so wärst wie zu allen andern Menschen, so begriffe sie nicht, warum sie's mit Dir aushielte. Sie hätte Dir schon längst den Valetbrief schreiben sollen."

„Wer weiß, meine kluge Benigna, ob deine Namensschwester es nicht wirklich thut. Vielleicht liegt er schon

geschrieben, und sie w[illegible] nur auf den Augenblick, wo er mich recht schmerzt."

„Liebt sie dich denn nicht?" fragte das Kind.

„Mich liebt Niemand."

„Warum ist sie denn aber Deine Braut?"

„Weil ihre Eltern es wollen, weil kein Besserer kam, weil sie arm ist, und ich reich bin."

„Pfui! Herr von Sacken, sagte der eintretende Behrend. Was freut es Sie, dem Kinde irrige Vorstellungen von Ihrer Braut beizubringen. Schämen Sie sich nicht der Lüge vor sich, und der Verleumdung des hochverehrungswürdigen Fräuleins? Theilten Sie mir nicht so viel Vortreffliches von ihrem Charakter mit, ließen Sie mich nicht selbst aus ihren Briefen lesen, damit ich Ihre Freude über den klaren Geist des klugen Mädchens theile?"

„Ja, sie ist klug, entgegnete Sacken, darum ist sie meine Braut; klug wie das ganze Geschlecht, das seine genauen Berechnungen, wo Vortheil zu erwarten ist, und wo nicht, geschickt in die Maske von Gefühl oder Gleichgültigkeit zu kleiden weiß. Ihre Tochter, mein theurer Behrend, hat dies selbe Erbtheil der Eltermutter Eva. Machen Sie sich im Voraus darauf gefaßt, oder freuen Sie sich vielmehr. Diese klugen Geschöpfe begehen keinen dummen Streich, der die Spekulationen ihrer vorsichtigen Eltern zu Schanden macht."

„Spekulire ich etwa, mein Herr von Sacken?"

„Machen Sie eine Ausnahme von dem Menschenge-

schlecht? — Vielleicht bilden Sie sich ein, mich zu lieben, Sie lieben mich auch wohl soweit Sie es vermögen, ich bin Ihnen werth; Sie meinen meiner Eigenschaften wegen, im Grunde genommen aber ist es, weil ich Ihnen regelmäßig eine hohe Miethe bezahlt, die Ihnen schwerlich ein anderer Student giebt. Ich habe auch manche Geschenke in Ihrem Hause gemacht. Nun ist es Ihnen unangenehm, daß das aufhört; allein die Aussicht, daß ich Ihre Wohnung, Ihren Tisch in meinem Vaterland empfehle, daß ich Ihnen einen noch reichern Landsmann zusende, auch vielleicht, wie es Sitte ist, ein hübsches Angedenken, tröstet Sie doch, wenn Sie es sich auch selbst nicht gestehen. — Keine Worte, keine Worte, mein Freund. Expellas naturam furca. Einer ist wie der Andre."

„Mein theurer Herr von Sacken, sagte nicht ohne Rührung der Advokat, wir kennen uns nun durch vier Jahre, und ich weiß, was hinter dieser rauhen Hülle steckt. Aber nicht Jeder, mit dem Sie zusammentreffen, wird diesen Kern entdecken. Sie wollen thätig werden in Ihrem Vaterlande, vielleicht vorher Reisen unternehmen, man wird Sie verkennen, und Sie werden die Menschen nicht kennen lernen."

„Desto besser, entgegnete Sacken, je einsamer der Mensch ist, um so sicherer ist er vor der Täuschung, die in jedem Winkel lauert. Jahrelang ohne Gemeinschaft, und er müßte sich doch am Ende kennen lernen. Wenn das möglich wäre, ich wünschte es."

„Und ich wünschte, sagte Behrend, daß Sie in Ihrer Heimath angelangt keinen Augenblick säumten, das kluge, klar blickende Fräulein von Trotha vor den Altar zu führen. Eine solche verständige Frau, die in ihrer Art für Sie rechnete, thäte Ihnen noth. Sie würden sich selbst und die Menschen kennen lernen. Wie lange wollen Sie noch zögern? Sie sind reich, warten auf nichts, Sie waren kein Jüngling mehr, als Sie die Universität bezogen; es ist Zeit, Herr von Sacken."

„Worauf ich warte? antwortete Dieser. Ei, mein Freund, ich bin uneigennützig. Ich warte ob für meine Benigna kein Freier kommen will, der ihr mehr ansteht als der alternde, grämliche, schwarzblickende Theosophus Sacken. Nicht wahr, steht es nicht in einem ihrer Briefe daß sie mich mit stiller Sehnsucht erwartet? Das Papier ist geduldig, die Feder gehorsam. Auch ihr Auge spricht vielleicht so, möglich daß sie zittert, wenn ich ankomme. Aber traue Du der Lüge. Wenn dann der rechte erscheint! Darum, Herr Advokat des Menschengeschlechts, das um kein Haar besser wird, als es war von Anbeginn, halte ich für besser zu zögern, damit er nicht erscheine, wenn es zu spät ist. — Habt Ihr mir etwas aufzutragen nach Mitau?"

Behrend hatte ein solches Anliegen. Ihm war heute gelungen, einen günstigen Beschluß für seinen Klienten zu erwirken. Gegen eine starke Kaution, die Lauson bestellte, war er aus dem Karzer entlassen, und ein Hausarrest verfügt. Dennoch sah der Advokat ein bedenkli-

ches Urtel voraus, und hielt es für gerathener, wenn Lauſon die Kautien opfern wolle, daß Buren ſich heimlich auf und davon mache. Auch dies war nicht ohne Schwierigkeiten, und Sacken ward um Beihülfe für ſeinen Landsmann angegangen.

„Haben Sie wieder Einen losgebettelt vom Galgen, ſagte Theoſorhus. Es muß ein ſchönes Gefühl ſein, einem Taugenichts das Leben zu retten.“

„Herr von Sacken, den Menſchen liebe auch ich nicht. Doch iſt er Ihr Kommilitone, Ihr Landsmann.“

„Viel Ehre für mich.“

„Sie mögen nichts für ihn thun?“

„Nein.“

„Wenn wir ihn über Nacht aus der Stadt ſchafften, möchte er morgen früh in Ihrem Wagen am ſicherſten über die Gränze, und am ſchnellſten in ſeine Heimath kommen.“

„Im Wagen ſitze ich; wen der Kutſcher auf dem Bocke zu ſich nimmt, geht mich nichts an.“

Behrend lächelte und drückte Sacken's Hand. In der Nacht war die Familie geſchäftig, dem Abreiſenden hülfreich zu ſein, und ihm alle Annehmlichkeiten zu der beſchwerlichen und in jener Zeit gefährlichen Reiſe vorzubereiten. Er ſchien es ihnen nicht zu danken, denn er war mit allem unzufrieden. Auch der Abſchied entſprach nicht einer ſo langen, vertrauten Bekanntſchaft. Nur Benigna erhielt einen Kuß, aber kein Geſchenk. Mit einem kurzen Händedruck ſchwang ſich der Freiherr in

den Wagen, und blickte nicht ein einziges Mal nach seinen Wirthen zurück, welche in der Hausthür mit bewegtem Blick dem fortrollenden nachsahen. In seinem Zimmer fand man aber in ein Packet verschlossen ein bedeutendes Geschenk, welches er der Kleinen zurückließ.

Nach Sonnenaufgang stürzte Lauson in das Haus seiner Freunde und sein Gesicht strahlte von Seligkeit wieder, denn sein ungerathener Schützling war gerettet. „Aber Gevatter, die Wette habt Ihr doch verloren," sagte Behrend.

„Einstweilen, Advokate, einstweilen, jubelte Lauson, und mein Fäßchen aus Tockay rollt schon auf der Karre heran; aber nur um Eurem Stückfaß von der Garonne höflichst zu sagen, daß es über kurz oder lang seinen Platz einnehmen soll."

Als der Wagen des Herrn von Sacken über die Vorstadt hinaus war, hatte ein in einen dicken Schifferrock eingehüllter Mensch den Kutscher um die Erlaubniß ersucht, zu ihm aufzusteigen. Dies war ohne Umstände gewährt worden. In der nächsten Schenke hatte Sacken, als er sein Frühstück verzehrt, von der Anwesenheit dieses Fremden Notiz genommen, und ihn beim Wiedereinsteigen aufgefordert, im Wagen seinen Platz zu nehmen, weil er beim Schnellerfahren den Kutscher auf dem Bock hindern möchte. Der Fremde folgte ohne Umstände der Einladung; als er sich indeß neben Herrn von Sacken

niederſetzen wollte, wies ihn dieſer auf den Rückſitz, denn jener Platz ſei für ihn allein. Der Fremde ſchwang ſich leicht hinüber und indem er mit lächelnder Miene einen Blick zum Kutſchenfenſter hinaus warf, bemerkte er, wie er von dieſem Platze auch eine beſſere Ausſicht genieße. „Ueberhaupt, ſagte er, muß man zuweilen den Blick nach rückwärts frei behalten, wenn man vorwärts will.“

„Eine ſehr weiſe Bemerkung, entgegnete Sacken, um die ich ſie indeſſen nicht erſucht habe.“ Er ſchlug ein Buch auf, und las. Der Fremde ſah zum Fenſter hinaus, und richtete, zur Abwechſelung eine Melodie trällernd, Fragen an den Kutſcher. Als dies nicht aufhören wollte, und die rührige Lebendigkeit des Menſchen ihn ſtörte, ſuchte er ſich, auf der breiten Bank ein Lager wie es ging zu bereiten, und erklärte dem Andern, er wolle ſchlafen. „Vortrefflich! ſagte dieſer, das will ich auch“ und ſchwang ebenfalls die Beine auf ſeine Bank. Obwohl dieſe ſchmaler und kürzer war, hatte doch Sacken den Verdruß ſeinen Gegenfüßler nach wenigen Augenblicken feſt eingeſchlafen zu ſehen und ſein Schnarchen ſtörte ihn ſo, daß er ſelbſt kein Auge zuthun konnte, und wieder zur Lektüre greifen mußte.

Dieſer Antritt einer Reiſe, welche in jenen Zeiten eine langwierige war, eignete ſich nicht, ſie für Theoſophus Sacken zu einer angenehmen zu machen. Faſt alles, was der junge Menſch vornahm und ſprach, gereichte zu ſeinem Verdruß. Seine Zunge ahmte dem Vögelgeſange nach, wenn ſie im Walde fuhren, dem Knarren

der Räder, wenn der Wagen ſich erhitzt hatte, dem Blöken des Viehes, dem ſie begegneten. Das that er freilich um ſich zu unterhalten, weil ſein Reiſegefährte ſeinerſeits nichts dazu that. Aber wo ſich nur Gelegenheit fand, mußte er Geſpräche anknüpfen, mit des Weges ziehenden Bauerfrauen und Handwerksburſchen, mit den Fährleuten oder den Schmieden, wo die Pferde beſchlagen oder der Wagen reparirt wurde. Ueberall benahm er ſich, als ſei er der Reiſende. In den Wirthshäuſern warf er, wenn Sacken die Rechnung abgemacht, den Mädchen und Knechten Trinkgelder zu, welche ſelbſt über deſſen Verhältniſſe gingen und erndtete durch dieſe Freigebigkeit Achtungsbezeugungen, während er es nicht für nöthig hielt, auch nur ein Wort des Dankes gegen Jenen zu verlieren, der doch alle weſentlichen Ausgaben für ihn berichtigte. Ja ſelbſt mit dem eigenen Kutſcher des Freiherrn hatte er ſich ſo in Rapport geſetzt, daß er mehr als letzterer die Reiſe zu regieren ſchien.

Dies lag in der Natur der Sache; denn Sacken ſprach wenig oder gar nichts, der Kutſcher fühlte aber dies Bedürfniß, und gelegentliche Rückſprachen wegen des Weges und der Einkehr waren nothwendig. Mit jeder Stunde wurde ihm die immer lächelnde Miene des Andern, in der alles andere eher zu leſen war, als ein Gefühl für die Verhältniſſe, unter denen er im Wagen ſaß, widerwärtiger. Er fühlte ſich in ſeiner Freiheit gebunden. Es war nicht ſowohl die Anweſenheit des Fremden, als daß ſeine Gedanken ſich unaufhörlich mit ihm be-

ſchäftigen mußten. Die Gränze war glücklich zurückgelegt. Dichtere Wälder, wüſtere Steppen, ein unwirthliches Land und ſchlechte Wege durch die weiten Haiden verſtärkten die Monotonie der Reiſe. Ein unfreundlicher, kalter Herbſtnebel hüllte am nächſten Morgen die Gegenſtände ein. Die Beiden waren daher unausweichlich auf ſich verwieſen.

In gewiſſen Momenten fühlt auch der Menſchenſcheueſte ſich gedrungen, durch das Mittel der Sprache der Bangigkeit oder der Leerheit in ſich zu Hülfe zu kommen. Ein ſolcher trat an dieſem naßkalten Morgen für Theoſophus Sacken ein. Er knüpfte ein gleichgültiges Geſpräch mit dem ungelegenen Gefährten an. Hatte er erwartet, daß dies des Andern Verwunderung und Dank anregen würde, ſo war er getäuſcht. Mit derſelben Unbefangenheit und Gleichgültigkeit wie bisher ging er darauf ein. Die Beſchaffenheit des Landes, welches ſie betraten, führte auf deſſen politiſche Lage und das Europäiſche Welttheater, welches um wenig Jahre zuvor zwei ſeiner größten Heldenſpieler, Zaar Peter und der Schwede Karl, verlaſſen hatten. Wider Abſicht ließ ſich der Freiherr verleiten, ſeine düſtern Anſichten auszuſprechen, und ſchloß mit der Verſicherung: Die Welt geht rückwärts.

Der Andre lachte: „Umgekehrt, vorwärts! Zurück bleibt nur, wer den Muth verliert, vorzurücken.“

Aergerlich fuhr Jener fort: „Alle Thaten haben ihren Kreislauf. So geht's mit Individuen und mit Geſchlechtern. Scheinbar rückt man vor, um unvermerkt, wenn

der Höhenpunkt erreicht iſt, zum Anfange zurück zu gleiten. So endete der zwölfte Karl, ſo ſaß Peter ſterbend auf ſeinem zuſammenbrechenden Rieſenbau. Kein Menſch bringt es weiter."

„Es kommt darauf an, wie die Menſchen ſind", ſagte der Andere.

„Wie weit denkt Ihr es denn zu bringen, mein Herr Biere, oder Büre, ſo heißt Ihr ja wohl?"

„Auf Namen kommt es nicht an", antwortete Dieſer.

„Freilich, ſagte Sacken, um Euren kann Euch nicht viel gelegen ſein. Ihr gebt etwas darum, wenn er in Königsberg am ſchwarzen Brett zurückbliebe, und Ihr unterwegs einen andern fändet."

Der Student lachte auf: „Was hindert, mich Palaßlogus oder Monmorency, Brahe oder Dolgurucky zu nennen!"

„Wenn es die Welt Euch glaubt!"

„Die Welt glaubt alles, wenn man verſteht, es ihr auf die rechte Weiſe vorzutragen. Sagt ſelbſt wenn ich Euch allein zum erſten Mal hier in der Wüſte begegnete, und ich nennte mich Dalberg, würdet Ihr mir's nicht glauben müſſen?"

„Mit der Piſtole auf der Bruſt, vielleicht."

„Die Welt iſt im Grunde genommen auch eine Wüſte. Nur die Namen ſchwimmen obenauf, die ſich geltend zu machen wiſſen."

„Ihr habt einen guten Anfang gemacht."

„Alles Große fängt Klein an, ſagte der Student.

Ostermann war ein armer Theolog in Jena. Die Fortuna wollte, daß er im Duell einen Andern erstach, und nun ist er allmächtig in Rußland. Was war Jaguschinsky? Eines Küsters Sohn. Was Mentschikow? Eines Pastetenbäckers Junge. Was die Zaarewna selbst? Eines Pfarrers Tochter, und eines Dragoners Liebste. Man kommt vorwärts, mein lieber Baron von Sacken, wenn man sein Talent nicht in den Sack steckt."

„Man muß denn doch zuweilen darauf rechnen, daß uns ein Anderer mitnimmt; sonst bleibt man auch wohl am Wege liegen."

Ein höhnisches Lächeln zückte um des Studenten Lippe, und die gleichgültigen Augen schossen einen bösen Blick auf den Freiherrn: „Eine Gefälligkeit ist der andern werth. Wer heute fährt, geht morgen vielleicht zu Fuß, und wer heut einen Andern mitnimmt, bittet wohl morgen darum, mitgenommen zu werden."

„Ihr sprecht sehr zuversichtlich für einen, der eben dem Staupbesen entlief. Noch glänzen nicht Grafenkronen für jeden relegirten Studenten."

„So hoch fährt auch noch nicht mein Sinn, sagte der Student. Nur wünschte ich Euch die Gefälligkeit zu vergelten, die Ihr mir jetzt erweist, und ich muß Euch noch einmal eine Strecke Weges fahren, wo ich den Wagen bezahle und sollte ich als Kutscher aufsitzen, da Ihr mich neben Euch doch nicht gern sehen werdet."

„Je ferner Ihr mir bleibt, um so lieber wird es mir sein", sagte Theosophus.

„Dazumal vor der Kneiphöfischen Wache schient Ihr doch andrer Meinung, warf Büren hin, die Arme unterkreuzend. Man sollte Niemand beleidigen, wenn man nicht weiß, was man von ihm erwarten kann, und noch weniger, wenn man weiß, was man ihm schuldig ist."

„Schuldig!" fuhr Sacken auf.

Büren lächelte: „Ei ich will Euch nicht daran erinnern, da Ihr schon auf der Rückwärtstour seid, wo man von selbst zur Erkenntniß kommt. Mein Weg geht nach vorwärts, in der Erwartung liegen meine Güter, die mir, so hoffe ich, Ausbeute genug geben werden, daß ich nicht nöthig habe, die kleinen Schulden einzukassiren."

„Deutlicher! Ich möchte auf der Stelle, was ich Euch schulde, bezahlen."

„Freilich, als ich mit Worten in der Schenke unsere Ehre gegen den Uebermuth der Polen vertheidigte, schwiegt Ihr, mein Herr von Sacken. Es war auch klug; denn ob es Euch zumal anging, war doch nicht viel mehr zu holen als Schläge und Stöße, und Ihr wolltet aus Uneigennützigkeit nicht mit mir theilen. Nachher als es auf dem Markt um Blut, Beulen und Ehre sich handelte, überließt Ihr mit edler Selbstbescheidung dem vom Pack, Euch vor den Spießen zu vertreten. Wißt Ihr, wer die Häscher aufsässig machte? Ich. Wißt Ihr, wer den Adler herunter schlug? — Ich. Nicht um den Adler und nicht um das friedliebende Gesetz und den Universitätsfrieden, sondern um die Schädel und Arme an einander zu bringen, die Polen zu züchtigen, Euch zu beschämen,

den Stadtwachen eine Lektion zu geben, und Kurland's Ehre zu retten. Ihr nahmt Reißaus, Ihr ducktet unter, Ihr salvirtet Euch unter den Fittichen der Nacht. Aber ich hab's gethan; mit dem Degen habe ich meinem Mann gestanden, und wenn Ihr mich angeben wollt, so braucht Ihr nur den Kutscher umkehren zu lassen. Ein hundert Gulden sind, glaub' ich, zu gewinnen."

Sacken ließ den Kutscher halten und den Wagenschlag öffnen. Er sprach:

„Mit einer so ausgezeichneten Person, die es allein mit zwei Nationen aufnahm, und selbsteigen eine dritte vertrat, verbietet mir meine Bescheidenheit, in demselben Wagen zu fahren. — Ihr oder Ich, Herr Büren!" sprach er, als der Student, über dessen Gesicht eine schnelle Röthe schoß, ihn verwundert anblickte.

Büren schien zu erkennen, daß es trotz der ihm gestellten Wahl hier keine gäbe. Er warf seinen Kapot um, nahm sein kleines Bündel und sprang hinaus. Indem er die Thür zuschlug sagte er: „Wir rechnen ein andermal ab, Herr von Sacken." Den Kutscher fragte er, wie viel Meilen sie zurückgelegt und notirte sich die Antwort. — „Wenn ich's Euch tausendfältig vergelten will, was Ihr an mir gethan, so weiß ich doch jetzt die Zahl. Zugefahren, ich hole Euch schon ein!" rief er und verschwand, indem der Wagen auf Sacken's Befehl fortrollte.

So lange er die leichtfertige Weise hörte, die Büren sich zum Troste oder ihm zum Trotze sang, kochte in dem

Herrn von Sacken der Aerger über den unverſchämten Prahler fort. Als ſie ſchwächer wurde und endlich verſtummte, ſchien auch in ſeiner Bruſt die Aufregung ſchwächer zu werden. Er hieß den Kutſcher langſamer fahren, und gab ſich Mühe die verhaßte Stimme wieder zu vernehmen. Es war ganz ſtill auf der weiten grauen Haide, aber er hörte keinen Laut. Auch der Kutſcher hörte nichts mehr. Er ließ ihn halten. Sacken ſtieg aus; die Einöde der lithauiſchen Haide trat ihm in ihrer ganzen Schauerlichkeit entgegen. Kein Geräuſch als das Aechzen der windgeworfenen Kiefern, der naßkalte Nebel rieſelte durch Pelz und Rock, der moosbewachſene Weg war kaum zehn Schritt weit zu entdecken. Der Kutſcher zuckte die Achſeln auf ſeine Frage, ob nicht Nebenwege abgingen, und der Menſch ſich verirrt haben könne? Es kreuzten wohl hundert Wege, und er, des Ortes kundig, habe ſchon Mühe den richtigſten zu halten. Er ließ mit der Peitſche knallen und pfeifen. Es kam keine Antwort. Der Kutſcher, der überhaupt auf Seiten des blinden Paſſagiers zu ſein ſchien, warf eine Bemerkung hin, die nicht zur Beruhigung ſeines Herrn diente, wie mancher einzelne Reiſende ſchon in dieſen ausgedehnten unwirthlichen Strichen, von Wölfen, Bären, Auerochſen, Elenthieren und anderm Raubgezücht bevölkert, umgekommen ſei. Er rügte die Grille ſeines Herrn, die ihn keinen Diener weiter mitnehmen ließ, und meinte, die Vorſicht, die er für ſolche Gegenden nothwendig, anzuwenden vergeſſen, ſei noch glücklich durch den Zufall,

der den Studenten ihnen zugeführt, ausgeglichen gewesen.

Sacken schnürte sich rasch den Pelz zu, und hieß den Kutscher die Pferde hüten, er wolle nachsehn, ob der junge Mensch nicht irgend wo am Wege liegen geblieben. — So ist er immer, dachte der Mann bei sich, als sein Herr ihn verlassen, während er alle Menschen quält, quält er sich am meisten. Wer nur Geduld hat, sich von ihm anfahren zu lassen, hat es gut, denn er vergilt es ihm nachher hundertfach, aber weil es allemal zu spät kommt, haben die nichts davon, und er noch weniger. Jetzt ist er im Stande dem tollen Burschen drei Meilen nachzulaufen, und bietet ihm wohl noch eine Belohnung, daß er nur das annimmt, was er ihm vorher abgeschlagen hat.

Der Kutscher hatte den Kopf geschüttelt als sein Herr dem Studenten nachging. Denn wiewohl er Diesem nicht abgeneigt war, hielt er es unter den obwaltenden Umständen doch für angemessener, daß Büren seinem gnädigen Herrn, als daß dieser Büren nachlief. Allein er wußte, daß jede offenbare Einrede den Melancholiker in seinem Eigenwillen nur bestärkte. Um deshalb erwartete der philosophische Kutscher jetzt mit überschlagenen Armen die Rückkehr seines Gebieters. Nur dann und wann knallte er in die Lüfte und pfiff durch die hohle Hand; aber als keine Antwort kam, und Viertelstunden, ja Stunden verstrichen, machte er sich auch keine Sorge. Denn er war der Meinung, daß Niemand seinem Schick-

sal entgeht, wie er es auch anfängt; und wenn es schon Thorheit sei, sich selbst dagegen zu sperren, um so unvernünftiger, wenn ein Zweiter, was dem andern krumm geht, grade rücken wolle. Er lachte über die Meinung des tollen Studenten, — denn er hatte auf alles, was im Wagen gesprochen wurde, gehorcht — daß alles in der Welt vorwärts gehe: — Es geht nicht vorwärts und nicht rückwärts, monologisirte er, es bleibt Alles, wie es gewesen ist. Wie die Menschen von Anfang an eingetheilt waren, so bleiben sie auch. Wer zu einer Familie gehört, die von Anfang an prügelte, der wird immerfort prügeln, und wer zu einer gehört, die Prügel bekam, wird sein Lebtag lang, und seine Kinder und Kindeskinder auch, geprügelt werden. Wie Viele, versprachen uns, was sie Verbesserung unserer Lage : unten, die gnädigen Herzöge, die Kettlers, die Schweden, die Russen, der und jener von unsern Herren; aber es blieb immer beim Alten, die prügeln und wir werden geprügelt. Der ist unvernünftig, der da meint, er könne ändern, was einmal ist; und darum sind die Menschen eigentlich die unvernünftigsten Geschöpfe, weil sie sich noch immer Mühe geben, was schief ist, in die Richte zu schieben. Durch alle die Verbesserungsversuche wird es eher noch schlimmer, denn was dabei drauf geht, macht die Leute ärmer und ärgerlicher, und wer anders muß es ausbaden, als wir, auf die alles zurückfällt. Wir müssen mehr arbeiten, mehr schwitzen und schaffen. Unsere Großväter saßen wärmer, und hatten mehr zu essen. Warum? Weil

sie nie daran dachten, daß es ihnen besser gehn, und die Welt bestehen könnte, wenn sie weniger Schläge kriegten, als an die sie von Kind an gewöhnt waren.

Eigentlich sind die Thiere die vernünftigsten Geschöpfe, sagte er nach einer langen Pause, während der er dem Spiel der Vögel zugesehen. Eins hetzt und jagt das andere. Sie wissen recht gut, daß sie einmal gefressen oder geschossen werden, der Käfer vom Sperling, der Sperling vom Habicht, der Habicht vom Adler und der Adler vom Jäger, und doch kümmert sie's nicht. Sie sind lustiger als wir. Der Hase spielt im Kohlfeld, die Eichkatze klettert auf den Aesten, das Reh springt über's Grün so froh wie als die Welt geschaffen wurde, und es kümmert sie nicht, daß im nächsten Augenblick Fuchs und Wolf ihnen wie ihren hundert tausend Vätern und Großvätern das Garaus machen werden. Ihnen fällt's auch gar nicht ein, daß es einmal anders werden könnte, was sie bei uns Ordnung, Kultur oder Gerechtigkeitspflege nennen. Allein der Mensch bildet sich so etwas ein, und weil das nie zu Stande kommt, was er sich denkt, ist jeder unzufrieden. — Wissen möcht' ich nur, weshalb die Kanaillen, die Krähen, immerfort schreien. Es geht ihnen doch nicht schlechter, als den andern Bestien. Ueberall sind sie zu Haus, auf den Gassen, den Höfen, am Meeresstrand und im Walde, haben immer Gesellschaft, und vollauf zu fressen, denn überall bleibt für sie übrig, und doch sind sie die lautesten in der ganzen Kompagnie, und machen ein Wesen, als gehörte ihnen die Welt,

ob ihnen doch nur das Aas zukommt. Kurz sie haben was sie nur verlangen können, kein Mensch und kein Thier ist ihnen besonders feind, und wenn es nicht müssige Buben thun, so stellt ihnen kaum Einer nach. Was muß ein Pferd ausstehen, was ein Hund lernen, wie viel Schläge kriegt der Ochs, bis man ihm den letzten auf die Stirn giebt und das Leder abzieht; und diese Krähen wissen nichts von Arbeit, Noth und Sorge, könnten die allerzufriedensten Geschöpfe sein unter Gottes Sonne, und sind's nicht. Warum? Weil's ihnen zu gut geht. Daran sollte der Mensch ein Exempel nehmen. Aber er thut's nicht. Warum? — Weil er meint besser zu sein. Als ob das Thier, das frißt, wenn es hungrig ist, säuft, wenn es durstet, schläft, wenn's müde ist, läuft, wo Gefahr ist, und stehn bleibt, wo es sich seiner Haut wehren kann, dümmer wäre, als mein studirter Herr, der zu alledem sich erst besinnt, hierbei ein Buch nachschlägt und dabei erst seine Freunde fragt, und am Ende doch nur thut, was die Grille ihm eingiebt.

Der philosophische Kutscher meditirte so lange bis die Ungeduld seiner Pferde ihn aufmerksam machte, daß die Sonne sich bedeutend hinter den hohen Kiefern zu neigen anfing. Ob der Nebel sich gleich verloren, zeigte sich doch von seinem Herrn noch keine Spur. Wir können nicht sagen, daß der Kutscher ungeduldig wurde, das lag nicht in seiner Natur, und er knallte in so gemessenen Zwischenräumen, wie bisher, mit der Peitsche; aber ein Entschluß kam in ihm zur Reife, der kein anderer war, als

seinen Herrn im Stich zu lassen. Er fiel dabei nicht aus seiner Philosophie: Denn, argumentirte er, ich bin angestellt für die Pferde, und nicht für meinen Herrn. Mein Herr würde mich übel anlassen, wenn ich für ihn dächte; er prätendirt ein vernünftiges Geschöpf zu sein, was für sich selbst sorgt. Die Pferde können nicht für sich selbst sorgen, für die muß ich denken und handeln. Wenn ich noch über eine Viertelstunde hier warte, finde ich den Weg nicht mehr, der uns an die nächste Schenke bringt. Eine Nacht in diesem Walde, wenn die Wölfe kommen, und es ist um die Thiere geschehen; und wenn auch keine Wölfe erschienen; da sind Moräste, Irrlichter, Abgründe, und die Unsicherheit selbst. Von mir, wenn ich nach Hause komme, fordern sie nicht meinen Herrn, sondern meine Pferde. Also — und nachdem er noch einmal vergebens geknallt, gab er seinen Thieren das willkommene Zeichen zum Aufbruch.

Sie liefen vortrefflich, als wenn sie nie einen Herrn gehabt, den sie jetzt verloren hatten. — Sie würden eben so laufen, tröstete sich der Kutscher, auch wenn ich, den sie doch lieb haben, und der ihnen so viel Gutes gethan, vom Bock fiele, und die Räder über mich weg gingen. Vieh und Menschen thun nichts, als was ihnen angeboren ist; mehr muß man nicht prätendiren.

Der Kutscher fuhr Tag um Tag, wie es vor der Abfahrt bestimmt war. Aber schon am nächstfolgenden fuhr er nicht mehr allein, sondern während er auf dem Bocke, saß im Wagen das uns wohlbekannte Gesicht

des Studenten, um deſſen Willen die Reiſe ihren eigentlichen Zweck verfehlte. An der Straße hatten der Wagen und der Ausgewieſene ſich begegnet, ohne daß dieſer dem Kutſcher andere Nachricht geben können, als daß er, nachdem er es ſeiner Geſundheit zuträglich gefunden zu Fuß zu gehen, der Naſe lang gewandert ſei, und dabei ſei ihm alles andre eher aufgeſtoßen, als der Herr von Sacken. Jetzt, erklärte Büren, fände er es ſeiner Geſundheit wieder zuträglicher, wenn er ſich in den Wagen ſetze, und der Kutſcher hatte nichts dagegen. Denn ſein Herr hatte ja dem Studenten die Wahl geſtellt, ob er oder Büren darin ſitzen bleiben ſolle; nur daß beide zuſammen fuhren, dagegen hatte er ſich beſtimmt erklärt. Alſo da jetzt Sacken nicht drin ſaß, warum ſollte Büren nicht fahren! Dagegen, als ſich Büren in den Fonds ſetzen wollte, proteſtirte der Kutſcher ernſtlich, indem der Wille ſeines Herrn, ob er nun todt oder lebendig, ſo lange für ihn Befehl bleibe, bis er einen neuen Herrn erhalten. Alſo mußte der Student, wenn er es nicht mit dem Kutſcher verderben wollte, auf der ganzen Reiſe rückwärts ſitzen, während der Vorderſitz leer blieb.

Ihr Geſpräch war ſo munter, als das zwiſchen Sacken und Büren einförmig und traurig geweſen. Nur wenn er ſich mit ſeinen Thieren und den Vögeln in der Luft unterhielt, eine Unterhaltung, von der der Kutſcher verſicherte, man lerne mehr als mit Menſchen, und finde ſich bequemer dabei, brach jenes ab. Sie ſahen in der Ferne Zigeunerfeuer, die zerlumpten Geſtalten kreiſelten

sich durch die Rauchwirbel, wie großes Gewürm. Der Kutscher behauptete, die Zigeuner seien eine Mittelsorte zwischen Thieren und Menschen. Um deshalb wüßten sie vieles, was kein Verstand erräth. Büren schlug vor, ihre Wahrsagekunst zu prüfen, indem man sie nach dem Schicksal des Verlornen frage. Der Wagenlenker hatte nichts dagegen, und sie näherten sich mit Vorsicht dem Kreise der Wegelagerer. Eine gewitzigte Zigeunermutter, in ekelhaften Lumpen und einer abschreckenden Gesichtslarve, wußte ihre Neugier durch ausweichende Antworten zu beschwichtigen: „Was frägst Du, blanker Bursch, sagte sie, nach altem Rest? Nebel ist dunstig, Luft ist flüchtig, Grab ist modrig; wer noch so viel lernt, erfährt doch nur, daß er nichts weiß, wer noch so weit läuft, kommt immer wieder hin, wo er auslief. Sie sagen die Erde ist rund. Schier dich nicht drum, blanker Bursch. Weis mir deine glatte Hand. Willst nicht wissen, was drin steht? Eine halbe Krone nur, blanker Bursch, und ich zeig' Dir Schätze."

Er hielt die Hand hin. Die welke verwitterte des Zigeunerweibes streichelte und tippte in der glatten, weißen des Jünglings. — „Blut steht da. Thut nichts; kannst's abwaschen. — Gold, Gold, viel Gold, wirst mir stolz werden. Laß nicht hängen die armen Romnitschel; thun dir nichts zu leide. Wirst zu hoch stehn. Hu wie hoch, vornehm und mächtig — eine Baronenkrone!" — Sie machte ein Zeichen der Verwunderung. Der Chor der Kinder umher schrie, auf unterkreuzten Beinen hü-

pfend, und mit den Zeigefingern nach oben weisend: Mehr, mehr! — Wirst einst Graf sein! sagte die Mutter. — Mehr, mehr! schrieen die Kleinen. — Wirst ein Herzog! — Mehr, mehr! schrieen die Kleinen. — Noch mehr? fragte wie ärgerlich die Mutter, und schaute tiefer und kopfschüttelnd in die Handfläche. — „Blanker Bursch, bist hoch genug, reich genug. Quäl' nicht arme Leute. Was haben die Romnitschel dir gethan? — Noch mehr? Ei Du Nimmersatt." — Sie schlug die Hände über den Kopf, und die Kinder schrieen, im Kreis hüpfend: Wehe! Wehe! Die Mutter warf die Lumpen über den Kopf und kauerte sich eine Weile auf die Erde, bis ihr schlaues Auge wieder zum Jünglinge aufschielte: „Bange nicht, blanker Junge, müssen Alle Rost und Staub werden. Wirst noch lange glänzen. Viele Kronen! Gieb mir eine dafür."

Der Jüngling schüttelte den Rest seines Geldbeutels in den Schooß der Zigeunerin, der Kutscher aber für sich den Kopf und Beide verließen schnell den Ort. Noch lange schallte das Geschrei der gespensterartigen Wesen, die mit aufgestreckten Armen ihnen: Heil, Heil! nachriefen. In einiger Entfernung sagte der Kutscher: Das klingt doch fast wie die Krähen schreien. Von da ab war beider Unterhaltung viel einsylbiger. Der Student hatte sich, in Gedanken verloren, in den Vordersitz geworfen, und der Kutscher ließ es diesmal zu.

In Mitau war ein so trauriges Fest begangen, als je eines diese Hauptstadt gefeiert hatte. Statt des blü-

benden Jünglings, der auszog nach Petersburg, um an der Hand der schönen Kaiserinichte in sein Herzogthum einzuziehen, war eine Leiche zurückgekehrt. Auf der Reise war der achtzehnjährige Herzog in den Armen der jungen Gattin erkrankt und gestorben. Anna Iwanowna, Peter des Großen Nichte, zog in die Thore Mitau's als Wittwe ein. Ihr Brautgefolge war ein Leichenzug. Ihr erster Regierungsakt die Bestattung dessen, der durch sein Leben allein ihr ein gesetzliches Recht zum Herrschen mittheilen konnte. Der Letzte aus dem Herzoggeschlecht der Kettler war in die Gruft gesenkt; was vom Stamme noch übrig, waren dürre Aeste, deren Rechte unbeachtet blieben, weil ihnen die Kraft abging, sie geltend zu machen. Trauerflor, gedämpfte Musik und matter Fackelschein erfüllte die Hauptkirche, und Volk aus allen Ständen drängte baarhäuptig, stumm, um den prachtvollen Katafalk. — Die Blicke schienen sich zu fragen, was nun aus ihnen, was aus dem Lande werden solle? Laut sprach es keiner aus. Die gespornten Tritte der moskowitischen Begleiter der Herzogin mochten die Antwort unterdrücken oder sie selbst geben. — Einer, mit verschränkten Armen am Pfeiler stehend, schien nicht zu bemerken, daß die Menge sich schon verloren hatte. Er trat jetzt vor, und einen Zipfel vom Sargtuche abreißend sprach er: „Das also der Schatz, den ich aus den Händen ließ! Wahrlich ein größerer als ich wahnte, denn mit dem Sarge versinkt in die Vergessenheit unsere Freiheit, Selbstständigkeit, vielleicht unser Vaterland!“ — Es war

Theosophus Sacken, der nicht in der Heide umgekommen, sondern nur den Weg verloren, und erst spät auf beschwerlichen Umwegen die Straße, Mitau jedoch erst an dem Tage erreicht hatte, als der Leichenzug seines Herzogs zum andern Thore einzog.

„Was geschehen wird, was man thun muß, sagte er zu seinen Freunden. Sich in sein Schneckenhaus zurückziehen, die Fühlhörner nur ausstrecken nach dem, was uns zunächst ankriecht. Weiter hinaus wirken zu wollen wäre Thorheit. Wenn ein Orkan in die Flotte fährt, hören des Admirals Befehle auf, jeder darf nicht mehr denken, als wie er sein Schiff vor dem Zusammenstoß mit den andern bewahrt. Unser Admiralschiff ging unter, der Stamm, an den wir uns hielten, ist entwurzelt. Die Fremden werden die Hände nach uns ausstrecken. Abfall, Zersplitterung wird eintreten. Der Pole prätendirt sein lehnsherrliches Recht, der Brandenburger schielt herüber, was er dabei gewinnen mag, der Moskowite wird uns erdrücken, bis wir nicht mehr athmen."

Seine Freunde dachten nicht so: — „Wenn ein Sturm die Flotte auseinandertrieb, suchen die Schiffe einen Nothhafen, wenn die Hauptfahne sank, folgt man einer anderen Standarte. Ein Kluger giebt nicht, um eine verlorne Schlacht, den Feldzug verloren. Unsere Lunge war nie so gewaltig, daß wir damit in andere Fahrzeuge bliesen, wir mußten immer laviren, und von fremdem Winde Nutzen ziehn: um deshalb, wie wir auch scheinbar erdrückt werden, werden sich noch immer Löcher

finden, um zu athmen. Statt des Abfalls und der Zersplitterung, wird die Ritterschaft sich unter dem sanften Fittichschlag der jungen Herzogin behaglich fühlen, und die hohe Verwandtschaft, die ihre schwachen Rechte stark macht, wird uns wenigstens vor ungebührlichem Einfluß von Polen und Preußen her schützen. Ihr Trauerkleid wird sie bald ablegen, und ihr froher Sinn verspricht, wenn sie hier ihre Residenz behält, dem Lande und der Stadt Vortheile und ein heiteres Ansehen. Um deshalb ist es an uns, ihr das Leben hier angenehm zu machen, während die Klugheit uns gebietet, uns bei ihr zu empfehlen. Du hast ihr Herz gewonnen beim ersten Anblick, nutze die Gunst des Schicksals, das selten zweimal winkt, und nimm die Dir dargebotene Stelle als Hofdame an."

So sprach der Freiherr von Treyden zu seiner Nichte Benigna von Tretha, welche zu dem ihren auch seinen Namen hinzugefügt hatte. — „Und was wird mein Bräutigam dazu sagen," entgegnete das verständige Mädchen, mit ihren großen klugen Augen lächelnd den Pflegevater anblickend?

„Er wird sich trösten, wie er sich die sechs Jahre über getröstet hat, mit Seneca und Aristoteles. Wie sehr diese Parthie auch mein Betrieb war, so habe ich doch nicht Lust, noch andere sechs Jahr zu warten, bis seine Melancholie alle Bedenken beseitigt hat, und Du eine alte Jungfer bist."

„Er haßt den Hofdienst und die Moskowiter. Der Schritt wird ihn erzürnen."

„Um das zu verhindern, so weit es geht, bist Du ein kluges Mädchen. Anfangs mögen wir es ihm verhehlen, dann ein heftiges Andringen der Herzogin vorschützen, unter Thränen uns gezwungen sehn, es anzunehmen, um sie nicht zu erzürnen. Ist er dann bei Sinnen, so greift er zu. Oder aber, wenn er zögert, und Du merkst, daß die Flamme im Verborgnen glüht, stelle es als Deinen Wunsch, als das Ziel Deines Ehrgeizes vor, Hofdame zu werden. Dies wäre noch besser. Er wird dadurch zu wünschen gezwungen und selbst in eine Lage der Ungewißheit versetzt, welche leider jetzt auf unserer Seite ist."

Benigna wollte dies unwürdig finden. Der Oheim bestritt es: — „Wenn wir ein Lebensziel vor Augen haben, ist keine Vorsicht, durch die wir es zu erreichen suchen, unwürdig. Heutzutage was man denkt ohne Umschweif auszusprechen und auf etwas, was man begehrt, gerade loszuziehen, ist eben so wenig gut als klug. Zaar Peter und König Karl scheiterten Beide, und allein an diesem Fehler. Der Kluge wird ein doppeltes Ziel vor Augen behalten, um, wenn das eine fehlschlägt, sich am andern zu halten. Gewisse Lebensregeln werden für alle Fälle ausreichen: Beleidige Niemand durch eine abschlägliche Antwort, aber versprich auch nichts so gewiß, daß Du nicht eine Hinterthür behältst, wenn Du andern Sinnes wirst. Sei sittsam; denn die Sitte wird überall gelten; aber leihe dein Ohr, wo es gewünscht wird, auch dem leichtfertigen Spaße, und ein Lächeln um Deinen Mund muß mehr andeuten, als Deine Zunge je-

mals aussprechen darf. Unsern jungen Kavalieren, die ihr Glück im Auslande versuchen, empfehle ich Takt, Feinheit und Mäßigung; durch diese müssen wir überall uns auszeichnen. Aber um deshalb sollen sie doch in Petersburg zeigen, daß sie Wein und Branntwein zu trinken verstehen, und in Potsdam Taback und Bier vertragen. So gieb Du als Hofdame Dein eigenes Urtheil gefangen, und zeige doch, daß Du eines hast; rechne im Stillen ab mit Deiner Sitte und nimm öffentlich die an, welche Deine Herzogin Dir gern anpassen möchte. Sie ist schwach, gutmüthig und bequem. Durch die größte Folgsamkeit kannst Du einen Charakter der Art Dir unterthänig machen, sobald Du es nur verstehst, indem Du regierst, den Schein des Gehorchens zu bewahren. Auf die Weise stieg das Mädchen von Marienburg bis zu des Zaaren Gattin, und ist nun Selbstherrscherin und Kaiserin. Niemand weiß jetzt, welcher Ehrenplatz für ihn offen steht; darum sollte jeder mit der Vorsicht handeln, daß, wenn ihn das Glück erhebt, keine Rückerinnerung ihm schaden kann."

Benigna entgegnete: „Wir haben an unserm Hofe schon eine Zaarentochter zu viel, und keinen Zaaren dafür."

„Um die junge Fürstin wird sehr bald eine Freierschaar sich sammeln, sagte der Alte. Wenn Einer, kann doch nur Einer sie erobern. Man weiß nicht in voraus, welche Verhältnisse aus der Konkurrenz von Fürstensöhnen sich entspinnen. Um einen gefährlichen Bewerber

mit Schonung zu entfernen, könnte die Herzogin andre ſüße Feſſeln ihm wünſchen. Je mehr Käufer um eine Waare ſich drängen, um ſo lebhafter wird der Markt, und auch die andere Waare ſteigt im Preiſe. Unter dergleichen Liebesintriguen, galanten Abenteuern, Doppelneigungen, ſiegt immer der, der ſich ſelbſt beherrſcht und verſchwiegen iſt. Ein Schweigender iſt ſtets im Vortheil. Die Andern mühen ſich ab ihn zu errathen, während er ausruhen und beobachten kann. Einfalt kann für Klugheit gelten, Theilnahmloſigkeit für ernſtes Erwägen. Das Schweigen läßt ſich nachher deuten, wie man will, als Haß und Liebe. Nichts wird von den Mächtigen theurer bezahlt als ein ſtummer Mund, und einer, der ſo das Vertrauen gewinnt, hat außerdem den Vortheil, daß ſein Gönner ihn fortwährend ſchonen muß, weil er einſt die Lippen öffnen könnte. Ahnen laſſen, daß dies wohl möglich, billige ich; aber niemals, daß man es wirklich thut. Denn der Verräther wird nirgend geachtet, und Niemand ſteht ſo ſicher, daß er nicht auch einmal des Vertrauens bedürftig wäre."

Benigna lächelte ſchlau, als ihr Pflegevater ging: „Wenn ich Sacken dieſe goldnen Sprüche mittheilte, würde er nicht meinen, die Welt ſei noch um eins ſo ſchwarz, als ſie ihm ſchon dünkt!" — Aber das Fräulein theilte die Sprüche ihm nicht mit, ſondern hörte ſo gelaſſen, ſchweigend und lächelnd, wie dem Vater dem Bräutigam zu, der ihr bewies, wie Gerechtigkeit, Treue und Vertrauen immer mehr aus dieſer Welt der Argliſt ver-

ſchwänden, und der ſchwarze Egoismus zu einem Ungeheuer anwachſe, derweil er ſeine lachende Faſchingsmaske immer bunter ausſchmücke. Er bewies es durch tauſend Exempel aus der alten Geſchichte bis herunter zu der ſeines eigenen Kutſchers, der ihn in der lithauiſchen Heide verlaſſen. Aber der Menſch, auf den er bis da Häuſer gebaut, ſei nicht ſchlimmer als alle vom Weibe Gebornen; ſie folgten alle nur dem innern dunkeln Drange, der auf die Vernichtung alles Großen, Edlen, Zuſammenhängenden hinſteuere. Wer noch in ſich den Organismus der edlen Naturkräfte erhalten wolle, habe nichts ſchleuniger zu thun, als ſich von der Maſſe zu iſoliren, und, ſeinen Ameiſenbau betreibend, zu ſchaufeln und bauen, bis das letzte Haus fertig, auf das der Menſch ein Recht hat.

Benigna fühlte für Sacken die Zuneigung, deren ihre ruhige Seele fähig war. Sie glaubte, er deute auf eine nahe Verbindung, und äußerte einſtimmend: „Wenn dann nur zwei Seelen ſich verſtehen, ſo mag dieſe Zurückgezogenheit ihnen ſo reich dünken, daß ſie die Welt dafür aufgeben.“

„In der ganzen Welt durchdringen ſich nicht zwei Seelen, erwiederte er rauh. Sie belügen ſich, wenn ſie verſichern, ſich zu verſtehen, und wenn ſie ſich für einander aufopfern, denkt jeder daran, den andern zu hintergehen. Da iſt keine Ausnahme. Auch Du betrügſt mich in dieſem Augenblick, Deine Wünſche ſchweifen anderwärts hin, die plötzliche Röthe verräth es mir. O gieb

Dir keine Mühe; keine Betheuerungen! Ich erwartete Dich und ich verlange Dich nicht besser. Du liebst mich, weil es die Natur mit sich bringt, daß das Weib Einen lieben muß, ich Dich, weil ich es mir von Jugend auf vorgesagt; und wir sind uns Beide treu, wir verrathen uns nicht, weil die Motive zu der Umwandlung fehlen. So mögen wir auch glücklich werden, weil eben zu dem, was wir Glück nennen, nichts mehr gehört als unsere Mangelhaftigkeit mit etwas Einbildung ausgestattet."

Er hatte nicht bemerkt, wie auf ihrem immer ruhigen Antlitz die Röthe der Scham mit der Röthe des Zorns wechselte. — „Wird es da nun nicht unsere Pflicht, sprach sie als er gegangen, mit Schreck die Anzeichen ihrer Aufregung im Spiegel wahrnehmend, die Männer, die betrogen sein wollen, wieder zu betrügen? Wenn sie Tugend von uns nicht erwarten, weshalb ihnen ein Geschenk aufdringen, das sie nicht zu würdigen wissen! — Sie wischte eine Thräne aus dem Auge. — Es soll die letzte gewesen sein. Mein Oheim verlangt für seinen klugen, gefühllosen Rath keine Empfindungen des Dankes; er ist schon belohnt, wenn man ihm folgt. Wenn wir mit den Männern unterhandeln müssen, so ist es doch am gescheitesten, mit denen zu thun zu haben, die am wenigsten fordern, und was wir ihnen gewähren, am höchsten schätzen, als mit den unersättlichen, die unsere Gefühle verschlingen wie heiße Steine den Regentropfen, und trocken bleiben wie vorhin."

Anders waren die Wirkungen, welche die Unterre-

dung auf Theosophus Sachen hatte. Er fühlte, daß er zu rauh gewesen, er gestand sich sein Unrecht, und wollte es ihr gestehen; er fühlte, daß er aufrichtig das kluge Mädchen liebe, daß der Königsberger Freund Recht gehabt, der ihn gewarnt, er möge den seltenen Schatz je eher, je lieber heben. Er schrieb einen langen Brief der Reue, der Bitte um Vergebung und um Beschleunigung ihrer Verbindung. Aber er ließ den Brief über Nacht liegen, und am andern Tage schickte er ihn nicht ab; denn am Morgen erhielt er die Nachricht, daß das Fräulein Treyden zur Hofdame der Herzogin ernannt sei. Statt des langen herzlichen Briefes erhielt Benigna einen kurzen bittern, und die Fürstin, welche ihn freundlich auffordern lassen, ihren Hof zu besuchen, da sie glaube, daß derselbe einen Schatz für ihn bewahre, eine kalte, fast unhöfliche Antwort: „er sei von einem Metall, das der Rost bereits überzogen, und ganz unwürdig für Schätze, welche bestimmt wären, zu glänzen.“

Er zog sich auf seine entferntesten Güter zurück. Doch auch hierhin drangen die Töne und Lichtstrahlen, die er vermeiden wollte. Vergebens strebte er, wie er dem Lärme des Hofes sich entzogen, sich auch frei zu machen aus dem geselligen Geräusch, das eine kurländische Haushaltung mit sich bringt. Die Gesellschaft von Verwandten und Freunden verfolgte ihn in dem Maße, wie er sie floh, bis in die stillsten Winkel. Man drängte ihm Nachrichten auf, vor denen er gern die Ohren verstopft hätte: von dem Jubelleben in Annahof, den Günst-

lingen, Bewerbern um die Herzogin. Im selben Grade, wie man sie um ihn lobte, empfand er einen Widerwillen gegen diese Fürstin. Seine Neigung zum Fräulein Treyden ging in Erbitterung über, als er vernahm, in wie hoher Gunst sie bei ihr stand. Täglich verdrüßlicher ward ihm der Aufenthalt im Vaterlande, und er beschloß auf einer Reise durch Europa die peinliche Gegenwart zu vergessen zu suchen.

Ein Neffe, den er liebte, und zu seinem Erben ernannt, für den Fall, daß er kinderlos stürbe, begleitete ihn bis an die Gränze. Theosophus ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, denen seine eigene bittere Stimmung sich beimischte. „Vor allem sei auf der Hut vor denen, welche sich Dir durch Zuvorkommenheit verpflichten wollen. Sie lauern nur auf den Gegengewinn, und fordern, was sie Dir geben, mit Wucherzinsen zurück. Geiz und Verschwendung machen uns zu Sklaven, diese zu denen der Andern, jener zu einem von uns selbst; aber schlimmer als Geiz und Verschwendung ist die Eitelkeit; sie macht uns zum Sklaven Unserer und Anderer zugleich. Dies der Anker, an dem uns das Weib ködert. Ein Lächeln, ein verführerischer Blick zündet in uns alle von der Vernunft gebändigten Geister des Hochmuths, und diesen Silberblick aufgeregten Selbstgefühls nennen wir Liebe. Wir lieben nur uns im Weibe; aber das Weib kann gar nicht lieben. In der Leidenschaft ist es Bacchantin; ohne Leidenschaft kann es nur rechnen. Darum fliehe die Weiber, wenn Du dir nicht

Muth zutrauest ſie zu beherrſchen. Es iſt kein Kinderauge ſo unſchuldig, daß Du nicht ſchon darin die Katzentücke wahrnehmen wirſt, das ſchlaue Hinhorchen auf das, was gilt. Nur die, welche nichts zu verlieren haben, ſind zur Aufopferung bereit. Am furchterlichſten ſind die Weiber, welche herrſchen, und unſelig die Reiche, wo Frauen auf dem Throne ſitzen, weil in dem Schwanken zwiſchen tyranniſchen Launen und nachgiebiger Schwäche jede Sicherheit aufhört. Siehe dies England, wohin ich gehe, wie ſeine Königin Anna es vom Gipfel der Macht an den Rand des Abgrundes gebracht hat, und wehe dem armen Lande, das wir jetzt verlaſſen, wo eine neue Anna regieren ſoll, um ſelbſt regiert zu werden von Furcht, Kitzel und den wechſelnden Launen ihrer wechſelnden Günſtlinge."

Sie waren ausgeſtiegen, um ſich zu trennen. Als der Neffe auf ſein Pferd wollte, um den Rückweg anzutreten, bemerkte er eine vorüberziehende Zigeunerbande. Theoſophus Blicke verdüſterten ſich, und ein bittres Lächeln zückte über die Lippen, indem er ausrief: Ibi Veritas! — „Was wollt ihr damit ſagen, verehrter Ohm?" — „Anfragen, mein Neffe, in die Wolken, woher, was den Weiſeſten der Weiſen mit dem Schleier von Sais verdeckt bleibt, dieſem Geſindel, ohne Abkunft, ohne Zukunft und ohne Gegenwart, ſelbſt Spreu im Winde der Zeit gleich ihren Lumpen, die die hagern Skelette umflattern, woher es denen eröffnet ward!" — Der Neffe ſah verwundert den Philoſophen an: „Glaubt Ihr an die Hexen-

früche?" — Auf seine Schulter gelehnt sagte der Freiherr: „Als ich neulich von Königsberg zurückkehrte, verirrte ich mich im Nebel der Haide. Ich lief thöriger Weise einem Taugenichts nach, den ich aus dem Wagen gewiesen, weil ich fürchtete, er möge durch meine Schuld in der Wüste umkommen. Statt dessen hatte ich fast dies Schicksal, eine deutliche Anweisung desselben, daß wir nicht für andere sorgen sollen. Unsere Natur weist uns auf uns selbst zurück. — Nach langem Umherschweifen, gelockt von der Stimme des singenden Burschen, den ich übrigens doch nicht wiedersah, gerieth ich in ein Zigeunerlager. Ich mußte daselbst übernachten. Ich theilte ihre ekle Kost, ihr schlechtes Lager. Wider meine äußerste Anstrengung, denn ich hatte wohl Grund zu fürchten, übermannte Deinen Oheim der Schlaf. Da weckte mich eine Berührung, ein heißer Athem. Auf meiner entblößten Brust kniete die Zigeunermutter, und unter dem blauen, sternenbesäeten Firmamente grinste mich das widerwärtigste gelbe Gesicht an. Willst du mich morden Hexe! rief ich. — Aber sie schlug die Hände über den Kopf und ihr Blick drückte Staunen, Verwunderung und Entsetzen aus: „Ach du bist viel zu arm! sagte sie. Blanker Herr! welchen Schatz hattest du, und du ließest ihn laufen. Fort, fort! mit dir ist nicht gut sein. Wer das Gold nicht greift, was sie ihm zuwerfen, die blanken Sterne, dem schleudern sie nachher Koth hin. Wer dir was nimmt, nimmt Unglück! — Wie Nebelgerieſel war die Versammlung am grauenden Morgen ehe ich es mich

verſah, verſchwunden. — Ich deutete damals — ſolche Phantaſien nähren den Aberwitz — den verlornen Schatz auf den Burſchen, den ich laufen ließ. Nachher meinte ich, es ſei der Tod des Herzogs, und jetzt weiß ich, mein lieber Neffe, was der Schatz iſt, den ich fahren ließ: es war das einzige edle Weib, deſſen Werth ich erſt erkennen ſoll, nachdem ich es muthwillig verſtieß!"

Der Neffe kannte den Oheim, er lächelte nicht. Aber er winkte die Zigeuner heran; denn ſie ſahen ihm ſo vergnügt aus, daß ſie diesmal gewiß für ſeinen Oheim beſſere Nachricht aus den Sternen hätten. Sacken ſtreckte gedankenlos die Hand hin, während der Neffe ſagte: „Hexe, ſieh ob der blanke Herr eine ſo glückliche Reiſe haben wird, als er wünſcht. Wenn Du's heraus ſiehſt, ſollſt Du ein eben ſo blankes Geldſtück haben, als Dein Spruch es iſt." — Die Alte ſah und überſchlug ſich: „Chriſte Wunder, großer Herr, ſo lang und krumm wirſt Du reiſen, und unterweges alles treffen, wie Du es wünſcheſt." — „Dann muß ich keinem Menſchen begegnen, murmelte Sacken, denn die glücklichſte Reiſe für mich wäre die, wo ich auf Niemand ſtoße." — Die Alte nickte mit grinſender Miene: „Die Sterne lügen nicht. Sie ſind gut gegen reiche Leute. Kriegen einmal Alles was ſie wünſchen." — Dann, als ſie die Hand des Neffen ergriff, denn der Freiherr wollte es, verzog ſich ihr Geſicht zu einem noch freundlichern Lächeln: „O Tag des Glücks — Schelm, Schelm, Du fängſt den Schatz, den der andere laufen läßt — wie bunt und luſtig und ſchwer — eine

ſchmucke Frau im Netz — zieh zu, wie er auch grimm ausſieht, es thut nichts; Du führſt die Braut nach Haus!"

„Ein Glück, ſagte der Freiherr indem er der Wahrſagerin ein Geldſtück zuwarf, daß Du erſt ſechszehn Jahre zählſt, mein lieber Neffe, die dich vor der Hand noch vor der Gunſt bewahren, welche die Hexe Dir verheißt."

Auf ſeiner Reiſe, die viele Jahre dauerte, fand Theoſophus Sacken ſehr Vieles, nur das nicht, was ihm die Zigeunerin verkündet. Denn überall traf er auf Menſchen, und ihre ſchwachen Seiten, und kein Land, keine Stadt, kein Dorf, wo er nicht Stoff zum Aerger ſammelte. Er ſtudirte in England, Frankreich und Italien die Intriguengeſchichte der Zeit, und fluchte dem Kitzel, der ihn an die Höfe geführt, ſo lange er auf dem glatten Boden ſich bewegte; aber wenn er auf dem Lande war, trieb es ihn wieder zu neuen Studien dahin zurück. Den tiefſten Verdruß erregten ihm aber die Nachrichten aus der Heimath. Denn während er daſelbſt nichts vom Gange der öffentlichen Ereigniſſe wiſſen wollte, ſog er in der Fremde die geringſte Notiz darüber gierig ein. Er wußte ſo genau, als habe er hinter der Gardine gelauſcht, die Geſchichte der ritterlichen Abenteurer, welche zu werben kamen um Anna's Hand, und als Mitgift Kurlands Herzogshut in den Kauf nehmen wollten. Ihn freute, daß der kecke Marſchall von Sachſen, ſchon ſo nahe dem Siege, nachdem er durch Muth Polens und Rußlands Einſprüche überwunden, durch die

Neigung zu einer Zofe scheiterte, welche die gereizte Anna dem Unwiderstehlichen nicht verzeihen konnte. Eine lange Krankheit hatte ihn gehindert, das Aufgehen eines neuen Gestirns zu verfolgen. Der Kammerherr, Baron, bald Graf Biron stand schon in der Blüthe der Gunst, als Sacken von seinem Einfluß zuerst erfuhr. Zugleich fast kam eine Nachricht, die ihn auf das Krankenlager zurück zu werfen drohte: Biron hatte Anna's Favoritin, die Hofdame Benigna von Trotha, genannt von Treyden, geheirathet. Um die Wunde zu vergiften, fügte die Nachricht das Gerücht hinzu, Benigna's Ehe mit dem mächtigen Günstlinge sei nur der Deckmantel, den die Konvenienz über das innigere Verhältniß Biron's zur Herzogin geworfen. Seine tugendhafte Braut hatte ihr Lebensglück, ihren guten Namen hingegeben zum Aushängeschilde für die verstohlene Lust zweier Andern!

Das war zu viel. Er wollte nichts mehr aus Kurland wissen. Den verhaßten Namen Biron, die Namen Anna, Benigna nicht mehr hören. Er suchte die von Fremden unbesuchtesten Gegenden, und gerade da stieß er auf Stammverwandte aus dem Norden, die ihn mit Neuigkeiten daher wider Willen überschütteten. Es waren gewichtige darunter. Dem Mädchen von Marienburg war auf Rußlands Throne Peter der Zweite gefolgt, und nach dem frühen Tode des Jünglings hatten moskowitische Große, näher Berechtigte übergehend, unerwartet Anna von Kurland zur Kaiserin des unermeßlichen Reiches berufen. Sie war gekommen und herrschte

und an ihrer Seite Biron. Keine Intrigue, keine Gewalt vermochte ihn zu ſtürzen, ſeinen Einfluß wankend zu machen. Vor dem Zorn des allgewaltigen Günſtlings, dem die Ritterſchaft noch vor kurzem die Aufnahme in ihre Adelsmatrikel ſtolz verweigert, zitterte das große Rußland und das kleine Kurland. Ein Wink von ihm ſandte nach Sibirien, eine Zeile mit ſeinem Namen auf das Schaffot.

„Und wer iſt er? wo ſtammt er her?“ fragte Sacken in einer Geſellſchaft Kurländer, die ſich in Paris verſammelt. Bedenkliche Blicke, ein vorſichtiges Achſelzucken antwortete ihm. — „Wie, Medem, Sternberg, Recke! fuhr Theoſophus auf, iſt es unter Gliedern der Ritterſchaft nicht mehr erlaubt, nach der Herkunft Eines zu forſchen, der ſich unter uns drängt, wir die wir ſeit Jahrhunderten der Reinheit des Blutes ſogar die Intereſſen des Vaterlandes ſelbſt opferten?“ —

Mengden entgegnete: „Er ſchreibt ſich und führt das Wappen der franzöſiſchen Biron, ob doch Einige ſeinen Großvater als Stallknecht gekannt haben wollen.“ — Sternberg ſagte: „Der witzige Chef der Familie, der Duc Charles Armand de Gontault hat ihn in einem Briefe gefragt: wie er zur Ehre der Verwandtſchaft mit ihm komme? Und Biron hat ſich gehütet zu antworten.“

Sacken ging deshalb den Marſchall ſelbſt an, als ihn einige Tage darauf der Zufall mit ihm zuſammen führte. Der alte Edelmann ſah den Fragenden ſchlau an, indem er ſich tief verneigte: „Ich rechne es mir zur

höchsten Ehre, daß Seine Durchlaucht die Gnade haben will mit uns verwandt zu sein."

„Durchlaucht!" rief Sacken verwundert.

„Mein werther Baron, Sie wissen vermuthlich noch nicht die heut angekommene Neuigkeit, daß Graf Biron zum Herzog von Kurland erwählt worden ist. Es geschah so einstimmig von der Ritterschaft in der Hauptkirche von Mitau, daß die Dragoner, welche um die Kirche hielten, nicht einmal nöthig hatten, ihre Stimmen mitabzugeben. — Er ist nun ein souverainer Fürst, fuhr der Duc fort, und Ihr gnädiger Herr, mein lieber Baron von Sacken, weshalb ich Ihnen angelegentlichst rathe, so wenig als ich daran zu zweifeln, daß er aus der Familie Biron ist. — Sie müssen doch eingestehen, daß unser Name ein guter ist, wenn so illustre Personen einen Appetit darauf empfinden."

Sacken wollte es unverschämt finden, der alte Marschall aber beruhigte ihn: „Man muß sich niemals über Namen erzürnen. Namen sind Lufterscheinungen, sie gehören Niemand oder dem an, welcher die Geschicklichkeit besitzt, sie so an seinen Leib zu passen, daß die Leute glauben, sie gehören zusammen. Da Niemand weiß, wer sein Vater ist, warum soll der Herzog von Kurland nicht eben das Recht haben wie ich, sich für den Urenkel meines Urgroßvaters zu erklären? Es kommt nur auf die Mittel an, es die Leute glauben zu machen. Und Sie müssen bekennen, daß achtzigtausend Bajonette, funfzigtausend Kosackenpiken und fünfhundert Feuerschlünde,

die ihm zu Gebote stehen, bessere Mittel sind, als die Pergamentblätter meines Stammbaums. Weit entfernt, es ihm bestreiten zu wollen, bin ich schon zufrieden, wenn er mir nicht damit beweist, daß ich kein Biron bin. Wahrhaftig, mein lieber Baron, ich müßte es ihm glauben, wenn er es mit den Gründen versicherte."

Empört über den Leichtsinn des alten Franzosen verließ Sacken den Marschall. Sein Entschluß war gefaßt. Er übertrug seinem Schwestersohne, welcher in Königsberg gleich dem Oheim in Behrend's Hause freundlich aufgenommen, eben seine Studien vollendet hatte, seine Güter. Er selbst wollte sich an den Küsten der Bretagne ankaufen, eine öde Wohnung zwischen den Kreidefelsen, die ihn nichts sehen ließen als die Brandung des Meeres. Nie wollte er wieder in die verhaßte entwürdigte Heimath zurück. Und doch änderte er schon am folgenden Tage, nachdem der Bestallungsbrief abgegangen, diesen Entschluß, und saß am nächsten im Reisewagen, auf dem Wege nach den grünen Gestaden der Ostsee.

Sein Neffe hatte ihm gemeldet, daß er sich mit einer reizenden jungen Dame in Königsberg verlobt habe, und nicht zweifle, wenn er ihren Namen nenne, daß sein Oheim ein freudiges Ja zu der Hochzeit, zu der er ihn herzlichst einlade, senden werde. Die Geliebte sei keine andre, als die Tochter des alten Freundes aus seinen Universitätsjahren Benigna Behrend. Hätte noch etwas gefehlt, den Zorn des Freiherrn zu steigern, so war es die hinzugefügte Nachricht, daß Sacken's Freunde

ſich lebhaft für die Partie intereſſirten, und unter dieſen vor allen der Herzog.

Theoſophus hatte ſich bei ſeinem Haß gegen das ganze Menſchengeſchlecht eine kleine Neigung für die deutſche Nation erhalten. Er meinte, hier ſeien noch Reſte der aus der Welt verſchwundenen Ehrlichkeit zu entdecken. Die Erinnerung an die Zeit, die er in Königsberg verlebt, gaukelte zuweilen wie ein Roſenſchein durch die ſchwarzen Wolken, welche ſeinen Horizont umdüſterten. Mit mehr Wärme, als der Neffe je an dem Oheim wahrgenommen, hatte er von der uneigennützigen Theilnahme geſprochen, die er im Hauſe des Advokaten Behrend gefunden, und auch des Kindes erwähnt, deſſen unſchuldige und doch kluge Fragen ihn oft erheitert. Jetzt war auch dieſer letzte Lichtſchein an ſeinem Himmel verdunkelt. Ihm kam es vor, während er Deutſchland haſtig durchreiſte, als ſei die Nation ausgetauſcht; ſo widerwärtig, lieblos, habſüchtig blickten ihn alle Geſichter an. Er wünſchte ſich aus der Kultur hinaus in die lithauiſchen Steppen, und ſtieg ſo ſelten, als es ſich thun ließ, aus dem Wagen.

„Alſo daher die fuchsartige Freundlichkeit, der biedere Ton, die ſchlichte Sitte, monologiſirte er, womit der deutſche Mann mich gefangen nahm! Er war nichts als ein ſchlauer Advokat in re propria. Die Uneigennützigkeit, mit der er meine Rechnungen ſchrieb, waren nur ein Aviſo auf Mehr, und ſchon damals mußte das Kind mit dem Oheim liebäugeln, damit es einſt den Neffen

fangen sollte. So gehören nicht mehr Jahre, täglicher Umgang, es gehören Jahrzehnde dazu um die Menschen kennen zu lernen; und auch dann vielleicht nicht. Der Neffe hintergeht den Ohm, der Bruder den Bruder, der Sohn den Vater. Scheue vor allen den Stempel der Biederkeit an der Stirn; aus dem der Falschheit, weil sie sich selbst nicht treu bleiben kann, mag doch vielleicht noch Ehrlichkeit hervorgehn."

Mit einer Wolke voll Ungewitter in der Brust, die von jedem Verdrusse, den er auf der Reise erlitt, dunkler anschwoll, stieg der Freiherr in Königsberg vor dem Hause des Advokaten Behrend aus. Entladen sollte es sich gegen den Heuchler, den unverschämten Spekulanten; niederdonnern wollte er ihn, zerstören die eitle Hoffnung und dann — was dann geschehen sollte wußte er noch nicht, aber das Donnerwetter entlud sich schon indem er an der Klingel riß. — Der Advokat war nicht zu Haus, die Gattin auch nicht, die Tochter mit den Eltern verreist. Wohin? — Nach Kurland, zur Hochzeit, antwortete ein Nachbar aus dem Fenster. — Um in diese Hochzeit wie der Blitz in den Pulverthurm zu fahren, mußten erst die Pferde gewechselt werden. Der Weg zur Post führte ihn vor des Bürger Lauson's Hause vorbei. Der mußte ja um das Komplott wissen. In dem neu geweißten Flure war es auch still. An der Wand stand folgender Vers mit Kohle geschrieben:

Juchheissa mein Faß Ungerwein bleibt doch in dem Keller,
Der Kurländer hat bezahlt bei Pfennig und Heller.

Virat der Herzog von Kurland, und der es geworden,
Und auch der Königlich Preußiſche ſchwarze Adlerorden!

Von einem tauben, alten Manne, der eine Art Hausknecht oder Verwalterſtelle im Hauſe verſah, konnte der Freiherr über das tolle Gedicht nicht mehr erfahren, als daß ſein Herr es ſelbſt in der Freude an die Wand geſchrieben, und daß der Herr Advokat Behrend und ſeine Freunde herzlich darüber gelacht. Die letzte Zeile ſei aber erſt nachher hinzugeſchrieben, denn des Herrn Lauſon Freunde hätten es bedenklich gefunden, wenn er, als guter Preuße und brandenburgiſcher Patriot, einen fremden Potentaten allein in ſeinem Hauſe leben laſſe, und es möchte ihm in Potsdam übel angerechnet werden. Um deshalb habe ſein Herr Lauſon, ſagte mit Wohlgefallen der Menſch, auch den ſchwarzen Adlerorden leben laſſen, den dazumal gerade Seine Excellenz der Herr Gouverneur aus der Reſidenz erhalten. Und daran habe er ſehr klug gethan und es ſei ſehr gelobt worden von Allen. — „Wo iſt ſein Herr?“ fragte Sacken ungeduldig. — „Z zur Hochzeit in Kurland“ war die Antwort.

Das wird ja eine recht luſtige Hochzeit, dachte der Freiherr indem er wieder im Wagen ſaß, es ſind ihrer genug jetzt, die ſich ſatt eſſen und trinken wollen, bei mir. Mich ſollte aber nicht wundern, wenn noch mehr Vettern, Vaſen nachkämen, vielleicht halb Königsberg als Sippſchaft, um das hocherfreuliche Ereigniß, daß ein Bürgermädchen in meine Familie heirathet, ſtandesmäßig mit zu feiern. Eine herrliche Verwandtſchaft! Schade

daß ich ſchon genug an denen habe, welche die Geburt mir gab, um das Glück dieſes celebren Zuwachſes zu ſchätzen!

Theoſophus Sacken glaubte, um ſeinem Einſpruch Wucht zu geben, gerichtliche Anordnungen in der Hauptſtadt nöthig zu haben. Um deshalb eilte er zuerſt nach Mitau. Die Ritterſchaftsbehörde zeigte ſich ſehr bereitwillig, und man billigte die Abſicht des Freiherrn, ſeinen gerichtlichen Einſpruch vor der Hand geheim zu halten, um damit am angeſetzten Hochzeitstage wie ein Blitz aus heiterer Luft vorzubrechen. Denn eine ſolche Kränkung der Familienehre fordere eine publike Genugthuung. Aber zu den Maaßregeln, welche Theoſophus forderte, wünſchte man, daß er die Beiſtimmung, wenigſtens das Vorwiſſen Seiner Durchlaucht des Herzogs beibringe. — „Wie! rief er entrüſtet, dürfen wir uns nicht mehr ſelbſt regieren! Steckt der — frei Gewählte die Naſe in unſere freien Familienangelegenheiten?“ — Man zuckte die Achſeln; man lenkte das Geſpräch ab auf den und jenen alten Bekannten, der ähnliche Gedanken mit Sacken gehegt, und nun — der eine im Auslande, der Andere — im fernſten Aſien, einer wohl gar bei der Zobeljagd, naturhiſtoriſchen Studien nachhänge.

Sacken's Ingrimm barg ſich in die Maske des Trotzes. Er eilte nach dem Palaſt; der Herzog war grade in Mitau. Im Vorzimmer begegnete ihm ſein Jugendfreund Keyſerlingk, von dem er ſeit Jahren kaum mehr erfahren, als daß derſelbe nicht weniger mißver-

gnügt als er, ſein Vaterland auf längere Zeit gemieden. Die Verwunderung, ſich hier wiederzuſehen, war auf Sacken's Seite größer. Keyſerlingk zog ihn bei Seite, und ſprach in einem Tone, den er an dem gewaltigen Senior der Kuronen nicht gewohnt war: „Du thuſt recht daran. Wie die Sachen liegen, blieb uns kein anderer Ausweg. Man muß verſtehen, die Träume der Jugend von der Wirkſamkeit des Mannesalters zu unterſcheiden. Er iſt heftig, eitel, aber darin vernünftig: er denkt nicht zurück, wenn wir ihn nicht daran erinnern. Ich ſchloß meinen Frieden mit ihm. Verſuche Du es auch. Er iſt zur Verſöhnung geneigt, und Du triffſt ihn in einer guten Stunde. Er wird thun, als ob er Dich zum erſten Male ſähe; ſei auch Du klug und ſetze nicht um einer auftauchenden Jugendgrille wegen das Glück des Lebens auf's Spiel."

Keyſerlingk eilte fort. — Was ſollte der Herzog, den er nie geſehen, mit dem er nie verhandelt, ihm vergeben, dachte Sacken. An ihm war es, ob er dem Manne verzeihen wolle, der ihm ſeine Braut geraubt, der ſich in ſeine Familienangelegenheiten unberufen miſchte. Höhnend ſah ihn das glänzende Wappen der Biron über den Portalflügeln an; er verglich den brillanten Goldfirniß mit der altersgrauen Färbung deſſelben Wappens am Kamin des Duc de Gontault. Eine innere Wuth durchzuckte ihn; da öffneten ſich die Flügelthüren und des Kammerherrn Stimme rief ſeinen Namen.

Warum durchrieſelte ihn jetzt eine nie gekannte

Bangigkeit? Der menſchenſcheue Reiſende war nicht fremd geblieben an den Höfen der Fürſten; ſeine Füße hatten ſich auf dem glatten Boden mit um ſo mehr Freiheit bewegt, als er die auf demſelben Wandelnden glaubte überſchauen, verachten gelernt zu haben. Er hatte nicht gezittert vor dem Throne der Bourbonen und des Hanoveraners; weshalb fühlte er jetzt eine ſolche Bewegung beim Eintritt in den Audienzſaal eines Emporkömmlings? — Was durchzuckte ihn plötzlich die Erinnerung an ein unbedeutendes Abenteuer, an die Rückfahrt aus Königsberg, warum ſtand das Bild des eitlen Burſchen, den er aus dem Wagen ſtieß, mit hellen, ſcharfen Farben vor dem Spiegel ſeiner Seele, jetzt, wo ſein Fuß über die Schwelle glitt?

Er ſtand im Audienzſaale. Vor ihm im vollen Lüſtre und Geſchmack der Zeit, und doch der Gold- und Brokatglanz der reichen Kleider noch überſtrahlt durch das ſchwarze Auge, Biron, Herzog von Kurland. Biron weidete ſich an der Verlegenheit, ja Beſtürzung, welche den Freiherrn ergriff, als er in dem Herzog den eitlen Studenten aus Königsberg erkannte. Er war es, unzweifelhaft. Die Natur ſchafft nicht zwei ſolche Copieen deſſelben Urbildes. Und wenn die Züge gelogen hätten, das war derſelbe zornige, freche, lächelnde Blick aus dem kugelrunden, blitzenden Auge, den Büren ihm zuwarf, als er, aus dem Wagen geſtoßen, rief, ſie würden dereinſt abrechnen. Sie rechneten in den Secunden, wo keiner die Lippe öffnete, mit einander ab. Die Augen

ſagten ſich Alles, was auszuſprechen war. Die Worte nachher waren nur der formelle Deckmantel für das, was vorher ſchweigend und vollſtändiger geſprochen worden.

„Man ſagt, Herr von Sacken, ſprach der Herzog, Sie wären ein Aſtrologe und fragten Zigeunerweiber über die Zukunft aus. Ein Wunder, wenn ein Philoſoph an Wunder glaubt.“

„Die Wunder kommen von ſelbſt, entgegnete Sacken. Ich verlange nicht mehr, als ich jetzt ſehe.“

„Glauben Sie noch, daß die Welt nicht vorwärts geht? Ich hörte, Sie ſollten der Meinung ſein.“

„Ein alter Spruch, Durchlaucht, meint, man ſolle den Tag nicht vor dem Abend loben.“

„Sie haben weite Reiſen gemacht. Ich billige es, wenn meine Cavaliere ihre rauhen Sitten im Auslande abſchleifen. Aber Sie ſollen ein Menſchenhaſſer geblieben ſein.“

„Ich fand keinen Grund, meine Anſichten über das Geſchlecht zu ändern.“

„Glauben Sie nicht, daß es in meiner Macht ſteht, Ihnen andere zu verſchaffen?“

„Vielleicht, wenn Euer Durchlaucht die Macht hätten, mir ſelbſt über mich andere Begriffe beizubringen.“

„Es käme darauf an, lächelte der Herzog. Die Welt iſt noch groß. Sie lieben ohne Geſellſchaft zu reiſen, ich würde Ihnen eine Reiſe in Gegenden empfehlen, wo Sie wenig Menſchen antrafen. Sibirien ſahen Sie noch nicht. Es iſt reich an Naturmerkwürdigkeiten. Mancher

kehrte mit ganz andern Ansichten zurück, als er hinging."

Das Blut pulste heftiger durch des Freiherrn Adern: „Wenn Euer Durchlaucht selbst diese Reise unternehmen wollten, würden Sie gewiß für das Glück Ihrer Unterthanen sorgen."

Die torrelsinnigen Worte waren Sacken entschlüpft; er bemerkte ihre Wirkung in der plötzlichen Bläße, die des Herzogs Gesicht überzog. Doch kehrte schnell die Röthe zurück und er lächelte:

„Ich bin Ihnen noch einigen Dank schuldig, Baron, für eine Gefälligkeit, die Sie einst einem meiner entfernten Verwandten erwiesen. Sie sollen mich nicht undankbar schelten. Vorläufig gratulire ich zu der Heirath in Ihrer Familie. Es ist lobenswerth von Ihnen, daß Sie, um bei der Hochzeit zu sein, die weite Reise in ein Land nicht scheuten, wohin sonst Sie nichts zurückzieht."

„Es thut mir leid, wenn Euer Durchlaucht sich für die Hochzeit interessiren; aber sie unterbleibt."

„Wollen Sie Einspruch thun?"

„Ich."

„Weshalb? Ich finde die Braut reizend. Mich dünkt, auch Sie müssen sie kennen von früher. Oder lieben Sie durchaus nicht an frühere Verbindlichkeiten erinnert zu werden?"

„Ich widerspreche, weil mein Neffe ohne meine Zustimmung heirathen will, der ich sein Oheim, Vormund und Familienseniör bin; weil die Verlobung hinter mei-

nem Rücken geſchah, wider meinen Willen, weil es mir zuwider iſt, wenn gemeines Blut ſich in edle Familien drängt. Darum widerſpreche ich und werde es nicht dulden."

„Hm! hm! ſagte der Herzog mit unterſchlagenen Armen, ich liebe die Männer mit Grundſätzen. Schade nur, die jungen Leute freuten ſich ſo ſehr, Sie als Hochzeitsgaſt zu ſehen. Aber als Pathe beim erſten Kindtaufen darf man doch auf Sie hoffen?"

Theoſophus ließ ſich aus ſeiner Ruhe durch die des Fürſten bringen. „Dazu wird und ſoll es nicht kommen, denn ich verbiete unbedingt meinem Neffen die Heirath."

„Wie mögen Sie das?"

„Er iſt mein Erbe; ohne meinen Willen hat er nichts."

„Sie vergeſſen, Baron, daß er Ihre Schenkung ſchon in Händen hat; es iſt durch meine Fürſorge Alles einregiſtrirt. Ihr Widerſpruch kommt darin zu ſpät."

„Aber nicht der des Seniors. Die Statuten unſerer Familie ſprechen beſtimmt und deutlich in dieſem Falle. Es giebt kein Geſetz, meinen Willen zu brechen. Und ſo wenig ich Euer Durchlaucht bewegen kann, Ihren Herzoghut nieder zu legen, werden Euer Durchlaucht mich bewegen, ihn zu ändern. Hier iſt Alles bebrieft und beſiegelt, die Ausfertigung der Gerichte, und ich zweifle nicht, daß ein ſo gerechter Souverain, als Euer Durchlaucht, einen gekränkten Mann in Wahrung deſſen unterſtützen werden, was ſein unverbrüchliches Recht iſt."

Der Herzog hatte die Papiere durchblättert und reichte sie freundlich dem Freiherrn zurück. „Warum puedern Sie sich und tragen eine Perücke, Baron? Stoiker Ihrer Gesinnung kann ich mir eigentlich nur denken im schwedischen geschornen Kopf. Ja es war ein gewaltiger Kopf, dieser Karl. Er rannte eichene Thüren ein. Wir, in einem Zeitalter der Verweichlichung und Entkräftung, können das nicht mehr. Aber Ihre Papiere sind in vortrefflicher Ordnung. Kurland kann sich freuen, einen so gesetzlichen Mitbürger wieder gewonnen zu haben. Steht noch sonst etwas zu Ihren Diensten?“

Sacken verneigte sich tief, der Herzog schellte; er war entlassen. An der Thüre rief ihm Biron's Stimme nach: „Baron Sacken, haben Sie sich nicht besonnen?“ — Sacken antwortete „Nein!“ — „Aber Sie sind mir darauf noch Antwort schuldig, ob Sie zur Kindtaufe kommen wollen, vorausgesetzt, wenn zuvor Hochzeit gewesen?“

Der Freiherr verneigte sich: „Wenn zuvor Hochzeit gewesen.“

Er saß wieder im Reisewagen, seine ausgefertigten untersiegelten Papiere in der Tasche, die Kalesche eines Gerichtsbeamten folgte ihm langsam im sandigen Wege. — Sacken hatte seine Zukunft in den Augen des Herzogs gelesen, er wußte was ihm bevorstand. — Eine Reise nach Sibirien. Vielleicht hätte er noch entfliehen mögen. Weshalb? — Ist Sibirien schlechter als Europa? — Auch die Tyrannei sucht nach Gründen, um die Hand-

lungen ihrer Willkühr zu bemänteln. Den geringen Spielraum, bis dieſe Gründe gefunden, nutzte er als ein kluger Mann, ſeinen Einſpruch gültig zu machen. Biron ſollte nicht ſeinen Willen haben.

Er ließ den Wagen in dem kleinen Birkenbuſch vor dem Landhauſe halten, und ſchlich ſich in deſſen Umfriedigung. Alles, im Garten, Hofe, Flur, war Vorbereitung zum morgenden Feſte. Gerüſte, Feſtons, Blumenpyramiden; die Domeſtiken probirten die buntpapiernen Laternen, die den Garten am Abend zu einem Feenpallaſt verwandeln ſollten. In den dunkler werdenden Gängen wandelten die Gäſte auf und ab; man beſprach Scherze, die am heutigen Polterabend die Luſt des Brautpaars erhöhen ſollten. Welche Luſtigkeit, welcher Uebermuth, alles auf Koſten ſeines Beutels, ſeiner Laune. Wie toll vor Freude kreiſelte ſich in den Gängen der alte Lauſon. Er war um Vieles dicker geworden, und ſein Weſen hatte einen vornehmen Anſtrich, der dem ſchlichten Bürger ſonſt fremd geweſen. Behrend dagegen konnte kaum die ernſte Würde, die ihm eigen, aufrecht erhalten; ſo blitzte die Freude aus ſeinem Vaterauge. „Ja, Gevatter, ſagte Lauſon, wer hätte das damals erwartet! Dem Verdienſte wird doch ſeine Krone, und die Welt iſt ſchön und gut.“ — „Ich kann noch immer eine gewiſſe Aengſtlichkeit nicht unterdrücken, entgegnete Behrend. Noch immer iſt die Einwilligung des Freiherrn nicht da. Sein Schweigen iſt bedenklich, wenn man ſeinen Charakter erwägt.“ — „Was bedenken, rief Lauſon,

er muß, er muß! Wofür haben wir unſern durchlauchtigen Herzog, meinen dankbaren Herzensjungen. Wenn er nicht will, ſchicken wir ihn zum Zobeljagen. Deiner muß tanzen nach meiner Pfeife. Dein Franzwein iſt ſauer. Nichts iſt aus ihm geworden. Wir erheben ihn erſt, durch uns kann er es zu etwas bringen. Pereant die Duckmäuſer!"

„Pack!" murmelte der Ergrimmte in die Zähne. Die Brautleute kamen den Gang herauf. Seligkeit in den Blicken der Umſchlungenen. Benigna war ſehr ſchön geworden, der Liebreiz umfloß ihre zarte Geſtalt. Sie wiſchte eine Thräne aus dem Auge: „Und mir iſt doch noch bange, hauchte ihre klangvolle Stimme, wenn er ſo plötzlich vor uns träte, wie ich ihn oft ſah. Der zornige Blick vor ſich hinſtarrend aus dem bärtigen Geſicht, und er ſpräche —" — „Könnte er Nein ſagen, fiel der feurige Liebhaber, ihr den Mund ſchließend, ein, — nimmermehr, wenn er dich ſähe, wie ich jetzt."

Leider konnte der Gemeinte die Züge des ſchönen Mädchens nicht mehr ſo klar ſehen, als er wünſchte. Die eingebrochene Dunkelheit verhinderte es. Eine leiſe Berührung am Arm ſtörte ihn aus der Beobachtung auf. Ein Mann im Mantel, den er für einen der von ihm mitgebrachten Gerichtsdiener hielt, winkte ihm mit verſtohlenen Zeichen. Als er ihm in das Birkenholz folgte, verdreifachte ſich die Zahl der Männer im Mantel. Sacken fühlte ſich ergriffen. Keinen Laut, oder! — war der einzige Laut, den er hörte, und von kräftigen Armen ge-

faßt, und geſtoßen, ward er in einen Wagen gehoben. Der Schlag flog zu, man ſchloß und hämmerte daran, und im nächſten Augenblicke rollten die Räder über den Kiesdamm fort.

Nach einer Weile glaubte er aus der Ferne die Muſik zu hören, welche den frohen Abend auf ſeinem Schloſſe einleitete. Immer ſchwächer, verhallten die Töne bald. Der Wagen fuhr, nachdem die Pferde einige Zeit getrabt, im Schritte fort, ohne anzuhalten. So ging es die Nacht durch.

Sacken kannte ſein Schickſal. Ein Andrer würde nach dem erſten Schrecken unruhig geworden ſein, vielleicht getobt und auf Mittel gedacht haben aus der unwillkommenen Lage ſich loszuringen. Er hüllte ſich, nachdem er ſeine Lage überlegt, ruhig in den Mantel und verſuchte zu ſchlafen. Dieſer erſte Verſuch mißlang. Eine Möglichkeit durchzückte ihn. Außer dem Einen hatte er in Kurland keine Feinde. Nur von dieſem konnte der Gewaltſtreich ausgehn; dann war keine freundliche Löſung denkbar. Aber möglich war eine Verwechſelung der Perſon, denn er war nicht der erſte Edelmann, den man nächtlich aufgegriffen hatte. Um deshalb, als der Wagen durch tiefen Sand fuhr, und es ringsumher todtenſtill war, rief er mit lauter Stimme: „Die Ihr draußen dieſen Wagen eskortirt, könnt Ihr mir Antwort geben, wen Ihr Ordre habt in der Art zu be-

handeln, wie es mit mir geschieht? Nicht daß ich mich widersetzen will, es möchte jedoch sein, daß Ihr einen falschen aufgegriffen habt, was Euch weniger als mich unnöthigerweise in Ungelegenheit brächte. Also Antwort, wenn Ihr dürft, und ich verspreche Euch, so ich der bin, den Euer Auftrag nennt, fürder mich so ruhig zu verhalten, daß Ihr auf der Reise, sei sie nun lang oder kurz, wenig Sorge meinetwegen haben sollt."

Es blieb so still als vorhin: „So dürft Ihr mir doch ein Zeichen geben, wenn Euch das Reden untersagt ist. Ich bin der Freiherr Theosophus Sacken. Wenn es der ist, den Ihr gefangen nehmen solltet, so schlagt auf die Kutsche!"

Ein dreimaliger Peitschenschlag auf das Leder des Kutschendeckels antwortete. Nun war der Gefangene beruhigt. Er schlief den übrigen Theil der Nacht. Der Morgenschein drang, als er erwachte, durch die Bretter, mit denen das Kutschenfenster verschlossen war. In einem Korbe auf dem Rücksitz stand was für ihn zum Frühstück bestimmt schien. Sonst war alles, wie in der Nacht, der Wagen blieb in einem Fahren, bald langsam bald schneller. Durch die Ritzen ließ sich nichts entdecken, kaum ein Streifen des Horizonts. Nur wenn die Aeste am Leder streiften, oder am würzigen Harzgeruch der Kiefern erkannte er, daß es durch einen Wald ging. Befahrnere Wege schien man zu vermeiden, doch hörte er, wie der Wagen über Fähren setzte und Brücken passirte.

Schnitter auf dem Felde sangen ein esthnisches Lied.

Er hatte es wohl ſchon gehört; noch nie hatten die einfachen Töne ihm indeß ſo rührend geklungen:

Wo im Staub die Räder rollen,
Fährt der gnäd'ge Herr von dannen;
Möcht' er doch recht lange reiſen.
Unſre Hände ſind voll Schwielen,
Und gerißt die heißen Sohlen,
Wollt' er doch nicht wieder kehren!
Immer heißer brennt die Sonne,
Immer trockner ſchmeckt das Leibbrot,
Erntebier iſt immer ſaurer,
Wenn der gnäd'ge Herr uns zuſieht. —
Ach! eh' bleibt im Meer die Sonne,
Eher frißt der Wolf den Vollmond,
Eher bleibet aus der Frühling,
Und die Schwalbe kehrt nicht wieder,
Als er nicht zu uns zurück kehrt
Unſer böſer gnäd'ger Herr.
Schwielen ſind für arme Leute,
Polſter für die gnäd'gen Herren.
Arme Leute, arme Leute
Bleiben immer arme Leute!

Nun, nun! brummte Sacken, ich werde ja nicht wiederkehren. Die Reiſe nach Sibirien dauert Jahre, aus Jahren werden oft Jahrzehnde, aus Jahrzehnden ein Lebensalter. Was der Menſch endlich nöthig hat, trifft er auch dort, ſechs Fuß Erde, und mich dünkt, man müſſe in den Einöden beſſer ausruhen als in unſern eng gedrängten Landſtrichen, wo der hungrige Blick ſelbſt auf den ſchmalen Bodenſtreif neidiſch blickt, und ausrechnet, wie viel Haſer ſtatt der Trauerbirke wachſen

möchte. Das Vieh mag das Gras nicht freſſen, das auf Kirchhöfen wächſt, ſagte mir neulich verdrüßlich der deutſche Küſter. Wenn man die Leute, damit ſie ſterben, nach den aſiatiſchen Steppen ſchickt, warum ſendet man nicht auch die ſchon Geſtorbenen dahin. Raum iſt genug. Die Adler rauſchen über die kleinen Hügel, der Haaſe, der Hirſch graſet ſie ab, der Bär ſchweift darüber fort, der Fuchs wühlt ſeinen Bau dazwiſchen. Wir ſtören dort Niemand und werden von Niemanden geſtört.

Er überſchlug die Zahl bekannter Männer, welche unfreiwillig in den letzten Jahren dahin gegangen. Vom Gipfel der Macht in die frierende Entbehrung verſtoßen; wie Viele hatten ſchon im Kampf mit Raubthieren, mit Hunger und Kälte ihr klägliches Leben geendet. Statt in der mit Sammet und Gold verſchlagenen Halle, von Kerzenduft umhüllt, lag ihr gefrorner Leichnam in einer ſchlecht gezimmerten Bretterſcheune, und wartete Monate lang bis die Erde aufthaute, die müden Glieder zu empfangen. Er dachte an Mentſchikow's Töchter, an wie vieler Anderer Gewaltigen, wie ſie die Pelze um den todten Vater, Bruder, Gatten hüllten, einen letzten, ohnmächtigen Liebesdienſt dem Dahingegangenen. — „Ein Glück! ſprach er, daß ich nicht verheirathet bin. Um mich wird keine Thräne unnöthig fließen. Man kann mich, wenn ich ausgeathmet, zum Fenſter hinauswerfen, und die Wölfe ſorgen, daß meine Leiche keinem Lebensfrohen ein Aergerniß wird."

Schon war ein zweiter, ein dritter Tag verſtrichen.

Man hatte ihn mit dem, was zur Nothdurft des Lebens gehört, verſorgt. Er fand regelmäßig beim Erwachen aus dem unruhigen, unbequemen Schlafe die Nahrungsmittel in einem Korbe hingeſtellt. Im Verlauf der Reiſe legten ſeine Wächter von der anfänglich beobachteten Scheu etwas ab, und man reichte ihm auch im Wachen was er bedurfte in die Kutſche. Anfänglich ließ man ihn nur des Nachts ausſteigen, ſpäter geſchah es wohl auch des Tages, immer jedoch nur in der Mitte dichter Wälder, oder auf öden weiten Ebenen, wo kein lebendes Weſen, kein Kirchthurm ſich dem Auge zeigte. Bisweilen hielt man auch dann es für nöthig, ihm zuvor die Augen zu verbinden. Die dabei Betheiligten waren, ſo viel er Gelegenheit fand, ſie anzuſehen, fremde bärtige Geſichter. Sie wandten, in ihre dichten Mäntel und Pelze gehüllt, ihm den Rücken. Noch entfuhr keine Sylbe ihren Lippen. Durch Zeichen ward ihm angedeutet, wenn er einſteigen ſollte. Die Thüre ward wieder feſt verſchloſſen und gepruft.

In den erſten Tagen mußten die Pferde nur dann ausruhen, und gefuttert werden wenn auch er ſchlief; der Wagen blieb wenigſtens in beſtändiger Bewegung, und er bemerkte nicht, daß die Pferde gewechſelt wurden. Später hörte er ſie einkehren, und ausſpannen. Aus dem Wechſel des Lichtes, und dem Holzgeruch entnahm er, daß man ihn in eine Scheune, oder einen Stall geſperrt. Er konnte indeß wahrnehmen, daß dies ſtets nur in entlegenen Schenken geſchah. Nur ſelten wurden

dabei Worte gewechselt, welche er verſtand, noch ſeltener hörte er den Branntweinjubel ſeiner in der entfernten Schenkſtube zechenden Wächter. Trotz ihres ſtandhaft beobachteten Schweigens blieb dennoch zwiſchen ihnen eine Art Verſtändigung Es war ihm nicht verſagt, ſeine Wünſche zu äußern, und er erhielt darauf durch Zeichen, oder durch die Erfüllung Antwort. Auf dieſe Weiſe entſpann ſich zwiſchen ihnen eine Art ſymboliſche Sprache, und er ſchloß daraus, was ihm angenehm war, daß die Wächter dieſelben blieben.

Ueberhaupt ließ man in der ſtrengen Vorſchrift nach, je mehr die Reiſe aus den Gegenden ſich entfernte, wo noch Deutſch verſtanden und geſprochen wurde. Jetzt fuhr man ſchon Wochen lang durch das eigentliche Rußland. Sacken kannte ſoviel von der Sprache, um dies zu erkennen. Man übernachtete in Dörfern, und das Geraſſel des Wagens auf Steinpflaſter ſagte ihm, daß man durch Städte fuhr. Hier geſchah mehreres zu ſeiner Bequemlichkeit, nur war man noch taub gegen den Wunſch, daß ihm einmal ein Nachtlager, ſei es auch die nackte Erde, außerhalb des Wagens vergönnt werde. Erſt als nach Monaten auch dieſes weiten Reiches Grenzen hinter ihnen liegen mochten, und ganz fremde aſiatiſche Laute, von denen man nicht vorausſetzen konnte, daß der Deutſche davon etwas verſtand, wechſelten, gab man auch darin nach. Man ließ ihn am heißen Mittag oder in lauen Nächten, einige Stunden im Mooſe ſchlafen; in Gehöften durfte er dagegen niemals ausſteigen.

Faſt hätte er alle dieſe Gunſt durch eine Unbeſonnenheit verſcherzt. Der Wagen fuhr wieder auf Straſſenpflaſter; ein Geſchwirr von viel tauſend Menſchenſtimmen wogte durcheinander, er war auf einem großen Markte. Das ſagte ihm das Kreiſchen und Zanken der Weiber, die ihre Waare ausboten, das Gebrüll der Kühe und Ochſen, das Piyen und Flattern des Federviehes, der Geruch der Früchte und Kräuter. Der Wagen konnte kaum Schritt für Schritt fort; jetzt hielt er an. Auf dem Knie liegend, das Ohr an das Leder gedrückt, lauſchte er, ob er keinen verwandten Laut auffange? Vergebens. Das mochten baskiriſche, kalmuckiſche, tatariſche und ſamojediſche Sprachen ſein; kein Wort darunter, das er verſtand. Und doch, in einiger Entfernung hörte er ſchlechte polniſche Worte. — Es war ein Jude. Er hätte ihn an's Herz drücken mögen, und hätte er von Schmutz geſtarrt. — Gütiger Gott! was war das für ein Ton? — Ein deutſcher Mund, deutſche Worte, nur zwei, ein Schritt von ihm, deutlich klang es: „Du lieber Himmel, da bringen ſie wieder Einen nach Sibirien!" — Ein Schrei des Entzückens brach unwillkührlich aus der Bruſt, ſtrömte über die Lippen, er weinte, er ſtreckte die Arme aus, er küßte das Leder des Wagens. — Die Stimme war verſtummt, keine Entgegnung, die Peitſche knallte und der Wagen rollte über die Steine. Bald war das Steinpflaſter, bald das ſummende Marktgewühl verſchwunden.

Die Strafe folgte nach. Ueber Monatsfriſt ward

der Gefangene kaum aus dem Wagen gelassen. Vermuthlich mied man absichtlich wieder die große Straße. Die monotone Stille gewann durch die eintretende Kälte an drückendem Gewicht. War es der Winter allein, oder die Nähe des furchtbaren Bestimmungsorts? Eine unsichtbare Hand reichte ihm einen großen Fuchspelz sich darin vor der Kälte zu schützen, es war das erste Zeichen der Versöhnung von Seiten seiner unsichtbaren Gewalthaber. Aber konnten Pelze, Mützen, Fußsäcke, wärmende, starke Getränke die Lichtlosigkeit seines Käfig's heller machen, konnten sie mit ihm reden? Ach der Winter verscheuchte auch die letzte Gesellschaft, die letzten, mit denen er Gespräche pflog, die Sperlinge, die Amseln, den Kuckuk, die Schwalben, die Störche. Das Heulen der Wölfe schreckte ihn nur zu oft aus dem Schlafe; er bemerkte die Angst, welche sie auch seinen Begleitern einflößten, wenn die hungrigen Schnellläufer die Kutsche umschwärmten. Die Pferde wurden unruhig, man brannte Pistolen und Feuerwerke auf die Lästigen ab. Alles deutete auf die unwirthbaren Gegenden, in die sie vorgedrungen; magere Kost, Haferbrot, gedörrte Fische, schlechtere Wege. Man ließ ihn häufiger aus dem Wagen steigen, der oft in ganzen Tagen kaum Meilen zurück legte, und gönnte ihm die Bewegung, welche bei der Beschaffenheit der Gegend nicht gefährlich war. Weite überglaste Schneeflächen, nur unterbrochen von nacktem röthlichen Felsgeschiefer; kümmerlicher Knieruchs, oder vereinzelte Birken, die traurig ihre nackten Zweige in die eisige

Luft ſchüttelten, verriethen dem Reiſenden, in welche nördliche Regionen er ſchon gedrungen war. Die Schneehühner waren ſchon länger ſeine Begleiter geweſen, jetzt ſchweifte auch das Rennthier, einſam und in Gruppen, über die Felder. Noch deutlicher redete der nächtliche Sternenhimmel, mit den veränderten Figuren. Ihm war die Nacht willkommener. Freundlicher, wärmer, menſchlicher ſprachen zu ihm die Millionen flimmernder Welten in den Bildern, die er ſo oft auf der Karte verfolgt, deren Namen ihm geläufig waren, an deren fabelhafte Geſtalten die vorweltliche Mythe, ausgeſchmückt von dem Schönheitsſinn hochgebildeter Völker, die Geſchichte des Heroenalters der Menſchheit geknüpft. Was ſprach dagegen zu ihm der Tag, der ein eiskaltes Sterbekleid über die Schöpfung ausbreitete; und wäre die Sonne ſo mächtig geweſen, die Schneedecke fortzuziehen, es lag doch nur eine ausgeſtorbene Welt darunter. Wie augenblendend die Sonne auf die Felder ſtrahlte, es war doch nur ein matter höhnender Schimmer; ſelbſt der einzelne Raubvogel, der Nahrung ſuchend über die weißen Flächen dahin flatterte, dünkte ihn des kühnen Fluges, des rauſchenden Fittichwurfs, des zornigen Blicks eines Alpenadlers zu entbehren.

Sacken ſaß feſtverſchloſſen im Wagen, als ein Sturm ihn aus ſeinen Träumen weckte. Der Orkan, der ſchneidend durch das Leder drang, wälzte Schneemaſſen heran. Er ſchwieg, oder rollte über die unermeßlichen ſibiriſchen Ebenen fern gen Abend. Der Himmel war ver-

dunkelt. Anfangs glich es einer Erleichterung, einer wohlthätigen Lösung der Natur nach einer entsetzlichen Beängstigung. Aber die Wolken schüttelten nicht allmählig ihre Fülle aus. Dick zusammen gepeitscht, borsteten sie auf einmal, die Atmosphäre war ein Schnee, er fiel nicht mehr, er wälzte, preßte sich herab. Bis über die Leiber ging er den Pferden, bis über die Räder wuchs er am Wagen. Das Fuhrwerk blieb stehen, denn kein Peitschen und Fluchen half mehr. Nach einer bangen halben Stunde hörte er seine Wächter absteigen und die Pferde losschirren. Es war feuchte Nacht um ihn. Sie wechselten Worte, die er verstand, sie verließen ihn, anderwärts Rettung zu suchen, vielleicht nur für sich, für die Thiere. Ihn ließ man allein, verschlossen, hülflos, in der Nacht, der Wüste, dem sibirischen Schneemeer zurück. Er schrie, er klopfte an die Bretter, er beschwor sie bei Gott und allen Heiligen, ihn nicht zu verlassen, ihn mitzunehmen. Umsonst. Sie hörten ihn nicht, oder wollten ihn nicht hören. Die Pferde mit ihren Reitern arbeiteten sich durch den Schnee, jetzt hörte er nichts mehr, und war allein, eingekerkert, dem Verderben geopfert.

Er war nicht mehr allein, denn durch die Schneemassen arbeiteten sich die Ungethüme der Wüste. Von weit her gaben sie sich Signale, daß sie ihre Beute wieder gefunden, eine Beute von den Wächtern selbst ihnen preisgegeben. Nie hatte ihm das Heulen der Wölfe so entsetzlich geklungen, so lang aushohlend, so teuflisch lächelnd, das Symbol des Hungers und der Höllenfreude

zugleich. Nun ſtürzten ſie heran in wilden Sprüngen. Das Heulen wurde lauter, heller, freudiger, es war die Witterung des Menſchenfleiſches. Preisgegeben war er den Beſtien, zerriſſen von ihnen, verſchlungen, beſtimmt, ſpurlos zu verſchwinden, ohne Abſchied von der Welt, ohne Lebewohl von irgend einem Weſen, wahrſcheinlich ohne daß eine menſchliche Seele von ſeinem Untergange Kunde erhielt. Er war auf ſeine Knie geſunken, er preßte die Hände, er verſuchte zu beten. Da fuhr das erſte Ungethüm über den Kutſchendeckel, drüben im tiefen Schnee wieder unterſinkend. Ein zweites krallte an das Leder. Jetzt verſuchte es oben, jetzt unten Eingang. Er glaubte den warmen Hauch des Rachens durch die dicke Decke zu fühlen, indeß der gräßliche Schrei heißhungriger Wuth ſeine Nerven zerfleiſchte. Jetzt waren ſie unter, über ihm, jetzt kratzten ſie an dem Leder, jetzt nagten ſie an den Brettern, rüttelten an der Deichſel. Er pries ſeine erſten Peiniger, die ihm einen ſo feſten Käfig gebaut. Aber wie lange konnte das Menſchenwerk, das doch auch durch die lange Reiſe gelitten, der wilden Naturkraft der hungrigen Beſtien Widerſtand leiſten. Er war ohne Waffen; aber was hätten Waffen in der Hand des einzelnen geſchwächten Mannes vermocht! Auf das Sterben war er vorbereitet; aber darum betete er, daß ſein letzter Augenaufſchlag noch einem menſchlichen Weſen ins Geſicht blicke. Da ergriff es krampfhaft ſeine Brieftaſche und kritzelte mit dem Stifte ſein Teſtament auf die Tafel. Man mußte es ja leſen können, wenn

gleich in tiefem Dunkel geschrieben, denn ein Lichtstrahl, der seine Seele durchzuckte, diktirte es ihm: „Vergebung allen meinen Feinden. Vergebt auch mir, die ich Euch ohne Grund quälte. Mein Neffe sei glücklich, an der Hand Deiner Benigna, der ich alle meine Habe —“

Der Griffel entfiel ihm. Denn von neuem wüthete der Sturm. Der Orkan heulte um die Wette mit den Wölfen. Die Schneemassen wurden zu Bergen aufgehäuft, und der nächste Stoß trieb wieder die Berge auseinander. Die Ungethüme selbst mußten geworfen, geschleudert, mit dem Wetter kämpfen. Da riß ein neuer Stoß den Wagen um, und krachend stürzte er auf die Seite. Jetzt waren die Breschen für den Feind da. Zum zweiten Male gab sich Sacken verloren. Verhüllt in den Pelz, die Augen zugedrückt, erwartete er, am Boden liegend, das Unvermeidliche. Aber die Hülfe war mit dem Sturm gekommen. Mehrere Schüsse, Peitschenknall, Pferdewiehern, Hundegebell und das Hallo vieler Menschenstimmen verscheuchte die grimmigen Thiere im Augenblick, wo der Zahn eines Wolfes die schwächeren Bretter des Kutschenbodens, der jetzt frei zur Seite lag, durchgerissen hatte. Er war gerettet. Seine Wächter waren mit frischen Pferden, und dem Aufgebot einer ganzen Dorfschaft zurückgekehrt. Aber er sah wenig mehr, als den ersten Totaleindruck, den das Nachtbild einer asiatischen Dorfschaft, in wildfremden Trachten, angeleuchtet von Kienbränden, auf seine angegriffenen Nerven verursachte. Einem, dessen weitgeschlitzte Au-

gen und aufgeriſſener Mund unter der glattgedrückten Naſe ihn zu anderer Zeit mit Entſetzen erfüllt hätte, fiel er um den Hals. Denn es war ein Menſch.

Dann verſank er in Bewußtloſigkeit, und ſah nicht mehr, wie man den Kutſchenkaſten auf einem Schlitten befeſtigte; auch erfuhr er nicht, daß man ihn in dem Dorfe zu Bette brachte, und ſo lange pflegte, bis die Weiterreiſe ohne Gefahr wieder angetreten werden konnte. — Er hatte bis da genaue Zeitrechnung gehalten, und wußte beſtimmt, daß er ſchon über ſechs Monate unterweges war. Von jetzt an ward er an dem Kalender irre, denn ſeine Krankheitszufälle erneuerten ſich, ohne doch bedenklich zu werden. Auch wußte er nicht mehr, in welchen Gegenden er ſich befand. Er glaubte bis da, als tüchtiger Geograph, den Strich der Reiſe im Allgemeinen genau verfolgt zu haben. Die Völkerſchaften, die Produkte der Länder, wie die Himmelszeichen verwirrten ſich; aber er hatte auch nicht mehr wie früher darauf Acht. Er wußte nur, daß man, wahrſcheinlich um ſeine Qual zu ſteigern, ihn auf dem längſten Wege nach dem Ort ſeiner Beſtimmung führte. Ihm war es gleichgültig geworden, denn er beſchäftigte ſich mit ſich ſelbſt. Seine Zukunft war einförmig; bewegter die Vergangenheit, auf die er zurück blickte; und je ernſter er das Auge darauf richtete, um ſo unzufriedener ward er mit ſich. Wie anders ſah er in dem dunkeln Wagen Vieles an, wie vor dem, als das Licht der Sonne, der Schatten der Verhältniſſe darauf fiel. Wie Vielen hatte er Unrecht

gethan, wie oft aus ungegründetem Argwohn Andern und ſich geſchadet. Warum hatte er den Handlungen ſeiner Nebenmenſchen immer die unlauterſten Beweggründe untergelegt; und wenn er darin richtig geblickt, wer gab ihm ein Recht auf die Motive allein zu ſehen, und nicht auf die Wirkung, auf die That, wie ſie geworden. Wie Vieles hatte er danach zu bereuen, um wie viel milder beurtheilte er die, welche ihn gekränkt hatten. Was hatte er ein Recht, was ſein Neffe als Lebensglück betrachtete, aus nichts anderm als einer ſchwarzen Grille zu hintertreiben, wie tyranniſch war er dabei gegen ſeinen uneigennützigen Königsberger Freund und deſſen unſchuldige Tochter verfahren! Und durfte er danach Biron, wenn er es war, der ihm die Qual bereitet, nur tyranniſch nennen? Bei der Erinnerung an Benigna Trotha gährte noch einmal der Kelch bitter auf; allein freundlich blickte ihn ihr kluges Auge wieder an, und ſie reichte ihm über die ſibiriſchen Wüſten die Hand zur Verſöhnung. Wer war hier der Tyrann geweſen, wer hatte das Glück von ſich geſtoßen? Nicht ſie. Aber ſie, die er ſo ernſt geliebt, die er ſo hoch geſchätzt, daß er ihren Werth durch Prüfungen läutern wollen, zu denen er nicht berufen war, ſie jetzt ſittlich entwürdigt, zur Scheingattin, mit Verleugnung ihrer eigenen Würde, ihrer heiligen Rechte, einem andern ſinnlichen Bunde den Deckmantel der Dezenz umwerfend! Trug er auch da die Schuld? — Er gedachte des Tatarchans, in deſſen Filzzelt er während eines zweiten Fieber

anfalls einige Tage ausgeruht, der zwei Frauen zugleich hatte, eine alternde und eine jugendliche. Er hatte jene gefragt: ob ſie mit der Rivalin zufrieden ſei? Sie hatte geantwortet: Wenn nur mein Herr zufrieden iſt.

Der Winter war vorüber, die Lerchen ſangen wieder, der würzige Duft friſcher Kräuter drang erquickend in ſeinen Käfig. Aber grauſamer Weiſe ſchloß man dieſen jetzt abermals viel behutſamer. Nur in dunkeln Nächten, in Waldesſchatten ward er auf Augenblicke herausgelaſſen. Auf den Frühling folgte der Sommer, aber noch immer nicht das Ziel ſeiner Reiſe. Er meinte nach ſeiner Berechnung jetzt in der Nähe des chineſiſchen Reiches zu ſein. Damit ſtimmten mehrere Anzeichen: ein kräftiger aromatiſcher Thee, ein Lieblingsgetränk, welches er lange entbehren müſſen, wurde ihm häufiger gereicht; er hörte wieder Glocken läuten, ein Ton, der ihm faſt wie eine Menſchenſtimme willkommen klang. Ja man nöthigte ihn eines Morgens ſich die Augen verbinden zu laſſen, und während deſſen ward eine Operation an ihm vollzogen, welche ein ganzes Jahr lang unterblieben war: man nahm ihm den Bart ab, und die Scheere wühlte auch in ſeinen langen Haaren. Das war das Symbol der Verdammung; ſo wußte er ſich denn am Ziele ſeiner mühſeligen Fahrt. Er glaubte auf eine menſchliche Behandlung hoffen zu dürfen, vielleicht nur auf den anſtändigen Bann innerhalb beſtimmter Gränzen; denn man hatte ihm weder Ketten noch den gewöhnlichen Verbrecherkittel angelegt, im Gegentheil war er wieder in

den europäiſchen Kleidern, welche er halb zu ſeiner eigenen Bequemlichkeit während der Reiſe abgelegt. Und doch fühlte er eine Bangigkeit, daß dieſe nun aufhören ſollte. Wie läſtig auch, es war doch nun ein alter Bekannter, eine Gewöhnung, von der kein Weſen von Gefühl ohne eine gewiſſe Wehmuth ſich trennt.

Die Sonne brannte heiß auf das Kutſchenleder. Der Wagen fuhr langſam. Er hörte das Streifen der Senſen, das Fallen der Mahd. Die Schnitter ſangen. — Die Chineſen, dachte der Freiherr, ſollen das gedrückteſte Volk ſein, und doch mögen ſie ſingen! Alſo es giebt Stoff zur Heiterkeit in der ganzen Welt. — Er drückte die Augen zu, ſanft geſchaukelt von der lauen Luft, von dem ſandigen Wege. Angenehme Bilder von Glück und Friede gaukelten ihm vor. Da hörte er ſie ſingen, in kuriſcher Sprache:

Wieder iſt er, aus der großen
Stadt, zurückgekehrt, der Herr.
Bringt der Gnäd'ge Honigkuchen,
Bringt er Zuckerbrot für uns?
Honigkuchen nicht und Zucker,
Schlimme Mienen, ſauren Blick,
Arbeit doppelt, böſe Worte.
Schelten kann er wie zwei Hundert,
Böſe ſehen wie drei Hundert,
Und die Schläge zählt er nicht.
Wenn er doch recht gnädig wäre,
Und in ſammtnem Handſchuh ginge,
Wollte Weizenbrot dem Prieſter
Opfern, und zwei Kannen Meth.

Was war das? — Er wachte; es war kein Traum. Wie kamen kurländiſche Bauern an die Gränze von China? — Der Wagen ſtand ganz ſtill. Die warme, ſtille Nachmittagsſonne drang durch die Ritzen, der Sonnenſtaub wirbelte ſo befreundet, der Harzgeruch der Kiefern, das Rauſchen der Lüfte in den Zweigen, alles klang ihm ſo bekannt. Er rief hinaus. Keine Antwort, kein Zeichen; die Pferde ſtampften und wieherten nicht. Hatte man ihn abermals verlaſſen? Hier waren keine Wölfe, keine Einöde. Eine luſtige Inſtrumentalmuſik präludirte. Er rüttelte an der Thür; ſie ging auf. Er ſprang hinaus. Weder Roſſe, Kutſcher noch Wächter waren zu ſehen. Das Fuhrwerk ſtand in einem kleinen Birkenbuſch, den er kennen mußte. Schnell wandte er ſich um. Das Portal mit den hölzernen Stufen kannte er auch. Es war ſein Landhaus. Dort die Hecke, hinter der er lauſchend vor einem Jahre ſtand, bis ſie ihn in den Buſch lockten. Er rieb die Augen. Es war keine Täuſchung, die helle, klare Juliſonne neigte ſich über den Spitzen des Föhrenwaldes. Er ſchlich vorſichtig ans Thor. Jubel und Muſik. „Der Neugeborne lebe hoch!“ ſchallte ein munterer Chor, Gläſerklang, Trompeten. Eine andere Stimme brachte eine andere Geſundheit aus: „Unſer guter Oheim Theoſophus Sacken, daß es ihm wohlgehe und er bald heimkehre!“

Nun hielt er ſich nicht länger. Er ſtand im Saale, wo der Kindtaufenſchmaus ungefähr dieſelben Gäſte verſammelt hatte, welche ein Jahr zuvor bei der Hochzeit

waren, Vettern aller Art, Lauſon, Behrend, ſeine Tochter Benigna, eine blaſſe junge Mutter. Nur an ihrer Seite ſaß ein anderer, ſtolzer Gaſt, deſſen Gegenwart den Eintretenden zurückgetrieben hätte wenn es ſich noch thun laſſen — der Herzog. Doch grade dieſer hatte ihn ins Auge gefaßt, die kugelrunden Glasaugen hatten einen ſo ſchlauen fragenden, durchbohrenden und triumphirenden Blick auf ihn geworfen, daß er wie eingewurzelt ſtehen blieb. Biron war an der Rede: „Sie thun ihm Unrecht, meine werthen Freunde. Er hatte nur Gründe bei der Hochzeit auszubleiben, und ſie waren gewichtig, das verſichere ich Sie. Dagegen hat er mir ſein Ehrenwort gegeben, bei der Taufe zu ſein, und er wird ſeinem Fürſten doch nicht wortbrüchig werden. Meine Ehre darauf: er kommt.“ — „Nein er kommt nicht, rief er, wie plötzlich überraſcht, er iſt ſchon da. Willkommen werther Freiherr!“

Sacken fühlte ſich umringt, die Hände geſchüttelt, bewillkommt. Man zog ihn an die Tafel, er war ein willkommener Gaſt; aber der Grad von Ueberraſchung, den er erwarten mußte, war nicht da. Man hatte ihn wirklich erwartet, man dankte ihm, man ſchien nicht einmal davon etwas zu wiſſen, daß er der Verheirathung ſeines Neffen entgegen geweſen, und mit dem Einſpruch in der Taſche vor einem Jahre an derſelben Thüre geſtanden, durch die er heut zum Kindtaufſchmaus eintrat. Ja er erfuhr jetzt erſt, daß es gerade der Jahrestag der Hochzeit und ſeines Verſchwindens war. Von dieſem

letzten aber wußte man nichts. Man überſtürmte ihn mit Fragen, wo er ſo lange geblieben, wie er ſich dem gerührten Danke ſeiner Kinder ein Jahr durch entziehen können? Lauſon, in deſſen Korfe ſchon der Wein ſpukte, drückte ihm über Tiſch die Hand: er habe ihm Unrecht gethan, ihn für einen ſauertöpfiſchen Neidhans zu halten; jetzt ſehe er ein, ein wie raffinirt braver Kerl er wäre, indem er zuerſt auf ſo herzliche, großmüthige Weiſe eingewilligt, und dann noch ſo nobel gehandelt auf und davon zu gehen, um den Kindern den Dank zu erſparen. Der Herzog nahm das Wort, bevor der von ſo viel Unerwartetem Betäubte es ergreifen konnte: „Meine Freunde, wozu unſern nobelgeſinnten Freund durch ungeſtüme Fragen in Verlegenheit ſetzen. Wo er inzwiſchen war, geht uns nichts an, und er wird vermuthlich, wenn er ſchweigt, Gründe haben, weshalb er ſchweigt. Uns genüge ſeine freundliche Wiederkehr, und gerade um dieſe Stunde. Ich namentlich habe ihm zu danken, daß er mein eingeſetztes Wort gelöſt hat, und trinke ihm deshalb dies Glas zu mit dem Wunſche: Vergeſſenheit für alles Unangenehme, was hinter uns liegt!“

Sacken hatte einige Gläſer getrunken: war es die Erhitzung der Reiſe oder die Ungewohnheit; es glühte ſiedendheiß ihm durch die Adern. Aufſpringend warf er, ſtatt dem Fürſten Beſcheid zu thun, das Glas zu Boden, und rief: „Nimmermehr!“ Jetzt erſt war man betroffen, und ahnete etwas Ungewöhnliches, und Sacken ließ die Verſammelten nicht lange ahnen. Denn in un-

besonnenem Eifer, mit stolpernden Worten und Zornesthaft, erzählte er was ihm begegnet, ohne Namen zu nennen, was er freilich, da er sie selbst nicht wußte, auch nicht füglich konnte. — Während alle Gesichter bis auf Sacken's eigenes, blaß geworden, erhob sich Biron ruhig und ging auf ihn zu: „Baron, Sie erzählen uns Dinge, welche, wenn ich sie nicht aus Ihrem Munde hörte, ich für unglaublich erklärte. Wem darf ich solche tolle Gewaltthätigkeiten gegen einen respektablen Edelmann zutrauen? Bedenken Sie wohl, daß schon der Verdacht eine strafbare Beleidigung ist. Aber untersucht soll die Sache werden, und aufs strengste wenn Sie verlangen. Um deshalb, sobald Sie mir schriftlich die Thäter nennen, bitte ich Sie um alle Beweismittel, und Sie sollen erstaunen, wie ich Jemand verfolgen kann, der so meine Autorität kompromittirt. Gehen Sie inzwischen, schlafen aus, und überlegen. Ich meine auf einer so langen Reise lernt man klug werden," — setzte er mit leisem Tone hinzu.

Als Sacken fortgegangen war, um zu überlegen, und das Resultat entsprach nachher den Erwartungen des Prinzen — äußerte dieser im vertraulichen Kreise der ihm zunächst Sitzenden: „Wie schade, daß der wackere Freund noch immer dergleichen Phantasien ausgesetzt ist. Sie scheinen es zu bezweifeln und für Komödie zu halten, aber ich bin fest überzeugt er selbst glaubt allen Ernstes an die Geschichte, die er sich auf der einsamen Reise, Gott weiß wohin, selbst gebildet hat. So sind

die Gelehrten, die sich von der Welt abschließen, und nur ihrem Ideenkreise leben. Er nährte schon lange die fixe Idee, Alles in der Welt gehe im Kreislauf, und alle Bestrebungen kehrten resultatlos auf den Punkt zurück, von wo sie ausgingen. Diese Idee scheint er in seiner Art verwirklicht zu haben, und er hat eine Reise um die Welt gemacht, um nichts zu sehen, als die Thür wo er in den Wagen stieg und wieder ausstieg. Bei alledem ist er ein Ehrenmann, ich versichere es Sie, und wünsche nicht, daß Jemand daran zweifelt. Man soll sich nicht über ihn lustig machen, er steht unter meiner Protektion. Lassen Sie ihm seinen Wahn, so lange er daran Gefallen hat. Es könnte gefährlich werden ihm denselben ausreden zu wollen. — Gefährlich sage ich," wiederholte der Prinz mit Nachdruck, und sein herrschender Blick traf überall auf ehrerbietig gesenkte Häupter.

Als derselbe seine Prachtkarosse bestieg, nickte er noch gnädig zu Sacken und sagte ihm: „Die Herzogin interessirt sich für Sie, mein Herr von Sacken. Danken Sie es ihr, wenn Ihre Reise früher zu einem glücklichen Ziel gelangte, als Ihre Wißbegier vielleicht, nach Verdienst, befriedigt ward. Sollte sie es noch nicht sein, und Sie wünschten neue Reisen, so rechnen Sie auf meine Beihülfe!"

Sacken verneigte sich tief, und schwieg.

Unterweges in der Haide, unterhielt sich Biron mit dem reich gallonirten Leibkutscher, welcher seinen Wagen lenkte. Diesen Dienst hatte derselbe erst vor kurzem an-

getreten, dennoch ging aus der Vertraulichkeit hervor, daß sie sich schon länger kennen mußten. Auch uns muß das Gesicht bekannt sein.

„Du meinst also, Philosoph, sagte der Herzog, daß die Kur geholfen hat?"

„Ausgetauscht ist er, Durchlaucht, antwortete der Kutscher sich zu ihm herüber lehnend. Pur ausgetauscht. Sie hätten nur sehen sollen, wie er sich Mühe gab, ein menschliches Wort mit einer Menschenseele zu sprechen, und wie zuletzt er aufjauchzte, wenn er nur ein Paar tungusische oder karaibische Sylben hörte, oder wie die Race da heißt. Reden mußte er nun durchaus, und da's mit Menschen nicht ging, parlirte er mit den Vögeln, brummte mit den Bären und heulte mit den Wölfen. Lieber Gott, er fing sogar mit einem Maikäfer, der um den Wagen summte, Konversation an. Durchlaucht kamen mir immer da in den Sinn, als wir bei Tauroggen fuhren, und Sie nicht sprechen sollten mit ihm, und dafür pfiffen und grunzten und quikten. Ja so bleibt Alles in der Welt beim Alten. Es heißt nur: heut mir, morgen dir. Aber wahrhaftig, das Herz blutete mir bisweilen im Leibe, daß ich ihn nicht anstoßen, und ihm sagen konnte, was für ein Esel er gewesen."

„Du hast Deinem Herrn treu gedient, auch als sein Gefangenwärter. Und entschädigt, denk ich, bist Du durch Deinen neuen Dienst."

„Durchlaucht, fuhr der Kutscher auf, das bin ich. Und ich wünschte nichts, als daß ich es Ihnen auch mal

ſo vergelten könnte. Wenn Sie einmal nach Sibirien müßten, den Weg kenne ich jetzt.“

„Unverſchämter!“ rief der Herzog, und riß das Fenſter herunter. Der Kutſcher murmelte: „Na, na, nur nicht ungebärdig. Ich weiß auch, was mein kleiner Finger mir ſagt. Das Sibirien iſt ein Land, wo noch viele Menſchen Platz haben, und Herzogthümer dazu, größer wie zehn Kurlande. Und es ſah mir grade ſo aus, als ſollte ich noch mal auf längere Zeit dahin reiſen, ob mit einem Herzog oder einem Baron, das iſt in unſerer Zeit alles gleich. Eine Glaskutſche oder eine Kibitke, ſie brechen beide, wenn man umwirft. Und die glücklichſten Geſchöpfe bleiben doch die Krähen; denn ſie waren in Sibirien ſo laut und froh als in England und Frankreich.“

Theoſophus Sacken hatte die Luſt verloren, eine zweite Reiſe zu unternehmen. Er zog ſich, nachdem er mit dem Neffen ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, nach Königsberg zurück, und miethete ſich auf's neue beim Advokaten Behrend ein. Der Verkehr jetzt war viel freundſchaftlicher; auch mit dem wunderlichen alten Lauſon hielt er gern zuſammen, und er täuſchte die Vorausſage des philoſophiſchen Kutſchers in ſofern nicht, als er verſicherte, mit lieben Menſchen zuſammen zu ſein, wäre ein Genuß, um den es ſich ſchon zu leben lohne. Er war geduldig und zufrieden. Nur auf etwas ſchien er zu warten und das mit Ungeduld. Er meinte auch für Biron von Kurland müſſe die Stunde der Vergeltung ſchlagen, ohne daß er ſie grade heranwünſchte. Aber

Biron's Macht wuchs mit Jahr um Jahr, er war allmächtig, Europa's Fürsten bewarben sich um seine Gunst, und die französischen Birons gratulirten ihm förmlich für die Ehre, die er ihnen erzeigt, ihr Verwandter sein zu wollen. Ja nach Anna's Tode schien er, als erklärter Regent des Russischen Reiches, anerkannt von Europa und der Russischen Nation, unantastbar in seiner Macht zu stehen. Da warf eine Nacht das Gebäude des Glückes um. Ein kühner Abenteurer genügte, ihn zu stürzen. Noch speiste er zu Abend freundlich mit dem Feldherrn Münnich, und nach Mitternacht ließ derselbe Münnich ihn nackt in Ketten schlagen; und von Allem entblößt, unter schrecklichern Umständen wie jener damals Sacken, sandte ihn der Undankbare nach Sibirien. Dieser empfand eine Genugthuung, es war nicht Rachegefühl, es war nur Befriedigung für sein Thema, daß der Mensch doch den Kreislauf machen müsse, und keine Gunst des Schicksals den Geschaffenen so hoch schnelle, daß er nicht vom Höhenpunkte des Glückes dem Ausgangspunkte wieder nahe komme.

Der Träumer.

Novelle

von

August Kopisch.

Von dem Strande, welcher nun Stabiä, die faſt zweitauſend Jahr in Aſchenregen begrabene Stadt, lieblich überblüht, gelagert zwiſchen dem Golf von Neapel und dem von Salern, erhebt ſich über den Spiegel des anmuthigen Meeres, erſt mit ſanfteren Hügeln, bald aber geſchwungener und kühner, ein mächtiges, vielzackiges, oben dunkelb ewaldetes Kalkgebirge, deſſen fruchtbare, terraſſirte Hänge der Bienenfleiß der Menſchen überall reichlich mit Oel- und Weingärten und mit unzähligen, zierlichen Ortſchaften überbaut und geſchmückt hat. So vollendet iſt daſelbſt das Werk des Fleißes, daß es vor die Augen tritt, wie ein mühelofes, unmittelbar göttliches Geſchenk, als habe das Paradies ſich hernieder geſenkt in die Thäler und um die Lehnen der zackigen Anhöhen.

Unter den vielen Ortſchaften aber erhebt ſich eine, Gragnano genannt, beſonders geſegnet mit köſtlichen Purpurtrauben. So reichlich trägt die Rebe dort, daß die Winzer noch im Schatten gehn, wenn ſie ſchon die Blätter hinweg gebrochen, die Trauben allein geben

Schatten genug. Nicht zu früh, nicht zu ſpät reifen ſie dort an den luſtigen Hängen und füllen die gewaltigen Fäſſer mit köſtlichem Getränk, ſo daß die Beſitzer daſelbſt von Jahr zu Jahr an Wohlhabenheit zunehmen. Ja, rings um den ganzen ſchönen Golf ſagt man, will man Jemanden als wohlhabend bezeichnen: er hat ſein Kellerchen in Gragnano.

Nun hatte daſelbſt vor Jahren Gott einem Mann Namens Strintillo ſolcher Kellerchen nicht nur eines, ſondern mehrere beſchieden, auf deren Beſitz ſich Herr Strintillo nicht wenig zu Gute that. Seine liebſte Rede war: Ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehen! — Herr Strintillo wollte jedoch manchmal ſehr dummes Zeug; beſonders wenn ihm dergleichen geträumt hatte; denn er war über alle Maaßen abergläubig und hielt gewaltig viel auf ſeine Träume. So hieß er einſt in eine dürre Felszacke einen Brunnen hauen, weil ihm dort im Traum von ſeinem Vetter Ciccio ein Glas Waſſer gereicht worden. Als man ihm aber vorſtellte: hier werde kein Waſſer kommen, ſprach er: „Ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehen!“ — Sofort wurde mit dem Hauen des Brunnens begonnen. Man ſprengte daß die Steine flogen. Drei Monate vergingen, — immer kam noch kein Waſſer; aber Don Strintillo verlor den Muth nicht und würde, jedem Spötter zum Trotz, noch heute graben laſſen; hätte ſein Vetter Ciccio nicht Waſſer in die Grube gegoſſen, und ihm ein Glas dar-

aus geſchöpft und zu trinken gereicht. — „Wer hat nun Recht?“ fragte Don Strintillo und trank das Glas rein aus. Zwar kam ſpäter, trotz alles Grabens, kein Waſſer mehr nach; aber Don Strintillo hielt den Traum für erfüllt und war zufrieden und, als man ihm einige Zeit nachher von Ciccio's Liſt ſagte, ſprach er: »So ſagt Ihr nur damit ich nicht Recht haben ſoll,“ und alles endigte damit, daß er nur deſto mehr im Glauben an ſeine Träume beſtärkt wurde, recht nach dem alten Sprüchwort: zerſtoße den Narren im Mörſer und er wird ein Narr bleiben, nach wie vor. Jeden Morgen, ſogleich nach dem Frühgebet, langte Don Strintillo nach ſeinen Traumbüchern, deren er nicht genug bekommen konnte. Dieſelben widerſprachen ſich zwar hie und da; aber das war ihm eben recht; denn, traf ſein Traum nach dem einen Buche nicht ein, ſo fand er in dem andern Troſt. Alles, was ihm widerfuhr, wußte er immer hinterher den Träumen anzupaſſen, die er kurz vorher oder lange vorher gehabt hatte. Als ihm ſeine gute Frau ſtarb, ſagte er zu ſeinem Vetter Ciccio mit Thränen in den Augen: „Da ſieh, wie meine Träume zuletzt doch eintreffen! — Vor drei Jahren, juſt in derſelben Nacht, ſah ich im Traum eine Katze, die auf glühenden Kohlen ſtand und gewaltig ſchrie. Was dieſe Katze bedeuten ſollte, konnte ich damals in meinen Büchern nicht finden und auch nicht denken: nun iſt es aber klar: die Katze, die auf Kohlen ſteht, iſt meine Frau im Fegefeuer; denn, unter uns geſagt, ſie kam mir manch-

mal nicht aufrichtig vor. Nun aber laß uns für ihre arme Seele beten!“ —

„Ihr thut ihr Unrecht,“ sagte Don Ciccio.

„Laß uns beten, sagte Strintillo, vor Gott sind wir Alle Sünder!“

Zum Glück wurde seine schöne Tochter Angiolina nicht von ihm erzogen, sondern von einer verständigen Muhme, die er ins Haus genommen, und wuchs an Seel und Leib so herrlich heran, daß sie mit sechszehn Jahren das Wunder der ganzen Gegend war. Unzählige Freier hatten sich bereits vergeblich bei dem wunderlichen Vater um sie beworben, als eines Tages zwei bei ihm zusammentrafen, welche sich besser berechtigt glaubten als alle früheren. Der ältere dieser Freier, Don Granco, war zwar von Gestalt häßlicher und drolliger, als man irgend ein Figürchen aus Brot kneten könnte, dabei jedoch der wohlhabendste Mann in Gragnano und, was ihn bei Strintillo gleichermaßen empfahl, wie er ein leidenschaftlicher Liebhaber von Träumen. Der andere dieser Freier aber war das Gegentheil von diesem, weder ein Träumer, noch mit Reichthümern gesegnet, aber sonst mit Allem ausgestattet, was an jungen Leuten wohlgefällt. Er war jung und schön, kräftig und rührig und rasch in Allem was er that, der beste Tänzer am Ort und geliebt von Jung und Alt. Begabt mit der süßesten Stimme, die je von Mannesmund erklungen, verstand er zu Tänzen und Spielen augenblicklich die zierlichsten Weisen und Lieder zu erfinden, und hatte vor Kurzem

erſt in einem Wettſingen mit den beſten Improviſatoren der Umgegend eine ſchön ausgelegte Mandoline gewonnen, zu deren beſeelten Klängen er, unter Angiolinens Fenſter, manch ſchmelzendes Lied gehaucht. Kurz, Don Granco beſaß das Herz des Vaters und Giovanni das Herz der Tochter, und war bei dem Alten ebenfalls ſo wohl angeſchrieben, daß er die beſte Hoffnung hatte. So gerüſtet traten Beide zugleich in das Zimmer, Jeder im Vertrauen auf ſein Glück, hatte Keiner ein Hehl vor dem Andern, und Giovanni ließ den drolligen Don Granco ſeine Werbung zuerſt anbringen. Dieſer hub folgendermaßen an: „Mein ehrenwerther Freund Strintillo, vielleicht iſt Euch bereits bemerklich geworden, wie mich ſchon ſeit geraumer Zeit der Liebesgott quält und peinigt, und zwar um Eurer ſchönen Tochter willen, welche, wie alle Welt weiß, von der Naſenſpitze bis zur kleinen Zehe nichts anders iſt als ein Zucker und ein Honig, und, daß ich es kurz herausſage, durchaus gemacht für Euren Diener Granco. Viel Redens kann ich nicht machen, gebt ſie mir zum Weibe: ich ſtelle ſie in ein Glasſchränkchen, und laſſe kein Stäubchen auf ſie fallen, ſo wahr ich Granco bin, es ſoll Euch nicht leid werden! — Ihr wundert Euch vielleicht, woher ich den Muth nehme, und ſogar auf einmal mit der Thür ins Haus falle? doch ſeht dieſe zerknitterte Schlafmütze dahier und vernehmt, was mir dieſe Nacht geträumt hat.“

Bei dieſen Worten ward der arme Giovanni leichenblaß. Auf einen Traum ſeines Nebenbuhlers war

er nicht gefaßt, und da er Strintillo's Leidenſchaft für Träume kannte, fürchtete er ſehr, daß Granco die Oberhand gewinnen könnte.

„Der Traum iſt, fuhr Granco fort, ſo gut wie einer ſein kann und ein Morgentraum, er paßt überall ein und ſchließt zuſammen, daß gar keine Fuge bleibt.“ Hierauf erzählte Granco mit langweiliger Ausführlichkeit: wie ihm Angiolinchen im Traum erſchienen ſei, um und um mit Blumen beſteckt, und ihm eine Roſe gegeben habe: wie ſie dann zuſammen einen großen goldnen Fiſch gefangen und mit einem Hammer todtgeſchlagen hätten, der Fiſch aber habe ſo viel Rogen gehabt, daß alle ſeine Keſſel und Töpfe nicht langen wollen, ihn aufzunehmen. Als er deshalb den Hut abgenommen, ſich hinter den Ohren zu kratzen, ſei er aufgewacht, die Schlafmütze in der Hand, die er vor Freuden über den prächtigen Traum ganz zerküßt und zerbalgt habe. „Da ſeht, wie ſie ausſieht, überall zerknittert und zerknillt!“

„Warum aber dünkt Euch der Traum ſo gut?“ fragte Giovanni. Da ſagte Don Granco: „wenn Ihr es ihm nicht ſelber anſehet, will ich Euch belehren; der Traum iſt ſechsmal gut:

Einmal, weil der Gegenſtand der Liebe ſelber darin iſt.

Zweitens, bedeuten die Blumen, daß das Zuckerkind bald heirathen wird.

Drittens, bedeutet die Roſe, die ſie mir gab, daß ich ein beneideter Mann ſein werde.

Viertens, bedeutet das Angeln und daß der Fiſch

anbeißt, unſere Heirath, und daß wir immer wohlhabend ſein werden, denn der Fiſch war von Golde.

Fünftens, bedeutet der Hammer, daß wir die Heirath durchſetzen werden, es mag in die Quer kommen, wer da will, und endlich:

Sechstens, bedeutet der viele Rogen zahlreichen Kindersegen.

Nun ſagt ſelber, was fehlt dem Traum noch an ſeiner Vollkommenheit. Fragt einmal Den Strintillo, er iſt gelehrter als ich; aber er mag ihn nach Rothbart's Traumbuch auslegen, oder nach Schwarzbart's, er iſt gut und bleibt gut. Nach der klugen Sibylle fällt er freilich anders, aber da ſind die Nummern verdruckt, und wer ihr traut iſt immer betrogen. Was meint ihr, Don Strintillo, fragte Granco mit zuverſichtlicher Miene, iſt er nicht gut, iſt er nicht prächtig?"

Aber Strintillo, der auf keine Frage raſch zu antworten gewohnt war, und der, unter uns geſagt, noch etwas auf die Sibylle hielt, bewegte nachdenklich den Kopf, wandte ſich zu Giovanni, und fragte: „Hat Euch auch etwas geträumt?" —

„Mir? Nein oder doch, ja, entgegnete Giovanni, und ergriff die Hand Strintillo's: Mein lieber Don Strintillo, ſeit ich eure Tochter geſehen, lebe ich beſtändig, Tag und Nacht, in dem Traume fort, daß nie Leute glücklicher zuſammenleben würden, als eure Tochter und ich!" Hiebei ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. Don Strintillo ſah ihn freundlich an und ſagte:

„Nun, mein lieber Giovanni, ich weiß, daß meine Tochter euch wohlwill und habe nichts gegen euren wachenden Traum und gegen euren ſchlafenden auch nichts, ehrenwerther Don Granco, beide Träume können recht gut ſein, doch erſtens, habe ich ſie nicht ſelber geträumt und zweitens, ſeid ihr an einem böſen Tage zu mir gekommen, denn hört: Als ich dieſen Morgen ausgehen will, kommt mir rechts ein altes Weib entgegen, links huſcht mir ein Häschen über den Weg und, wie ich wieder ins Haus trete, läuft mir, bis ins Zimmer, Ciccio's rother Hund nach, der mir nie Gutes bringt. Daher iſt der heutige Tag ſehr böſe, und gar nicht gemacht, um dergleichen zu beſchließen, geduldet Euch alſo noch heute, morgen früh ſollt Ihr ausführlichen Beſcheid haben. Keiner von Euch wird darum von mir verachtet; aber ich will die Sache beſchlafen. Der Himmel wird mir einen Wink geben, dem ich folgen kann. Das Schickſal meines einzigen Kindes liegt mir zu ſehr am Herzen, als daß ich dergleichen ohne himmliſchen Rath beſchließen könnte. Lebt wohl. Heute drohet Unglück in meinem Hauſe, darum wird Euch weder Speiſe noch Trank gereicht. Ein andermal ſollt ihr mir herzlich willkommen ſein.“

Mit ſolchen Reden entließ Don Strintillo für dieſen Tag die beiden Freier. Don Granco fand alles ſehr natürlich, und blieb, im Vertrauen auf ſeinen ſechsmal vortrefflichen Traum, ſo glücklich als vorher. Aber Giovanni gerieth, als er das Haus verlaſſen, über den

abergläubigen Strintillo ganz außer ſich, und als er ins Freie kam, rief er zum blauen Himmel empor: „wenn das Schickſal eines Weſens wie Angiolina an Strintillo's albernen Träumen hängt, was ſoll aus ihr, was ſoll aus mir werden! Lieber himmliſcher Vater, erhelle doch die Augen des Alten, daß er die Tochter nicht auf ewig unglücklich macht, thue ſeinen Sinn auf über ſeine Thorheiten, oder willſt Du ihn nicht umſchaffen, ſende ihm wenigſtens einen Traum, worin Angiolina ihm um den Hals fällt und ihn bittet, mich zu nehmen; oder wie Du ſonſt ſeinen Willen lenken willſt, denn Du vermagſt ja alles und jedes, wie Deine Weisheit es für gut findet!“ — Dieſer letzte Gedanke machte Giovanni etwas ruhiger. Langſam ſchlich er zurück unter Angiolinens Fenſter, und flüſterte die traurige Botſchaft hinauf. Angiolinchen, obwohl ſelbſt erſchrocken, ſuchte ſeine Sorgen zu beſchwichtigen, und ſagte zu ihm: „Lieber Giovanni, tröſte dich, mein Vater hat Dich lieb, wir wollen Gutes hoffen, gehe nach Deinem Weinberge und zerſtreue Dich mit arbeiten. Geh, ich will auch etwas vornehmen, ſo wird Sorge und Unruhe am beſten bekämpft.“ Langſam ging Giovanni nach ſeiner kleinen Beſitzung. Sie ſchien ihm heute kleiner als je, weil er ſie mit Granco's Gütern verglich. Er ging an die Arbeit und kämpfte mit Gewalt gegen ſeine Sorgen, aber er war immer noch in einem Zuſtande, der einem Fieber glich. Der Mond ſchien lieblich und klar, es trieb ihn nach dem Hauſe ſeiner Geliebten, er nahm ſeine Mandoline mit und

ſpielte unter ihrem Fenſter alle Lieblingsweiſen; aber wenn er an den andern Morgen gedachte, ſanken ihm die Hände von den Saiten. „Geh zur Ruh, lieber Giovanni!“ bat Angiolina mit ſüßem Flüſtern mehre Male flehentlich. Er ging auch, kam aber immer wieder zurück und um Mitternacht ſang er unter dem Fenſter der Kleinen, die ſelbſt nicht that was ſie ihn hieß, folgendes Lied aus ſeinem Herzen, während der Veſuv dazu leuchtende Gluthen in die Mondnacht emporwarf: —

Unruh'ge Du, Du ruft mir: ruhe! zu:
Bin todesmüd' und finde doch nicht Ruh!
Wo ruht des Schiffers Haupt im Sturmesdrang?
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin der glüh'nde Stein, der dort entſteigt
Dem Schlund und, ſchon im Fallen, wieder ſteigt,
Emporgewirbelt von erneutem Drang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ein Ameishaufen bin ich, den geſtört
Die Lieb', all' meine Sinne ſind verkehrt:
Am Himmel wankt vor mir der Sterne Gang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin die Wachtel, über'm Meer verirrt,
Kein Land erblickt ſie, jagt und ſchlägt und ſchwirrt,
Dicht unter ihr der Wellen Grabgeſang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

In ſolchen Gedanken kam den beiden Liebenden der Morgen heran, und ſie erwarteten mit Ungeduld Strintillo's Erwachen.

Don Franco nahm, wie wir wiſſen, die Sache viel

ruhiger, er verließ sich auf seinen Traum, that einen guten Schlaf, erwachte jedoch bei Zeiten, legte sogleich die zierlichsten Kleider an, die sich in seinen Kisten und Kasten vorfanden, und machte sich auf den Weg nach Strintillo's Hause, vor welchem er den guten Giovanni mit seiner Mandoline sitzend fand.

„Schon hier?" fragte Granco.

„Ja wohl, sagte Giovanni, wir kommen noch zu früh, Don Strintillo ist noch nicht erwacht."

„O, wohl ist er erwacht! rief Strintillo und erschien an der Thür: kommt herein, ihr beiden Herren, Ihr sollt Bescheid haben. Ich habe einen Traum gehabt, der an Schönheit seines Gleichen sucht und so deutlich ist, daß Ihr ihn Euch selbst auslegen könnt, so wenig Ihr vom Traumauslegen versteht."

Don Granco trat freundlich ein und rieb sich die Hände, zitternd folgte Giovanni. „Da setzt Euch und hört meinen Traum!" sagte Strintillo. Beide setzten sich und der Träumer hub an: „Gestern, als ich mich schlafen legte, nahm ich mir fest vor, über Eure Angelegenheit zu träumen. Es währte nicht gar lange, so kam ich aus der Finsterniß des Schlafes in einen wunderschönen großen Weingarten, der mich sehr in Verwunderung setzte; denn an den Trauben, die dort hingen, waren die Beeren so groß, daß jede Beere wohl einen Schoppen halten mochte, und jede Traube mochte gegen die 1000 Beeren haben, aber die Trauben, die da waren, konnte ich nicht zählen; denn es war alles roth und

ſchwarz davon, über und über! Das Sonderbarſte war, daß ſich die Trauben vor meinen Augen färbten, und reif wurden und die reif wurden, ſanken zu Boden und ließen den Moſt von ſelbſt ausgehen, in Rinnen von weißem Marmor, die unter den Weinſtöcken waren. Alle die Rinnen aber gingen zuſammen in einen großen Teich. Wem mag wohl der Weinberg gehören? dacht' ich bei mir und ſah mich um nach Jemandem, der es mir ſagen könnte. Da war eine Gans, die von den Beeren fraß, und etwas herſchnatterte, das immer klang, wie Bräutigam, Bräutigam. — Sollte das meiner Tochter Bräutigam ſein? dachte ich weiter. — Ja, ja, ja, ſchnatterte die Gans. Indem ich ſo weiter gehe, kommt mir mein Vetter Ciccio entgegen, und ſagt mir: wo bleibſt Du, Strintillo, laſſe die Hochzeitsgäſte nicht warten! — Aber ſo geſchwind ging das nicht; denn ſtatt Sandes waren alle Gänge ſo dick voll Ducaten, daß wir manchmal bis an die Bruſt hineinſanken. Endlich kamen wir in einen Keller, wo noch mehr volle Weinfäſſer lagen, als ich oben Trauben geſehen hatte. Wem gehört dies Alles? fragte ich Ciccio. Angiolinens Bräutigam, war die Antwort. Wir mochten ſo, wohl ein paar gute Stunden, bei lauter vollen Fäſſern vorbeigekommen ſein, als der Keller endlich ein Ende nahm und ſich nach einem großen freien Platze öffnete, wo ganz unzählige Hochzeitgäſte ſämmtlich auf ungeheuren Würſten ſaßen, an Tiſchen von runden Käſen, in deren Mitte jedesmal Springbrunnen von lauterem Wein waren, die nach allen Gäſten hin Strahlen

schossen. Weder Gläser noch Flaschen waren zum Trinken gestellt, und die Gäste fingen auf gut spanisch den Strahl, der auf sie zukam, mit den Mäulern auf, welches überaus lustig zu sehn war. Auf den Tischen waren Messer gelegt, womit die Gäste sich nach Belieben Käse von den Tischen losschnitten. Mitten auf dem Platze stand ein großer Ofen, wo man gar fette Ochsen hineintrieb, die auf der andern Seite, köstlich gebraten, wieder herauskamen und um die Tische herumspazirten, wo sich dann jeder Gast sein Lieblingsstück losschnitt, worauf die Ochsen sich allemal höflich verneigten und wieder weiter gingen. Auf der anderen Seite war ein Teich von heißem Oel, worin ungeheure gebratene Fische herumschwammen. Dort amüsirten sich viele Gäste mit Harpuniren und holten sich allemal den Fisch heraus, zu dem sie Lust und Appetit hatten. Eben so war es mit dem Federvieh bestellt, welches von einem großen Pastetenrande eingehegt, theils gebraten, theils gekocht, theils gedämpft herumlief, auch in allerhand Saucen schwamm und ebenfalls sehr artig den Rücken oder die Brust hinhielt, je nachdem man sich dieses oder jenes Pfaffenschnittchen losschneiden wollte. Für die, welche gern Maccaroni aßen, hingen sie von den Bäumen herunter wie Palmenzweige, so niedrig, daß die Liebhaber davon die Hände auf den Rücken legten und sie mit den Zähnen abrissen, wie Ziegen das Laub abknubbern; sie durften auch nicht erst Käse daran thun, denn aller Staub, dessen dort viel herumflog, war fein geriebener Parme-

tunkäse, so daß die Macaroni-Gäste über und über zu lauter Käse wurden. So reichlich war alles bei dieser Hochzeit und ich sah mich noch immer vergeblich nach dem Bräutigam um. Endlich kam er daher mit meiner Tochter an der Hand."

„Nun und wer war es?" fragte Granco ganz freundlich.

„Er war aus Gragnano, das hörte ich sagen."

„Aber wer war es?" fragte Granco noch vergnügter.

„Wer es war, mein lieber Granco, das konnte ich unmöglich erkennen, antwortete Strintillo; denn dieser Bräutigam strotzte so von Gold und Juwelen, daß ich vor Glänzen durchaus seine Figur nicht ausnehmen konnte, so viel Mühe ich mir gab, ich konnte mir seine Züge nicht zusammenfinden, bis ich über dieser Bemühung aufwachte, da schien mir die helle Morgensonne gerade ins Gesicht. Nun rathet selbst, auf wen deutet der Traum?"

„Nun, jedenfalls auf einen wohlhabenden Mann," sagte Granco lächelnd.

„Richtig, sagte Strintillo, ein Reicher soll sie haben, dann wird sie glücklich sein, weiter sage ich nichts, und nenne Keinen, um Keinen zu beleidigen. Wer sich so reich glaubt, richte binnen drei Wochen ein Fest zu. Gefällt es mir, so soll es sein Hochzeitfest sein und er mag meine Tochter heimführen mit allem Segen Gottes."

„Aber . . . " begann da todtenbleich Giovanni . . .

„Nichts weiter, fiel ihm Strintillo in die Rede, ich

bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn!“ Damit ging er in ſein Gemach und ließ die beiden Freier in ſehr verſchiednen Empfindungen ſtehn.

Don Granco, ſeines Sieges mehr als gewiß, kniff vor Freuden den Mund zuſammen, blies ſein Oberlippchen auf, drückte gleich einem Kropf-Täuberich das Kinn an den Hals und gurrte behaglich „Hm, Hm!“ Damit ging er und nahm ſich ſo drollig aus, daß auch ein Todter über ihn hätte lachen müſſen. Doch Giovanni lachte nicht, der Arme ſtand da wie gefroren. Sein Auge ſah nicht mehr, ſein Ohr hörte nicht mehr. Hätte Jemand ihm ein Meſſer durch das Herz geſtoßen, er würde den Stoß nicht gefühlt haben. Die helle Morgenſonne ſchien ihm in die offenen Augen, aber er war wie in finſtrer Nacht. Er wankte hinaus, als wäre der feſte Boden unter ihm nur Wind und Woge.

Angiolina, die mit der treuen Muhme am Fenſter lauſchte, rief ihm mit Zittern entgegen: „Nun?“ —

Er blickte ſie an, bleich wie der Tod, ſchlug ſich mit der Hand aufs Herz und wankte ſtumm dahin.

„Giovanni! Giovanni! rief ihm die Geliebte nach; aber er wandte ſich nicht wie ſonſt. — Er wankte fort, bis ihn der Schmerz gewaltſam zur Erde niederzog. Angiolina ſah ihn ſinken: da vermochte ſie nicht mehr, ſich zu halten, ſie eilte die Treppe hinab und hin zu ihm. Unter einem Mandelbaume lag er wie entſeelt. Den Hut hatte er von ſich geſtoßen, ſein Geſicht an die Mutter Erde gedrückt.

„Giovanni! Giovanni!“ rief Angiolina aus zitternder Bruſt, und warf ſich ihm zu Häupten, aber Giovanni winkte ihr hinweg, nahm mit beiden Händen Staub von der Erde, und ließ ihn in ſeine blühenden Locken fallen. „Giovanni! Giovanni! rief Angiolina und nahm ſein Haupt in ihre ſchönen Hände: Nicht ſo, nicht ſo! lieber, ſüßer Giovanni! Soll ich mit Dir ſterben?“ rief ſie ſchluchzend, und der Strom von heißen Thränen, den ſie über ſeine Stirn ergoß, ſchien ihn wieder zu beleben. „Was iſt geſchehen?“ fragte ſie, doch Giovanni vermochte nicht zu antworten. Indem war die treue Muhme herangekommen und fragte: „Kinder, was iſt euch?“ Nur mit Mühe konnte ſie von Giovanni den Hergang herausfragen. Auch ſie ward von dem grauſamen Spruch Strintillo's, deſſen Starrſinn ihr wohl bekannt war, herzlich betrübt, und weinte mit den Trauernden als gute Chriſtin, endlich aber faßte ſie ſich, und ſprach: „Liebe Angiolina, geh nur wieder heim, es könnte Dich Jemand hier ſehen und das wäre nicht gut!“ — „Ach! ob mich Jemand hier ſieht oder nicht! Wer im Sterben liegt, frägt wenig mehr nach der Welt!“ erwiederte das holde Kind faſt ſtimmlos.

„O! faſſet Euch, liebe Kinder,“ ſprach die Muhme wiederum: vielleicht iſt noch nicht alles verloren? Geh zurück ins Haus, Angiolina. Geh, bete zu Gott und der heiligen Jungfrau: die vermögen den Sinn des Vaters wohl noch zu wenden, und Du Giovanni, raffe Dich auf. Weißt Du was Du thuſt? — Geh zu meinem

Bruder Ciccio, der iſt ein ſtudirter Mann; vielleicht giebt der Dir guten Rath?"

„Guten Rath? — Kann er mir ſagen wie, wer arm iſt, in acht Tagen zum reichen Manne wird, auf ehrliche Weiſe, kann er das?"

„Geh zu meinem Bruder Ciccio! ſag ich Dir, wiederholte die Muhme: Beſſeres vermag ich Dir jetzt nicht zu rathen. Folge mir, geh!" So trennte ſie die beiden Liebenden. Angiolina wankte langſam mit ihr ins Haus zurück, Giovanni zögernd zu Don Ciccio.

„Warum ſo traurig?" trat ihm dieſer entgegen. Da faßte Giovanni Ciccio's Hand, und ſchüttete ſein ganzes betrübtes Herz aus. „Wieder eine ſchöne Geſchichte von Strintillo! rief Ciccio erbittert aus: ich habe ſchon oft geſagt, die Träume bringen ihn noch ums Himmelreich! — Armer Giovanni! was ſich für Dich thun läßt, ſoll gethan werden, aber .... hiebei zuckte Ciccio mit den Achſeln: Strintillo wird Strintillo bleiben, was in ſeiner Haut ſteckt iſt alles närriſch. Ich kann Dir wenig Hoffnung geben, laß uns aber doch auf friſcher That einen Angriff auf ſein Herz verſuchen und zwar mit all den Seinen; komm, wir wollen uns noch den Pater Antonio mit zu Hülfe nehmen, der predigt wie Paulus: wenn der ihn nicht mürbe macht; ſo iſt und bleibt er ein Stein und dein Schickſal von Eiſen!" Damit ergriff der gute Don Ciccio Hut und Stock, nahm ein kleines Säckchen mit Senfſamen in die Hand und ging mit Giovanni zu Pater Antonio. Dieſen fanden ſie

zwar bereit, ihnen beizustehen und er ging mit ihnen; aber er gab Giovanni fast noch weniger Hoffnung als Ciccio. So traten die drei in das Haus Strintillo's und mit Ciccio in das Zimmer der Muhme Cecca, die seine Schwester war, und bei welcher sie Angiolinen fanden. „Ach, sagte Cecca, wie sie von dem Vorhaben der Kommenden hörte, heute werden wir schwerlich zu Strintillo gelangen! Er hat sich fest verschlossen und läßt Niemanden vor." — „Schadet nichts, sagte Ciccio, ich thue wie Unverstand und werde schon eindringen! Hier in dem Säckchen habe ich ein Pröbchen von dem Senfsamen, nach dem Strintillo schon so lange verlangt hat, damit werde ich die Thür öffnen! Ihr bleibt noch zurück, ich gehe zuerst hinein und rede mit ihm, dann später kommst Du nach Cecca, dann Angiolina, dann Giovanni und, wenn unser Bitten und Ermahnen nichts fruchtet, will der gute Pater Antonio das Letzte versuchen." Hiemit ging Don Ciccio, das Säckchen in der Hand, auf Strintillo's Zimmer los. Vorsichtig folgten die Andern. Ciccio pochte.

„Niemand herein!" rief Strintillo.

„Ich bin es, lieber Vetter," sagte Ciccio.

„Niemand herein!" rief Strintillo wiederum.

„Gut, sagte Ciccio, so werde ich Dir den Senfsamen durch das Schlüsselloch hineinblasen!" Hiemit nahm er dessen, halbe Hände voll, und blies ihn durch das gewaltig große Schlüsselloch.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

„Ach ſo? kommſt Du endlich mit dem Senf," fragte Strintillo und öffnete die Thür.

„Ja wohl, ich bringe Dir Senf, ſagte Ciccio, und zwar von zweierlei Art."

„Von zweierlei?"

„Ja, von zweierlei: erſtlich hier den in dieſem Säckchen, wie gefällt Dir der?"

„Der iſt ſehr ſchön, ſehr ſchön!"

„Nicht wahr, der iſt ſchön! Aber Strintillo, der andere iſt noch bei weitem ſchärfer."

„So? Nun dann bin ich begierig, wo haſt Du ihn?"

„Hier auf meinen Lippen."

„Auf den Lippen? Ich ſehe ja nichts."

„Er kommt ſchon, ſagte Ciccio. Du weißt doch, daß der gute Senf den Kopf aufräumt und die Gedanken klar macht, ſieh, ſolchen bring ich Dir auf den Lippen; ſage mir doch Strintillo, wie kannſt Du es über das Herz bringen, Dein Kind vor Dir ſterben zu ſehen?"

„Höre Ciccio, nahm Strintillo das Wort: wenn das Dein Senf iſt, ſo trage ihn wieder hinweg, ſolchen brauche ich nicht!"

„Gerade ſolchen brauchſt Du, lieber Strintillo, Du mußt nieſen, bevor Du klar ſieheſt, was Du thuſt. Du mordeſt Dein Kind, wenn Du ſie dem braven Giovanni nimmſt, und dem runzligen Granco giebſt. Willſt Du denn Meerſpinnen zu Enkelkindern haben?"

„Ich folge dem Wink des Himmels, ſagte Strintillo, dabei bleibt's! Was der Himmel beſchließt, darüber müſſen wir Menſchen nicht grübeln."

„Aber iſt denn Dein vermoderter Bettthimmel, unter dem Du träumſt, unſer Herrgott, oder biſt Du ein Heiliger, der Viſionen hat?“

„Nein, ſagte Strintillo, aber ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn.“

Hierüber trat die Muhme ein, laut weinend, und bat Strintillo mit Händeküſſen, ſeinen Sinn zu ändern; aber, was auch geſagt wurde, Strintillo kniff den Mund feſt zuſammen und blieb ſtumm.

Angiolina trat hinein und warf ſich ihm zu Füßen, ihr Schmerz rührte ihn zu Thränen; aber er blieb ſtumm.

Giovanni trat herein und brachte ſeine Sache vor, ſo gut er konnte; doch Strintillo blieb ſtumm. Nichts veränderte den ſteinernen Mann.

Endlich kam auch der Pater Antonio, hieß die Andern hinausgehen und ſprach allein zu ihm, und, wie es den Horchern ſchien, eindringlich; denn Strintillo brach endlich ſein Schweigen. Wie aber erſchraken ſie wiederum, als ſie, ſtatt günſtiger Worte, Folgendes vernahmen:

„Glaubt mir, ehrwürdiger Pater Antonio: ich leide bei den Schmerzen meines Kindes, wie Abraham auf Moria; doch menſchlicher Wille muß dem himmliſchen nachgeſetzt werden. Mein Traum ſei nicht himmliſch, ſondern Blendwerk der Hölle, ſagt Ihr? Woher wollt Ihr das beweiſen, warum ſoll er nicht gut ſein? Was Arges widerfährt denn meiner Tochter? Beide Freier ſind gleich brave Leute, beide haben ſie lieb, — dem Reichſten geb' ich ſie. Da ſagt Ihr mir: ſie liebe nur einen von Bei-

den: o glaubt mir, die Liebe lahmt zuweilen; doch kommt ſie ſpäter nach. Frauen ſind wie die Weinreben, ſie laſſen ſich an jeden Mann binden, und gewöhnen ſich an jeden, der ſie zu ziehn weiß. Wie war es denn mit meiner Seligen? Sie wollte mich erſt durchaus nicht haben: in der erſten Nacht wollte ſie mir entlaufen, am Ende fand ſie ſich doch recht gut in mein Hauswesen, und, wenn wir uns ſpäter oft gezankt haben, geſchah es nur aus guter Meinung. Darum Pater Antonio laſſet ab mich zu peinigen und zu röſten. Es kann Euch alles nichts helfen. Die Tochter iſt meine Tochter, ihr Vater heißt Don Strintillo, ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn!"

Nach dieſer Rede machte Strintillo den Mund wieder feſt zu. Da mochte Pater Antonio predigen, ſchelten, mit göttlicher Strafe drohen und die Hölle malen ſo roth er wollte, Strintillo blieb verſchloſſen, wie die Auſter, zu der man kein Meſſer hat. Endlich ging Pater Antonio von ihm hinweg. „Nun ſoll mir kein Senf mehr da herein kommen!" ſagte Strintillo, und verrammelte die Thür.

„So! mache zu, verrammle Dich, daß kein guter Gedanke mehr zu Dir kann! ſagte Ciccio, Thränen des Zornes in den Augen und wandte ſich ſanft zu Giovanni: komm mein lieber Giovanni, faſſe Dich, der Hochzeittag iſt noch nicht da. Gott thut viel in einem Augenblick, wie viel mehr kann er in acht Tagen thun." So redete Ciccio zu Giovanni und ſah ihm dabei theilnehmend in die Augen, die er voll Thränen glaubte: doch zu ſei-

ner großen Verwunderung fand er sie trocken und sein Gesicht bleich, aber unerwartet heiter. „Ich danke Euch Herr Notar und Euch Pater Antonio," sagte Giovanni ganz gelassen, eben so gelassen: „lebe wohl!" zu Cecca und „lebe wohl!" zu Angiolinen, die halb entseelt auf ihr Zimmer geführt ward, und leichten, ja fröhlichen Trittes eilte der Jüngling aus dem Hause, ein Liedchen summend, gleich als wäre nichts Uebles vorgefallen. — „Diesen Leichtsinn begreif ich nicht," sagte Ciccio. — „Ich begreife ihn wohl, sagte Pater Antonio. Der tiefsten Verzweiflung ist es eigen, die schreckliche Gegenwart gleichsam zu überspringen und in das zu flüchten, was wir Leichtsinn nennen. Ein getroffener Hirsch springt hoch empor, ehe er niedersinkt und sich verblutet. Er ist nicht so heiter wie er scheint, glaubet mir!" — Und Pater Antonio hatte Recht. Giovanni ging die Straßen hindurch, wie es schien, fröhlicher als sonst. Er nickte sogar Don Granco, der ihm des Weges entgegen kam, einen so freundlichen Gruß zu, daß dieser sich ganz erstaunt nach ihm umwendete. Aber der Jüngling war nur der Fröhlichkeit hohles Bild, in seinem Innern tobte es wie eisiger Wintersturm, und trieb ihn fern von Menschen. Die Gärten vorüber, klomm er höher und höher das wilde Gebirg hinan, einsamer, immer einsamer ward die pfadlose Gegend um ihn her, immer steiler die Felsen, immer schmaler die herabrinnenden Bächlein. Schaaren kleiner Waldvögel flogen vor ihm auf, aus den Myrthen und Loorbeerbüschen, bis er unter einer Felswand dicht an

einem Abgrunde erſchöpft niederſank. Zu ſeinen Füßen lag, gleich dem entfalteten bunten Schweif eines Pfauen, alle Herrlichkeit und Pracht des neapolitaniſchen Golfes und ſeiner Inſeln hingebreitet. Garten an Garten und Stadt an Stadt, an dem ſchönen Saume des Meeres, der ſich hin ſchwingt wie der Flug der Schwalbe: während ſich aus der Ebne vor den blauen Appenninen der Veſuv erhebt und, gleich bunten Blumen, Aſchengewölk auf Aſchengewölk emporthürmt. Da rief Giovanni: „heiliger Gott, wie ſchön iſt dieſe Welt und wie unglücklich bin ich in dieſer ſchönen Welt!“ — Jetzt, erſt jetzt brachen ihm die Thränen aus den Augen und er weinte bitterlich. Da mußte es ſich fügen, daß zu derſelbigen Stunde der Räuber Checco, mit ſeinen luſtigen Geſellen, in jener Einſamkeit umherſchwärmte, zu ſeiner Ergötzung Kaninchen zu jagen. Kühn wie er war, kletterte er eben um den Gipfel des Felſens, an welchem Giovanni lag, als das Erdreich unter den Füßen des Räubers wich und hinabſchob. Was er auch ergriff, ſich zu halten, Gras und Buſch, alles ward los und rollte mit ihm dem Abgrunde zu. Da vernahm Giovanni das Geräuſch, blickte um ſich, ſprang gewandt hinzu und, die Linke feſt um einen überhängenden Baum geſchlungen, ergriff er den Stürzenden mit der Rechten, als er eben verloren ſchien, und hielt ihn dicht an dem Abgrunde ſchwebend. Obwohl ſtark genug, ihn eine Weile zu halten, war er doch nicht mächtig genug, ihn völlig heraufzuziehen und Beider Lage ward mit jedem Augenblicke gefährlicher, da nicht

allein Giovanni's Kraft minder wurde, sondern auch die Wurzeln des Baumes, woran sie hingen, mehr und mehr nachließen. Giovanni aber war edelmüthig genug, ihn nicht loszulassen; da rief Checco seine Gefährten herbei, welche die Beiden, nicht ohne Gefahr, aus der peinlichen Lage befreiten. „Habt Dank, Ihr Braven!" sagte Checco und umarmte seine Freunde, doch zu Giovanni gewendet, sprach er: „Dich hat Gott gesandt, ihm sei Dank und der heiligen Jungfrau! Lasset uns beten!" Damit nahm er den Hut ab, Alle thaten ein Gleiches, knieeten mit ihm nieder und beteten zu Gott und der heiligen Jungfrau. Hiebei muß erwähnt werden: dieser Checco war zwar ein Räuber, jedoch ungewöhnlicher Art, angebetet von den Seinen und bei dem Volke mehr geliebt als gehaßt. Sein Patron war Crispinus: er nahm den bösen Reichen und gab den guten Armen. Durch einen ungerechten Urtheilspruch um sein rechtmäßiges Erbe gebracht, hielt er jede Obrigkeit nur für eine Anstalt, das Volk hinab zu drücken, hatte sich mit mehreren ähnlich gesinnten, flinken Burschen verbunden, und streifte bald hierhin im Lande, bald dorthin, wie er es nannte „dem Unrecht abzuhelfen!" Bei diesem Geschäft nahm er es freilich nicht so genau, wie die lateinischen Bücher, in welchen die tausend und aber tausend Rechtsfälle verzeichnet sind. Er sah alles nur entweder schwarz oder weiß. Verwickeltes hieb er durch, wie Alexander Magnus den Knoten, und das audiatur et altera pars war keinesweges sein Wahlspruch. Im Ganzen mußte bei ihm der Unglückliche

ſiegen, der Glückliche wenigſtens theilen, wobei Checco ſich als Richter auch nicht völlig vergaß, ſondern oft recht anſehnlich zulangte. Wem er half, den ließ er das für ihn Erlangte ſodann, ſehr klug, in veränderter Geſtalt irgend wo, wie zufällig, finden; damit derſelbe nicht durch ſein Geſchenk in Verdacht geriethe. Zuweilen trat er, bei hellem Tage, mit ſeinen Geſellen in ein reiches Haus, wo er wußte daß eben ein erwuchertes Sümmchen lag, ſchloß die Thüren, und bat ſich das Sümmchen zu guten Zwecken aus, und, wer ihm dieſes nicht ſogleich herbeiſchaffte, ward weder geknebelt noch gefoltert; ſondern auf ein mitgebrachtes Leder gelegt und von den luſtigen Geſellen ſo lange geprellt, bis er, des läſtigen Spieles überdrüßig, Ungernes gern that und Alles bewilligte. Von dieſer Art des Geldeintreibens ward Checco „der Preller" genannt; und wahr iſt es, ſeine Leute verſtanden das Prellen gut, ſie brachen Niemandem die Rippen und vertheilten die blauen Flecken, mit Anſehn der Perſon, ziemlich gleichmäßig auf dem Leibe ihrer lebendigen Spielbälle. Daß dieſes Treiben böſer Art ſei, glaubte keiner von ihnen. Alle waren jung und rüſtig und immer bereit zu den tauſend Schwänken, die Checco ſich ausſann, dieſen oder jenen Streich nachdrücklich durchzuführen. Sie bildeten zuſammen gleichſam eine luſtige Vehme und ließen zuweilen Prügel regnen auf Schultern, die ſich dergleichen nicht vermutheten. Hatten die Schläge zuweilen nicht den richtigen Mann getroffen, ſo ſagte Checco: „nun dafür wird ihm Gott andere Sünden

vergeben, geißeln wir uns!" Hierauf pflegten sie sämmtlich Stöcke zu nehmen, stellten sich im Kreis und hieben einander weidlich durch. Verschlagen waren alle wie Füchse, listig wie Schlangen, vorsichtig wie die Marder, und wollte man sie fangen, so wurden sie zu Aalen, und entwischten aus den Händen der Häscher, wenn man sie schon fest zu haben glaubte. Das ganze Gebürg, voll labyrinthischer Höhlen, war der Pallast, in dem sie wohnten. An steilen Felswänden hatten sie kleine Stufen und Griffe zum Klettern gehauen, an denen sie, gleich Steinböcken, wunderbar schnell hinan laufen konnten, die aber, gleich einem Räthsel, so wunderlich verworren durcheinander gingen, daß Niemand den Flüchtigen nachzueilen vermochte. So hatten sie, wo man sie umzingelt zu haben glaubte, noch hundert Ausgänge und waren ihren Verfolgern an List immer überlegen. Es war als ob keine Kugel sie treffen könnte, und wenige waren im Volk, die sie nicht für Zauberer hielten. Als hätten sie den Karneval geplündert, erschienen sie bald in dieser bald in jener wunderlichen Verkappung und gaben den Leuten viel zu erzählen. Dabei versäumten sie kein Madonnenfest, gingen fleißig zur Messe und bei einem Pater Namens Andronico zur Beichte, der ihnen oft harte Büßungen auflegte, welche sie gewissenhaft erfüllten. So beteten sie nun auch hier und dankten Gott und der heiligen Jungfrau für Checco's Rettung.

Aber als sie ausgebetet hatten, sprang Checco auf, schlug sich an die Brust und begann zu Giovanni, der

wieder in Gram verſunken war: „Checco's Herz iſt Dein. Du biſt traurig? kann ich Dir Hülfe ſchaffen, es ſoll geſchehen. Haſt Du einen Feind, er ſoll mein gewahr werden!"

„Mir kann Niemand helfen, als Gott!" ſagte Giovanni, bedeckte ſein ſchwermüthiges Geſicht mit den Händen und ſchwieg. Checco beſtürmte ihn jedoch ſo lange mit theilnehmenden Fragen, bis er ihm, obwohl langſam, mittheilte was ihn quälte, nachdem Checco das Verſprechen gegeben, daß er weder Strintillo noch Granco ein Leid zufügen wolle: denn Giovanni wußte wohl mit wem er ſprach. Als er ausgeredet hatte, erwiederte Checco raſch: „die Umſtände ſind einfach: der Alte will Dir nicht willfahren, aber wohl die Tochter. Nimm ihm die Tochter mit Gewalt, bringe ſie daher in die Wildniß und lebe mit ihr, geborgen in meiner anmuthigſten Höhle, bis der Alte ſich in die Geſchichte findet und Euch verzeiht. Traue mir, die Höhle ſoll eingerichtet werden wie eine Putzſtube, nichts ſoll euch fehlen, und bliebt ihr ewig bei mir!" — Dies ſagte Checco mit großer Zuverſicht; aber wie ſtaunte er, als Giovanni ſich plötzlich wie getröſtet erhub und ihm entgegnete: „Checco, bald wäre gethan was du ſagſt; aber da ſei Gott vor, daß ich ſolch Unrecht auf mich lüde! Die Tochter iſt des Vaters: ich hätte wenig Segen davon, der alte Strintillo aber den Tod, und Angiolina würde nimmer froh. Nein, beſſer iſt ſchlicht und recht. Ich will Gott bitten, daß er mir ſeinen heiligen Engel herniederſende und mich und Angio-

linen aus der Verzweiflung erlöse, gleich wie er mich und Dich hier wunderbar gerettet. Thöricht war es von mir, einen Augenblick an seiner Allmacht zu zweifeln." Hiemit schüttelte Giovanni Checco's Hand und ging vor ihm den Berg hinab. Checco aber blieb betroffen stehn, dann rief er ihm feurig nach: „geh braver Knabe, Gott wird Dir helfen, wunderbar wie er uns hier gerettet! Aus diesem Baum, der uns Beide trug, will ich ein Kreuz machen, bei dem will ich oft beten. Gott erhalte Dich! Sage Niemanden, daß Du mich gesehen!" — „Ich will es verschweigen," sagte Giovanni und ging. Checco aber sprach rasch zu den Seinen gewendet: „laßt uns gehn, Gesellen, ich muß mich gegen Giovanni dankbar beweisen. Holt das Leder, worauf Ihr zu prellen pflegt und folgt mir." Festen Trittes ging er ihnen voran, und sie merkten an seinen blitzenden Augen, daß er irgend einen Plan gefaßt. Einer lief und holte das Leder. Schweigend gingen sie durch den Wald von schattigen Steineichen und Kastanien. Alle sahen sich jedoch verwundert an, als sie merkten, daß Checco seine Schritte nach einer Einsiedelei wendete, welche sehr einsam und entfernt von allen andern Häusern lag. Der Träger des Leders fragte Checco'n: ob er Buße thun wolle, und die Prellhaut in des Eremiten Kapelle weihn? —

„Diesesmal nicht," sagte Checco und ging schweigend auf den Eremiten zu, der erst vor seiner Thür saß, aber bei Checco's Nahen aufstand und ihm entgegen rief: „Nehme Gott die Sünde von Euch, was sucht Ihr bei mir?" —

„Das thue Gott. Kennt Ihr mich?“ —

„Ob ich Euch kenne? Ihr ſeid Checco der Preller, ſagte der Eremit wie trotzend: was führt Euch zu mir?“

„Dankbarkeit, ich bringe Euch Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun. Ich fand eben einen braven Knaben, der mir das Leben gerettet, mit Gefahr ſeines eignen, und ſehr unglücklich iſt. Da ihm aber zu ſeinem Glück nichts fehlt als leidiges Geld, ſo bitte ich Euch, holt Euren Schatz hervor, wo Ihr ihn verſcharret habt, und gebt ihn dem armen Teufel. Euch iſt das Geld ſo nichts nütze, da Ihr ein frommer Mann ſeid und in freiwilliger Armuth lebet. Gebt ihm den Schatz und nehmt Gottes Segen dafür!“

„Wie? ſagte der Eremit faſt betroffen, welchen Schatz?“ — „Den Ihr hier im Walde gefunden.“ —

„Im Walde gefunden?“ —

„Ja, bei dem Graben der heiligen Kräuter: ſie müſſen ſehr lange Wurzeln haben, weil Ihr immer ſo tiefe Gruben macht. Laßt Euer Grabſcheit nicht liegen, ich hab es gefunden. Ihr ſeid ein Schatzgräber, das weiß die ganze Welt.“

„Ich ein Schatzgräber? — Ich einen Schatz gefunden! — Ich Geld hergeben! — Ich tiefe Löcher graben!“ — rief der Eremit einmal über das andre.

„Die Sache iſt ſicher, her mit dem Kaſten, Geizhals, ſperre Dich nicht!“ —

Aber der Eremit blieb bei ſeinen Ausrufungen: „Ich einen Kaſten! Ich ein Schatzgräber! Ich einen Schatz ge-

funden! Ich tiefe Löcher graben! Ich Geld hergeben! wollt Ihr heilige Kräuter? wollt Ihr Roſenkränze? was wollt Ihr von mir armen Manne?!" —

„Den Schatz! denn ich weiß gar wohl, Du biſt allein darum Eremit, um hier umher ungeſtört und wohlfeil Schätze zu graben; weil Du weißt, daß hier aus alten Kriegen manches verſcharrt liegt. Alſo her mit dem todten Gelde, es ſoll lebendig werden!"

Der Eremit aber faltete die Hände, warf ſich auf ſeine Kniee, drückte die Augen feſt zu und murmelte ein Gebet vor ſich hin.

„Dein Gebet kommt nicht von Herzen, ſagte Checco. Auf! Gutes thun, iſt beſſer als ſchlecht beten. Komm, wenn Dir das Geld ſo feſt anklebt, wollen wir Dich ein wenig ſchütteln, vielleicht fällt einiges ab?"

Der Eremit blieb ſtumm.

„Auf das Leder mit ihm!" rief Checco und flink ergriffen Checco's ſechs Begleiter den Eremiten, legten ihn auf die Prellhaut, trugen ihn auf einen freien Platz, ſahen gen Himmel, dann auf ihn und prellten und ſangen ihn ſo meiſterlich, daß er immer ſiebenmal länger in der Luft war als auf der Haut. Um beſſer im Takt zu bleiben, ſangen ſie ein beſonderes Lied dazu und jedesmal wenn das Lied zu Ende war, hielten ſie inne und befragten den Gepeinigten: ob ihm nun bald der Ort einfiele, wo er den Schatz verſcharrt habe? — Aber der Eremit beharrte bei ſeinem Schweigen. Als ſie nun die Prellerei und das Lied wohl zehnmal wiederholt hatten,

sahen sie wieder nach, und befragten den Geprellten wiederum wie vor; aber er blieb stumm, ja er blieb sogar in unbequemer Stellung liegen, und regte sich nicht. Sein Athem schien still zu stehen. Da erschraken die flinken Gesellen und sprachen zu einander: „wir haben es zu arg gemacht, er ist todt, und der Schatz verloren!“ — „Legt ihn auf den Rasen, sprach Checco, gehn wir!“ — Sie thaten es. Als sie im Gebüsch waren, sagte Checco leise: „nun bleibt stehen und habt Acht, der Scheim erhebt sich noch!“ Lange standen sie und sahen, endlich wendete sich das Haupt des Eremiten langsam herum. Er sah rechts, ... er sah links, ... vor sich und hinter sich, und, als er Niemanden erblickte, sprang er munter auf, schüttelte sich gleich einem Pudel, der aus dem Wasser kommt, stemmte die Hände in beide Seiten und kicherte, wie Jemand der Einen angeführt hat, lachte, biß sich vor Freuden in den Finger, rieb vergnügt die Hände und ging fröhlich nach seiner Hütte.

„Seit der Scheim hat uns gefoppt, und sich nur todt gestellt,“ sagte Checco.

„Prellen wir ihn noch einmal!“ sprach einer der Gesellen.

„Nein, sagte Checco. Kommt, der Scheim muß anders gefaßt werden! Er hat einen Schatz, das ist sicher. Man sieht es an seinem Lachen, er kommt sich klüger vor als wir ihm vorkommen; doch ich stehe euch dafür, er soll bald anderer Meinung werden!“

Hiemit verloren sich die Räuber wieder in die Wild-

niß und der Eremit freute ſich, daß er die Preller mit ſeiner Liſt um den Schatz geprellt, den er wirklich beſaß und ſo ernſthaft hütete, wie irgend ein Vogel Greif in der Fabel.

Des frommen Mannes Treiben war, unter uns geſagt, einigermaßen ſchändlich und ſtellte das Gegentheil der heiligen Abgeſchloſſenheit und Gottesverehrung wahrer und ehrwürdiger Anachoreten dar, die ihr Gemüth mehr und mehr reinigen von weltlicher Begier und Habſucht und ſich allein göttlichen Dingen zuwenden. Denn er ließ ſich, als Einſiedler, von armer Leute frommen Spendungen ernähren und grub unterdeß allein nach irdiſchen Schätzen, nicht um ſie zu gebrauchen oder zu vertheilen; ſondern um ſie, als ächter Geizhals, in ſeiner Nähe wieder zu verſcharren. Holzhauer hatten ihn beim Graben belauſcht, und ſo hatte ſich im Volk das Gerücht von ſeinem Schatze verbreitet, welches bei frommen Seelen keinen Eingang fand, bei Checco jedoch um ſo mehr, da er ſeit einiger Zeit im Walde mehrere tiefe Gruben gefunden, und bei der einen ſogar des Eremiten Grabſcheit.

Nun laſſen wir den Eremiten und denken wieder an Giovanni. Dieſer ging, wie bereits erzählt worden, wieder das Gebürge hinab. Ueber eine Stunde war er gegangen .... als er ſich von allen Seiten beim Namen rufen hörte. Er vernahm zuerſt des guten Don Ciccio Stimme, dann die Stimmen von mehreren ſeiner Freunde. Die braven Leute hatten überall ängſtlich nach ihm gefragt und ſich im Walde vertheilt ihn aufzufinden, weil

sie, nach Pater Antonio's Rede, nichts geringeres glaubten, als Giovanni sei ausgegangen, sich das Leben zu nehmen.

„Da ist er! da ist er!“ rief Don Ciccio laut aus, als er ihn sah, und bald umringten den traurigen Jüngling alle seine liebsten Freunde, herzten ihn und küßten ihn und weinten an seinem Halse. Von dieser vielen Liebe und Theilnahme ward Giovanni herzlich gerührt. „Giovanni, Giovanni, was soll aus uns werden wenn Du nicht mehr bei uns bist! riefen Alle, betrüb' uns nicht, wir wollen Dich trösten, so gut wir es vermögen. Alle jungen Leute zu Gragnano haben sich vorgenommen, dem alten Strintillo ein Charivari zu bringen, und der garstige Granco soll vor lauter Katzenmusik nicht schlafen können, bis Beide vor Aerger den Verstand verlieren. O! Du bist nicht so allein, wie Du glaubst, alle verschmähten Freier helfen mit Spektakel machen.“ So betrübt Giovanni war, so mußte er doch über diese sonderbaren Aeußerungen von Liebe lachen und sagte: „herzlichen Dank meine Freunde für Euren guten Willen; aber lasset das Gelärm, damit wird S[illegible]trillo's Sinn nicht geändert und Granco's auch nicht. Unverbesserlich eigensinnig ist einer wie der andere, nein, wenn keine andere Hülfe kommt, muß ich mich in Gottes Schickung ergeben! Verzweifelnd ging ich aus, aber ein wunderbarer Vorfall, von dem ich zu schweigen versprochen, hat mich überzeugt, daß Gottes Hand sichtbar über mir ist, und daß ich noch leben soll.“

Unter solchen Gesprächen gingen sie durch den Wald

hinab, in dem unzählige Nachtigallen ſchlugen. Die herrliche Natur und die Liebe der Freunde tröſtete Giovanni, und ſein herber Schmerz ward ſanfte Wehmuth. Als er heimkam, zwangen ihn ſeine Freunde, Speiſe und Trank zu nehmen, wogegen er einen Widerwillen gefaßt. „Trink ein Glas mehr, wie ſonſt, es wird Dir gut thun," ſagte Ciccio: „Guten Ausgang!" riefen ſeine Freunde und ſtießen mit ihm an. „Gott kann noch Alles wenden!" ſagte Ciccio. — „Faſt hoffe ich es," ſagte Giovanni und lachte, mit Thränen in den Augen. Seine Freunde blieben bei ihm, bis er vor Mattigkeit die Augen ſchloß: da legten ſie ihn auf ſein Bett, löſchten ſeine Lampe aus und verließen ihn.

Des andern Tages kamen ſie bei guter Zeit zu ihm, halfen ihm munter bei ſeinen Arbeiten und ſuchten ihn auf alle Art zu zerſtreuen. Don Ciccio und Pater Antonio kamen auch und ſprachen ihm treulich zu, gegen Abend bat er Alle ihn allein zu laſſen: er wolle beten gehen! — Als er ſich allein ſah, ging er nach einer einſamen Kapelle, die ſein ſeliger Vater erbaut hatte, und ſchmückte das Bild der heiligen Jungfrau mit friſchen Kränzen. In ähnlicher Weiſe vergingen drei Tage. Unterdeß war Granco emſiglich beſchäftigt, alle Vorbereitungen zu ſeinem Feſt zu bedenken; aber bei aller Emſigkeit brachte er wenig heraus: er war gewohnt ſparſam zu leben und wußte nicht, wie man etwas reichlich einrichtet. Beſprach er ſich mit ſeinen Freunden, ſo ſchienen ihm alle ihre Vorſchläge zu hoch ins Geld zu gehn, ſie

waren mitunter auch sehr närrisch, so daß er endlich merkte, daß er von Allen gefoppt werde. Häuschen von Würsten gebaut mit Fußböden von Rosinen und Mandeln und getrockneten Feigen, große Wasserfälle von Wein und Liqueur, das Auswerfen von Doppeldukaten unter das Landvolk, ein Feuerwerk eine halbe Meile breit, das Wegschenken von 60 geputzten Eseln, das Schlachten und Vertheilen von 500 Hämmeln, 1000 Pfund gebratenen Mückenlebern, 30 Eimern Hühnermilchsuppe, und ähnliche Vorschläge wollten ihm durchaus nicht zu Sinne: dazu blieb jenes angedrohte Charivari, vor welchem ihn die dasigen Gerichte nicht zu schützen vermochten, nicht aus, und verfolgte ihn wo er ging und stand; kurz er rannte hin und her, ward zuletzt ganz verwirrt und toll, und sagte: „die Gragnaner verdienen meine Güte nicht, ich will meine Hochzeit ganz einfach und gediegen einrichten, der lumpige Giovanni wird doch nicht wagen mit zu halten!“ — So sprach er und beruhigte sich schon, als er plötzlich aus diesen süßen und bequemen Spargedanken durch ein Gerücht geweckt wurde, welches sich schnell durch die Ortschaft verbreitete. Ihm ward es von seinem albernen Diener Cetrullo hinterbracht, welcher ihm erzählte: seinem Nebenbuhler Giovanni sei, in vergangener Nacht, bei der Kapelle seines Vaters ein Engel erschienen, und habe ihm Hut, Rock, Kragen und alle Taschen voll Gold geschüttet, und der Glückliche rüste sich jetzt in allem Ernste zu einem großen Feste. — „Dummes Zeug!“ rief Grasco, der dies nicht glauben

wollte, einmal über das andre aus: „dummes Zeug! dummes Zeug!“ — Mit diesem Geschrei lief er schnurstracks auf Giovanni's Behausung zu, wo er dessen Freunde in Menge versammelt fand. Alle jubelten und liefen geschäftig aus und ein; aber als Grasco sich nun genauer erkundigen wollte, empfingen sie ihn mit einem so furchtbaren Charivari, daß er sich ganz erbost zurückzog und nun beschloß, Giovanni'n und aller Welt zum Trotz, das Fest so zuzurüsten, daß selbst der Sultan nicht sollte mithalten können!

Giovanni's Erlebniß war wirklich eigener Art, er schwur seinen Freunden hoch und theuer, daß ihm, als er an seines Vaters Kapelle gebetet, ein Wesen in überirdischem Glanze erschienen sei, welches einen Regen von Gold über ihn ergossen und ihm mit himmlisch süßer Stimme zugesprochen und gesagt habe: „da nimm, Giovanni, gehe, rüste alles reichlich und prächtig, am Abend des Festes will ich Dir wieder erscheinen und noch mehr Segen über Dich ausschütten. Gehe im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau.“ — Aus dieser letzten Rede könnt' Ihr schließen, lieben Freunde, setzte Giovanni hinzu, daß es kein böser Geist war, der mir erschienen, nein ein Bote Gottes, und ich habe festes Vertrauen, daß er am Abend des Festes wiederkehrt!“ — Giovanni's Freunde schüttelten die Köpfe; doch Giovanni war kein Schwärmer und hatte sich nie einer Lüge schuldig gemacht, auch lag das Gold sichtlich vor ihren Augen, Alle waren überglücklich, vor Allen aber Angiolina: sie that

mit der Muhme vor Freude nichts als Weinen und Beten. — Aber das bedeutendste Gesicht über diesen Vorfall machte — der alte Strintillo. Die Erscheinung des Engels paßte recht in seinen Kram. „Sieh, sieh Strintillo, was daraus wird! sprach er zu sich selbst: mein Traumwesen soll mir Niemand mehr tadeln; denn wie es scheint geschehen ihm zu Liebe Zeichen und Wunder, um alle Welt zu überzeugen, daß Strintillo's Glaube kein Narrenglaube sei; nein, richtig und zutreffend nach allen Seiten und in allen Stücken!" Dabei freute sich der eitle Mann noch, daß seiner Tochter zu Ehren nun so große Feste zugerichtet würden, wodurch er hoffte, sein Name werde überall auf lange berühmt werden, ohne daß er dabei sonderlich viel Unkosten hätte. Alle diese Gedanken machten ihn so närrisch vergnügt, daß er zu seiner Tochter ging und sie streichelte und küßte, wie er nie gethan, und bei jedem Kusse gab er ihr einen Schmeichelnamen, wie: „mein Zuckernüßchen, meine Taube, mein Wieselchen, mein Hündchen, mein Kätzchen, mein Affe, mein Eselchen, mein Lämmchen, mein Hühnchen, mein Kaninchen, gieb mir das Pfötchen, streichele Dein Papachen, zupf' ihn am Bärtchen, kraue ihn ums Kärtchen! So, so, gieb ihm ein Schmätzchen, Du Zuckerdirne, laß Dich anbeißen, Du Marzipan, Du Artischocke! Geh' Du Senfgurke, Du machst Deinem Vater Kummer und Sorge, und doch liegst Du ihm näher am Herzen, als das Hemde auf seinem Leibe! Du Meerkrebs Du, warte ich will Dich folgen lehren, sei Deinem Vater gut,

komm', blase ihm aufs Aeugelchen, so! aufs andere auch! O! mein Goldfischchen, Deine Wängelchen sind wie die Aepfelchen! Ja, ja, die jungen Burschen müssen wie die Narren werden, wenn sie Dich sehen, warte nur, Du wirst zwei Hochzeitfeste auf einmal erleben, so was hast Du mir zu danken, denn wo bliebe das Alles, wenn Dein Vater nicht gut zu träumen verstände. Danke Gott täglich auf Knieen, daß Dein Vater im Schlafe besser sieht, wie jeder Andere im Wachen. Das Tarantelchen! will sie wohl das Mündchen halten und nicht immer drein reden, wenn der Vater Weisheit spricht!" So und noch viel närrischer geberdete sich Don Strintillo vor Freuden, daß sich zu seinen Träumen so sonderbare Dinge gesellten, und die Muhme mußte ihn mit Gewalt von der Tochter reißen, er hätte sie umgebracht!

Doch eilen wir wieder zu Giovanni. Dieser hatte nun alle seine vorige Lebhaftigkeit wieder gewonnen. Im Schatten einer traulichen Reblaube, um eine runde Tafel, bei süßen Feigen und blinkendem Weine, saß er mit seinen Freunden und berieth sich über das, was nun geschehen sollte. Kam die Summe des über ihn ausgeschütteten Geldes auch lange nicht dem Vermögen Granco's gleich, so vertraute er doch fest auf des Engels Wiedererscheinen, und das Empfangene war immer mehr als hinreichend zu Ausrüstung eines überprächtigen Festes. „Spare diesmal nichts!" hatte der Engel zu ihm gesagt.

„Nun, ſo muß das Feſt etwas ganz Beſonderes werden!“ meinte Don Ciccio. — „Ja wohl!“ ſchrien Alle. — „Gewiß, ſagte Giovanni, und ich denke ſchon lange darüber nach. Still, ſtill, nun hab' ich es!“ fuhr er auf einmal auf.

„Nun, was denn, was denn?“ riefen die Freunde.

„Ich will .... doch nein, ... beſſer iſt es, Ihr erfahrt es ſpäter. Ihr würdet glauben, daß es nicht möglich ſei, und mich nur abreden wollen. Morgen ſollt Ihr Alles erfahren! Doch Euch, Don Ciccio, bitte ich mit tauſend Küſſen: kommt mit mir nach Neapel, dort wollen wir einen Freund holen, deſſen ich zu meinem Vorhaben bedarf, wie meiner Augen zum Sehen!“ — „Aber ſagt mir nur, was Ihr wollt?“ — „In Neapel erfahrt Ihr Alles! Kommt nur, Don Ciccio, verlieren wir keine Zeit!“

Schnell waren zwei geſattelte Maulthiere herbeigeſchafft und die beiden Freunde nahmen Abſchied: „morgen kommen wir wieder, dann erfahrt Ihr Alles!“ — Hiemit ließen ſie die Andern verwundert ſtehen, und trabten den luſtigen Weg nach Caſtellamare hinunter, wo ſie einen zweirädrigen Wagen mit zwei Pferden nahmen, oder, beſſer geſagt, einen geſchnellten Pfeil, auf dem ſie längs des Ufers am ſchönen Golf hinflogen; denn die Pferde liefen, als hätten ſie Feuer gefreſſen! Unterweges fragte Ciccio Giovanni zu wiederholten Malen: wen er aus Neapel holen wolle?

„Das werdet Ihr ſehen, lieber, lieber Don Ciccio! war Giovanni's einzige Antwort: laßt mich, ich bin glück-

ſelig, glückſelig!“ und damit fiel der Jüngling dem braven Notar um den Hals, küßte ihn und drückte ihn unaufhörlich ſo heftig, bis dieſer ihm endlich ſeinen Mantel hinhielt und ſagte: „hier, wenn Du durchaus ſo heftig drücken und küſſen mußt, nimm meinen Mantel in die Arme, quetſche ihn und balge ihn nach Herzensluſt, der hält es aus, aber mit einer lebendigen Seele habe Geduld und laſſe ſie leben! Wenn Einer ſich freut, muß denn der Andere dabei zu Grunde gehen?“ Alle dieſe Reden aber halfen nichts, und Don Ciccio hatte noch viele Qual auszuſtehen. Lachend wandte ſich der Kutſcher und rief: „Der junge Herr iſt verliebt, das merkt man, nun Gottes Segen!“ — „Ich danke, rief Giovanni: da, Pepo, nimm das Goldſtück, laß die Pferde fliegen wie die Schwalben, dann mögen ſie hundert Jahre ruhen!“ — „Keine Sorge! rief Pepo zurück: meine Thiere freſſen den Weg, ſie laufen die Wände hinan, über Land und Waſſer! Wollt Ihr über das Meer fahren? Ihr ſollt nicht naß werden!“ — Hierbei lenkte der feurige Knabe nach der Brandung hin .... „Mach keine Poſſen!“ rief Ciccio ihn haltend, und, ſchnell wieder zurücklenkend, fuhr Pepo die Straße lachend dahin und ließ den Staub weit hinter dem Wagen. Kaum gönnte ſich Giovanni unterweges einige Erquickung, und es war zur Zeit des Mittagſchlafes, als ſie in Neapel einrollten. Vor einem halb verfallnen Pallaſt ließ Giovanni Halt machen. „Kommt, kommt!“ rief Giovanni zu Ciccio, und eilte vor ihm eine alte Treppe ſo raſch hinan, daß Ciccio

rief: „Du wilde Ziege! kannſt Du nicht warten bis ich nachkomme?“

Als Ciccio oben ankam, fand er den Jüngling ungeduldig an eine Thür pochend, zu welcher der dicke Mann kaum hindurch konnte, vor lauter gemalten Wolken und Thronen und Altären und Triumphwagen und Geſpenſtern und Teufelsſchlangen und Theaterdrachen, die ſie von allen Seiten zu verſchlingen drohten. Er machte ſich eben vom Takelwerk eines römiſchen Schiffes los, als ein junger freundlicher Mann mit dem Kopf aus der Thür ſah: „Giovanni!“ — „Sachetti!“ und die Jünglinge lagen ſich in den Armen.

„Herzensfreund, beſuchſt Du mich einmal? Sei willkommen! Womit kann ich dienen?“

„Lieber Sachetti, ich komme hier mit meinem Freunde, dem Herrn Notar Ciccio Camareno, rette mir das Leben; Du kannſt es!“

„Wie, das Leben? Will Dich Jemand umbringen? Mit dieſer Herkuleskeule ſtehe ich Dir bei, wer bringt Dich um?“ rief Sachetti und ergriff eine papierne Keule.

„Die Liebe, hilf mir Du!“ —

„Von Herzen gern, wenn ich kann!“ rief Sachetti und führte die Freunde in eine Malerwerkſtatt, worin es noch wunderlicher ausſah, als vor der Thür. Alles ſtand voll von Räderwerk und Teufelsſpuk und Feerei. Ueberall ſtolperte man über Stricke, Kloben und Winden, Farbentöpfe, Pinſel und gerollte Leinewanden. . . . .

„Hier iſt wenig Platz, rief Sachetti: Ihr müßt Geduld

haben, kommt hier hinan!“ Damit führte er sie einige Stufen hinauf, und sie nahmen auf Wolken vor einer vergoldeten Sonne Platz. „So, setzen wir uns hier! In diesem Himmel, vor dieser hellen Sonne, wird uns Alles klar werden!“ Lachend setzten sich die Freunde, und Giovanni erzählte in Eile die Geschichte seiner Liebe und schloß mit folgender Bitte: „Nun, mein lieber Sacchetti, sieh' auf Dich hab' ich, nächst dem Himmel, am meisten gerechnet. Auf dieser Erde giebt es ja nicht Fisch nicht Vogel, nicht Thier nicht Kraut, nicht Baum nicht Strauch, das Du nicht darstellen könntest mit Deiner großen Kunst, als wenn es wirklich wäre. Komm und hilf mir in meinem Weinberge ein Fest anrichten, welches den Sinn des harten Mannes bezwingt.“ — „Von Herzen gern, sagte Sacchetti: sage nur wie?“ — Hierauf theilte ihm Giovanni einen Plan mit, welchen der Erzähler noch verschweigen muß; aber zu dem Sacchetti rief: „Vortrefflich, vortrefflich!“ — „Doch Alles wird nichts ohne Dich, sagte Giovanni: hilf mir, lieber, lieber Sacchetti, Du kannst es und thust es!“

„Ich thu' es und will sehen, ob ich es kann, sagte Sacchetti: wir haben aber kaum drei Tage Zeit; und ich zweifle fast, ob ich Alles zu Stande bringe? . . . Doch ja, es geht! . . . . . Für das Glück eines solchen lieben Freundes arbeit' ich auch die Nacht. Der alte Strintillo soll Wunder sehen!“

„Engel Gottes!“ rief Giovanni und weinte an Sacchetti's Halse.

„Nun, drücke ihn nicht auch todt!“ ſagte Cäcio, und machte den Maler frei, der fortfuhr und ſagte: „Jetzt Freund Giovanni, fahr Du mit Deinem Freunde ruhig wieder heim. Beſorge Du nur Haken, Spaten und eine Menge alter Weintonnen! Halte Alles geheim, morgen Abend im Dunkeln komme ich mit Gehülfen und Farben und Pappen, mit Töpfen, Tiegeln, Zangen, Hammern, Nägeln und Pinſeln und mit Hölle und Teufel hinaus, und richte Dir Alles ſo ein, daß die Bragnauer ewig von mir erzählen ſollen!“

„Hier haſt Du eine Hand voll Gold zum Einkauf, lieber Sacchetti!“

„So, das thut Noth, ſagte der Maler: denn meine Schulden will Niemand für baar Geld annehmen.“

„Haſt Du Schulden?“ fragte theilnehmend Giovanni.

„Nein, eigentlich doch nicht; aber immer leere Taſchen, das Geld liebt mich nicht!“

„Nun, ſpare jetzt auch nichts, daß Alles recht prächtig wird! ſagte Giovanni im Gehen: ich verlaſſe mich auf Dich! Leb' wohl!“

„Auf Wiederſehen! Leb' wohl bis morgen!“ ſagte Sacchetti, und geleitete die Freunde hinab, zur Thür hinaus, durch Drachen und Schlangen, hinunter bis vor die Haufthür, wo er ſie freundlich entließ.

Als Giovanni noch einigen Schmuck für ſeine Angiolina gekauft hatte, nahmen ſie friſche Pferde, und eilten nach Bragnano ſo ſchnell wieder zurück, als ſie gekommen waren.

Obwohl es darüber faſt Mitternacht geworden war, eilte Giovanni doch unter das Fenſter ſeiner Geliebten und weckte ſie mit ſüßem Geſange, erzählte ihr ſein Vorhaben und wie weit es damit gediehen, und rief einmal über das andere: „Sacchetti iſt durch ſeine Kunſt ein Zauberer, größer als Bajalardo oder Virgilio, und mein Herzensfreund, verlaſſe Dich auf ihn, wir werden ſiegen!“ Die Liebenden warfen ſich Küſſe zu und gingen zur Ruhe. Lange konnte Giovanni nicht einſchlafen; doch als er erwachte, war die Sonne ſchon hoch am Himmel, und ſeine Freunde umſtanden ſein Bett mit neugierigen Fragen. Giovanni ſprang auf und kleidete ſich an: „Alles ſollt Ihr erfahren, lieben Freunde, habt mich lieb und wartet nur bis auf den Abend, hier iſt Geld, thut mir den Gefallen, und kauft, ein Jeder ſo heimlich als möglich, recht viel alte Weintonnen zuſammen, die wir dann bei Nacht in meinen Weinberg ſchaffen wollen; weder Don Granco noch irgend Jemand darf merken, was hier vorgeht!“ — „Ja, lieber Giovanni, Alles ſoll geſchehen, was Du willſt!“ riefen die Freunde und zerſtreuten ſich, die Einkäufe zu machen. — „Lieber Don Ciccio, ſagte Giovanni zu dem Kommenden: herzlich bitte ich Euch, ſeid in dieſen Tagen mein Beiſtand, beſonders was Fiſch und Fleiſch betrifft. Ihr ſeid ein Kenner und wiſt was gut iſt: macht meine Einkäufe, mir ſchwindelt der Kopf, ich möchte mich leicht betrügen laſſen.“ Sie ſetzten ſich hin und rechneten aus, was ſie nöthig hätten, Ciccio erhielt das Geld, ging aus, und that ſich überall nach allem Beſten um. Beim

fröhlichen Mittagmahle kamen die Freunde wieder zusammen, alle Besorgungen gingen rasch und aufs Beste, weil überall herzliche Theilnahme handelte. Ueber solchen Dingen kam der Abend heran, es wurden Wachen ausgestellt und im Schleier der Nacht Weinfaß nach Weinfaß über die Gartenmauer hereingekugelt. Man ging um so behutsamer damit um, weil der Garten an den Don Granco's anstieß, welcher am wenigsten davon erfahren sollte.

Unterdessen kam auch der brave Sachetti auf Nebenwegen an, jubelnd empfing ihn Giovanni, und in einem großen Schurren ward abgeladen und ausgepackt.

„Du hast doch für Alles gesorgt!" sagte Giovanni, indem er die Sachen überflog und ihn küßte. — „Hier sind eine Menge Röhren, die wir noch wohl brauchen werden, hier Stricke, da Farbentöpfe, hier Pinsel, Nägel, Schrauben, Zangen, Hammer, hier Gelenke und Rollen mit Zugschnüren u. s. w., kurz es fehlt an Nichts! Nun aber laß mich das Terrain betrachten!" — „Jetzt bei Nacht?" — „Ja freilich, meine Vorstellung ist für den Abend berechnet!" — So gingen sie, mit ein paar Fackeln, in die geräumige Kluft, worin die Fässer lagen. „Das Terrain ist herrlich, und schon sind fast zu viel Fässer da! Glaubt mir, Alles wird sich machen! Don Strintillo muß hierher erst von Granco's Feste kommen und ein kleines Liebchen haben, dann wird Alles gehen, wie es soll! Nun zu Bett, morgen ist wieder ein Tag, ich bin matt und müde und muß etwas ruhen. Ich zieh' die Kleider

nicht aus, denn morgen muß es früh wieder losgehn." — „Legt Euch nicht zu Giovanni, sagte Ciccio: sonst erwürgt er Euch die Nacht vor Freude." — „Er hat sein Zimmer besonders, sagte Giovanni: sonst würde ich nicht aufhören, mit ihm zu plaudern!" Alle gingen fröhlich auseinander, fanden sich am andern Morgen zeitig wieder ein und arbeiteten nun Tag und Nacht mit Sacchelli's Leuten und unter seiner Leitung so emsig, als gelte es einen geschwollenen Strom abzuwehren oder ein Feuer zu löschen. Das schönste Wetter begünstigte sie, und sie waren fertig, ehe sie sich dessen versahen, schon vor dem bestimmten Tage, und konnten nun Alle gemächlich ruhen und sich am Tage selbst ganz ihren Launen überlassen. — Don Ciccio hatte seine Einkäufe vortrefflich ausgeführt, gute Köche gedungen, und Alles war bereit, um gemächlich bei der Hand zu sein.

In denselben Tagen ging es bei Don Grance eben so emsig, aber nicht ganz so fröhlich her: denn da wußte sich Niemand ordentlich Rath in irgend einer Sache. Zwar hatte der Mann das Knausern mit Geld aufgegeben, sein Kopf aber knauserte fort mit Gedanken. Zuletzt gedachte er nur daran, wie es zu machen wäre, daß es schiene, als wenn recht viel dabei aufginge. Er schickte weit umher nach berühmten Fressern und Säufern, auf deren Kunst man Wetten machen sollte, und ließ viel falsches Blattgold holen, um damit Alles zu vergolden; weil er, kindischer Weise, in dieses Gefunkel alle Schönheit setzte. Immer war ihm bange, daß Giovanni ihn

übertreffen könne! und er ſchickte aus Neugier bald dieſen, bald jenen Boten, um Giovanni Etwas abzuſehen. Aber die Boten kamen nur mit Lügen wieder, da ſie von ausgeſtellten Wachen abgehalten wurden und jene Kluft ſo glücklich mitten in Giovanni's Garten lag, daß man von anderwärts her nicht hineinſehen konnte. Granco wollte vor Neugier ſterben; denn er ſelbſt getraute ſich wegen des Charivaris nicht wieder hin. Aber als nun der Nachmittag erſchien, an welchem das Feſt ſtattfinden ſollte, und Alles ſchön vergoldet war, bildete ſich Don Granco dennoch ein, bei ihm ſei Alles unübertrefflich! machte ſich auf, geputzt wie ein Oſterei, holte Don Strintillo und den Richter des Orts ab und ſprach, indem er Beide mit ſtolzem Behagen bei ſeinen zahlreichen Gäſten, die mehrentheils von fern gekommen, einführte: „Hier, meine Herren, iſt der ehrenwerthe Richter von Gragnano, Herr Don Orzo, und hier mein künftiger Schwiegervater, und hier, zu Strintillo gewendet, iſt meine Hochzeit!“ — „Halt! halt! Herr Granco, meinte Strintillo, bis jetzt ſagt nur Euer Feſt und Herr Strintillo; ob Ihr Hochzeit und Schwiegervater ſagen dürft, das wird ſich nachher zeigen! Jetzt ſehen wir uns um, wie es bei Euch ausſieht? Herr Don Orzo der Richter wird mir beiſtehen, um Alles wohl zu betrachten!“ — „Von Herzen gern, meinte Don Orzo, und Beide gingen, ihre Stockknöpfe bedeutſam an die Unterlippen haltend, umher, zu ſehen, was es daſelbſt Alles gebe? Was ihnen zuerſt auffiel waren zwei ungeheuer lange Tafeln, die unter

der Last von Speisen fast zusammenbrachen; aber fast kein Gericht war da, welches nicht wenigstens am Rand oder in der Mitte vergoldet gewesen wäre! ja etwas, worauf sich Granco am meisten einbildete, war eine vergoldete Laube mit einer Bank. Auf letztere mußten sich die beiden Herren setzen. Die Laube selbst glich mehr einem Käfig, so klein hatte sie Granco machen lassen, um sie, ohne zu große Unkosten, über und über vergolden lassen zu können; hie und da hatte sie sein Diener mit ebenfalls ganz vergoldeten Würsten und langen Käsen und Kürbissen so behangen, daß sie ziemlich unbequem war und Strintillo rief: „Hier ist ja ein völliger Weihnachtsmarkt!" — „Wer kauft Wurst, wer kauft Käse," rief scherzend der Richter. — „Nun, meine Herren, werdet Ihr etwas sehen, was Ihr Euer Lebtag nicht gesehen habt!" sagte Granco und lud auch die übrigen Gäste ein, sich dort umher auf Bänken und Stühlen niederzulassen. Sein Knecht Cetrullo ging mit vergoldeten Flaschen umher und schenkte ein, so viel man wollte: als zwei mit Blumen ausgeschmückte Fässer in die Mitte getragen wurden, an welchen das Gold ebenfalls nicht gespart war! Hierauf wurden zwei Tische gebracht, auf deren jedem ein ganzer gebratener Hammel lag; zu jeder Tonne trat schön geputzt ein berühmter Trinker, zu jedem Tisch, ebenfalls schön geputzt, ein berühmter Esser, Alle weither berufen zu diesem Feste. Die Gäste wurden eingeladen, auf Diesen oder Jenen zu wetten und sich an ihren Bemühungen zu vergnügen! So lächerlich diese Art der Unter-

haltung den Gäſten anfänglich erſchien, ſo langweilig wurde ſie ihnen in kurzer Zeit, und Don Strintillo und der Richter ſtiegen aus ihrem Käfig heraus, wobei ihnen die goldenen Würſte um die Ohren ſchlugen, und zogen es vor umherzugehen und zu ſehen, was es noch weiter gebe; aber — mit Verwunderung bemerkten ſie, daß Granco's Phantaſie eben nur bis ſo weit gereicht hatte! — „Nicht wahr, ſagte er zu ihnen tretend: die Leute eſſen recht manierlich, man bekommt ſelbſt Appetit! Da! koſtet von dieſem Huhn! Hier iſt ein Gläschen Wein: wollt Ihr Liqueur? hier iſt welcher von Bari. Den Käſe müßt Ihr verſuchen, blaſ't das Gold herunter, es könnte Euch ſchaden! Hier iſt wieder ein Weinchen, das ſeines Gleichen ſucht! Da iſt Wildſchwein; hier ſtehen Puten; ſeht wie Alles funkelt! Junge Lämmer mit Zwiebel ſcheinen mir auch nicht übel! Nun, Don Strintillo, wie ſeid Ihr zufrieden mit meinem Feſt?“

„Ich ſage gar nichts,“ ſagte Strintillo und trank vergnügt ein Glas Wein von einer Sorte, die er überaus liebte.

„Wie ſchmeckt Euch der Wein?“

„Vortrefflich!“

„Nun das iſt mir lieb, ſo will ich Euch eine Tonne voll einſchenken!“ —

Damit ergriff er ein ungeheures Glas, welches die Form einer Tonne hatte, und reichte es Don Strintillo, welcher ſich damit behaglich in ein Winkelchen ſetzte und es ſich ſchmecken ließ; der Richter empfing ein Gleiches und ſetzte ſich zu ihm. Granco trug ihnen mit emſiger

Haſt Zwiebäckchen und allerlei Süßigkeiten zu, war ſo vergnügt wie ein Maikäfchen, ſprang hin und her und flüſterte bald dieſem bald jenem Gaſt ins Ohr: „Glaubt mir, die Braut iſt mein: ſeht mein Schwiegervaterchen, wie es daſitzt und ſich gütlich thut!“ Dann rief er wieder laut: „Meine Herren und Frauen, die berühmten Eſſer und Trinker hier und Don Strintillo gehen Euch mit gutem Beiſpiel voran, eſt und trinkt, hier iſt Alles vollauf! Schäme ſich Niemand! hier muß es drunter und drüber gehen! — Muſikanten, ſpielt auf!“ —

Da ſetzten ſich zween Dudelſackpfeifer und ein Knabe mit einer Violine in Bewegung, und machten eine Muſik wie das Meer, wenn es raſt! Mancher Gaſt hielt ſich die Ohren zu; aber Granco rief lachend: „Ja! nicht wahr, die Kerls ſpielen ſtark? Dafür haben ſie heut aber auch ſatt gegeſſen und getrunken!“ —

In dieſer Art war das Feſt Granco's beſtellt, welches ſelbſt dem guten Don Strintillo langweilig vorgekommen wäre, wenn ihn nicht das Glas in Geſtalt eines Tönnchens und die angenehme Geſellſchaft Don Orzo's getröſtet hätte. So ward er mehr und mehr zufrieden und ſagte zuletzt zu Allem: „ja, ja!“ ſo daß ſich Granco vor Freude gar nicht mehr zu laſſen wußte.

Darüber ward es dunkel: ein Eſſer war ſchon mit ſeinem Hammel, ein Trinker ſchon mit ſeiner Tonne fertig. Wetten waren gewonnen und verloren. Da wußte Don Granco weiter nichts mehr als: „Setzen wir uns nun an die Tafel, meine werthen Herren und

Frauen, Alles iſt bereit.“ Auch diesmal hätte Don Strintillo wieder „ja, ja!“ geſagt; aber der Richter erinnerte ihn, daß er, wenn er gerecht ſein wolle, das andre Feſt ebenfalls in Augenſchein nehmen müſſe. „Ja, ja!“ ſagte Don Strintillo. — „Da gehe ich mit, ſagte Granco, ich bin ſelbſt neugierig, was Giovanni angerichtet hat?“ — So gingen ſie aus dem Garten nach Giovanni's Hofe. Giovanni kam ihnen entgegen und lud Orzo und Strintillo freundlich ein, willigte jedoch in Granco's Gegenwart nur unter der Bedingung, daß er ſchwiege, ja es ward der Trumpf darauf geſetzt, daß er, wenn er den mindeſten Laut von ſich gäbe, die Braut verloren haben ſolle. Don Granco war dies zufrieden und gelobte in die Hand des Richters, zu ſchweigen, mit Worten wie mit Zeichen. — Giovanni bat auch den Richter, anfangs kein Wort zu Strintillo zu reden, ſondern ihm ſtumm zu folgen; denn ſo verlange es die Haupteinrichtung ſeines Feſtes, bis ſie zu den eigentlichen Gäſten kämen. „Sonderbar!“ ſagte der Richter, „ſonderbar!“ Strintillo, und „hm, hm!“ Don Granco. Da winkte ihm der Richter, daß er ſchwiege. Hierauf ging Strintillo mit Giovanni voran, hinter ihnen der Richter mit Granco. So kamen ſie in den Garten, wo ſie am Eingang jener Kluft eine Thür fanden, mit der flammenden Inſchrift darüber: Thor von Strintillo's Traume. — „Thor von Strintillo's Traume? was bedeutet das?“ fragte Strintillo. — „Geht hindurch und ſehet ſelbſt zu, Herr Strintillo, ſagte Giovanni: folgt ihm, meine Herren und ſprecht kein Wort zu ihm.'

Hiermit verließ Giovanni die Herren, welche Strintillo'n lange Zeit durch einen dunkeln Gang nachtappten, während ſich das laute Schreien einer Gans vernehmen ließ. Strintillo ſprach beſtändig mit ſich: „Still, ich höre die Gans aus meinem Traume! ... Strintillo's Traum? was ſoll das bedeuten? — O, o, o! nun wird es heller! Was iſt das hier? .... Hier iſt ja meine Weinlaube mit den großen Trauben! O! wie viel ihrer ſind, wie ſie wachſen, wie ſie groß werden! und da kommt Don Ciccio, richtig, es iſt mein Traum wie er leibt und lebt!" — „Ja und hier bin ich, ſagte Ciccio, um Euch wieder zum Bräutigam zu führen, ſeht, wie die Trauben wachſen! Machen wir, daß wir weiter gehen; ſie kommen von allen Seiten, wir können ſonſt nicht mehr hindurch!" — Strintillo blieb immer erſtaunt ſtehen: „nein, das iſt ganz mein Traum, mein Traum!" — Auch Granco und ſelbſt der Richter wurden von den ſonderbaren Dingen ſehr in Verwunderung geſetzt, und begriffen nicht, wie Alles zuging. Granco aber fing an, für ſein Glück bange zu werden. — „Was ſind das für Bretter hier am Boden?" — fragte Strintillo Ciccio'n. — „Mit dieſen Brettern ſind heute die Goldſtücke, in die Ihr neulich verſunken ſeid, bedeckt worden, damit man beſſer gehn könne; da ſeht, hier leuchten welche durch die Ritzen. Ich will Euch ein paar aufheben." — Damit ſcharrte er einige Goldſtücke aus den Ritzen und gab ſie Strintillo, der ſie verwundert betrachtete. „Wahrhaftig, pure Goldſtücke! Mein Traum, mein Traum!" — Nun hätte Granco

vor Wuth Alles zerreißen mögen; aber er fürchtete nur einen Finger zu bewegen; weil er die Braut dann ganz verloren glaubte. So traten ſie in einen Keller, der ganz voll Weinfäſſer war: Ciccio zapfte eines an und gab den Herren zu koſten; man bot auch Granco an, aber ſo gern er getrunken hätte, er ſtand wie eine ſteinerne Säule, und gab kein Zeichen von ſich; weil er ſich beſtändig irgend einer Falſchheit vermuthend war. Strintillo fand den Wein vortrefflich. Nun gingen ſie eine lange Weile zwiſchen lauter Fäſſern, welche nach Sacchetti's Angabe ſo künſtlich geſtellt waren, daß ſie ein Labyrinth bildeten, welches Ciccio mit einer ſchwachen Kerze immer anders und anders anleuchtete, ſo daß Alle, ſelbſt der Richter, getäuſcht wurden, um ſo mehr, weil Sacchetti unbemerkt nachſchlich und in Eil immer mit Kreide das Datum an den Fäſſern veränderte. Als Granco nun kein Ende und immer anderes Datum ſah, ging es ihm über den Spaß, und er dachte bei ſich: hier hat der Teufel ſein Spiel; ſolch einen langen Keller hab' ich mein Lebtag nicht geſehen! — Wie aber ward ihm zu Muthe, als ſie auf den freien Platz kamen, und hinter einem Zaun von Dornen die luſtigen Gäſte um die Käſetiſche, die Springbrunnen von Wein, den Bratofen mit Ochſen, die Teiche mit gebackenen Fiſchen, den Hof mit dem gebratenen Geflügel, die Macaroni-Bäume und Alles ſahen, wie Strintillo es geträumt hatte. Ciccio reichte den Herren zum Beweis von allem Einzelnen zu koſten, da hätte Granco innerlich berſten mögen vor Aerger;

aber noch hielt er ſich tapfer. Endlich kamen ſie um eine Ecke, als ihnen eine helle Sonne im Brillantfeuer entgegen leuchtete, und Giovanni, Angiolinen an der Hand, Strintillo entgegentrat und um ſeinen Segen bat. Hinter ihnen die Muhme und eine Anzahl Gäſte. Strintillo war vor Staunen außer ſich: „Mein Traum, mein Traum!“ rief er einmal über das andere, und wollte eben die Hand Giovanni's in die ſeiner Tochter legen, da konnte ſich Granco nicht mehr halten und ſchrie: „Don Strintillo, Don Strintillo! haltet ein! Hier geht es mit dem Teufel zu! — Gebt Giovanni Euer Kind nicht, ſonſt nimmt er ſie mit in die ewigen Flammen!“

Da ward Strintillo einen Augenblick ſtutzig und ließ die Hände wieder ſinken, ſah in die Höhe und ſchien ſehr ernſthaft nachzudenken. „Aber was iſt das da oben?“ rief er auf einmal erſtaunt aus. — Alle folgten ſeinem Blick und erſtaunten wie er, denn von wunderbarem Licht umſtrahlt, ſchien eine weiße Geſtalt über einem Felſen gleichſam emporzuſchweben. Alles war todtenſtill und die Geſtalt rief: „Giovanni, empfange dieſen Schatz mit dem Segen des Himmels!“ — Die Geſtalt verſchwand, und man ſah auf dem Felſen etwas Glänzendes ſchimmern. Giovanni eilte hinauf und brachte nicht ohne Mühe einen Kaſten herab, welcher koſtbar gearbeitet und im Verhältniß zu ſeiner Größe über alle Maaßen ſchwer war.— „Seht ſelbſt, ſagte Giovanni: ob ich neulich gelogen?“ und Alles drängte ſich um den Kaſten: er ward auf einen Tiſch gehoben und dem Richter übergeben, ihn zu öffnen.

„Das geht alles mit dem Teufel zu!“ ſagte Granco. — „Verſündige Dich nicht, ſagte Strintillo: Wie könnte der Teufel den Segen des Himmels geben? Schweige und laß uns ſehen, was in dem Kaſten iſt?“ — Derſelbe war nicht ſo leicht zu öffnen, weil das Schlüſſelloch künſtlich verborgen war, und der Richter hielt eben nachdenklich die Hand an den Mund, als ſich durch das fröhliche Gedränge ein Mann in rauhen Kleidern hindurcharbeitete. Es war — jener von Checco gepreßte Waldbruder.

„Herr Don Orzo, begann er athemlos: ich habe Euch wichtige Dinge zu ſagen, die nicht aufgeſchoben werden können, hört mich armen Mann und dann richtet!“ —

Alles war mäuschenſtill.

„Rede“, ſprach Don Orzo.

„Dieſen Morgen, fuhr der Eremit fort: dieſen Morgen erfuhr ich von einem Pilger, der zu mir kam, daß hier in Gragnano ein Engel mit einem Goldregen erſchienen ſei und dieſen Abend wiedererſcheinen wolle.“ —

„Ja, eben war er da!“ riefen Alle.

„Das habe ich eben gehört, ſagte der Eremit: und ich komme nun über den Engel zu berichten!“

„Aha! rief Don Granco, nun werden wir etwas hören!“

„Still!“ rief der Richter.

„Auch ich habe Engelserſcheinungen gehabt, ſprach der Eremit: obwohl ſie mich nicht ſo glücklich machten als den Bräutigam hier!“ —

„Nun erzählt, erzählt!“ riefen Alle. —

„Fünf Nächte ſind vergangen, ſeit ich einſam in meiner friedlichen Hütte ſchlief; da ward ich plötzlich von einer traurigen Muſik erweckt, die Thüre that ſich wie von ſelbſt auf, ein Licht verbreitete ſich in meiner Zelle, und, brennende Kerzen in der Hand, traten drei Jünglinge herein, die mir Engel ſchienen, weil ſie Flügel hatten!“ — Hier ſchwieg der Eremit und weinte.

„Nun, und was thaten die Engel?“ —

„Sie ſtellten ſich um mich her und ſangen ein Lied, und war ich erſt erſchrocken, ſo war ich es jetzt noch mehr; denn ſie ſangen: als ob mein Ende nahe wäre und ich das Irdiſche verlaſſen müſſe! Da rieſelte es mir eiskalt durch alle Glieder und ich taſtete an mir herum, ob ich noch im Leibe wäre? — Vielleicht hätte ich mich noch wiederum gefaßt; aber nun erſchien an der Thür ein rauher ſchwarzer Dämon, mit gräßlichen feurigen Augen und rief: „Biſt Du reif, alter Geizhals?“ Damit reckte er die Krallen nach mir aus und wollte mich faſſen; aber die Engel wehreten ihm und fragten ihn: „was willſt Du, Drache?“ — „Des Schatzgräbers Seele will ich!“ brüllte der Rauhe. Aber der eine Engel hatte ein Rauchfaß und ſchwang es vor ihn und ſprach: „Der Schatz, den er gefunden, iſt ein heiliger Schatz und rettet ſeine Seele. Hebe Dich weg, Satanas!“ — Aber Satanas wollte nicht weichen, und zählte alle meine Sünden her und forderte meine Seele. Da hatte der andere Engel ein blitzendes Schwert und trieb ihn damit hinweg, daß ich ihn nicht mehr ſah: aber der dritte ſprach zu mir:

„Sei getroſt, Deiner Sünden ſind viel, aber ſie ſind Dir vergeben um des Schatzes willen, der ein heiliger Schatz iſt; zeuch ihn hervor und folge uns damit ins Paradies, ſo wird Satan Dich nimmer erlangen!“ — Da ward ich etwas getroſter, doch zitterte ich noch immer und nahm weinend einen Hebel und hub den Stein empor, der die Schätze barg die ich unlängſt gefunden, einen neben dem andern. Als ich ſie mit großer Mühe vorgezogen, ſagte der Engel mit dem Rauchfaſſe, indem er es über mich ſchwang: „Wohl Dir, daß Du gehorcht! Aber wirf Dich nieder auf Dein Angeſicht und bete. Stirb ab der niedern Welt, ſo iſt der Himmel Dein!“ —

„Ich that es und der dritte Engel warf ein ſchwarzes Tuch über mich, unter dem lag ich wie eine Nonne, die eingekleidet wird, und die Engel ſangen wieder ein Lied, wovon ich wenig verſtand, weil ich unter dem Tuche lag. Auch wurde der Geſang immer ſchwächer und ſchwächer und ſchien ſich zu entfernen, bis er endlich gar aufhörte. Ich aber zitterte noch immer unter der Decke und wagte nicht, ſie emporzuheben und aufzuſtehen; denn ich war noch immer der Meinung, ich ſolle wirklich ins himmliſche Paradies gehen. Mehr als zwei Stunden blieb ich liegen und wagte kaum zu athmen. Endlich hörte ich Geſang von Vögeln und vernahm Tritte, die mir nahe kamen; bald darauf ward mein Tuch aufgehoben und ein heller Glanz ſchien mir in die Augen. Ich meinte den Glanz des Paradieſes zu ſchauen und die Engel; aber — der Tag war angebrochen und Tommaſo der Ziegenhirt

ſtand vor mir mit einer Kumme Milch und die Engel — kamen nicht wieder!“ —

Als der Eremit hier herzlich ſeufzend inne hielt, brach die ganze Verſammlung in ein lautes Gelächter aus: „Vor ihm ſtand Tommaſo der Ziegenhirt mit einer Kumme Milch und die Engel kamen nicht wieder!“

„Und der Schatz war weg!“ jammerte der Eremit darein und zerraufte ſich und zerſchlug ſich. Da nahm das Gelächter immer mehr überhand, bis der Richter Schweigen gebot und zum Eremiten ſprach: „Verzeiht, wenn ich mitlache, aber es iſt ſonderbar, einen Mann, der ſich in die Waldeinöde zurückgezogen, in ſolcher Art um irdiſche Schätze jammern zu hören.“

„Lacht wie ihr wollt; aber hört mich weiter! ſagte der Eremit: und ſchützt mich den Geſetzen nach, gegen Raub und Einbruch! Ich höre, daß der Gragnaner Engel ſo eben einen Schatz gebracht hat und wette, daß es einer der meinigen iſt. Ich will ihn genau beſchreiben; es iſt ein ſchön gearbeiteter Kaſten, mit vielem Meſſing beſchlagen und geht von unten zu öffnen: inwendig liegt zu oberſt ein Pergament, darunter Gold und Juwelen.“

„Habt Ihr die Schrift davon geleſen?“

„Nein, leſen kann ich nicht; aber es ſind viel Schnörkel darauf und es hängen gewaltige Siegel daran.“

„Könnt Ihr den Kaſten öffnen?“

„O ja, ſogleich, und hier iſt der Schlüſſel!“ Mit Behendigkeit wankte der Eremit den Kaſten, öffnete ihn und der Richter fand alles, wie jener es beſchrieben.

Schon wollte der Eremit nach dem Kaſten langen und ſich den Beſitz deſſelben wieder zueignen, ſchon wurden Giovanni und Angiolina bleich und Granco froh; als der Richter ſagte:

„Halt! Erſt laßt uns leſen, was hier geſchrieben ſteht?“ — Er entfaltete das Pergament und las:

„Hiemit ſei jedwedem kund und zu wiſſen, daß ein jeder, welcher dieſen Schatz auffindet und denſelben den wahren Erben oder Nachkommen des Don Bernardo Carino nicht zukommen läßt, verdammt ſein ſoll bis in alle Ewigkeit, als ein ſchändlicher Räuber und Entwender fremden Gutes. Er ſoll krumm werden und lahm und blind bleiben, bis ſeine Seele hinunterfährt, wo keine Erlöſung iſt!“

Don Orzo hatte noch nicht ausgeredet, als alle riefen: „Bernardo Carino? Bernardo Carino? war das nicht Dein Urgroßvater, Giovanni, von dem alle Welt ſagt, daß er der reichſte Mann vor dem Kriege war?“

„Ja wohl, rief Giovanni: und ich kann es gerichtlich beweiſen!“

„Das weiß ich ſelbſt genau, ſagte der Richter: ich habe Deinen Großvater noch wohl gekannt. Aber Ihr mein frommer Waldbruder, verlangt Ihr dieſes Geld noch ſammt jenem Fluche des Verſtorbenen?“

„Nein! ſagte der Eremit und weinte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen: aber was habe ich nun für das Ausgraben des Schatzes?“ —

„Du ſollſt über meinen Geiz nicht klagen, ſagte

Giovanni: und, wenn Dir die Armuth ſo ſchwer fällt, will ich mit Dir theilen!“

„Bravo! rief der Richter: Aber ein Viertheil genügt dem Finder, das andere behalte mit Gottes Segen!“ —

„Und hier nimm meine Tochter Angiolina dazu!“ ſprach Don Strintillo und legte ihre Hand in Giovanni's.

„Aber die Geſchichte mit den Engeln iſt ja noch nicht im Klaren?!“ rief Granco dazwiſchen.

„Schweigt Granco, das Reden hilft Euch doch nichts ſagte Strintillo: Mein Traum iſt erfüllt, um und um und nach allen Seiten und in allen Stücken. Was der Himmel thut, darüber dürfen wir nicht grübeln, die Engel ſind gut, die Tochter iſt meine Tochter, Giovann mein Schwiegerſohn, ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn!“ —

Gedichte.

Vom Pythagoräischen Lehrsatze.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz nach Pythagoras benannt
Gilt heute wie er galt zu seiner Zeit.
Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt;
Es thaten kund geschlachtet und verbrannt
Ein hundert Ochsen seine Dankbarkeit.
Die Ochsen, seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle;
Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen,
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschließen sie die Augen und erzittern.

Adelbert v. Chamisso.

Umkehr.

Leben kann man nicht von Tönen,
Poeſie geht ohne Schuh,
Und ſo wandt' ich denn der Schönen
Endlich auch den Rücken zu.
Lange durch die Welt getrieben
Hat mich nun die irre Haſt,
Immer doch bin ich geblieben
Nur ein ungeſchickter Gaſt.
Ueberall zu ſpät zum Schmauſe
Kam ich, wenn die andern voll,
Trank die Neigen vor dem Hauſe,
Wußt' nicht wem ich's trinken ſoll.
Wußt' mich vor Fortuna bücken
Ehrfurchtsvoll bis auf die Zeh'n,
Vornehm wandt' ſie mir den Rücken,
Ließ mich ſo gebogen ſteh'n.
Und als ich mich aufgerichtet
Wieder friſch und frei und ſtolz,
Sah ich Berg und Thal gelichtet,
Blühen jedes dürre Holz.
Welt hat eine plumpe Pfote —
Wandern kann man ohne Schuh —
Deck' mit Deinem Morgenrothe
Wieder nur den Wandrer zu.

von Eichendorff.

Tafellied.

Viele Lerchen hell erwacht,
Die zum Himmel ſteigen,
Viele Sterne in der Nacht,
Vieler Wipfel Reigen,
Viele friſche Herzen dann,
Die begeiſtert lauſchen —
Da bricht erſt der Lenz recht an,
Klang in's Waldesrauſchen.

So ſind viele hier geſellt,
Rüſtige Geſellen,
Die ihr Sach' auf Klang geſtellt,
Schauſpiel' und Novellen;
Viele dann die recht ſich freu'n
Wenn wir's löblich machen,
Und greift einer falſch darein,
Auch von Herzen lachen.

Und wo ſolche Reſonanz,
Klingt das Lied erſt helle,
Wie wir hier vereint zum Kranz,
Blüht die ſand'ge Schelle,
Kukuk ruft und Nachtigall,
Und von Luſt und Schmerzen
Weckt der Schall den Wiederhall
Rings in tauſend Herzen.

Ein Land, das ihr ſchweigend meint
Und wir freudig ſingen,
Und ein Meer, das uns, vereint,
Soll hinüber bringen.
Friſche Fahrt denn, nah und fern,
Allen muth'gen Seglern,
Die getreu dem rechten Stern,
Schlegelern oder Heglern!

von Eichendorff.

Entgegnung.

„Sei antik doch, ſei teutoniſch,
Lern', ſkandire unverdroſſen,
Freundchen, aber nur ironiſch!
Und vor allem laß die Poſſen,
Die man ſonſt genannt: romantiſch!"
Alſo hört man's ringsher ſchallen,
Aber mich bedünkt: pedantiſch
Sei das Schlimmſte doch von allen.

Wem der Herr den Kranz gewunden,
Wird nach alle dem nicht fragen,
Sondern muß, wie er's befunden,
Auf die eig'ne Weiſe ſagen,
Stets auf's neu mit freud'gem Schrecken,
Iſt ſie auch die alte blieben,

Sich die ſchöne Welt entdecken,
Ewig jung iſt, was wir lieben.

Oft durch des Theaters Ritzen
Bricht's mit wunderbarem Lichte,
Wenn der Herr in feur'gen Blitzen
Dichtend ſchreibt die Weltgeſchichte,
Und das iſt der Klang der Wehmuth,
Der durch alle Dichtergeiſter
Schauernd geht wenn ſie in Demuth
Ueber ſich erkannt den Meiſter.

von Eichendorff.

Des Seilers Tochter.

1.

Er ſaß in wüſter Geſellen Kreis,
Vom Weine glühend, von Liebe heiß.

„Ich ſag' euch, laßt die Narrethei'n!
Ich werde des Seilers Tochter frei'n!

„Das ſchwör' ich euch mit heil'gem Eid,
Das ſchwör' ich euch bei Seel' und Seligkeit!

„Dies Ringlein hier an meiner Hand
Iſt ihrer Lieb' und Treue Pfand.

„Sie wird mein Weib, eh' das Jahr verrann —
Meine Braut ſoll leben! ſtoßt an! ſtoßt an!"

Das Glas zerſprang — ſie haben gelacht —
Er ſtürmte fort durch die dunkle Nacht.

Vom Weine glühend, mit wirrem Sinn,
Schritt er durch finſtre Straßen hin.

Aus einem Fenſter blitzt Lampenſchein —
Er tritt in ein helles Stübchen hinein.

Die er ſo treu geliebt, ſie liegt
An eines Andern Bruſt geſchmiegt.

In ſel'gem Traum von Lieb' und Glück
Hängt Mund an Mund und Blick an Blick.

Er ſtand erbleichend ſtumm und ſtarr —
Dann hat er gelacht — „Ich Narr! ich Narr!“

Wild lachend ſtürzt' er aus dem Haus
In die dunkle, ſtürmiſche Nacht hinaus.

2.

Wie drängt ſich das Volk — einen bleichen Mann
Schau'n ſie mit Scheu und Mitleid an.

Der Prieſter ſchreitet ihm zur Seit' —
Einem bleichen Mann gilt das Geleit.

Stolz iſt ſein Blick, feſt iſt ſein Gang —
So wälzt ſich der Zug die Straß' entlang.

Aus der Kirche tritt an des Mannes Hand
Eine liebliche Jungfrau im Brautgewand.

Das blühende Mägdlein ſo ſchön und fein,
Das iſt des Seilers Töchterlein.

Sein glühendes Auge hat ſie erblickt —
Die Jungfrau ſieht ihn, die Jungfrau erſchrickt.

Zu ringen ſcheint er mit Lieb' und Haß —
Er wurde roth, ſie wurde blaß.

„Ei, kennſt du mich noch, mein feines Lieb,
Und bin doch ein Räuber und bin doch ein Dieb?

„Kennſt Du dies Ringlein an meiner Hand?"
Sie hat ſich bebend abgewandt.

Da ſchritt er weiter und lachte voll Hohn —
„Was ich geſchworen, erfüllt ſich ſchon.

„Und wenn auch der Prieſter uns nicht traut:
Des Seilers Tochter iſt meine Braut!

„Wie ſtrömen herbei ſo viele Gäſt' —
Das iſt ein ſtattliches Hochzeitfeſt!"

Er hörte nicht auf des Prieſters Wort,
Er hat gelacht in einemfort.

Und muthig zu derſelben Stund'
Iſt er geſtorben mit lachendem Mund.

Er hat gehalten ſeinen Eid —
Er hat des Seilers Tochter gefreit.

E. Ferrand.

Die Linden blühen wieder.

1.

Die Linden blühen wieder —
Ich ſteh' unter'm Lindenbaum,
Im Herzen quellende Lieder
Und Lieb' und Jugendtraum.

Ich möchte den Namen begrüßen,
Der hier vor Jahren ſtand,
Ich möcht' ihn weinend küſſen —
Der Name verwuchs, verſchwand.

Doch könnt' ich den Stamm umarmen
Mit Liebesdruck und Kuß,
Daß ſeine Rinde erwarmen
An meinem Buſen muß.

Ich ſinne und weiß nicht, worüber?
Ich weiß nicht, was ich will.
Der ſüße Name, wo blieb er? —
Du klopfendes Herz ſei ſtill.

2.

Mir iſt, als hätt' ich verloren
Was Liebes aus meinem Sinn,
Es klingt mir in den Ohren
Stillſchmerzlich: hin iſt hin.

Doch iſt mir, als müßt' ich es finden,
Was ich vergaß und verlor,
Im Schatten der blühenden Linden,
Und ſehnend blick' ich empor.

Da ſeh' ich Mücken ſpielen,
Und flüſternd ſüß und lind
In dichten Blättern wühlen
Den koſenden Abendwind.

Er will einen Namen mir nennen,
Und hoffend lauſch' ich ſtumm,
Ich fühl' meine Wangen brennen,
Ich ſeufze und weiß nicht, warum? —

E. Zerrand.

Armand von Béarn.

„Nach Orthez reit' ich, wie's der Graf geboten.
Denk' an der Väter Spruch: des Mannes Wort
Iſt ſchnell geſchürzt, nie gelöſter Knoten.
Leb wohl mein Bruder! Wahre treu das Fort
Von Lourdes. Nicht auf fränkſche Loſung höre;
Nur Sankt Georg ſei des Kaſtelles Hort.
Ob als Vaſall dem Grafen ich gehöre —
Das Schloß iſt England's. Retteſt Du, Johann,

Des Bruders heil'ge Treu? Schwörst Du's?" —
„„Ich schwöre.""
„Genug. Wir kennen uns. Ein Wort, ein Mann.
Unselig Loos dem Diener zugefallen,
Erkennt er zwei, statt eines Herren an." —
Herr Armand steht jetzt in des Grafen Hallen
Vor seines Lehnsherrn Angesicht; gedrängt
Um ihn die Freiherrn, Ritter, die Vasallen.
Es schweigt Graf Foix. Den Blick stirnrunzelnd senkt
Er auf den Boden, nestelt mit der Hand
Am Dolch, der an des Gürtels Ketten hängt.
Dann bricht er leis mit heis'rer Stimm': „„Armand,
Bist Du mein Lehnsmann?"" — „Daß ich Euch verpflichtig
Als meinem Herrn, wann hätt' ich's je verkannt?" —
„„Nach Thaten, nicht nach eitlen Worten richt' ich.
Mein Kriegsvolk nimmst Du es in Lourdes ein?
Dem fremden Herrn gelobte Treu ist nichtig.""
„Ein armer Ritter bin ich, nenne mein
Die Ehre nur." — „„Des Knechtes Widerstreben
Beschönigt kein Geschwätz. Ja oder Nein?"" —
Armand erbleicht und leis die Lippen beben:
„Um Gott, Herr Graf, was muthet Ihr mir zu?
Ich darf, ich kann das Schloß nicht übergeben." —
„„Verräther, schreit der Graf, so weigerst Du?
Nimm Schelmes Lohn!"" — Fünf blut'ge Quellen rinnen
Vom Dolch gebohrt aus Armand's Brust im Nu.

„O Herr, dies iſt kein adliches Beginnen.
Vergeb' Euch Gott!“ ruft Armand von Béarn,
Um deſſen Aug' ſich Todesſtöre ſpinnen.
Lautlos im weiten Kreis die Ritter ſtarr'n.

Franz Freiherr Gaudy.

Der Handwerksbursch.

Beim Heil'gen auf der Brücken
Sitz ich auf ſteinerner Bank,
Und werfe das Ränzel vom Rücken,
Und ſchau' den Fluß entlang.

Es ſchwellt der Wind das Segel —
Heidi! das geht vom Fleck.
Der Schiffer, der faule Flegel,
Ruht ſchmauchend auf dem Deck.

Den Schiffer drückt kein Ranzen,
Der ſtößt an keinen Stein,
Der braucht nur die Füße zum Tanzen —
So'n Schiffer möcht' ich ſeyn.

Was keucht denn dort an Stricken
Maſt-ſchleppend ein ganzer Hauf?
Sie ſtöhnen, die Kniee knicken —
Schwer geht der Kahn ſtromauf.

Da ſcheint mir auch der Segen
Beim Schiffer nicht weit her.
Stromabwärts — meinetwegen;
Stromauf — da paſſ' ich ſehr.

Die Biene, der Käfer, der Schmetterling,
Die laſſen nie das Wandern.
Sie ſummen, tanzen, ſchwirren ſink
Von einer Blume zur andern.

Vor jedem Kelche halten ſie
Das Handwerk zu begrüßen,
Und ihrem Sprüchlein wird ſich nie
Das Blumenherz verſchließen.

Nicht Blüthenduft, nicht Honigthau
Vermißt der genäſch'ge Geſelle,
Und nimmer brummt die geiz'ge Frau,
Betritt ein Neuer die Schwelle.

Doch Biene, Käfer, Schmetterling,
Wahrt euch nur vor Gensdarmen,
Vor Schwalbe, Spatz und Diſtelfink —
Die kennen kein Erbarmen.

Die ewigen Pappel-Alléeen
Langweilen mich zu Tod;
Die Kieſel der Chauſſéeen
Sind erſt die wahre Noth.

Verlockend ruft dem Trägen
Das neugedeckte Haus:
Zeit wär' es ſich zu pflegen,
Ruh' hier ein Stündchen aus.

Das Pferd mit Kummt und Schelle
Erblickt's den goldnen Stern,
Will nicht mehr von der Stelle,
Da hält der Kärrner gern.

Das Pferd mit Kummt und Schelle
Fürwahr das räth mir klug,
Spann aus, ſpann aus Geſelle,
Geld haſt Du ja genug.

Ich greife in die Taſche —
Wo ſteckt der Beutel doch.
O weh! ſtatt Geld's erhaſche
Ich nur ein weites Loch.

Wurmſtichig ward die Taſche,
Zum Henker ging der Kern.
Ade, du grüne Flaſche!
Ade, du goldner Stern!

Da ſtänd' ich denn an der Mauer
Der alten grauen Stadt.
Heut' ward das Wandern ſauer,
Heut' kriegt ich's herzlich ſatt.

Es weiden im trocknen Graben
Die Kühe tief im Gras.
Am Wachtthurm krächzen die Raben,
Der Unteroffizier nach dem Paß.

Sah ich Zeit meines Lebens
Doch nicht solch stattlich Thor.
Im Kriege lägen vergebens
Wohl tausend Mann davor.

Dort hängt das Eisengitter,
Das zwinge mir Einer mit Sturm!
Und drüber bohrt der Ritter
Den Spieß in den ringelnden Wurm.

Der Stadt Wahrzeichen merke
Ich mir vor Allem genau.
Sie fragen wohl im Gewerke
Mich einst nach dem Lindwurm schlau.

Wo wohl vordem Schießscharten
Gewesen mögen seyn,
Dort blüht ein lustiger Garten
Vor jedem Fensterlein.

Sonst starrten aus den Lucken
Wallbüchs' und Falkonett,
Jetzt seh' ich niederkucken
Ein Dirnlein zart und nett.

Reseda, Myrt' und Rose
Begießt sie emsiglich.
Bin ich 'ne Blume, du Lose,
Weshalb besprengst du auch mich.

Sankt Jürgen mit dem Wurme
Prägt sich vortrefflich ein,
Blickt drüber her vom Thurme
Thorwächters Töchterlein.

Mit Staub bedeckt ist Hut und Rock,
Auf dem Pflaster klappert der Knotenstock.
Das Mädel drückt, noch mehr der Schuh —
Mein Engel, wo geht's der Herberg zu?

Du wendest ab stolz dein Gesicht?
Scheint dir der wandernde Bursche nicht?
Bis Sonntag ist es nicht mehr weit,
Dann wird dein Sprödethun dir leid.

Dann zieh' ich im besten Staat und Glanz
Mit einer Andern hinaus zum Tanz.
Du sitzest einsam auf der Bank,
Und schaust mir nach die Straß' entlang.

Franz Freiherr Gaudy.

Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimathland,
Wo die ſchattigen Kaſtanien
Rauſchen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Roſen ſchöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge ſchaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürriſch heißet man mich gehn;
Ach, den armen braunen Knaben
Mag kein Einziger verſtehn.

Dieſer Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten luſt'gen Lieder
Hab' ich alle faſt verlernt;
Immer in die Melodieen
Schleicht der Eine Klang ſich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenſchein.

Als beim frohen Erntefeſte
Man den großen Reigen hielt,
Hab ich jüngſt das allerbeſte
Meiner Lieder aufgeſpielt;
Doch wie ſich die Paare ſchwangen
In der Abendſonne Gold,
Sind auf meine dunklen Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Luft,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Bruſt,
Wo ſich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt ſchwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango ſchlingt.

Nein! Des Herzens ſehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Luſt entſagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück;
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenſchein!
Unter'm Schatten der Kaſtanien
Muß ich einſt begraben ſein.

Em. Geibel.

Preußens Dioskuren.

(Auf Wilh. von Humboldt's Tod, 8. April 1836.)

Zwillinge, nicht durch Geburt, durch des Geistes erhabene Einheit,
Trug seiner Jüngst'ge Kraft Euch zu den Sternen des Ruhms.
Selbst nicht die Söhne des Zeus, die Leda's Schooß ihm geboren,
Die durch des Aethers Gewölb' leuchtend wandeln die Bahn
Weil sie unsterblichen Ruhm durch Kampf und Arbeit errungen,
Selber die Herrlichen nicht buhlen mit Euch um den Sieg.
Denn nicht das würdigste Ziel erreichst du am Ziele der Rennbahn,
Noch ist's der edelste Preis, den dir der Cestus gewinnt.
Höher grünet der Zweig, der des Sängers Scheitel bekränzet,
Und um Einen nur steht tiefer der Weise als Zeus *).
Euch hat Athene erwählt, die lautere Flamme zu schüren,
Die auf dem hehren Altar lodernd der Himmlischen glüht.

---

*) Sapiens uno minor est Jove. Hor.

Mütterlich reichte ſie Euch des Buſens göttliche Nahrung,
Heiligen Trieben enthüllt keuſch auch die Jungfrau die Bruſt.
Furchtbar im ehernen Kampf erwuchſen die Söhne des Ares,
Welche die Wölfin geſäugt, wurden zu Löwen der Schlacht.
Euch ernährte die Göttin aus reinem, aus goldenem Urquell,
Was ſich Prometheus geraubt, wurde Euch ſegnend geſchenkt!
Darum den Sternen an Glanz, den Zwillingswandrern vergleichbar,
Steigt Ihr auf Schwingen des Ruhms hoch zum Olympos empor.
Aug' in Auge geheftet betrachtet einander und prüfet,
Ob Ihr auf irdiſchem Rund ſonſt Eures Gleichen geſehn.
Du durchmaßeſt die Meere, des Erdballs verborgene Fernen,
Wohin nimmer zuvor ſterblicher Fuß ſich gewagt.
Nicht der tobende Strom, noch der Steppe unendliche Wüſten,
Nicht die gähnende Kluft hemmten des Forſchenden Schritt.
Bis zu dem felſigen Haupt des Rieſenkönigs der Berge,
Das ſich im einſamen Raum, jenſeit der Wolken verliert,

Dem nicht des Streichers Glut, nicht Hephäſtos ſprühende Flamme
Von der granitnen Stirn thauet das ewige Eis,
Wohin der Aker nicht dringt, kein menſchlicher Laut ſich erhebet:
Dahin brachteſt Du Dir kühn die verwegene Bahn;
Läge der Weisheit Schatz gebannt in den Tiefen des Hades
Eingang hätteſt Du Dir gleich dem Herakles erfrozt.
Was ſich dem Auge enthüllt der erdumkreiſenden Sonne,
Was uns die Tiefe verbirgt, haſt Du erblickt und erforſcht.
Doch, wie weit Du die Zonen der Erde durchſtreift und durchwandert,
Pallas Günſtling wie Du, nirgend trafſt Du ihn an.
Ihn, den die Göttin geliebt gleich Dir, und mit Gaben verherrlicht,
Zeigten nicht Gleicher nicht Pol, zeigt Dir der heimiſche Heerd;
Daß Du nicht ewig hinaus in die Fremde ſtrebeſt und ſchweifeſt
Ward Dir das köſtlichſte Gut treu in der Heimath gehegt.
Hier, wie Tullius einſt in Tuſculum's heiliger Stille,
Weilt Er mit ſinnendem Geiſt, tiefem Beſchauen geweiht.
Trieb Dich nach Außen der Drang an Okeanos äußerſte Grenzen,

Wandte Er forſchend den Blick in das Geheimniß der Bruſt.
Du ſaheſt ſpähenden Aug's aller Küſten und Völker verkehren,
Ihrem verworrenen Laut horcht' Er mit lauſchendem Ohr.
Lehrend hat Ihm der Geiſt in jeglicher Zunge geredet,
Ja aus den Gräbern herauf dringt offenbarender Spruch.
Doch nicht reiner hat ſelbſt helleniſcher Mund Ihm geſungen,
Als wohllautendes Wort Dir von der Lippe ertönt.
Und ſo ward Ihr gepaart nur durch Euch ſelber beſiegbar,
Jedem die Brudergeſtalt Spiegel der eigenen Kraft. ——
Weh, da nahte der Tag, wo der Gott mit gewendeter Fackel,
Selbſt von Trauer gebeugt, ſanft Euer Bündniß gelöſt.
Höher ſtrahlt Ihr an Ruhm als die Zwillingsſöhne der Leda,
Doch ein ſtrenger Geſchick ſandt' Euch der Ewigen Rath.
Denn nicht ſchloß Euch der Gott, wie jenen das Auge gemeinſam,
Einzeln zu wandeln den Pfad, heißt Euch ſein ſchmerzlicher Spruch.
Doch nicht wechſelnd, wie ſie, ſollt Ihr mit den Himmliſchen wohnen,
Beiden öffnet ſich Euch weit das olympiſche Thor.

Euer Doppelgeſtirn im erhabenen Reiche des Jenſeit
Gleicht dem arkturiſchen Stern: nimmer ſinkt es hinab.
Und wie im Dunkel der Nacht die Dioskuren dem Schiffer,
Zeigt Euer ſtrahlendes Haupt Pallas' Geweihten die Bahn.

L. Rellſtab.

Muth!

Es raſ't der Sturm durchs duft'ge Lenzgefilde,
Der Sturm raſ't durch des Herbſtes welke Flur,
Heut prangt verjüngten Lebens Luſtgebilde,
Wo morgen der Vernichtung öde Spur;
Du ſuchſt vergebens nach dem Zauberſchilde,
Der ſchütze vor dem Grimme der Natur,
Die, gleich der alten Fabel Ungeheuer,
Sich ſelbſt verſchlingt in Erd', in Fluth, in Feuer.

Es raſ't des Sturmes Wuth durchs Völkerleben,
Sturm ſind die Speichen in der Zeiten Rad;
Ein Wechſelſpiel von Sinken und Erheben,
Von Werdeluſt und dunkler Todesſaat,
So hält die Wage ſich in ſchwankem Schweben
Und wägt Gedanken, wäget Will' und That,

Nicht Thränen; Deines Herzens tiefſtes Fühlen
Drängt Fluch auf Fluch der Strom zu überſpülen.

Erzittre, Glücklicher! Im Glücke lauert,
Gleichwie im Roſenkelch, der gift'ge Wurm.
Wo der Beſitz der Erde, ſo ummauert,
Daß ihn nicht faſſen kann des Wechſels Sturm?
Stolz hebt der Adler ſich; ihn überdauert,
Auf dem er horſtete, der Felſenthurm;
Bald bricht zerborſten, unter jähen Flammen,
Mit ſeiner Brut vielleicht der Thurm zuſammen.

Es ſucht den Wiederhall durch alle Zeiten
Der große Weltſchmerz in der Einzelbruſt;
Dem lichten Gotte lauert ſcharf zur Seiten
Der nächt'ge, im Beſitze der Verluſt;
Mag ſich's den Blicken engen oder weiten,
Du nährſt in Dir, bewußt und unbewußt,
Wo Du auch wandelſt, endlicher Naturen
Beſchiednes Theil, den Schrei der Kreaturen.

Wie lang' im Keim er ſchlummr', er wird erwachen,
In Dir erwachen, Du entgehſt ihm nicht;
Ein ſpielend Kind erwächſt er ſchnell zum Drachen,
Aus deſſen Augen wüthend Feuer bricht,
Nach Beute gierig weitet er den Rachen
Und fodert Dich zum flammenden Gericht,
Ein Tropfen ſchwillt er haſtig an zum Meere,
Daß er den Schiffer und das Schiff verzehre.

Was lenkt und trägt in dieſen wilden Wogen,
Dein ſchwankend Fahrzeug auf erzürntem Meer?
Was legt verſöhnungsmild, ein Friedensbogen,
Sich über graue Wetterwolken her? —
Woran Dein Herz ſich liebend feſtgeſogen,
Erſchau in ihm der Ewigkeit Bewähr!
Ein'ſt Erd' und Himmel Du in That und Glauben,
Wo iſt die Macht, Dir ſolches Gut zu rauben?

Der Tod wo, ſtark genug, Dir zu entwinden,
Was unzertrennbar in und mit Dir lebt?
Des grauen Würgers Allgewalt muß ſchwinden,
Sobald Dein Herz nicht mehr vor ihm erbebt;
In Deiner Bruſt wird ſelbſt den Tod er finden,
Dein Lieben iſt es, was ihn untergräbt,
An Deiner Seele heiligſtem Beſitze
Zerbricht im Sturm des Gegners Lanzenſpitze.

Mit dieſem Gruß, o Freunde, laßt uns grüßen
Den großen Kampfplatz, der uns eint und hält;
Mag ſelig Glück die Tage Euch verſüßen,
Sey hart an Klippen Euer Kahn zerſchellt,
Gleichmäßig im Entbehren und Genießen
Bleibt ſtark und treu! und Euer iſt die Welt;
Die Erd' und Himmel eint, die Kraft, die echte,
Stumpft ab den Pfeil der dunkeln Schickſalsmächte.

Die Erd' und Himmel eint, der Kraft, der wahren,
Sey unſer Wollen, unſer Thun geweiht!

In ihr urmächtig ſich zu offenbaren
Ringt die uralte Heldenmutter Zeit
In wechſelnder Entwirrung; Geiſterſchaaren
In uns und um uns, alle Ewigkeit
Und alles Lieben, Sehnen, Denken, Ahnen,
Es iſt ein Zug nach dieſen Siegesfahnen.

Heinrich Stieglitz.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Anzeige.

In demselben Verlage erschienen:

Alexis, Willib., gesammelte Novellen. 4 Bde. 5⅓ Thlr.
— — neue Novellen. 2 Bde. 3 Thlr.
— — die Geächteten. Novelle. (Steht nicht in den „gesammelten Novellen"). 1⅓ Thlr.
Castelli's Gedichte. 6 Bändchen . . . . 4⅓ Thlr.
Eichendorff, J. v., Dichter und ihre Gesellen. Novelle. . . . . 1⅓ Thlr.
— — Gedichte. . . . . 1⅓ Thlr.
Goethe und Zelter, Briefwechsel in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. F. W. Riemer. 6 Thle. . . . . 12 Thlr.
Grattan's Skizzen und Romane, übersetzt von Will. Alexis, Th. Hell und K. L. Meth. Müller.
Die Erbin von Brügge. 4 Bände. 4⅓ Thlr.
Jacqueline von Holland. 3 Bände. 4 Thlr.
Heer- und Querstraßen, oder Erzählungen. 5 Bände. . . . . 6⅔ Thlr.
Reisebilder. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Kopisch, Aug., Gedichte. . . . . 1⅓ Thlr.
Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.) 3 Bde. . . . . 3 Thlr.
Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. . . . . 4 Thlr.
— — Der Wildschütz. Roman. . . . 1⅓ Thlr.
Streckfuß, K., Gesammelte Erzählungen. 2 Bände. 2 Thlr.
Woltmann, Karoline v., Die Bildhauer. Roman. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Wundersage, die, von Atrov. Vom Verfasser des Vivian Grey. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 3 Thlr.

Deutſches Taſchenbuch

auf das Jahr 1838.

Mit Beiträgen

von

Willibald Alexis, F. G. Kühne, Theodor Mügge, Ludwig Rellſtab, Leopold Schefer und Anderen.

1900. 1974

Herausgegeben

von

Karl Büchner.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Mit 6 Kupfer- und Stahlſtichen.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

Inhalt.

Seite.

Friedrich Schleiermacher. Ein Lebensbild von J. G. Kühne. 1

Eine Aehrenlese vom Deutschen grünen Hügellande. Von W. Alexis. 61

Ueber den Zustand der Musik in Deutschland. Von Ludwig Rellstab. 131

Der Retter. Eine Novelle von Theodor Mügge. . 213

Gemüth und Selbstsucht. Novelle von J. v. W. Mitgetheilt von Leopold Schefer. . . . 309

Gedichte.

Die Königswahl. Von E. W. Kalisch. . . 392

Der Krieger. Nach dem Russischen von Ludwig Liber. 396

Drei Lieder in Litthauischer Weise, von Eduard Reichenau.

1. Das Fischermädchen und der Bauersohn. 398
2. Die Vertriebenen. 400
3. Brautwerbung. 401

Eine alte Frau. Von E. Ferrand. 402
Sigmaringen. Von Emanuel Geibel. . . 407
Sehnsucht. Von demselben. 408

Ueberſicht der Kupfer- und Stahlſtiche.

1. Titelkupfer: Bildniß von Friedrich Schleiermacher (geb. zu Breslau am 21ſten November 1768, geſt. zu Berlin am 12ten Februar 1834.)
2. Anſicht vom Heidelberger Schloß.
3. Bildniß von Madame Schröder-Devrient.
4. Die trauernden Juden, nach einem Gemälde von Bendemann.
5. Die Heimkehr, nach einem Gemälde von Rerenz.
6. Die Söhne Eduards, nach einem Gemälde von Hildebrandt.

Druckfehler.

S. 22. Z. 6. lies: Liebenswürdigkeiten, statt: Leibesmündigkeiten.

S. 29. Z. 14. lies: Liebenswürdigkeit, statt: Leibesmündigkeit.

S. 39. Z. 2. von unten lies: Abhängigkeitsgefühl, statt: Unabhängigkeitsgefühl.

Friedrich

Schleiermacher.

1838.

Es war am zwölften Februar des Jahres 1834 als Schleiermacher, dieser Lessing der christlichen Theologie, ein Sechsundsechziger, starb. Es hatten Manche gedacht, er werde einen blos menschlich-schönen Tod sterben, Andere geglaubt, er werde wie ein Prophet endigen, der sich in der letzten Stunde noch einmal aufrichtet, um über die noch ungeschlichteten Wirren des immer zweifelvollen Lebens einen Spruch zu thun, den man mit Freude oder mit Sorge auf die Zukunft der kommenden Geschlechter zu deuten hätte. Schleiermacher starb als gläubiger Christ, als Lehrer der Kirche. Er hatte unter Kirche immer nur eine Gemeinde verstanden, die sich zu gegenseitiger Erbauung versammelte, und so sah er seine nächste Gemeinde, seine Familie, um sich, und betrachtete als deren Priester den letzten Act seines Lebens wie ein letztes Thema zu gemeinsamer Erhebung der Gemüther. Das Triebwerk seines forschenden Geistes schien zu stocken, seine Glaubens- und Zweifelslehre war erschöpft; was nach ihm würde gepredigt und gedeutet werden, hatte ihn wohl in den letzten Lebensjahren viel und mit Sorge

beſchäftigt, aber in der Stunde des Todes wandelte ihn keine Bekümmerniß mehr an. Nur auf die Seinigen war ſein Blick gerichtet, an ihre Erbauung verwandte er die letzte Kraft ſeiner Rede, ſprach Allen Muth ein, um ſich ſo des eignen Muthes zu verſichern, reichte ihnen das Abendmahl, das er dann ſelbſt empfing, und ſchloß das Auge, das Tauſenden ſo lange Zeit als ein kluger Stern der Religion geleuchtet, ſie vor Unglauben und Aberglauben behütend.

Man ſah mehr als dreißigtauſend Menſchen der Leiche des Mannes folgen; die ganze Hauptſtadt war bewegt. Denn hatte er auch nur zumeiſt den obern Klaſſen der Geſellſchaft gepredigt und Zeit ſeines Lebens den Gebildeten das Chriſtenthum ausgelegt, ſo waren doch eben, weil ſeine Gemeinde wie eine freie Loge in der Chriſtenheit daſtand, gar Viele des beſondern Reizes an ſolcher Gemeinſchaft wegen aus allen Ständen herbeigezogen, um dem Manne zu huldigen, von dem man ſagte, ſeine Weisheit ſei noch größer geweſen als alle ſeine hohen Tugenden. Und noch am Tage des Begräbniſſes verſammelte Henrich Steffens die akademiſche Jugend in dem Hörſaal der Hochſchule und ſprach mit der ihm eignen phantaſievollen Innigkeit von dem Geſtorbenen als einem Hochbegabten, der nach vielen Seiten hin ſegensreich gewirkt; aber er ſchloß freilich mit den Worten, Schleiermacher's Chriſtenthum ſei nicht das ſeinige. Hiermit lag das Bekenntniß Vieler am Tage. Sieht man aber in dem Chriſtenthum eine nie vollauf

zu erſchöpfende Quelle der Gnade und Weisheit, ſo darf man wohl ſagen, daß es noch Niemand vergönnt geweſen, die Fülle ſeiner Herrlichkeiten ganz zu erfaſſen, die Schätze ſeiner Göttlichkeit völlig auszubeuten, und ſo ergäbe ſich daraus, daß auch, was Steffens für ſein Chriſtenthum erklärt, den Reichthum der geheimnißvollen Offenbarung und die Summe des chriſtlichen Wiſſens nicht vollſtändig erledige. Dieß gilt um ſo mehr, wenn man in dem Geiſte des Chriſtenthums den Geiſt immerwährender Forſchung begründet ſieht. Hieran aber war Schleiermacher's Chriſtenthum recht zu erkennen, an dem Drang unermüdlicher Forſchungsluſt, an dem Freigeben jedweder Art und Weiſe, zu fühlen und zu denken, ſobald es nur von dem Bewußtſein des Chriſtlichen ausging, das er in jeder Bruſt als unmittelbar gegeben vorausſetzte. In dieſer Freiheit ſah er den Kern des Chriſtenthums, in ihr lag der Kern ſeines eigenen Weſens, der in der „Weihnachtsfeier" zu einem vollen Blüthenbaum erwuchs. Hier iſt der Ideenſtoff der Religion in den verſchiedenſten Anſchauungsweiſen zur Sache vieler Perſönlichkeiten geworden, ſo daß das Chriſtenthum als der Prototyp alles modernen Menſchenlebens erſcheint. Die Gemüthsart der kleinen Sophie, die ſich von früh auf an den Mythen des Chriſtenthums weidet, iſt die Geburtsſtätte jener Myſtik, die ſich in der Geſchichte der Kirche als Katholicismus oder als Herrnhuterthum geſtaltete, je nachdem aus dieſer Richtung ein ganzer kirchlicher Organismus oder eine bloße Zufluchtsſtätte der Andacht für

ſtille Gemüther hervorging. Dieſe unmittelbare Hingebung an die legendenreiche Religion theilt auch Joſeph, der in der Offenbarung des Johannes ſeine tiefe, dunkle Befriedigung ſucht. In Leonhardt wird ein edler Vertreter der rationalen Auffaſſungsweiſe vorgeführt. Ohne profan zu ſein, noch verſchloſſen für die Heiligkeit der Offenbarungen, dringt er auf die Realität der Sache. Indem er die Wunderthaten Chriſti als Produkte der Entzückung der Liebe in den Gemüthern der Gläubigen deutet, und die Perſon des Jeſu von Nazareth ihm in die ganze Reihe jener tiefbegabten Männer, der Propheten, Johannes des Täufers, der Jünger und der Apoſtel, ſowie der Kirchenväter eingegliedert erſcheint, nimmt er das Chriſtenthum als eine weltgeſchichtliche Thatſache, als eine neue Kulturperiode des Menſchengeſchlechts. In Ernſt dagegen iſt ein chriſtlicher Idealismus perſonificirt. Sein Glaube geht nicht aus von den hiſtoriſchen Spuren der Erſcheinung Chriſti; er läßt es dahingeſtellt, wie weit die Welt der Wunder, in der ſich Jeſu Leben bewegt, eine geſchichtliche Baſis hatte; aber wie er mit aller Liebe und Hingebung von der Bedeutung des Weihnachtsfeſtes ſpricht und das wunderſame Gefühl erklärt, in ihm eine aufgehende Sonne des neuen Lebens, einen Frühling des Geiſtes zu ahnen und zu feiern, ſo findet er die Weſenheit und Wahrheit des Ereigniſſes in der Nothwendigkeit eines irgendwie erſchienenen Erlöſers. Und wer den Kern in allen Mythen des Chriſtenthums durchgefühlt hat, dem erſcheint dann auch der Vertreter dieſer Idee

bis in alle Poren und Einzelnheiten seiner Persönlichkeit mit einem göttlichen Schein umstrahlt und in lieblichster Verklärung. Eine verwandte Seite dieser Anschauungsweise faßt Eduard auf. Er sieht in der Feier der Weihnacht nichts als die Feier der Menschheit selbst; die Welt der Wirklichkeit, wie er sagt, kommt erst zu ihrem Rechte, indem das Kreatürliche des Menschen nicht als das Verlorne, sondern als das Begnadigte erscheint, da die Wahrheit in ihm offenbar geworden. Das Faktische der Mythe ist ihre Wirklichkeit, aber erst ihr Sinn ist ihre volle Wahrheit. Christus ist der Mensch-an-sich, der seine Göttlichkeit in sich entdeckt und weiß. Dieser Akt der Entdeckung des göttlichen Princips in der menschlichen Natur ist jedoch nur einmal dauernd vollzogen, weil das verworrene und getrübte Leben des Einzelnen dem Scheine verfällt und seinem Blicke die keusche Ruhe nicht vergönnet ist, um den Punkt der Gottgemeinschaft in sich festzuhalten.

Sehen wir so in dieser religiösen Novelle die verschiedensten Richtungen des christlichen Gefühls gerechtfertigt und anerkannt, weil in deren jeder sich eine Seite der Wahrheit zum Ausspruch bringt und lebendiges Dasein gewinnt, so müssen wir doch sagen, daß dieß nur ein dichterischer Standpunkt ist, von dem aus diese Verschiedenheiten des christlichen Gefühls sich beherrschen und als gültig ansehen lassen. Schleiermacher ließ nach dieser Dichtung, deren Entstehung der frischen Manneskraft seines Lebens angehörte, diesen übersichtlichen Standpunkt

fallen. Sich als Dichter des Chriſtenthums weiter zu entfalten, dazu fehlte ihm die eigentlich poetiſche Schöpferkraft. Auch war er nun einmal Lehrer des Chriſtenthums, der jugendliche Gemüther zu einem beſtimmten Bekenntniß zu erziehen, eine Gemeinde in dem ihr gemäßen Glauben zu kräftigen hat. Er hatte ſich bereits durch ſeine „Reden über die Religion" das glänzende Verdienſt erworben, das ſogenannte vornehme, zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem Chriſtenthum abgeſtorbene Publikum für den Gehalt der göttlichen Lehre wieder zu gewinnen, und ſo ſah er in der fortgeſetzten Anreizung des Intereſſes an religiöſen Dingen für ſeine redneriſche Kraft einen Spielraum zu dauernder Wirkſamkeit vor ſich. Dazu kam, daß er im Felde der theologiſchen Wiſſenſchaften eine grenzenloſe Verwirrung vorfand. Dieſe lähmenden Spaltungen auszugleichen, fühlte ſich die klare Schärfe und die dialektiſche Luſt ſeines Geiſtes ganz vorzüglich angeſpornt, und ſo wurde er von mehrern Seiten darauf hingedrängt, die Wiſſenſchaft des theologiſchen Proteſtantismus zu befruchten und die Summe ſeines eignen Glaubens und Denkens allmälig zu einer beſtimmten Dogmatik zu geſtalten, die der Frömmigkeit des unmittelbaren Glaubens und zugleich der Intelligenz des wach gewordenen Verſtandes genügen ſollte. Als Dogmatiker und Lehrer der Gemeinde hat er nun zwar niemals die ihm urſprünglich eigne zarte Fügſamkeit der Phantaſie verloren, vielmehr erhielt ſie ſich als der fortdauernd lebendige Reiz in Allem, was er ſchrieb und

ſprach, aber aus dem Zauber ſeiner Dialektik wurde ein Handwerk, ein Inſtrument zu beſtimmten nützlichen Zwecken, aus der Biegſamkeit ſeines Geiſtes eine gewandte Klugheit des Verſtandes. Statt die freie Forſchung des Gedankens mit der Ueberlieferung auszugleichen, ſtatt Rationalismus und Supernaturalismus, den abſtrakten Verſtand mit der Hingebung des gläubigen Gemüthes zu verſöhnen, ſchien er nur dazu da, die in der chriſtlichen Welt erwachſenen Spaltungen mit der Leuchte ſeines hellen Witzes deutlicher herauszuheben; aber in dem Bemühen, die widerſpenſtigen Elemente des Glaubens und Denkens zu bezwingen, verlor er die Fäden für beide aus der Hand, galt beiden Parteien für einen Abgefallenen und endigte mit einer völligen Iſolirung ſeiner ſelber. Je mehr er den Gehalt des Chriſtenthums dogmatiſch abzufaſſen ſuchte, deſto mehr ſchälte er ſich von Allem los, was mit der Miene der Beſtimmtheit unter ſeinen Zeitgenoſſen auftrat. Urſprünglich in Jacobi'ſcher und Fichte'ſcher Doctrin geiſtig erwachſen, wie ſeine „Monologe“ noch den ganzen Jubel eines ſubjectiven Idealismus von ſich ſtrömten, ſagte er ſich auch von dieſen wie von allen ſelbſtſtändigen Geſtaltungen der philoſophiſchen Forſchung los, weil er ſchnell die Unmöglichkeit erprüfte, auf dieſen Wegen den Gehalt des Chriſtlichen mit der Stimme des freien und willkürlichen Bewußtſeins in Einklang zu ſetzen. Den Gläubigen zu forſchungsluſtig wo nicht gar ſkeptiſch, den Denkenden zu ſehr gebunden an die Nöthigung des unmittelbaren

Gefühls, sah er sich immer mehr dazu hingedrängt, das Christenthum in der Schwebe zwischen Unglauben und Aberglauben zu halten. Dieß erschien ihm selbst als eine hohe Aufgabe, an die er alle Kräfte seines seltnen Geistes setzte, aber immer blieb es bei der Aufgabe, ja sogar bei den bloßen Versuchen, sich seine Aufgabe erst zum Bewußtsein zu bringen. Und so entfaltete er denn mit aller Sorgsamkeit, mit allem Scharfsinn und zugleich mit aller Scheu vor verderbnißvollen Resultaten in seiner Glaubenslehre das Princip, sich und jedes Dogma so zu stellen, daß keine Forderung frommer Bedürfnisse und kein Ergebniß der Wissenschaft ihm etwas anhaben könne. Dadurch, daß es seine Aufgabe war, erst zu ergründen, wie er sich zum Inhalt der Religion in ein Verhältniß zu setzen habe, verblieb er recht eigentlich innerhalb der Sphäre des Fichteanismus, nicht gebunden an dessen Einzelnheiten, denn wie er im „Athenäum" über die „Wissenschaftslehre" sprach, war bitter und lossagend genug, aber doch in diesem Zuge des Geistes, der nach Fichte's Doctrin sich außerhalb des Inhalts aller Dinge, Gottes und der Welt, befindet, und das Werk der Thätigkeit damit beginnt, sich vor diesem Inhalte zu betrachten, um zu ihm eine Stellung zu gewinnen. Es war dieß in der Geschichte der philosophischen Manöverkünste die Epoche vor Schelling, wo das für frei geltende Ich vor dem Inhalt dessen, was es erforschte, auf allerlei geistreiche und verschmitzte Weise hin und her voltigirte, bis sich durch Schelling erst zwischen Frage und Antwort

ein ganz anderes Verhältniß ergab, wonach das forschende Individuum nur innerhalb des ersehnten Gegenstandes seine Stellung findet, und Gott über sich und sein Wesen nur inmitten seines eignen Gebietes Rede steht. Von dieser Mystik, die in Deutschland mit Schelling wieder philosophisch wurde, glaubte sich Schleiermacher, obschon er es nicht war, ganz frei. Die Resultate seines Denkens aber fielen seinen Widersachern unrettbar in die Hände. Allen Parteien stand er mit seiner klugen Lehre gegenüber, denn die Klugheit seiner Doctrin hatte die Spaltung zwischen Gläubigen und Denkenden nur erst recht beleuchtet. So kunstfertig die Nothbrücke war, die er über die Kluft gebaut, so widerstrebend erschien das Hüben und Drüben, das er zu vermitteln getrachtet. Wenn man die Ergebnisse seiner Glaubenslehre betrachtete, wurde man irre an dem Manne, der Allen ein Anderer schien, den Gläubigen zu aufgeklärt und weltergeben, den Aufgeklärten zu sehr an die Ueberlieferung gebunden. Er hatte im Christenthum die Fülle der Weisheit und Göttlichkeit gefunden, daß er an den historischen Christus glaube, räumten ihm selbst seine Gegner ein, aber er hatte die Dreieinigkeit geläugnet, denn für ein Läugnen hielt man es, daß er dieses Dogma nicht für die Säule des Christenthums ansah und es aus dem Bereich seiner Glaubenslehre verwies. Wenn er dann von der Göttlichkeit Christi erfüllt war, so nahm es Wunder, daß er nicht an die zweite Person der Trinität glaubte und in dem Walten des heiligen Geistes nicht die Bestätigung

und Festhaltung der Gottmenschgemeinschaft finden konnte; in seinen Pfingstreden war eine kunstgewandte Deutelei; auf dem Katheder sprach er ganz schlicht sein Nichtanerkennen der Dreieinigkeit aus. Daß der ganze Umfang des Christlichen nicht aufgegangen sei in seiner Lehre, lag wohl nun klar am Tage, und während Steffens nur einfach sagte, Schleiermacher's Christenthum sei nicht das seinige, waren die Resultate der Schleiermacher'schen Doctrin schon längst von allen Seiten angegriffen, die Früchte seiner wissenschaftlichen Forschung zerschnitten und zerpflückt. Wer in die persönliche Nähe des Mannes gericth und die Gewalt seiner Beredsamkeit über sich ergehen ließ, der wurde durch ihn auf wunderbare Art zum Christenthum bekehrt oder in ihm befestigt, und während die Wissenschaftlichen die Früchte seines Baumes als unzulänglich, falsch oder taub erklärten, stand die persönlich um ihn versammelte Gemeinde gewissermaßen im Blüthenduft seines Glaubenseifers, war erquickt und gelabt und fühlte die Wirkungen echt christlicher Erhebung und Begeisterung. So hatte sich trotz der Befehdung, die ihm von der protestantischen Theologie widerfuhr, um seine Person eine Gemeinde gebildet, die ihm unbedingt ergeben und von den Segnungen des christlichen Geistes, die seiner Rede entströmten, tief ergriffen blieb. Und der Zauber seiner Eloquenz war auch von der seltensten Art. Dem Denkenden, der sich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Christenthum, der Gläubige, der an seinen Lippen hing, ahnte in ihm

den ſicherſten Zuſammenhang ſeiner prüfenden Gedanken, der Perſon des Mannes und der geiſtigen Gewalt ſeines Ichs vertrauend, ſelbſt wo in der Rede des Meiſters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Chriſtenthums belebt, eine wirklich bibliſche Zunge, keineswegs bloß eine Weisheit ſokratiſcher Doctrin. Es war ein Hauch unſterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome ſeiner klügelnden Verſtandesſprache überraſchte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth in die er ausbrach, ſo war dieſe Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Gefühls, denn ſie war beredt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Rauſch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes ſprach und die kleine weiße Hand über den greiſen Kopf ſchwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegeriſches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchſtabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. In ſeiner Stimme, die ſchon immer hell und durchdringend war, lag ein ſchmetternder Ton, wenn er ſein Veto ausrief über alle Geſetze der Welt, wenn ſie von außen kamen oder die Ueberlieferung ſie brachte. Der ſinnende, ſtill berechnende Blick ſeines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz, in ſeine mäßige Action, die ſonſt nicht aufzukommen vermochte im Wellenſchlag der Rede, ging die Bewegung ſeines Innern über, und die

kleine, wunderſame Geſtalt des Mannes ſchien aus ſich ſelber heraus zu wachſen, wenn er ſich über den Rand der Kanzel bog, um einem jeden ans Herz zu klopfen und auch im felſenfeſten Unglauben die Quelle des Lebens zu entriegeln. Das war nicht unchriſtlich, wenn er ſo einem Jeden im eignen Buſen den wahren Inhalt der Bibel nachwies. Das konnte man nicht ſchwache Momente nennen: gab ſich doch die Spürkraft ſeines ewigen Prüfens nie ganz gefangen; es waren nicht bloß lichte Intervalle ſeiner ſonſt atomiſtiſchen Denkkraft, die mit dem Zweifel begann, um den Glauben zu finden; das waren die Ergebniſſe ſeines innern Lebens, die beſten Reſultate ſeiner Forſchung, der Calcül aller ſeiner Gemüthserfahrungen.

Wenn jedoch ſeine Rede, die im Rauſche des Momentes ſeine Hörer begeiſtert, ſich zur Ueberlieferung durch die Schrift anſchickte, ſo war es als wären ihr plötzlich alle Blüthen abgeſtreift, die beſten Ergebniſſe ſeines Denkens ſahen arm und nüchtern aus, wenn ſie als Doctrin ſich darlegten und der flüſſige Geiſt ſeines Wortes ſich in Paragraphen einfangen ſollte. Hier galt es dann recht eigentlich, durch Kunſt das Fehlende zu erſetzen, und in ſokratiſcher Dialogik geübt, begann Schleiermacher's Schriftſprache, ſobald ſie eine Dogmatik anſtrebte, jenes Gewebe von klugen Einſchränkungen und berechneten Wendungen zu entfalten, hinter welchen ſich ſeine Lehre gegen Widerſpruch und Mißverſtädniß geſichert meinte. Seine dogmatiſche Sprache verglich er

ſelbſt einer Münze mit doppeltem Gepräge, einem bildlichen auf der einen, einem dialectiſchen auf der andern Seite. Jenes ſei für die Fühlenden, die Gläubigen, dieſes für die Wiſſenden oder Denkenden, denn jenen gehöre die Perſon, das lebendige Weſen, dieſen gebühre die Erkenntniß des ideellen Werthes. Wer aber die Münze völlig kennen lernen wolle, müſſe beide Seiten betrachten, für beide den Sinn des Verſtändniſſes haben. Hieraus erwuchs denn bei ſchwierigen Fragen für die Speculation eine Doppelbeleuchtung gefährlicher Art. Die Probleme, die ſich in bildlicher Auffaſſung glücklich gelöſt, unterlagen, ſobald der ideelle Werth beſichtigt wurde, einer neuen ganz andern Prüfung. Was Schleiermacher für hiſtoriſch feſt ausgab, davon wußte man nicht, ob er es auch ideell für richtig nahm; was er ideell für die Summe der Wahrheiten hielt, darüber war man ungewiß, ob er ihm nicht ſein geſchichtliches Daſein in Abrede ſtellte. Das Geſchrei über Zweideutigkeit wurde allgemein gegen ihn, man ſagte witzig, er habe im Nothfall für halb erledigte Fragen der Wiſſenſchaft immer einen Doppelgänger in Bereitſchaft, der er ſelbſt ſei und doch auch nicht. Von allen Seiten zog man aus, oft mit Stangen und Latten wie die Kriegsknechte, um den Geiſt ſeiner Lehre einzufangen, viele glaubten ihn ergriffen und tödtlich getroffen zu haben, wußten aber nicht, ob nun dieß ſeine eigne Geſtalt oder ſein Schattengänger war. Wer ſich ſelbſt Blößen gab in der Hitze des Angriffes, dem leuchtete er heim mit dem ganzen Scharfſinn

seiner durchdringenden Ironie, die auch ihrerseits nicht selten sich vergaß und aus Uebermuth in grausame Spottlust ausarten konnte. Lag der streitliche Gegenstand außerhalb des Gebiets der Religion, so verführte ihn die Ueberlegenheit der geistigen Waffen, seine Gegner in einem Autodafé des Witzes völlig aufzuopfern. Schleiermacher's Recension von Fichte's Grundzügen des Zeitalters war ein Exercitium der Spottlust, nicht minder seine Polemik gegen Friedrich August Wolf, gegen Theodor Schmalz und gegen Bunsen in dem Sendschreiben an Ritschl. Rahel sagte, Fichte habe Klauen im Kopf, Schleiermacher Messer. Wie er den Prediger Jenisch verfolgte, mag aber das Aeußerste in persönlicher Verfolgung gewesen sein. Zu Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit als sich Schleiermacher mit den Schlegeln eng verbündet hatte, war unter dem Titel: „Diogenes' Laterne" eine Schrift erschienen, die den Zweck hatte, das damalige Berliner Triumvirat zu parodiren. Eine Titelkarikatur stellte die kleine Figur Schleiermacher's neben seiner damaligen Duzfreundin, einer großgewachsenen Dame, so vor, daß er ihr Pompadour zu sein schien. Man vermuthete, obschon es ungewiß geblieben, den Prediger Jenisch als Verfasser des Pasquills, und Schleiermacher's Rache kannte selbst nach dem Tode des Mannes, der freiwillig starb, keine Grenze. Er kritisirte eines seiner Bücher in der Jenaischen Allgem. Liter. Zeitung vom Jahre 1805, und schloß seine Bitterkeit gegen den unglücklich Geendeten mit den Worten: „Von dem Verdacht,

daß er noch lebe, hat ſich der Verfaſſer doch nun hinlänglich gereinigt!" Da guckte aus der Hülle Schleiermacher's der verſteckte Voltaire hervor, der freilich nur wenn man ihn aufrief Sprache gewann und ſonſt vor dem germaniſchen Tiefſinn des Mannes nicht auftauchte. Einen Sophiſten aber nannte man ihn, als er nach langen Debatten die Liturgie anzunehmen ſich entſchloß und gleichwohl das Bekenntniß ablegte, daß ſeine Meinung über die Sache unverändert bleibe. Nach und nach ſah er ſich lediglich auf das Gebiet der Theorie und der Doctrin beſchränkt und hier galt es denn, ſeine Lehre gegen wiſſenſchaftliche und kirchliche Widerlegung zu ſchirmen. Was bei perſönlicher Aufreizung ein Zug des Voltaire'ſchen Geiſtes geſchienen, nahm hier auf dem Felde der theologiſchen Discuſſion die Miene eines ſokratiſchen Lächelns an, das nicht ſelten auch um die Lippen des Mannes ſpielte und in ſeinem Auge ſelbſt mitten im Strome weicher Gefühle durchblitzte. In dem zweiten Sendſchreiben an Lücke, welches den Verſuch zum Ausgleich mit den Gegnern ſeiner Glaubenslehre enthielt, ſagte er mit jener lächelnden Wehmuth, die ihn am Spätabend ſeines Lebens auf eine rührende Weiſe kleidete, man habe einen eignen Rationalismus für ihn erfunden, weil man ſein Weſen als Theolog gar nicht unterbringen könne in die vorhandenen Kategorien. Die ſtreitigen Punkte liefen nämlich meiſt darauf hinaus, was nach ſeiner Anſicht im Chriſtenthum als ein Natürliches und was als ein Uebernatürliches anzunehmen ſei. Einen

ideellen Rationalismus, sagte er, nenne man seine Theologie, der darin bestehe, daß zugegeben werde, ein Natürliches könne auch ein Uebernatürliches sein. Allein er wisse doch noch einen bessern Rath. Wo nämlich Uebernatürliches bei ihm vorkomme, da sei es immer ein Erstes, das aber hernach ein Natürliches als Zweites werde. So sei die Schöpfung übernatürlich, aber sie werde hernach Naturzusammenhang; so sei Christus übernatürlich seinem Anfang nach, aber er werde natürlich als eine menschliche Person; und so sei es auch mit dem heiligen Geiste und der Kirche. So sei das, was seine Theologie bezeichne, eher ein Supernaturalismus, aber ein reeller. Was jedoch damit gewonnen sei, sehe er nicht ein, wie er sagte. So schief und schwankend stellte sich die völlig sokratisirte Persönlichkeit Schleiermacher's zu den beiden theologischen Hauptparteien der damaligen Zeit. Niemals machte seine Weisheit einen Abschluß weder mit sich noch mit den streitigen Punkten, und dieß unterschied sein Wesen auf das bestimmteste von allem systematischen Denken. Consequent war der Kreis seiner Glaubenslehre, von einem bestimmten Mittelpunkt aus auf das sorgfältigste angelegt und durchconstruirt. Trafen die Radien nicht genau auf ein Dogma des überlieferten Kirchenthums, so suchte er allerdings die Unsicherheit des Ueberkommenen aufzuweisen, niemals irre an der vermeinten Richtigkeit seiner Rechnung; allein der Freiheit seiner Forschung that dann die Zaghaftigkeit seines Gemüthes Abbruch, er wich aus, vertuschte die

Disharmonien zwiſchen ſeiner Lehre und dem Chriſtenthum und ließ nicht ſelten das von ſeinem Standpunkt aus völlig unrichtig Erſcheinende in zweifelhaftem Beſtand. Die Tugenden ſeines Herzens verhinderten ihn, das conſequent Erſchaute ebenſo folgerecht und ohne alle Sorge um verletzende Wirkungen auseinanderzulegen; die Illuſionen gläubiger Gemüther nahm er ſich außerordentlich tief zu Herzen. So erwuchs im Geiſte des Mannes jene Miſchung von Kühnheit und Furcht, die nur die Geſchichte ſeines innern Lebens erklären kann. Mit den Wiſſenſchaftlichen ſprang er raſch um, ihnen gegenüber ließ er die ganze Schärfe ſeines Verſtandes walten; nur den Gläubigen, denen, die dem Leben und ſeinen Gefahren allein angehören, galt die ſorgſame Scheu ſeines zarten Gefühls. So lange er gegen Rationaliſten und Supernaturaliſten ſeine Lehre zu vertheidigen hatte, mochte er ſich ſtets als Sieger erſcheinen, weil er hier in dogmatiſcher Hinſicht auch wirklich Herr aller Stoffe war; allein in der Spätzeit ſeines Lebens ſah er ſeine Doctrin von einer Religionsphiloſophie überflügelt, auf deren Terrain er nicht Stand hielt und für deren Bekämpfung ihm durchaus die Waffen fehlten. Hegel's Speculation beſeitigte ſein dialectiſches Chriſtenthum und die Widerlegung der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre durch Roſenkranz iſt ein Ereigniß, das ſich in der Geſchichte der Wiſſenſchaften auf keine Weiſe in Abrede ſtellen läßt. In der Hegel'ſchen Philoſophie war nämlich ein von Theologen und Philoſophen bisher vergeblich an-

gestrebter Standpunkt mühsam erreicht, von dem aus die Ergebnisse der forschenden Vernunft mit der überlieferten Religion in Harmonie erschienen; Marheineke's Dogmatik war die erste vollständige Gestaltung dieser speculativ christlichen Doctrin. Was sich widerstreitend erwiesen in Sachen der Abendmahlslehre, was über die Göttlichkeit der Person Christi und über die Dreieinigkeit von der Mystik und der Verstandesaufklärung behauptet, und nach beiden Seiten hin für unüberwindliche Spaltung gegolten, das erschien hier zum ersten Male als völlig ausgeglichen auf dem Gebiete theologischer Forschung. Dieß ging so zu sagen über Schleiermacher's Horizont; was von Daub, Hegel, Marheineke in theologischen Dingen angeregt und ausgeführt, war für ihn nicht mehr da, und als der permanente Sprecher dieser Societät, Rosenkranz, seine Glaubenslehre kritisch widerlegte, verlor er auch sein Lächeln auf der Lippe und half sich nothdürftig durch Ignoriren.

Ist eine Doctrin durch die Kritik einer nachfolgenden Zeit aufgelöst und vernichtet, so darf man jedoch nicht glauben, daß damit zu gleicher Zeit auch schon die Person dessen, der sie schuf, beseitigt sei. In der Doctrin liegen die Früchte vom Jahreslauf am Tage, und an den Früchten, heißt es freilich, sollt ihr sie erkennen; aber es fragt sich, ob es nicht bloß Schuld eines trägen Herbstes war, was die Frucht auf falsche Weise gezeitigt und ob diesem herbstlichen Mißwachs nicht ein Frühling vorausging, in dessen Blüthen sich ganz andere Hoffnungen

verkündeten, die ein Spätsommer unerfüllt ließ. Es giebt in dem vielverzweigten, seltsam verstrickten Dasein der Menschen eine nicht geringe Anzahl von Gestalten, zwischen deren Blüthenleben und deren Fruchtzeit eine völlige Disharmonie waltet, so daß der Lebensherbst keine genügende Antwort auf die Fragen giebt, die ein schmeichlerischer Frühling brachte. Es ist allerdings eine Eigenheit des Genies, mehr zu geben als es Anfangs versprach; aber es giebt in der Geschichte der Menschen nur wenige Genies, in denen sich dieß wie durch einen Wurf göttlicher Fügung vollbringt. Es giebt weit mehr Talente, bei denen auf große Anläufe nichts erfolgte als eine geringfügige Einfriedigung, die den letzten Nothbedarf zusammenfaßt. Es sind dieß Naturen, die mit vollen Segeln, mit lustig wehenden Fahnen ausschifften und nach mancher Einbuße an Hab und Gut, an Masten und rothen Wimpeln einen Hafen gewinnen. Schleiermacher's Gedankenleben hatte, wie mich dünkt, ungefähr diesen Verlauf. Es gab eine Zeit, wo ich an den Lippen des Mannes hing. Wenn die verwegene Stetigkeit seiner Verstandesforschung sich plötzlich umsetzte in einen Strom weicher Ergüsse, dann überraschte mich das Gefühl der Unzulänglichkeit des menschlichen Wesens, und ich lernte an einem großen Manne die Geringfügigkeit des Einzelnen begreifen, der an dem wunderbar verschlossenen Buch des Lebens von den sieben Siegeln nur wenige löst. Jetzt nach langer Zeit, wo ich vielfach abgekehrt von dem Wesen des Mannes, mir sein Bild nach allen

Seiten zu erneuern ſuche, bietet ſich mir derſelbe Anblick des Widerſtreites, wenn ich ſein Anfangen und ſein Beſchließen bedenke. Nicht als ob ich jetzt lediglich Schwäche nennen möchte, was mir damals wie eine Tugend ſeines weichen Gemüthes erſchien — darf man doch befürchten, daß eine große Reihe menſchlicher Leibesmüdigkeiten vor dem Richterſtuhl der abſoluten Vernunft ſich nur wie Schwächen und Unzulänglichkeiten darſtellen dürften, — aber mit der wiederholten Betrachtung der merkwürdigen Perſönlichkeit Schleiermacher's iſt mir jetzt der Anfang und die Vollendung ſeines Weſens, ſein Frühling und ſein Herbſt, und Alles, was als Widerſpruch in ihm zu Tage lag, in einen weiteren, groſseren Zuſammenhang eingereiht. Man hat, muß ich ſagen, wenn die Reſultate ſeiner Forſchung widerlegt ſind, noch nicht ſeine Perſönlichkeit zugleich beſeitigt, nicht einmal die Art und Weiſe ſeines Forſchens, weil ſich dieſe verjüngen, mit zeitgemäß geſtärkten Kräften den Anlauf erneuern kann. Was Schleiermacher als Zweifel aufwarf, war nicht lediglich von ihm ſelbſt erhoben, es waren Zweifel der Menſchheit überhaupt, die er aufnahm und ſpäter fallen ließ oder erledigte, je nachdem hierzu die Fähigkeit des Einzelnen hinreichte. Wo ſich aber Stillſtand erzeugt, ſei's im Leben ſelbſt oder in der Wiſſenſchaft, da wird ſich Schleiermacher's Geiſt bald wieder wach finden, um den Trägen durch die Luſt der Oppoſition keinen Frieden, keine gemächliche Ruhe zu geſtatten. Und mich dünkt, in dieſem Sinne iſt mit ganz erneuten Waffen der Schleiermacher'ſche

Geiſt der Forſchung erſt ganz kürzlich wieder auf eine Weiſe lebendig geworden, wie ſie der ſpeculativen Religionsphiloſophie, die ſich mit den Lehren der Offenbarung ein für allemal in Eintracht glaubt, noch nicht gegenüber erſchienen iſt. Dieſes neue Regen des Schleiermacher'ſchen Geiſtes ſehen wir nämlich diesmal nicht außerhalb der Philoſophie, wie der alte Schleiermacher dieſe Stellung einnahm, ſondern innerhalb ihrer ſelbſt, und mit allen Waffen gerüſtet, die der Speculation ſelbſt zu Gebote ſtehen. Mag dieß jedoch von unſerem Forum ausgeſchloſſen bleiben, und geſtatten wir uns das Genüge, Schleiermacher's geiſtige Perſon zu betrachten um ſein eigenſtes Weſen und in ihm alles zu verdeutlichen, was ſich als Widerſpruch, Trennung und Mißwachs geſtaltet hatte. Hierzu thut es noth, ihn in der Zeit ſeines Werdens, im Frühling ſeines innern Lebens, aufzuſuchen und die Periode ſeiner erſten Entfaltung zu beleuchten.

Es war in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts als ſich Friedrich Schlegel und Schleiermacher in Berlin fanden. In Beiden athmete mit den friſcheſten Zügen der erſte Jugenddrang. Die Verſchiedenheit ihrer bisherigen Richtungen ſchien nur ein um ſo ſtärkerer Reiz zu ſein, um ein gemeinſames Ziel zu finden für die Jedem eigenthümlichen Mittel und Wege. Ihre Freundſchaft erhielt faſt eine kameradſchaftliche Innigkeit. Studium und Erholung ward bald gemeinſchaftlich, die frühen Morgenſtunden vereinigten ſie auf Spaziergängen im Thiergarten, der ſpäte Abend fand

ſie bei Sala Tarone beiſammen; der Austauſch ihrer Kenntniſſe, Gedanken und Einfälle, war äußerſt lebendig und innig. Es giebt im Leben der modernen Jugend eine Epoche, wo ſich in der Seele der Drang ankündigt, die ganze geiſtige Welt zu erobern. Dieß Gelüſt verrieth ſich in Friedrich Schlegel's erſten Regungen. In ſeiner frühern Lebensſituation — er war eine Zeitlang Kaufmann geweſen — war ihm claſſiſche Bildung vorenthalten geblieben. Jetzt erwachte die Luſt, das ihm Verſagte zu gewinnen; das Studium des Alterthums wurde ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Zugleich regten ſich ſchon zur Ergänzung dieſer Tendenz in ſeiner feurig ſtrebſamen Natur jene romantiſchen Entzückungen, die ſpäter in ihm das Gemiſch von ſinnlicher Religioſität und religiöſer Sinnlichkeit erzeugten. Im Jahre 1797 erſchien Schlegel's erſte bedeutende Schrift: „die Griechen und Römer," welcher ein Aufſatz über die platoniſche Diotima und über die Darſtellung der Weiblichkeit in den griechiſchen Dichtern, angehängt war. Ein Jahr darauf ſtellte er in der Fortſetzung jener Schrift, in ſeiner „Poeſie der Griechen und Römer," den echten Hellenismus auf, und beleuchtete daneben die Ausartungen des alexandriniſchen und römiſchen Zeitalters. Es regte ſich damals in Deutſchland auf mehreren Seiten die Hinneigung zum Hellenismus, den Friedrich Auguſt Wolf auf geniale Weiſe lehrte, Goethe in ſeine dichteriſche Perſon aufnahm. Man ſah in der helleniſchen Welt ein den modernen Zeitaltern unerreicht gebliebenes Gleichgewicht der äußeren

und inneren Kräfte, eine Incarnation des Geiſtes, eine Harmonie aller Lebenselemente, Freiheit und Schönheit in inniger Verſchmelzung. Um dieſe Richtung metaphyſiſch zu ſichern, war Platon nöthig, in ſeinem Umgang konnte ſich dieß Thema auf dem idealen Höhepunkt erhalten. Und hier begegneten ſich Friedrich Schlegel und Schleiermacher. Dieſer war einige Jahre zuvor Erzieher geweſen im Hauſe des Grafen Dohna auf Finkenſtein in Preußen, war dann zu Berlin in Gedike's Schullehrer-Seminar getreten, im Jahre 1791 als Hülfs-Prediger in Landsberg an der Warte ordinirt und zwei Jahre darauf nach Berlin zurückgekehrt, wo er das Predigtamt am Charitéhauſe bekleidete. Biſchof Sack hatte ihm einen Theil der Ueberſetzung der Blair'ſchen Predigten übertragen, auf deſſen Anrathen hatte er auch Fawcett's Kanzelreden in zwei Bänden bereits überſetzt. Da trat er in Friedrich Schlegel's Gedankenkreiſe, deren weitgezogene Linien ihm eben ſo imponiren mußten als die Gewaltſamkeit des Strebens und die feurige Inbrunſt, mit welcher Schlegel Alles ergriff was eigentlich ihn ergriff und bewältigte. Schlegel war im Bezug auf die Stoffe, die ihn beſchäftigten, immer weit mehr der Ergriffne als der Ergreifende, und verlor ſich in den Elementen, denen er ſich hingab ohne ſie zu beherrſchen. Hierin war Schleiermacher ſein directer Gegenpol; aber daß ſich das Entgegengeſetzte ſucht, macht eben den geheimen Reiz aus in aller Bildungsgeſchichte und in den Entwickelungsproceſſen des Geiſtes. Auch mochte Schleier-

macher in des Freundes Naturell und Geistesart die Unmittelbarkeit des unbewußten Genies damals sehen und bewundern. Er brachte seinerseits zum Bunde nichts als geübte Sprachwaffen und die Fichte'sche Bildung mit, zu der sich bald der Form nach der Platonische Sokratismus gesellte. Die Fülle des Gehaltes regte Friedrich Schlegel an und danach bestimmte sich die Benutzung dieser Kräfte. Nicht bloß die Verdeutschung des Platon ward gemeinsam unternommen, Schleiermacher steuerte auch zum Athenäum bei, das die Gebrüder Schlegel damals stifteten, und folgte den Gedankenspeculationen und dem Gefühlsinstinkte des Freundes überall nach bei aller Selbsteigenheit seines durchaus klaren und scharfen Bewußtseins. Hätte der Bund dieser Geister längere Dauer gehabt, so wäre jedenfalls für Friedrich Schlegel der größere Nutzen aus gegenseitiger Einwirkung ersichtbar geworden, denn ging auch schon von diesem das eigentlich anregende Princip aus für gemeinsames Schaffen und Streben nach einer neuen Weltanschauung, so hätte doch der feine Schleiermacher die tumultuarische Entwicklung des Freundes vor allen jenen Ausartungen behütet, in deren planloses Getriebe dieser gährende Kopf so bald hineingerieth. Friedrich Schlegel begann ein Hasardspiel mit den jungen Ideen der neuen Zeit; Schleiermacher hätte mit der Klugheit seiner elastischen Dialectik diese Wagnisse noch lange decken können. Die Heidenkinder des neuen Zeitalters bedurften der Taufe, und Schleiermacher war der Mann dazu, selbst einer wider-

wärtigen, mißgestalteten Geburt wie die Lucinde war, ein Prognosticon zu stellen, nach welchem dieser ungerathene Erstling der romantischen Muse Zeichen und Wunder an der Stirn trug. Schleiermacher hätte der neuen Richtung einen Halt gegeben, er hätte den Schlegel'schen Vorpostengefechten den Rücken gesichert. Er war zu mild und zahm geartet, zu innig und zu keuschen Geistes, um eine neue Bahn mit Keckheit zu eröffnen, aber er hatte die zähe Kraft der Seele, um in ihr auszudauern und alle ihre Consequenzen mit dem schärfsten Verstande zu schirmen. In diesem Bedürfniß des Anschmiegens lag keine Passivität, vielmehr eine liebenswürdige Fügsamkeit des Gemüthes, welche die freiste Entfaltung der eignen Geisteskräfte erst recht gestattete. Denn was für Elemente er in seinem Naturell gegeben fand, Freiheit der Denkart, Witz und satyrische Schärfe des trennenden Geistes, das trat niemals heller als in jener Zeit hervor, und immer blieb das liebende Gemüth in Allem, was er zusammenhängend schrieb, regsam und fruchtbringend; das Ethische seines Wesens trieb ihn recht eigentlich dazu, das Leben innerlich und äußerlich freier gestalten zu helfen. Was als Bitterkeit oder grausame Spottlust angeklagt wurde, lag in dem Räderwerke seiner Verstandeskräfte, die er oft nur zu einem satyrischen Schachspiel verwandte; sein Gemüth hielt schon damals über die ganze Menschenwelt seine Schwingen gebreitet.

Eines von den Heften des Athenäums brachte jene

Fragmente, welche damals ſo viel Aufſehen erregten; ſie eröffneten in aphoriſtiſchen Zügen den ganzen Kreis einer neuen Welt- und Lebensanſchauung, die ſich damals auf dem Boden der romantiſchen Schule entwickelte. Dieſe Fragmente waren von den beiden Schlegeln und Schleiermacher gemeinſam verfaßt, Erzeugniſſe ihrer Wechſelgeſpräche auf Spaziergängen oder im Abendkreiſe. Was der Eine anhob, führte der Andere aus oder zog die Fäden weiter, ſo daß es ſchwer ſein möchte, aus dieſem Gemeingut das Eigenthum jedes Einzelnen immer genau herauszufinden. Bei alle dem waren die drei Köpfe zu verſchiedener Art, um ſich in ihren Einfällen zu einem förmlichen Niveau auszugleichen. Manches in den Fragmenten verrieth die philologiſche Aeußerlichkeit Auguſt Wilhelm Schlegel's; Anderes ging aus dem Drange hervor, die Ideen des Alterthums mit dem modernen Zeitgeiſte zuſammen zu ſtellen, und iſt in ſeiner philoſophiſch-romantiſchen Verworrenheit unleugbar Friedrich's Eigenthum; Schleiermacher iſt in ſeiner Neigung, die ethiſche Welt zu geſtalten, an dem Stachel ſeiner Satyre und an dem Atticismus ſeiner Lebensblicke erkennbar Trotz dieſer Unterſchiedlichkeiten bleibt die Beſtimmung bei einzelnen Bruchſtücken mißlich, und ſchon deshalb dürfte hiervon nichts in die Sammlung der Schleiermacher'ſchen Werke hinübergehen. Mag denn hier als Ergänzung der Verſuch gelten aus jenen Fragmenten das Schleiermacher'ſche herauszuheben; Manches davon trägt unzweifelhaft das Gepräge ſeines Weſens in der Blüthe der Jugendkraft.

Fragmente.

„Nur die äußerlich bildende und ſchaffende Kraft des Menſchen iſt veränderlich und hat ihre Jahreszeiten. Veränderung iſt nur ein Wort für die phyſiſche Welt. Das Ich verliert nichts, und in ihm geht nichts unter; es wohnt mit allem, was ihm angehört, ſeinen Gedanken und Gefühlen, in der Burgfreiheit der Unvergänglichkeit. Verloren gehen kann nur das, was bald hierhin, bald dorthin gelegt wird. Im Ich bildet ſich alles organiſch, und alles hat ſeine Stelle. Was du verlieren kannſt, hat dir noch nie angehört. Das gilt bis auf einzelne Gedanken."

„Sinn, der ſich ſelbſt ſieht wird Geiſt; Geiſt iſt innre Geſelligkeit, Seele iſt verborgne Leibesmündigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung iſt das Gemüth. Man kann etwas Geiſt haben ohne Seele, und viel Seele bei weniger Gemüth. Der Inſtinkt der ſittlichen Größe aber, den wir Gemüth nennen, darf nur ſprechen lernen, ſo hat er Geiſt. Er darf ſich nur regen und lieben, ſo iſt er ganz Seele; und wenn er reif iſt, ſo hat er Sinn für Alles. Geiſt iſt eine Muſik von Gedanken; wo Seele iſt, da haben auch die Gefühle Umriß und Geſtalt, edles Verhältniß und eignes Colorit. Gemüth iſt die Poeſie der erhabnen Vernunft, und durch Vereinigung mit Philoſophie und ſittlicher Erfahrung entſpringt aus ihm die namenloſe

Kunſt, welche das verworren flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.“

„Was oft Liebe genannt wird, iſt nur eine eigne Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beſchwerlich kitzelnden en rapport Setzen, beſteht in einer Desorganiſation, und endet mit einem ekelhaften Hellſeh'n und viel Ermattung. Gewöhnlich iſt auch einer dabei nüchtern.“

„Wer einen höhern Geſichtspunkt für ſich ſelbſt gefunden hat, als ſein äußeres Daſein, kann auf einzelne Momente die Welt aus ſich entfernen. So werden diejenigen, die ſich ſelbſt noch nicht gefunden haben, nur auf einzelne Momente, wie durch einen Zauber in die Welt hineingerückt, ob ſie ſich etwa finden möchten.“

„Es iſt ſchön, wenn ein ſchöner Geiſt ſich ſelbſt anlächelt; und der Augenblick, in welchem eine große Natur ſich mit Ruhe und Ernſt betrachtet, iſt ein erhabner Augenblick. Aber das Höchſte iſt, wenn zwei Freunde ihr Heiligſtes zugleich in der Seele des Andern klar und vollſtändig erblicken und ihres Werthes gemeinſchaftlich froh, ihre Schranken nur durch die Ergänzung des Andern fühlen dürfen. Es iſt die intellectuelle Anſchauung der Freundſchaft.“

„Es wäre zu wünſchen, daß ein tranſcendentaler

Linné die verſchiedenen Ichs klaſſificirte, und eine recht genaue Beſchreibung derſelben ebenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philoſophirende Ich nicht mehr ſo oft mit dem philoſophirten Ich verwechſelt würde."

„Es iſt noch ungleich gewagter anzunehmen, daß Jemand ein Philoſoph ſei, als zu behaupten, daß Jemand ein Sophiſt ſei. Soll das letzte nie erlaubt ſein, ſo kann das erſte noch weniger gelten."

„Das geprieſene Saltomortale der Philoſophie iſt oft nur ein blinder Lärm. Sie nehmen in Gedanken einen erſchrecklichen Anlauf und wünſchen ſich Glück zur überſtandenen Gefahr; ſieht man aber nur etwas genau zu, ſo ſitzen ſie immer auf dem alten Fleck. Es iſt Don Quixote's Luftreiſe auf dem hölzernen Pferde. Auch Jacobi ſcheint mir zwar nie ruhig werden zu können, aber doch immer da zu bleiben, wo er iſt: in der Klemme zwiſchen zwei Arten von Philoſophie, der ſyſtematiſchen und der abſoluten, zwiſchen Spinoza und Leibnitz, wo ſich ſein zarter Geiſt etwas wund gedrückt hat."

„Freundſchaft iſt partiale Ehe, und Liebe iſt Freundſchaft von allen Seiten und nach allen Richtungen, univerſelle Freundſchaft. Das Bewußtſein der nothwendigen Grenzen iſt das Unentbehrlichſte und das Seltenſte in der Freundſchaft."

„Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen. — Die zehn Gebote. 1. Du ſollſt keinen Geliebten haben neben ihm: aber du ſollſt Freundin ſein können, ohne in das Colorit der Liebe zu ſpielen und zu coquettiren oder anzubeten. 2. Du ſollſt dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines ſelbſtgeträumten oder fanatiſirten; ſondern du ſollſt einen Mann lieben, wie er iſt. Denn ſieh! die Natur, deine Herrin, iſt eine ſtrenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimſucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3. Du ſollſt an den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinſte mißbrauchen, denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunſt entweiht und ſich hingiebt für Geſchenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4. Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierſt, und wenn ſie dich halten, ſo mache dich frei oder gehe zu Grunde. 5. Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und ſie kräftig leben auf Erden. 6. Du ſollſt nicht abſichtlich lebendig machen. 7. Du ſollſt keine Ehe ſchließen, die gebrochen werden müßte. 8. Du ſollſt nicht geliebt ſein wollen, wo du nicht liebſt. 9. Du ſollſt nicht falſch Zeugniß ablegen für die Männer; du ſollſt ihre Barbarei nicht beſchönigen mit Worten und Werken. 10. Laß dich gelüſten nach der Männer Bildung, Kunſt, Weisheit und Ehre.“

„Der Glaube. 1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm. 2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen. 3. Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterland, an vergangene Größe und künftige Veredlung.“

„Verstand ist mechanischer, Witz ist chemischer, Genie ist organischer Geist.“

„Die passiven Christen betrachten die Religion meistens aus einem medicinischen, die activen aus einem merkantilischen Gesichtspunkte.“

„Man kann sagen, daß es ein charakteristisches Kennzeichen des dichtenden Genies ist, viel mehr zu wissen, als es weiß, daß es weiß.“

„Werth ist vielleicht kein Volk der Freiheit, aber das gehört vor das forum Dei.“

„Die Religion iſt meiſtens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung, und nichts iſt religiös im ſtrengen Sinne, was nicht ein Produkt der Freiheit iſt. Man kann alſo ſagen: Je freier, je religiöſer, und je mehr Bildung, je weniger Religion.“

„Einige haben Genie zur Wahrheit; viele haben Talent zum Irren. Ein Talent, dem eine eben ſo große Induſtrie zur Seite ſteht. Wie zu einem Leckerbiſſen ſind oft zu einem einzigen Irrthume die Beſtandtheile aus allen Weltgegenden des menſchlichen Geiſtes mit unermüdlicher Kunſt zuſammengeholt.“

„Je mehr man ſchon weiß, je mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wiſſen nimmt das Nichtwiſſen in gleichem Grade zu, oder vielmehr das Wiſſen des Nichtwiſſens.“

„Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält ſich zur Liebe wie ein correctes Gedicht zu improviſirtem Geſang.“

„Myſtik iſt was allein das Auge des Liebenden ſieht an dem Geliebten. Jeder mag ſeine Myſtik für ſich haben, nur muß er ſie auch für ſich behalten. Es giebt wohl viele, die das ſchöne Alterthum traveſtiren, gewiß aber auch einige, die es myſtificiren, und alſo für ſich behalten müſſen. Beides entfernt von dem Sinn, in

dem es rein genoſſen, und von dem Wege, worauf es zurückgebracht werden kann.“

„Sie jammern immer, die deutſchen Autoren ſchreiben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für ſich ſelbſt untereinander. Das iſt recht gut. Dadurch wird die deutſche Literatur immer mehr Geiſt und Charakter bekommen. Und unterdeſſen kann vielleicht ein Publikum entſtehen.“

„Aecht geſelliger Witz iſt ohne Knall. Es giebt eine Art deſſelben, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt.“

„Da man jezt überall moraliſche Nutzanwendungen verlangt, ſo wird man auch die Nützlichkeit der Portraitmalerei durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müſſen. Mancher, der ſich an ſeiner Frau ein wenig müde geſehen, findet ſeine erſten Regungen an den inneren Zügen ihres Bildniſſes wieder.“

„Unter den Menſchen, die mit der Zeit fortgehen, giebt es manche die, wie die fortlaufenden Kommentare, bei den ſchwierigen Stellen nicht ſtill ſtehen wollen.“

„Dafür iſt das Zeitalter noch nicht reif, ſagen ſie immer. Sollte es deswegen unterbleiben? — Was noch nicht ſein kann, muß wenigſtens immer im Werden bleiben.“

„Es giebt verdiente Schriftsteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben, sie aber da fixiren wollen, wo die Kraft sie selbst verließ. Dieß ist umsonst: wer einmal thöricht oder edel, sich bestrebt hat, in das Ganze des menschlichen Geistes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er ist nicht besser daran als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts setzen will."

„Schöner Muthwille im Vortrage ist das Einzige was die poetische Sittlichkeit lüsterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit, wenn sich nicht überschäumende Fülle von Lebenskraft in ihnen offenbaret. Die Einbildungskraft muß ausschweifen wollen, nicht dem herrschenden Hange der Sinne knechtisch nachzugeben gewohnt sein. Und doch findet man unter uns meistens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichsten; hingegen hat man das Stärkste in dieser Art verziehen, wenn es mit einer phantastischen Mystik umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde!"

„Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftstellern von Profession herrühren. In Frankreich wird dieser Stand seit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man blos Schriftsteller war. Noch jetzt regt sich das Vorurtheil hier und da, aber die

Gewalt verehrter Beiſpiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftſtellerei iſt, je nachdem man ſie treibt, eine Infamie, eine Ausſchweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft und eine Tugend."

„Als vorübergehender Zuſtand iſt der Skepticismus logiſche Inſurrection; als Syſtem iſt er Anarchie. Skeptiſche Methode wäre alſo ungefähr eine inſurgente Regierung."

„Schön iſt, was zugleich reizend und erhaben iſt."

„Das Erſte in der Liebe iſt der Sinn für einander, und das Höchſte der Glaube an einander. Hingebung iſt der Ausdruck des Glaubens, und Genuß kann den Sinn beleben und ſchärfen, wenn auch nicht hervorbringen, wie die gemeine Meinung iſt. Darum kann die Sinnlichkeit ſchlechte Menſchen auf eine kurze Zeit täuſchen, als könnten ſie ſich lieben."

„Es giebt Menſchen, deren ganze Thätigkeit darin beſteht, immer Nein zu ſagen. Es wäre nichts kleines, immer recht Nein ſagen zu können, aber wer weiter nichts kann, kann es gewiß nicht recht. Der Geſchmack dieſer Negenten iſt eine tüchtige Scheere um die Extremitäten des Genies zu ſäubern; ihre Aufklärung eine große Lichtputze für die Flammen des Enthuſiasmus; und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Luſt und Liebe."

„Moderantismus iſt Geiſt der kaſtrirten Illiberalität.“

„Prüderie iſt Prätenſion auf Unſchuld, ohne Unſchuld. Die Frauen müſſen wohl prüde bleiben, ſo lange Männer ſentimental, dumm und ſchlecht genug ſind, ewige Unſchuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unſchuld iſt das Einzige, was Bildungsloſigkeit adeln kann.“

„Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wiſſenſchaften und Künſte beginnen, wenn die Symphiloſophie und Symproeſie ſo allgemein und ſo innig würde, daß es nichts Seltnes mehr wäre, wenn mehrere, ſich gegenſeitig ergänzende Naturen gemeinſchaftliche Werke bildeten. Oft kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, zwei Geiſter möchten eigentlich zuſammengehören, wie getrennte Hälften, und nur verbunden alles ſein, was ſie könnten. Gäbe es eine Kunſt, Individuen zu verſchmelzen, oder könnte die wünſchende Kritik etwas mehr als wünſchen, wozu ſie überall Veranlaſſung findet, ſo möchte ich Jean Paul und Peter Lebrecht combinirt ſehen. Gerade alles was jenem fehlt, hat dieſer. Jean Paul's groteskes Talent und Peter Lebrecht's phantaſtiſche Bildung vereinigt, würden einen vortrefflichen romantiſchen Dichter hervorbringen.“

„Nichts iſt kläglicher, als ſich dem Teufel umſonſt

ergeben; zum Beiſpiel ſchlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich ſind."

„Der Selbſtmord iſt gewöhnlich nur eine Begebenheit, ſelten eine Handlung. Iſt er das erſte, ſo hat der Thäter immer Unrecht, wie ein Kind, das ſich emancipiren will. Iſt er aber eine Handlung, ſo kann vom Recht gar nicht die Rede ſein, ſondern nur von der Schicklichkeit. Denn dieſer allein iſt die Willkür unterworfen, welche Alles beſtimmen ſoll, was in den reinen Geſetzen nicht beſtimmt werden kann, wie das Jetzt und das Hier, und Alles beſtimmen darf, was nicht die Willkür Anderer, und dadurch ſich ſelbſt vernichtet. Es iſt nie Unrecht, freiwillig zu ſterben, aber oft unanſtändig, länger zu leben."

Dieſer letzte Satz dürfte als ein ſchlimmes Erbtheil der Fichte'ſchen Doctrin anzuſehen ſein, nach welcher die Freiheit des Ichs als von allem Weltzuſammenhang losgeriſſen erſcheint. Wie dieß mit der ſpäter ausgebildeten Glaubenslehre Schleiermacher's verträglich ſei, iſt gar leicht zu erkennen. In dieſem freien Willen des losgebundenen Ichs liegt ja überhaupt die Befähigung zur Sünde und die Möglichkeit der Moral. In dem Subjecte liegt jedoch, — wie Schleiermacher ſpäter lehrte — ebenfalls als etwas Angebornes das Bewußtſein des Chriſtlichen, das Unabhängigkeitsgefühl von Gott und die Ahnung, durch freien Entſchluß an der Erlöſung von

der kreatürlichen Willkür Theil zu haben. Aus dieſer Ahnung erwächſt die Liebe zum Erlöſer, und in ihr liegt die ganze Baſis, der Nerv und der Mittelpunkt des Chriſtenthums. Je mehr Schleiermacher dem Individuum eine bis zur frevelhaften Willkür ausartende Freiheit zuerkannte, deſto mehr war es ſein Geſchäft, die Hinneigung zur Perſon Chriſti zum feſten Bewußtſein zu geſtalten. Hierin liegt das durchaus evangeliſch Chriſtliche ſeiner Glaubenslehre; Liebe und Erlöſungsbedürftigkeit ſind in ſeiner Doctrin vielleicht auch das Einzige, was mit dem überlieferten Chriſtenthum harmonirt; alles Andere, was dem Dogma angehört, gab er dem ſubjectiven Dafürhalten preis. Mag jedoch unſer Blick bei ſeiner damaligen Entwickelung ſtehen bleiben. In den Fragmenten findet ſich noch ein längeres Stück, das unter den Triumvirn des Bundes nur ihm angehören kann. Es handelt (S. 95—99.) über Offenheit und Verſchloſſenheit des Charakters. Dieß war ein Thema Schleiermacher's. Man ſolle, heißt es dort, nicht wie Landedelleute allen Kommenden ſeine Habſeligkeiten zeigen, nicht immer Silhouetten von ſich ſchneiden und herumreichen, nicht immer ſein eigner Kaſtellan ſein. Wie ein Kunſtwerk müſſe ſich die geiſtige Perſon hinſtellen, offen vor den Augen der Menſchen, und ihnen doch verſchloſſen, ſofern dieſe nicht Sinn und Studium mitbrächten, um es zu verſtehen und ſeine, ob auch offen preisgegebenen, doch immer geheimen Schönheiten zu begreifen. So ſei man in dem Beſitz eines Jeden, aber

nur nach dem Maße der eignen Fähigkeiten. Hierin blieb ſich Schleiermacher, dünkt mich, treu. Deshalb für ihn ſchon früh das Bedürfniß, in dialectiſchen Geſprächsformen den Gehalt ſeiner Anſichten künſtlich zu entwickeln. Auch in manchen ſeiner ſchönſten Predigten ſprach er wie ein Anwalt für den Klienten, um den Prozeß, den das Individuum gegen Gott führt, zu ſchlichten. Nie erſchien er auf der Kanzel wie ein Senator, der die Geſetze Gottes von oben herab proclamirt, immer war er der Tribun, der für die Menge ſeine Stimme erhebt, und für die Rathloſen und Hülfsbedürftigen Partei nimmt. Das war die Maxime des großen Redners, durch die er wunderartig wirkte. Nicht ſelten aber gerieth er dadurch zum Publikum wie zu der Quelle, aus der er ſchöpfte, in eine ſchiefe, jedenfalls ſehr gekünſtelte Stellung. Es wurde ihm zur bloßen Form, hinter welcher ſeine eigentliche Anſicht nicht vollſtändig hervortrat. Ebenſo wurde ſein ganzer Styl ein angenommenes Kleid, das er den ſokratiſchen Redeformen entlehnte. In den Monologen waltete ganz uneingeſchränkt der Strom ſeines eigenen Naturells, hier gab er ſich ſelbſt preis mit allem, was er ſich aus der philoſophiſchen Weisheit der damaligen Zeit erworben und angeeignet hatte, dieß Buch war eine glänzende Vergötterung der Ichheit. Zu einer Theologie konnte er es in dieſer Richtung nicht bringen, und den Geheimniſſen des göttlichen Lebens gegenüber mußte er auf einen andern Styl bedacht ſein. In den Reden über die Religion

machte er den ersten Versuch zu jener Ausdrucksart, in welcher er bei seiner unausgesetzten Beschäftigung mit den platonischen Dialogen nach und nach für immer die ihm gemäße Methode sah. Nicht ohne Mühe fand er diese Tonart der Rede für sich auf, er hat lange nach Form und Ausdrucksweise herumgesucht. Er ging sogar lange Zeit damit um, als Hauptwerk seines Lebens einen Roman zu schreiben, wie etwa Wilhelm Meister; als Studium dazu wollte er zuvor eine Reihe Novellen liefern, die besonders auch das Leben der untern Stände schildern sollten; einem Freunde hatte er oft davon gesprochen. Mit der Weihnachtsfeier machte er jedoch ein für allemal den Abschluß für dichterische Gestaltungen seiner Gedanken, und schon vorher, sobald er seine Encyklopädie geschrieben, gehörte er dem Gebiete der theologischen Disciplin an, das er nicht wieder verließ. Je mehr er in Doctrinfragen hineingerieth, desto weitbauschiger wurde sein Styl, er wuchs mit seinem Talente zum Ausbiegen und gewandten Modificiren. Seine Schreibart entsprach durchaus nicht der Elasticität seines Denkens, er baute seine Diction immer architektonischer aus und vermied die Schwerfälligkeit nur auf Kosten weitschweifiger Umstände. Schleiermacher erschien mit seinem Styl wie ein kleiner Mann, der einen langen Talar, den er müde wird vorne zu einem Sinus zusammenzufassen, abwechselnd hinter sich nachschleppen läßt. Er fühlte auch selbst das Verfehlte seiner Schreibweise, so gut er sich der Unform seines Wuchses bewußt war. Er

war in der letzten Beziehung ſogar der Meinung, daß dergleichen zurückwirke, und ſoll einmal geäußert haben, er könne in Allem, was er ſchreibe, ja faſt in jeder Periode eine ſchiefe Richtung, einen mangelhaften Flecken, eine Spur von Gebrechen nachweiſen. Dabei ſchien er freilich nicht zu wiſſen, daß er redend in einem Strome ſich bewegte, den die Schnelligkeit ſeiner Gedanken pfeilſchnell trieb, und deſſen breites Wellenbett der Blitz ſeiner Zunge vergeſſen ließ. Auch hätte ſeinem Style eine kurze Taille nicht geziemt; ſeine Eloquenz ging nicht darauf aus, von dieſem oder jenem zu überzeugen, ſeine Redekraft hatte immer das Ziel, den ganzen innern Menſchen, zu dem er ſprach, zu erfaſſen und umzugeſtalten. So waren auch die vielen langen Glieder ſeiner Schreibperioden nur eben ſo viel Arme, um den Leſer von allen Seiten zu umſpannen. Was freilich auf die Länge hin zu einer gequälten Manier führte.

Schleiermacher's enges Verhältniß zu Friedrich Schlegel dauerte ſo lange der perſönliche Umgang es feſthielt, bis zum Jahre 1802, wo Schlegel mit ſeiner nachherigen Gattin nach Paris ging, um für ſeine ſpekulativen Geſellſchaftsreformen ein weiteres Feld zu finden. Dieſer gährende Kopf fühlte ſich in jener Periode von dem Luftzuge des neuen Zeitgeiſtes lebhaft ergriffen; in dieſem Luftzuge trug er aber blos den Schnupfen davon und ſchrieb die Lucinde, jenes ungeſchickte Programm der neuen Doctrin. Das Weſen des Hellenismus, den man damals zu verdeutſchen ſtrebte, ſah man vornämlich in

einer Lüftung der Geſellſchaftsbande, in einer Freigebung der Geſchlechter, in den Verhältniſſen der gegenſeitigen Neigung; auch die Goethe'ſche Poeſie hat ihre ſchönſte Bedeutſamkeit in der Verklärung der ſinnlichen Lebenselemente. Friedrich Schlegel's Enthuſiasmus für die Sinnlichkeit mochte damals an einer beſtimmten Neigung, die ſich der bürgerlichen Ordnung entzog, ſeine Nahrung finden, aus dem Studium des Alterthums war ſein Eifer erwachſen, in dem allgemeinen Hindrängen der Zeit erzogen. Eine übereilte Mißgeburt ohne poetiſche Gliederung, ohne befruchtende Geſtaltung, nur als eine hitzige Vorrede zu einer neuen Romanpoeſie, erſchien die Lucinde im Jahre 1799. Schleiermacher nahm dieß für einen wichtigen Anfang, er ſtand ganz in dem Zuge der Zeit, war ganz erfüllt von Schlegel's lärmender Perſönlichkeit, und ſah in dem Wollen ſchon das Vollbringen. Er ſchrieb ſeine Briefe über die Lucinde, ohne zu ahnen, wie weit hinausgerückt über dieß Buch und ſeinen Autor er ſchon in dieſen Dokumenten ſeiner damaligen Richtung erſchien. Er faßte das Thema an ſeinen feinſten und ſublimſten Spitzen. Wer ſo viel Witz hatte, von dem konnte man glauben, daß er jederzeit ſchon aus Mangel an heißem Blut ſehr ruhig dachte; aber er führte die Sache als ein warmer Anwalt der natürlichen Gefühle. Wie es zu ſeiner Zeit keine Religion mehr gab in der vornehmen Welt, ſo fand Schleiermacher auch keine Liebe vor, nur Prüderie oder Ausſchweifung. In dieſer brieflichen Abhandlung über die

falsche Scham und die „Engländereien der Liebe," wie er's nannte, zeigt sich der feine Spiritualismus des Mannes auf die glänzendste Art. Er gab ein Evangelium dessen, was im Umgange der Geschlechter Freundschaft und Liebe sei, einen Idealismus des persönlichen Glückes, eine Feier des ehelichen Lebens. Ohne Freiheit dachte sich Schleiermacher keine Religion, keinen Staat, kein Familienleben, und so zeigte er, wie die zarten Geheimnisse der Menschheit, die der Ungeweihte nur als Bande der Natur verehrt, erst durch die Freiheit des Willens, durch das Bewußtsein der Neigung, geadelt erschienen. So proklamirte er in jenen Briefen auch die Freiheit des weiblichen Herzens; der siebente Brief Eleonorens an Friedrich war der Triumph seiner Meinung. Und in die Doctrin mischte sich damals sein persönliches Bedürfniß. Er wollte geliebt sein und war es nicht. Es war ihm nicht beschieden auf gewöhnlichem Wege, durch seine äußere Erscheinung, Liebe einzuflößen. Nur wenn eine Achtung, die man ihm zollte, alle die Subtilitäten seines nervenzarten Geistes sich verständlich machte, konnte ihm ein ungewöhnliches Herz völlig huldigen. Diesen Genuß einer Huldigung, die von innen nach außen wirkt, verschaffte er sich selbst, indem er jene Briefe Eleonorens an ihn selber schrieb und sich in die Illusion einer weiblichen Hinneigung versetzte. Er hatte damals, wie man sagt, ein Verhältniß solcher Art, das von leisen geistigen Fäden gewebt war. Wenn je ein Wesen, so war Schleiermacher's Natur der Liebe bedürftig, vielleicht um so

mehr, je seltner er sie einflößte. In der Aussicht, den geistig gepflegten Bund zu einem leiblichen Bande zu gestalten, nahm er zu derselben Zeit, als Friedrich Schlegel Berlin verließ, eine Predigerstelle in Stolpe an. Das Verhältniß zerschlug sich jedoch sobald die persönliche Einwirkung aufhörte, Schleiermacher erfuhr den Schmerz, nicht geliebt zu werden, wo er liebte, und erst später sollte ihm die Gunst eines ehelichen Lebens zu Theil werden.

Mit Friedrich Schlegel hörte bald nach der Entfernung jede Gemeinsamkeit des Strebens auf. Während Schleiermacher darauf sann, für die weitausgeschickten Linien seines Denkens ein Centrum zu suchen, um sich in der Wissenschaft der Theologie sicher zu stellen, war Friedrich Schlegel ebenfalls bemüht, irgendwie einen Haltpunkt zu finden, nur daß er dabei wie ein Mann erschien, der das Centrum immer in den Peripherien sucht. Schleiermacher lenkte seitdem zurück, und fing an sich zu beschränken, Friedrich Schlegel zerfuhr in's Weite und verschwärmte seine Kraft. Ein dauerndes Einwirken beider auf einander wäre heilbringend gewesen für die Spekulation in religiösen, literarischen und socialen Dingen, so aber trennte sich auch hier im deutschen Leben ein Süden und ein Norden, jener suchte für seine lärmende Gemüthsbewegung die katholische Ruhe, dieser verfiel in die ruhelose Dialectik seiner protestirenden Forschung. Schlegel nannte den Freund bald einen Abtrünnigen, der die gemeinsame Heraufbildung aller Lebens-

Elemente aufgegeben und ſich furchtſam ſeine Sphäre verengte; Schleiermacher ſah dem tumultuariſchen Treiben Friedrich Schlegel's mit Lächeln zu, aber er ſchwieg, aus Pietät vor dem eigenen Gefühl früherer Anhänglichkeit.

Dieß Bedürfniß des Anſchmiegens lag nicht blos in Schleiermacher's Charakter, er hielt es für ein Talent, das man bilden müſſe. Die Luſt an Gegenſätzen und Reibungen verſchiedener Naturen war ein geſelliger Zug in ihm, aber wie er die Dialectik im Umgang als Liebhaberei pflegte, entfernte er mehr als er anzog. Es ſchien überhaupt ſeine Schickſalslaſt, abzuſtoßen, wo er ſich hinneigte, ſcharf zu werden, wo er blos reizen wollte; er mißgriff ſich in den Tönen der Umgangsſprache und nur mit Guſtav v. Brinkmann blieb er in ungeſtörtem Freundſchaftsverkehr. Dieſer war bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Berlin geweſen, ihm war eine der früheſten Schleiermacher'ſchen Schriften gewidmet. Auf der ſcandinaviſchen Reiſe, die Schleiermacher am ſpäten Abend ſeines Lebens noch unternahm, ſah er den Freund in Stockholm wieder. Nachdem ſein Verhältniß mit Schlegel aufgelöſt war, ohne daß ihm durch die Dauer einer weiblichen Neigung, die er in jener Eleonore ſelbſt geſchildert, ein Erſatz geboten wurde, fand er ſpäter in Halle einen Kreis, wo ihm der Genuß des Umgangs zu Theil zu werden ſchien. Wer die Gaben ſeines Geiſtes in ihrem Umfang kannte, mußte ihm huldigen, ſobald die Sprache ſeines Gemüthes laut wurde. Und wo Schleiermacher liebte, fühlte ſich ſeine ganze

Natur gehoben und gekräftigt, um das Leben mit allen ſeinen Fragen zu begreifen; wo ihm ſelbſt der Schimmer der Gegenneigung verſagt war, fiel er furchtſam in ſich zuſammen und ſtrengte ſich dann vergebens an, die Waffen ſeines Geiſtes zu ſchärfen. Er nahm die Geſchlechtsneigung für den Beginn der eigentlichen Lebensordnung, und während die abſolute Philoſophie eine Anthropologie voller Barbarismen predigt, wird man, ſobald es ſich um die Erziehung der Perſönlichkeit handelt, noch immer auf die ethiſchen Glaubensſätze des feinſinnigen Schleiermacher zurückgehen. Dieſe liebenswürdige Seite ſeiner Wiſſenſchaft wird von der Nachwelt hochgeachtet bleiben. In der Dialectik der Gefühle iſt Schleiermacher der feinſte Theoretiker. Er hatte in der Geſchichte ſeiner Neigungen ſchickſalsvolle Erlebniſſe, die ihn in die Enge der tiefſten Verzagtheit trieben, während er ſonſt für den Mann galt, deſſen überwiegender Verſtand das Leben zu bezwingen wüßte. Sein Verſtand war aber nur der raffinirte Koch, der Alles aufbietet für eine Mahlzeit, an welcher das Herz ſich labt. Daß ihm dieſer Koch im Umgange mit Menſchen das Mahl verſalzte oder verpfefferte, war eine deutſche Ungeſchicklichkeit, die allerdings auch im Schreiben den feinen Atticismus ſeiner Lebensart ſtörte. Es mag einem ſpeciellen Beobachter überlaſſen ſein, Schleiermacher in Halle zu beleuchten, wo er, völlig frei von den Einflüſſen einer ihm allzu nahe ſtehenden Perſönlichkeit, mit der Abfaſſung ſeiner theologiſchen Encyklopädie ſein

Gebäude als Religionslehrer gründete, und im Gefühl der Unabhängigkeit von Friedrich Schlegel den Plato allein zu überſetzen begann. Seitdem in der Wiſſenſchaft auf ſich verwieſen und zum Alleinſtehen gedrängt, fand er damals für den Beginn ſeiner Vereinſamung in den Sphären des Privatlebens Entſchädigung. Man ſprach ſogar von ſeiner Verweichlichung im Reichardt'ſchen Kreiſe. Allerdings mochte er damals alle weicheren Seiten ſeines Weſens als Menſch um ſo mehr herauskehren, je härter und feſter er ſich in der Wiſſenſchaft hinſtellte und nach einer dogmatiſchen Gliederung der Theologie ſtrebte, die ihn mit allen Meinungsklaſſen verfeindete. Das Glück perſönlicher Genugthuung verſcheuchte aber damals das ſpätere Wohlgefallen an ſeinen ſcheidenden und negirenden Geiſteskräften; er ſchrieb damals ſeine Weihnachtsfeier, das poetiſche Denkmal ſeines toleranten Chriſtenthums. Auch mögen kleine Sinngedichte jener halliſchen Periode anheimzuſtellen ſein. Es gehörte mit zu dem Atticismus ſeines Weſens, den geſelligen Verkehr mit den Gaben des Witzes zu würzen; dialectiſche Spiele waren im Ernſt wie im Scherz ſeine Leidenſchaft, ſeine Liebhaberei, ſeine Lebensklugheit, ſpäter im Drange der theologiſchen Meinungen ſogar ſeine Rettung. Da man in ſeinen geſammelten Schriften ſchwerlich alle ſeine Räthſel und Epigramme finden wird, ſo mögen dieſe kleinen Kinder ſeiner Laune hier ihren Platz haben. Die beifolgenden Epigramme ſtanden vor dreißig Jahren in einem Almanach; die Charaden,

gesellschaftliche Improvisationen aus dem Jahre 1807, fanden sich vor vierzehn bis sechszehn Jahren in einem Leipziger Taschenbuch.

Epigramme.

Erfahrung.

Schau dem entflohenen Glück nicht nach! In den Nacken gezaubert
Wohnt aus der Gorgo Haupt ihm die versteinende Kraft.

Verständigung.

Wenn von dem Glauben Du hörst in der Weisheit neueren Schulen
Unverständlich Gespräch: lerne nur dieses daraus,
Daß auch leere Vernunft doch hin zu der göttlichen Dichtung
Lebenerfüllender Kraft, aber vergebens, sich sehnt.

Bescheidene Bitte.

„Schweiget und hört — ruft's dort — nichts taugt, wer mich nicht verstehet;
Auch was ich nicht versteh', Leute, bedeutet nicht viel!"
O vortrefflicher Mann! wir flehen: verstehe dich selber,
Daß doch einiger Werth bleibe der kläglichen Welt.

Das Höchste.

Dir ist das Höchste die Kunst; dem heißet der Gipfel die Liebe.
Liebst denn bildend nicht Du? Bildet nicht liebend auch er?

Sträflicher Frevel wird Kunſt, entbehrt ſie der heiligen Liebe;
Liebe nur leeres Geſchwätz, wo nicht die Kunſt ſie beſeelt.

Von Solon.

Wolken, entſtürzet herab des Schnees Geſtöber; der Hagel
So wie des Donners Gewalt, zeuget der leuchtende Blitz.
Sturmes Getös, in die Tiefe ſich wühlend, ſchüttelt das Meer durch;
Rühret es keiner, erſcheint's eben vor allen und ſanft.
So durch gewaltige Männer zerrütten ſich Staaten, in Herrſchers
Knechtſchaft ſinket das Volk, richtiger Kunde beraubt.

Charaden.

1.

Das Erſte bringt das Herz, das Zweite zeigt die Seele,
Doch kommt dem Ganzen zu, daß Leib und Fuß ihm fehle.

Bruſtbild.

2.

Mein Erſtes iſt der Charitinnen Spiel,
Das Zweite läuft in Wäldern wild umher,
Das Ganze quält ſich ab in Straßen kreuz und quer,
Und iſt der Kinder Luſt und ihres Spottes Ziel.

Tanzbär.

3.

Wohl dem Jüngling, deſſen Erſtes ſo ſein Zweites iſt,
Daß er auch des reichſten Ganzen gern dabei vergißt.
Wohl dem Mädchen, die als Erſtes zu dem Zweiten
Viel bewundert auch das Ganze kann begleiten.

4.

Stehn wie das Erſte ſagt, wird ſehr geſucht,
Des Zweiten Ruhm begehren wohl faſt Alle,
Das Ganze wird von Vielen gar verflucht,
Und hat es wer, ſo hofft man, daß er falle.

5.

Was in dem erſten Paare man hat, das erhaſchet das Ganze
Merkt man es zeitig genug, ſo ſchreit man haltet das Letzte.

6.

Aus eines Gottes Mißgeſchick,
Und eines Mädchens liebeſcheuer Bitte
Entſprangen einſt die erſten Zwei; das Dritte
Gewinnet und verliert der Liebe erſtes Glück;
Das Ganze wird durch Liebe nicht erworben,
Am ſchönſten durch die Macht der Kunſt
Am häufigſten doch durch des Glückes Gunſt
Und dann, ach, hat es oft der Liebe Glück verdorben.

7.

Mein Erſtes glüht die Sonne zart;
Mein Zweites glüht, dann wird es hart;
Mein Ganzes faßt, was neue Gluth
Ergießt in euer Blut.

Meinhard.

8.

Durch dichte Nacht drängt ſich mein erſtes Silberpaar,
Auf zartem Weiß ſtellt ſich das Zweit' am ſchönſten dar.
Mög' oft das Ganze Dein erwachend Aug' erfreun.

Morgenröthe.

9.

Aus zarten Blumen wird das erſte zubereitet,
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet,
Das Ganze ſeht Ihr oft in ſchön geſchmückten Zimmern
Weit über Sternen hoch und über Blumen ſchimmern.

Nachtlicht.

10.

Zum Erſten fügt „ſchau wem" ein altes Sprichwort zu,
Das Zweite ſteht bei uns am Markte jeden offen,
Vom Ganzen ruf' ich auch: „ſchau, wem Du's giebſt" Dir zu
Willſt Du nach meinem Wunſch ein frohes Leben hoffen.

Trauring.

11.

Um das Ganze wird oft noch mühſam kämpfend geſtritten,
Wenn der Feind es ſchon längſt gänzlich im Innern zerſtört;

Doch hat das Erſte der Feind, ſo ſind oft herrliche Städte,
Mehr als das Zweite nicht werth, wenn Du als taub es
verwirfſt.

Allianz.

12.

Mein Erſtes iſt ein Hund, das Zweit' und Dritt' ein Junge
Das Ganze ärger noch als ſelbſt ein Hundejunge.

Schande.

13.

Durchs Erſte glaubte man die Zukunft ſonſt zu deuten,
Durchs Zweite wähnen wir, die Zukunft zu bereiten,
Doch iſt das Ganze nur der Gegenwart geweiht.
Und ſelten, daß es ſich der Zukunft noch erfreut.

Eingedenkheit.

14.

Gutes Gehör braucht ſeltner als Andre das Erſte zu fragen,
Gutes Geſicht kann weiter umher das Zweite erſpähen,
Guter Geſchmack hat gewiß den ganzen liebend verehret,
Doch kaum alles genoſſen, was nur zu reichlich es darbeut.

Mieland.

Im Sommer 1807 ging Schleiermacher nach Berlin und ſuchte dort ſpäter, als Halle abgetreten war, ſeinen feſten Aufenthalt. In Berlin prägte ſich ſein bereits fertiges Weſen weiter aus, er gewann ſein ſicheres Publikum für Katheder und Kanzel, er ſetzte ſich immer

feſter in das Verhältniß des Lehrers zur Gemeinde. Erziehung war ſeine Aufgabe in allen Kreiſen ſeiner Thätigkeit; ſeine Wiſſenſchaft und ſein Gott waren nur dazu da, um den Menſchen ſich in ſich ſelbſt beſinnen zu laſſen; ſein ganzes Chriſtenthum war eine dialectiſche Erziehung zum Selbſtbewußtſein des Individuums. Weiter als bis zum Act der Selbſterkenntniß führt ſeine ganze Theologie nicht, bis zu dieſem Punkt leitet ſie feſt und getreulich, dann überläßt ſie jeden ſich ſelbſt mitten in den Geheimniſſen des Lebens. Wie dieſe dann auf uns walten, uns locken oder zurückſchüchtern, uns erleuchten oder umdunkeln, das wiſſen und erprüfen wir an uns ſelbſt und ſchließen aus dieſen Wirkungen ſcheu und behutſam auf die Urſachen. Das iſt das wiſſenſchaftlich Schwache und das menſchlich Schöne an Schleiermacher's Lehre. Sie läßt uns wandelbar, aber der Wandelungen des ſchickſalsvollen Lebens bewußt. Drängt uns der Jugendmuth, ſo ſind wir keck und eroberungsluſtig; ſchüttelt uns ein Sturm oder ſchleicht das Alter heran, ſo ſuchen wir emſiger nach einem ſchirmenden Obdach. Schleiermacher fand ſpät die Stetigkeit des ehelichen Lebens; er war ein Einundvierziger als er ſich verheirathete. Als 1810 die Berliner Univerſität eröffnet wurde, beſtieg er auch hier, wie in Halle früher, den Lehrſtuhl. Während der verhängnißvollen Jahre, welche die Exiſtenz des preußiſchen Staates bedrohten und das Daſein einer deutſchen Nation bezweifeln ließen, wußte man viel von der Kühnheit ſeines Wortes zu rühmen, das ſelbſt unter Davouſt's

Bajonetten von der Kanzel herab keine Feſſel kannte. Auch Zelter erzählte in einem ſeiner Briefe von Schleiermacher's Unerſchrockenheit; was Bettina von ihm ſagt, ſagt eben nur Bettina, und beweiſ't nur, daß ſie den Koſaken gegenüber weniger furchtſam als Schleiermacher ſein konnte. Die Furcht vor roher Gewalt von Außen ſchließt keineswegs den innern Muth der Seele aus. Er kannte nur die Waffen des Geiſtes, der Staat war in Gefahr, ſeine Rettung hing von der Belebung der Gemüther ab, und Schleiermacher war der Mann, der die Pflicht, ſich auf ſich ſelber zu beſinnen, zur Sache der Religion macht. Aber man weiß auch von dem Drange innerer Pein, welche Schleiermacher's Leben erfaßte. Vor innerem Unglück war er furchtſam. Aber wie man ſagt, daß eigentlich nur Kraftmenſchen empfindſam ſein können, ſo ſind auch nur große Gemüther einem großen Unheil, weil ſie es ganz in ſich aufnehmen, zu erliegen fähig. Was jedoch ſpäter hinter der äußern Stetigkeit ſeines Lebens im Geheimen wogte und bebte, gehört nicht mehr in die Geſchichte ſeiner geiſtigen Geſtaltung, weil es auf dieſe nicht mehr direct einwirkte, ſein Weſen war ſchon fertig, ſeine Bedingungen gegeben, ſeine Größe begrenzt und in ihren Grenzen in voller Wirkſamkeit.

Von Schleiermacher's glänzenden Verdienſten um die Platoniſche Philoſophie iſt hier nicht die Rede, ſie ſtehen für Mit- und Nachwelt geſichert da. Will man ſeine Talente aufzählen, wird eine Würdigung dieſer Leiſtungen nöthig ſein. Hier galt es den Nerv ſeiner

Persönlichkeit zu finden und dazu bedurfte es einer Beleuchtung seines Christenthums. Freilich muß man erwägen, daß seine Glaubenslehre ein Product war, das dem Abend seines Lebens angehört. Somit ist der ganze Schleiermacher noch immer ein anderer, als der Dogmatiker Schleiermacher, und deshalb wird man immer, um sein ganzes Wesen zu begreifen, auf die Blüthen seiner Jugend zurückgehen müssen. Es ist allerdings ein Wandel in ihm ersichtlich, kleine Nöthigungen von außen mochten manches Gelüst des jugendlich freien Willens beschränken, aber im Ganzen war die Entwickelung seines Naturells nur das Ergebniß seiner innern Organisation. Nicht deshalb verließ er den Standpunkt der poetischen Freiheit, weil er sich nun einmal hingedrängt sah, auf das Wohl und Weh einer protestantischen Gemeinde bedacht zu sein; es ist durchaus nicht denkbar, daß sein Wesen anders ausschlug, und wenn sich ein Wandel zwischen seiner Jugend und seinem Alter zeigt, so liegt dieß im Schicksalslauf menschlichen Strebens begründet, wie sich denn das Bewußtsein hiervon in den Stimmungen Schleiermacher's häufig genug selbst verrieth. Sein Christenthum war ganz auf die Bedürftigkeit der menschlichen Natur berechnet. Es regten sich unter seinen Zeitgenossen, von Seiten der speculativen Philosophie her, Bedürfnisse, die auf eine tiefere allgemeinere Durchdringung der Geheimnisse des Christenthums gerichtet waren und sich als allgemeine Bestrebungen des forschenden Menschengeistes bezeichnen lassen. Schleier-

macher's Forschung ging blos von den Bedürfnissen des Individuums aus und kehrte auf diese zurück. Nicht wie die Menschheit sich mit den Geheimnissen der göttlichen Weisheit zu befassen habe, war seine Frage, auf die er Antwort suchte, sein Christenthum war eine Religion für das Individuum, eine Schatzkammer von Tröstungen für die in Lust und Leid bedürftige Menschenseele. Er hatte Muth genug, um deren rathlose Verzagtheit zu verstehen, Kraft des Geistes genug, um alle Schwächen menschlicher Gemüthszustände zu fühlen und zu bedenken. Auf das Gefühl der Abhängigkeit, auf das Bedürfniß der Liebe, auf die Sehnsucht nach Erlösung von der Vergänglichkeit des Daseins, auf diese in der Natur des menschlichen Wesens gegebenen Hinfälligkeiten war seine Christuslehre erbaut. Die Liebe befreit von der Einsamkeit des Ichs, sie ist die Erlösung von der verlornen Abgeschiedenheit des Einzelwesens. Dies Bewußtsein menschlicher Erfahrung bestimmte Schleiermacher's Religion. Der Schmerz, nicht geliebt zu werden, wo er liebte, hatte ihn in den Nerven seiner reizbaren Seele erfaßt und bis an die Grenze getrieben, wo der Wunsch, freiwillig zu enden, rege wird. Das Bedürfniß der Liebe war für ihn, wie im Leben das Bestimmende und Gestaltende, so in der Religion die Wurzel und der Keim des Christenthums. Deshalb glaubte er auch an die Nothwendigkeit einer höhern erlösenden Kraft, er erfuhr in sich selbst diese Wirkung und schloß von dieser Wirkung auf die Quelle zurück; um der Bedürftigkeit

des menschlichen Wesens willen hielt er die Person Christi für eine göttliche. Immer im Gefühl der Unzulänglichkeit einer vereinzelten Natur, immer voll Sehnsucht nach Hingebung seines Ichs, immer von Lust erfüllt, sich anzuschmiegen, und der Stütze benöthigt, so schritt er durch das Leben hin, suchend, forschend, und nichts findend für die Dauer der Erdenzeit, bis es die Person Christi war, an der sich ein Halt bot für sein allezeit der Liebe bedürftiges Gemüth. Das war das Herrnhutische in seinem Christenthum, den Erlöser kindlich zu lieben und sich in die Kammern seines Herzens mit ihm einzuschließen. An der Wiege seines geistigen Lebens stand das schlichte Herrnhuterthum, und spät am Abend, als seine Laufbahn vollendet war, schwebte dieser stille Genius als der einzige Engel des Friedens wieder zu ihm nieder und küßte von seiner müden Stirn die Schweißtropfen des mühsamen Denkens. Im Bewußtsein dieser Liebe erhielt er sich denn auch den kecken Muth, alles andere, was nicht Liebe zur Person des Erlösers war, als der Satzung verfallen, preiszugeben. Und wie nun auch die Männer der Dogmatik hierüber denken mögen: mich dünkt, Schleiermacher's Christenthum war christlich genug.

In den letzten Decennien seines Lebens hatte er sich immer entschiedener von aller Philosophie losgesagt. Er hatte die Segnungen der geoffenbarten Christuslehre in der Natur des Menschen ein für allemal als nothwendig begründet gefunden; nun mochte er dem von der Religion freien Denken und den Gefährnissen der selbstständigen

Speculation dieſe Wahrheit nicht von neuem anvertrauen, und hielt ſeine Lehren von allen Problemen und Maximen philoſophiſcher Art fern. Er kannte die Freiheit des Gedankens zu gut, um ſie nicht zu fürchten. Von Marheineke's Dogmatik verſtand er nichts mehr: mit einigen Seitenblicken auf die ſpeculative Theologie ließ er ſeine Beſorgniß vor römiſcher Hierarchie und abſchließlicher Scholaſtik fallen, ihr gegenüber ſuchte er blos die Freiheit des Subjects und die Elaſticität des perſönlichen Dafürhaltens zu ſchirmen. Hier war er mehr bitter als furchtſam. Aber eine wirkliche Angſt wandelte ihn an, wenn er die Fortſchritte des Zeitalters in den Naturwiſſenſchaften bedachte; in den Briefen an Lücke ſprach er wiederholt ſeine Bangigkeit aus, die Reſultate der Wiſſenſchaft möchten in Zukunft alle blüthenvollen Wunder aus dem Leben Jeſu verſcheuchen, und es werde dann nichts daſtehn vom Baume des Lebens als der nackte Stamm, nichts übrig bleiben von der Herrlichkeit der göttlichen Sendſchaft des Sohnes als die Wahrheit des nackten Gedankens. Hätte Schleiermacher den Terrorismus der Abſtraction noch erlebt, den der Tübinger Strauß in ſeinem kritiſchen Werke predigt, ſein liebendes Gemüth hätte ſich davor entſetzt, er hätte vielleicht, um ſolchen Endreſultaten der Forſchung zu entfliehen, der ſpeculativen Dogmatik die Hand geboten und ſich mit ihr verbündet zum Heil der Zukunft und aus zarter Bangigkeit um das Wohl der kommenden Geſchlechter.

So war Schleiermacher, ſein Muth, ſein Scharfſinn, ſein liebevolles Gemüth, — ſein ganzes Weſen, wie mich dünkt.

Eine Aehrenlese

vom

deutschen grünen Hügellande.

Von

W. Alexis.

Eine Aehrenleſe nenne ich dieſen Aufſatz. Die Zeit der vollen Erndten iſt für den Reiſenden vorüber. Tunis und Island, Aegypten und Jeruſalem, Granada und Conſtantinopel liegen ſchon im großen Courſe und eine Reiſe nach Griechenland erfordert heut weniger Vorbereitungen als unſere Großväter nöthig hatten, wenn ſie von Elbe und Oder nach dem Rheine wollten. Aber die Aehrenleſen, auf die uns der geſteigerte Drang der Bewegung verweiſt, dürften noch lange reich ausfallen, wenn wir nach dem Reize ſuchen, der wirklich noch da iſt, und nicht meinen, die pikante Würze mitbringen zu müſſen, weil alles aufgezehrt ſei.

Welchen Schatz landſchaftlicher Miniaturbilder umſchließt unſer Vaterland, die trotz der Reiſeluſt und trotz der Reiſebilder, weder gehörig gekannt, noch gewürdigt ſind! Und ſelbſt das Bekannte und Beſchriebene liefert uns in ſeinen Seitenpartieen Neues und Anmuthiges genug, wenn wir nur den Sinn dafür mitbringen. Ich bereue es nicht, daß ich mich im vorigen Herbſt von den Regenwolken und der Cholera abhalten ließ, die Steiri-

schen, Tiroler und Graubündtner Alpen zu durchwandern, wie ich vorhatte, und dafür einen belohnenden Kreuz- und Querzug durch die kleinen Gebirgszüge und anmuthigen Thäler Mitteldeutschlands bis an den Fuß der Schwäbischen Voralpen machte. Eine Aehrenlese war es für mich, weil ich im Zickzack, und wie die Laune mich trieb, Gegenden, Städte und Menschen aufsuchte, die mir bei größeren Reisen, mit bestimmten Zielpunkten, entgangen waren. Wer mir auf dieser anspruchslosen Fahrt folgen will, dem wünsche ich nur, daß er denselben Sinn, mit dem ich reiste, beim Lesen mitbringe, und weder große Entdeckungen, noch wunderbare Effecte erwarte.

Wo die Sandsteppen, die monotonen Kieferwälder, die Haiden und nördlichen Marschländer aufhören, wird unser Deutsches Vaterland ein grünes Hügelland, das in seiner Mannigfaltigkeit, Anmuth, in dem Gefühl einer Behaglichkeit, das es allüberall einflößt, das echte Bild eines juste milieu, des wahrhaften Herzens von Europa abgiebt. Suche rechts und links, oben und unten, du triffst nichts Aehnliches. Weder in Frankreich, noch in den Sarmatischen, weder in den Scandinavischen noch in den Romanischen Ländern. Ueberall dort herrscht, auch in der erscheinenden Natur, ein Gedanke vor, während hier alle Gedanken in traulichem Vereine zu spielen scheinen, und wie weder Frost noch Hitze, nicht die Gegenwart noch die Vergangenheit ein Monopol üben. In Frankreich verschwanden mit den Wäldern die grünen Bäume und Wiesen; sieh wie der Ackerbau, in höchster

Vollkommenheit in den nackten, ſchattenloſen Dörfern das régime der Gegenwart unheimlich repräſentirt. Was bieten die polniſchen und ruſſiſchen endloſen Kieferwälder und Weizenäcker Erquickliches gegen die bunten Hügelreihen Sachſens, Frankens, Schwabens, zwiſchen denen in weiten Thälern der grüne Segen der Natur in mannigfachſter Abwechſelung blüht. Holſtein, Schleswig, Jütland und Seeland ſind liebliche Marſchländer, aber ſelbſt in ihren herrlichen Buchenwäldern ſpiegelt ſich die monotone Trauer des Nordens ab. Sie ſteigert ſich zu großartiger Verlaſſenheit, zu majeſtätiſcher Schönheit auf der Scandinaviſchen Halbinſel; aber der behagliche Charakter iſt nicht da. Suchſt du ihn in den weiten Mais- und Reisfeldern der Lombardei, deren ununterbrochene Rebengeländer dem Auge endlich beengende Netze werden, die es durchreißen möchte?

Man verſtehe mich nicht falſch, und werfe mir einen ausſchließlichen Patriotismus für deutſche Gegenden vor. In Frankreich und Polen, in Jütland wie in der Lombardei, giebt es reizende Punkte, gleich wie großartige, landſchaftliche Schönheiten in aller Welt entzückend, überraſchend heraustreten. Ich meine aber, daß es in Europa kein Land giebt, wo über eine gleich ausgedehnte Landſtrecke ein ähnlicher Charakter der Lieblichkeit und Behaglichkeit, nie ermüdend, weil er ſich überall in anderer, aber verwandter Geſtalt zeigt, ausgebreitet iſt, als in Mitteldeutſchland. Dieß grüne Hügelland, wo Alterthum und Induſtrie der Gegenwart, Feudalſchlöſſer und

moderne Villen, in mahlerischer Unordnung an Bergwände geklebte Reichs- und freundliche Residenzstädte, einsame Burgwarten und helle von tausendfacher Betriebsamkeit wiederhallende Fabriken, Weinberge und düstres Waldgebirge, romantische Felsenpartieen und lachende, weite Kornfelder, Gärten, Kunststraßen, einsame Gebirgspfade, liebliche und schaurige Flußthäler, sich so mischen, daß das Auge bei jedem Schritt etwas anderes sieht, und doch überall wohlgefällig angezogen wird, dieß Land der grünen Mannigfaltigkeit und warmen Behaglichkeit erstreckt sich von der Saale bis an die Mosel und vom Harz bis an den Fuß der Alpen. Vielfache Gebirgszüge durchziehen es, die Wasser rauschen ab nach allen vier Winden, und doch ist es ein reiches Kornland; Stämme aller Deutschen Mundarten bevölkern es, nicht schroff, weder durch Flüsse noch Berge, nicht durch gegenseitigen Haß und Furcht getrennt, in freundlichem Verkehr, und doch spiegelt sich in ihren Gesichtszügen die unvermischte Abkunft der verschiedenen Stämme. Auf alten Karten mit ihrem lustigen Gewirsel von grünen, blauen, rothen, gelben Punkten und Abkreisungen der verschiedenen Gebiete der freien Reichsstädte, der geistlichen und weltlichen Fürstenthümer, mit ihren tausendfach ausgezirkelten Enclaven, scheint ordentlich der Charakter des Landes hingemahlt. Nichts Uniformes und doch nichts schroff Gesondertes. Krauser Verkehr der Individualitäten; republikanische Verbrüderungen von Städten, Fürsten und kleinen Dynasten; Reichsritter-

ſchafts-Korporationen, unabhängige Klöſter, iſolirte Abteien, Bisthümer neben gewerbtreibenden Städten mit Univerſitäten und Welthandel, ſtarr katholiſche Striche im Zickzack mit eifrig proteſtantiſchen. Es iſt der wahre Begriff des „Reiches“, ein Convolut unabhängiger Individualitäten und Verfaſſungen, die nur eine ſchwierige, kunſtreiche Auffaſſung zu einem Ganzen verknüpfen konnte. Und dieſe Mannigfaltigkeit konnte ſelbſt durch die Stürme der Revolutionen nicht verwiſcht werden. Es blieb in dieſem Hügellande ein Kern des alten Deutſchen Reiches; und nur wo die Hügel ausgehen, und eine Ebene vom Main bis an die Tiroler-Alpen ſich erſtreckt, entſtand ein Staat — Baiern.

Der heitere Himmel lockte mich ſchon in Leipzig aus der Schnellpoſt. Die alte Wanderluſt überkam mich auf's Neue. Auch die Weizen- und Lerchenfelder der großen Leipziger Ebene haben ihre Reize an einem heitern Herbſttage, wenn die zuſammengedrängten Häuſermaſſen der Stadt, mit den hochwipfligen Bäumen ihrer ſchönen Gärten aus dem Morgennebel vorragen. Schon faſſen die thurmhohen Häuſer der alten Stadt nicht mehr die anwachſende Bewohnerzahl. Hinaus in den Himmel kann nicht mehr gebaut werden. Leipzig ſieht ohnedies aus wie ein gewaltiges Bollwerk, von den Erdbewohnern gegen feindliche Angriffe von den Wolken her conglomerirt. Nur im alten Paris giebt es ähnliche an einander gedrängte und aufeinander gethürmte Dächermaſſen, mit ſo viel Luken und Fenſtern darin, als wären es Argus-

Augen, betrachtend dem Himmel entgegengekehrt. Seine bauliche Physiognomie, die weder einer Feudalstadt noch einer modernen entspricht, und doch solide von Grund aus, ist daher eine ganz eigenthümliche in Deutschland. In den Vorstädten baut man viel; aber es scheint nicht über gewisse Gränzen hinaus. Dagegen will in dem Dorfe Lindenau, nur durch eine lange feuchte Wiese von der alten Stadt getrennt, ein zweites Leipzig entstehen. Aber die neue Zeit verschmäht die steinerne Solidität der altsächsischen Städte; man sieht selbst elegante Häuser von Lehm erbaut, und praktische Landleute wollten mir, als ich sie darum befragte, beweisen, daß dieß die eigentliche Bauart für ein Land sei, das einen Winter hat und Stürme aussteben muß. Nur hinter Lehmwänden sei man vor Feuchtigkeit und Kälte geschützt. Steine zögen beide an. „Aber eine Lehmwand springt und zerfällt leicht?“ — „Denn reißen wir sie nieder, mein Herr, und bauen neue auf. Die alten Wände fahren wir auf's Feld, was vortrefflich düngt.“ — Also führte die neue Industrie zu den Lehmhütten unserer Vorfahren zurück? Daß es thörig sei zu bauen für unsere Nachkommen, meinen auch andere als Bauern um Leipzig. Und doch meinten wir nach drei tausendjähriger Erfahrung, daß die Geschichte eines Volkes in seinen großen Bauwerken die sprechendsten Beweise seiner Kultur der Nachwelt hinterlasse!

Der Friede, als sei er nie zerstört worden, ruht auf der weiten fruchtbaren Ebene. Nichts als Poniatowski's Denkmal im Reichenbach'schen Garten erinnert an die

Völkerſchlacht. So bleibt oft in der Erinnerung des Volks von den großartigſten Begebenheiten nichts zurück als das Gedächtniß einer zufälligen Epiſode. Die Weizenhalme ſaugen keine Kraft aus dem Mark der Tauſende, welche hier für das Phantom des Vaterlandes oder das Phantom ihres Welthelden fielen; ihre Gebeine hat die Induſtrie längſt aufgeſcharrt, und nach England verkauft. Zu Mehl zerrieben, ſollen ſie den Inſelboden fruchtbar machen, damit unſeren Erndten die brittiſchen Häfen verſchloſſen bleiben! Ob ſie auch noch Schwedenknochen fanden, als der große Handel geſchloſſen wurde, weiß ich nicht. Der einfache Todesſtein des großen Königs ſteht noch am Wege. Aber die Kritik hat ihn jüngſt weiter in's Land hineingerückt. Die Obrigkeit bittet, man ſolle ihn nicht mehr mit Namen bedecken, und lieber, wenn man nicht umhin könne, ein Gedächtniß ſeiner, ſelbſt zurück zu laſſen, es in die hölzerne Tafel ſchneiden, welche dieſe Bitte enthält. Für dieſen Ruhm Raum genug. Wer ſagt noch an, welche Helden, Slaven oder Germanen, in der langen Reihe von Hünengräbern ruhen, die ſich auf dem Wege von Lützen nach Weiſſenfels, links in einiger Entfernung von der Chauſſee, auf einem ſanften Höhenzuge ausdehnen? Nur ein Auge, geübt dieſe alten Friedhöfe unſerer urgeſchichtlichen Vorväter zu erkennen, mag ſie noch entdecken; der Pflug wühlt alljährlich über die Tumuli, und in zwei Generationen wird ihre übertauſendjährige Erinnerung ganz verſchwunden ſein. Das traurige Loos der Helden, die vor der

Geschichte gelebt; ob es auch das Loos derer sein wird, die nach der Geschichte leben, nämlich wenn wir alle nur für den Tag bauen werden, und der Sohn, was vom Vater überblieb nur als Dung brauchen wird, um besser zu erndten?

Ich hörte einmal eine Dame, die über Weissenfels gereist, bitter klagen, daß man Müllner'n kein Denkmal gesetzt! Sie hatte auf dem Kirchhof lange vergebens nach seinem Grabe gesucht. Mich dünkt, Müllner's Denkmal ist so groß in der heutigen Literatur, daß es keines aus Stein und Erz bedarf. Wenn auch von ihnen verleugnet, er ist der Vater, Meister, Herzog aller derer, welche die Denkmäler der Autorität umgeworfen und die Votivtafeln der Pietät in Deutschland herabgerissen haben und sie besudeln. Es gab wohl auch vor ihm Bilderstürmer; seit Müllner'n ward es erst zum literarischen Handwerk. Wie lange wird dieß Handwerk goldenen Boden haben?

Der erste Hinunterblick von den Höhen hinter Weissenfels auf das Saalethal ist überraschend. Man gewinnt ihn nur auf dem Fußwege, der die Chaussee zur Linken läßt. Ein tiefer Hohlweg führt uns aus unsern nördlichen Ebenen plötzlich in ein grünes Flußthal mit steilen Felswänden, üppigen Wiesen und schroff an den Felsspitzen hangenden Ritterburgen. Mit einem Schritte bist Du in ein anderes Land versetzt. Und wie wenige, die alljährlich aus Berlin nach dem Rheine oder bis zu den Alpen reisen, kennen diese anmuthigen, zu wirklich romantischer Schönheit sich steigernden Umgegenden

Naumburgs. Mahleriſch liegt ſchon auf dem Wege nach der Stadt die Ruine Schönburg, auf einem röthlichen Felſen, an deſſen Fuße die Saale ſich bricht und eine andere Richtung nimmt. Die Ausſicht vom Söller und dem wohl erhaltenen Thurme bildet ein vollkommenes landſchaftliches Gemählde. Auch die Stadt liegt anmuthig von den Flußbergen umſchloſſen, und doch von ihren höhern Theilen mit einer fernen grünen Ausſicht. Sie reicht bis Freiburg an der Unſtrut. Und nicht allein unter Bergen und Felſen, man iſt auch in einem Weinlande. Jedes Weinland umhaucht ein Zauber. Aber weshalb fühlt man dort an der Donau bei jedem Athemzuge, daß man in einem iſt, während es uns hier nur die Rebenhügel ſagen? Die Wirthe, die dort ſtolz ſind, inländiſches Gewächs zu ſchenken, ſuchen hier ängſtlich die Frage danach abzulehnen, und der Naumburger Wein kann ſich mit den meiſten Oeſterreichiſchen Sorten meſſen! Weshalb tritt hier überall das Bierzeichen und nirgends der grüne Tannenbuſch heraus? Die Antwort iſt leicht gegeben und klingt ſehr proſaiſch. Man verkauft den einheimiſchen Wein lieber zu den theuren Preiſen und unter dem Namen der ausländiſchen. Iſt das aber nicht ein Mißverhältniß, noch verkehrter und entwürdigender als die herkömmliche Fabrikation Engliſcher Etiketten für gute Deutſche Waaren? Deſſen fängt man ſich ſchon an zu ſchämen, man geſteht es offen, daß es nur für die Maſſe geſchieht, welche an den alten Namen hält. Aber iſt das Weinkapitel nicht ein viel ernſthafteres?

Lebenswerther Weise begünstigt unsere Regierung den Weinschank von inländischem Gewächs; aber sollte ihrer wohlthätigen Absicht nicht vom Publikum entgegen gekommen werden? Ein Volk, das seinen eigenen Wein trinkt, ist noch um deshalb kein glückliches, aber im Gegensatz zu den Bier- und Branntweintrinkern immer ein heitres. Und diese Heiterkeit zu pflegen ist nicht die letzte Aufgabe der Sittenpolizei.

Ob unsere Vorfahren in der Mark Brandenburg, und die Lausitzer und Sachsen an der Saale ihren eigenen Wein tranken, oder ob sie den Aebten und Prälaten ihrer reichen Klöster die Procura dazu ausgestellt hatten, und selbst bei Gersten- und Honigwasser vorlieb nahmen, ist eine zweifelhafte Frage. Unzweifelhafter aber ist, daß sie lustiger waren als wir. Das bezeugen ihre vielen Volksfeste. Zwischen Elbe und Oder ist kaum deren Name übrig geblieben. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges, der saure Kampf mit dem Boden lastet noch auf diesem gedrückten Geschlechte, und der Branntewein gräbt die Furchen ihrer sorgenvollen Gesichter noch tiefer. Die Volkslustbarkeit erscheint ihnen oft wie ein Greuel. Sie gehen nur mit Scheu heran, um die puritanischen Penaten nicht zu beleidigen, die Arbeit, nichts als Arbeit fordern. Wenn es nicht mehr geht, hilft der Branntewein. Zwischen dumpfem Arbeitssinn und brutaler, alle Kräfte abstumpfender Ausgelassenheit wird es schwer, die alte Deutsche Fröhlichkeit zu finden. An der Saale ist es anders. Sie brauchen einen eigenen Kalender für ihre

Volksfeste. Ist auch die Messe, die man den Naumburgern verschaffen wollte, verunglückt, so giebt es dafür Vogelschießen, Kirmesse, Jahrmärkte, Kirschfeste die Hülle und Fülle. Der Tanz auf der grünen Wiese darf nicht fehlen. So ansteckend ist diese Lust an der Lust, daß auch der ernsthafte Märker, den seine Bestimmung hier einbürgert, daran Theil zu nehmen sich selbst genöthigt fühlt. Der Abschluß der Stände, der bei uns jeder Volkslust in den Weg tritt, löst sich hier schon, wenn auch noch nicht wie es an der Donau der Fall ist. Es soll freilich dafür andere Absonderungen in der Geselligkeit geben, die nicht zu billigen sind. Im Kirschfest wird die Erinnerung jener tragikomischen Heldenzeit, als die Kinder durch ihr Weinen die Stadt vor den Hussiten retteten, gefeiert. Noch zeigt man auch ein seltsam zugespitztes, isolirt auf dem Markte stehendes Haus, wo der berühmte Viertelsmeister gewohnt haben soll, der die Kleinen zur Heldenthat inspirirte. Ich fand keine Gelegenheit den Charakter der jüngsten Naumburger Generation zu studiren, und ob sie noch, gegen die Tendenz ihrer heutigen Altersgenossen anderswo geneigt sind, durch Rührung die Verhältnisse zu bessern. Aber einen aparten Geschmack zum Märtyrthum nahm ich doch wahr. Als ein Platzregen die abschüssigen Gassen durchfegte, und die alten Drachentraufen mächtige Güsse auf das Pflaster schütteten, drängten sich die Kleinen, Knaben und Mädchen, Barfüßer und sauber Beschuhte, mit ihren aufgespannten Regenschirmen darunter, und schienen unend-

liche Wolluſt zu empfinden, wenn es über ihren kleinen Köpfen klatſchte und ſprützte. Kichernd und jubelnd lieſen ſie der Traufe nach, wenn der ungeſtüme Wind ſie fort trieb, um keinen Tropfen zu verlieren.

An den Namen der Unſtrut knüpfen ſich ehrwürdige Erinnerungen aus der grauen Germaniſchen Vorzeit. Franken und Sachſen ſtritten an ihren Ufern ſo blutige Kämpfe als Caſtilianer und Mauern an der Guadianna. Die Geſchichten der halb mythiſchen Könige der Thüringer, ihres Herrmanfried und ſeiner Amalberge wuchern von Stoffe zu vaterländiſchen Trauerſpielen, der zur Zeit der Deutſchen Tragödien nicht verbraucht, kaum einmal benutzt wurde. Die Unſtrut wurde nach langen Vernichtungskämpfen zweier Völker die Gränze des zurückgedrängten Thüringerreiches. Noch glaubt man im Namen von Burg Scheidungen ein uraltes Denkmal eines ſchimpflichen Friedensvertrages zu entdecken. An den Ufern der Unſtrut liegen uralte Sächſiſche Gaue, an die ſich die Erinnerungen der Ottonen und Heinriche knüpfen. Und noch hat kein Reiſebeſchreiber, kein Reiſebildner deren erzählt! Gründe genug, die mich zu einem nördlichen Abſtecher ihren Ufern entlang nach den Gefilden der goldenen Aue lockten.

Der Weg bis Freiburg, wenn man die Naumburger Weinberge verlaſſen, bietet eben noch nichts, was an die Romantik oder das düſtre Grauen der Vorzeit erinnert. Man wird nur gewahr die Fruchtbarkeit des feuchten Lehmbodens. Auch der Fluß ſelbſt wälzt langſam ſeine

trüben gelben Waſſer zwiſchen Weidengebüſch und endloſen Pflaumenanpflanzungen fort. Es iſt kein unbenutztes Fleckchen, wo die Romantik Verſteck ſpielen könnte mit den Erinnerungen der Vorzeit. Auch die gütige Dame aus Freiburg, die uns auf dem ſonnigen Wege Geſellſchaft leiſtete, wußte nichts von Hermanfried und ſeiner Amalberge, und von der Frankenſchlacht nur ſo viel, daß Napoleon nach der Leipziger großen Aktion bei Freiburg einen geſchickten Coup gemacht, als er ſeine Armee hier unerwartet über die Unſtrut führte. Deſto mehr wußte ſie von Jahn, ein wie vortrefflicher Mann der Profeſſor ſei, und wie liebenswürdig, und wie man in einer Geſellſchaft ſein könne, und ihn allein ſprechen hören, und doch genug hätte. Und wie ihr ſeliger Mann, als er darüber zu ſprechen gehabt, immer nur Gutes von ihm berichtet hätte; als er aber geſtorben, hätten ſie anders über ihn geſchrieben, und dann hätte er nach Kölleda müſſen; jetzt aber, Gott ſei Dank, und zur Freude von ganz Freiburg, ſei der liebe Profeſſor wieder bei ihnen und werde auch bei ihnen bleiben! — Doch wußte ſie auch von der Vorzeit, als wir durchaus davon wiſſen wollten. Denn hier im Weinberg von Groß-Jena, wo ein reicher Beſitzer, oder ſeine Vorbeſitzer, in die Sandſteinfelſen gar wunderliche Gnomen und Göttergeſtalten und hiſtoriſche Scenen einmeißeln laſſen, gegen die alle Hans Heilingsfelſen Lumperei für die Einbildungskraft ſind, hier habe der große Gellert lange Zeit gewohnt und im Weinberg „wunderſchöne Sachen gedichtet.“

Von uns konnte sie nicht begreifen, daß wir um Burg Scheidungen und die Grabstätte der alten Sachsenkaiser uns auf den Weg gemacht. Es konnte nur geschehen sein, um das weltberühmte Mannsschießen in Freiburg mitzumachen. „Und die jungen Herren haben recht, sagte sie, denn in Naumburg ist damit doch nicht mehr viel los."

Die reizende Lage des Städtchens, die entzückende Aussicht von den Weinbergen auf dasselbe, die imposante des alten Schlosses auf einem noch höheren, alles das sind natürlich für einen Einwohner gleichgültige Dinge gegen das Mannsschießen. Darum nur können Fremde kommen; darum dampften die Küchen; darum prangte der Pflaumenkuchen stattlich an den Bäckerläden. Die Musik vom gestrigen Rathsballe summte noch in der Morgenluft, die Walzer drehten sich noch in den Gliedern, und doch blühte in den verschlafenen Augen wieder die Lust nach den Freuden des neuen Tages. Die Schützengilde marschirte wohl uniformirt auf dem Markte auf, dem Spiele fehlte nichts vom militairischen Ernst, Kommandoworte, Exercitien, Honneurs, Musik; nur Menschen fehlten. Die guten, lieben Bekannten und Gevattern spielten mit einander in blauen Röcken Ernst, und die Gevatterinnen sahen ihnen aus den Fenstern zu. Aber es kam nicht auf ein Fenster ein Kopf. Viele, bei uns arbeitenden Puritanern, würden es nicht begreifen, wie man sich unter einander damit ganze Tage, ja Wochen unterhalten könne; aber sind sie nicht zu beneiden, daß sie es können!

Und wir verſchmähten dieſe Herrlichkeit, um die Ufer der Unſtrut zu ſehen, die doch einen Tag wie den andern fließt, ob Mannsſchießen iſt, oder keines! Dafür wurden wir beim Anblick von Burg Scheidungen geſtraft. Anmuthig freilich und auch eine großartige Maſſe liegt dieſes moderniſirte Schloß des Grafen Schulenburg auf einem Felſen am Fluſſe. Es blickt in ein ſchönes grünes Thal, und ringsum auf fruchtbare Felder; aber die graue Vorzeit ſuchſt du umſonſt in dieſem betriebſamen Fabrikörtchen. Keine Runenſteine, keine düſtere Schlachtgefilde, auch keine Reliquie der für König Herrmanfried nur halb gedeckten Tafel, weil er ſein halbes Reich verloren. Heiß brannte die Sonne, und die Leute waren ſehr damit zufrieden.

Dennoch gewinnt der Fluß in ſeinen Biegungen einen Charakter. Bald wird er von kahlen Felsbergen in ein tiefes Bette eingezwängt, bald umkleiden ihn duftige Wieſen und grüne verſtohlene Laubwälder, und die nicht unbedeutenden Berge treten zurück. Immer einſamer wird es, wo die Weinkultur aufhört; die Bergwände glänzen jetzt als kahles weites Steingerüll, und jetzt drängen ſie wieder an einander, und ſind doch mit dunklem, friſchen Geſträuch bekleidet. Reizender, mannigfaltiger und großartiger ſind unſtreitig die Saaleufer, aber der Charakter der Einſamkeit leiht ihnen doch einen eigenthümlichen Reiz. Wir durchſtreiften ſie rechts und links; kreuzten die Städte Laucha, Bibra, Nebra, in deren Namen man wendiſche oder ſächſiſche Wurzeln

suchen mag, alle auf abschüssigen Felsbergen in Thonboden angeklebt; durch ihre hohe Lage gegen den Fluß mehr mit angenehmer Aussicht, als von mahlerischer Ansicht. Der Unstrutwein, außer denen des Oder- und Boberthals, wohl der nördlichste in Deutschland, ist in dem freundlichen Laucha wohlschmeckend und würzereich. Die dicken Mauern und uralten Lindenbäume, die das Städtchen umgeben, können an die alt-Sächsische Zeit erinnern.

Nördlicher hat die Kultur auf den windumfegten Höhen noch bedeutende Reste schöner Laubwaldungen stehen gelassen. Durch diese senkte sich der Weg nach dem Ziel unserer Wanderung — dem Reliquienorte Memmleben. — In einer feuchtgn Niederung, nahe der Unstrut und in weitem Umkreise von sanft sich erhebenden, noch heut bewaldeten Höhen umschlossen, lag das Kloster in stiller Verborgenheit, das die Kaiser aus dem Sächsischen Hause zu ihrer lezten Ruhestätte erbauten. Ein einförmiger Regen rieselte von dem grau gefärbten Himmel herab, als wir durch die schnell aufgewühlten Lehmwege in das große Dorf traten. Tiefer Koth in den Straßen, und tiefe Stille ringsum, als sei es noch heut eine Gräberstätte. Die Kultur, die Fabrikthätigkeit, welche die Sächsischen Gaue lebendig und heiter macht, scheint hierher noch nicht gedrungen, als laste noch auf dem Orte die heilige Erinnerung dessen, was er gewesen. Gewiß war Memmleben schon vordem, daß die Sächsischen Fürsten hier ihr lezles irdisches Haus

aufrichteten, ein alter Sächsischer Weiler. Gloria transit, auch die der Todten; nun von dem Kloster und der alten Kirche nichts mehr dasteht als Ruinen, hat der Flecken wieder den alten Charakter angenommen. Man glaubt sich in eine ursprüngliche Niederlassung der alten freien Sachsen versetzt. Lehmhütten, mit weiten Gehöften und Frucht-Gärten ringsum, alt patriarchalische Einrichtung der Flure und Tennen unter bescheidenem Stroh- oder Bretterdache; Armuth und Mangel an Reinlichkeit. Den alten Satzungen getreu, bleiben die Sachsen, rerum novarum non cupidi, an ihrem Heerde sitzen, und für diesen Heerd opferten sie mit starrer Ausdauer Blut und Leben. Es kann keinen grellern Gegensatz zwischen den Sächsischen und Schwäbischen Kaisern geben, als die Lage ihrer beiderseitigen Begräbnißstätten. Dieß stille, in die Tiefe eines Bergkessels versenkte Memmleben, zum beschaulichen Leben von der Natur selbst geweiht, und das auf luftiger Höhe stolz emporragende Kloster Lorch, wo die Hohenstaufen ihre Grüfte sich wölbten. Dort überall ein freier, stolzer, aristokratischer Ueberblick auf kahle, schroffe Höhenpunkte der Alp, geschmückt mit den Stammschlössern der Schwäbischen Edlen, angeröthet von der Sonne, die jenseits niederbrannte auf das Land der Wünsche und der Traditionen. Ihr Leben war ein rastloses Streben nach dem Hohen und Unerreichbaren. Hier eine grüne lebendige Gruft, nur mit dem Hinausblick auf die Laub-Wälder und auf den Himmel, in dessen heitre Bläue die Lerchen

steigen. Denn nichts weniger als düster denke man sich die Lage. Von der Höhe des Wendelsteins jenseits des Flusses herabgesehen, liegt Memmleben in so anmuthiger Stille, als man sich ein Asyl denken mag. Die Phantasie könnte uns auch vorgaukeln, es sei hier der Ort, wo an einem stillen heitern Frühlingsmorgen Heinrich der Finkler, seine Netze aufgestellt, und, im Schatten einer Rüster hingestreckt, dem Gesange der Vögel igelauscht, als die Boten der Fürsten mit Deutschlands Krone zu ihm kamen.

Es war dies einer der wenigen Punkte, wo die Vorzeit mir wieder lebendig wurde aus den Erscheinungen, wenn sie gleich mehr negativ sind. Von dem eigenthümlichen Wirken der Sächsischen Kaiser blieben hier wenig Spuren. Sie, die Städte bauten und mit starken Mauern umschlossen, haben auch diesen Weiler gewiß befestigt, — die Bauerhäuser liegen wenigstens enger an einander als es in alt-Sächsischen Niederlassungen der Fall ist, und die Umwallungslinie läßt sich auch noch auffinden, — aber es ist nichts davon geblieben, als der kleine Rest einer ungewöhnlich dicken Mauer von roh verbundenen Bruchsteinen. Von dem Münster liegen nur noch die prachtvollen Seitenpfeiler des Kirchenschiffes zu Tage, ausgezeichnet durch die kräftige, gediegene Arbeit in dem röthlichen Steine, der aus den südlichern Steinbrüchen der Unstrut herrühren wird. Die Krypta unter der Ruine, wo die Särge der Heinriche und Ottonen ruheten, war noch vor wenigen Jahren halb ver-

schüttet, halb zum Kartoffelkeller des Amtes entwürdigt. Der Sorgfalt unseres Kronprinzen verdanken wir seine Aufräumung, und die nothdürftige Lichtung einer unterirdischen Kirche im vollendetsten Rundbogenstile. Mehr läßt sich nicht thun, mehr Licht darf man nicht in die schauerlichen dumpfen Räume lassen, es würde zu schmerzlich das zeigen, was fehlt. Welche freche oder gemeingewinnsüchtige Hand, welches Zeitalter hat sich hier an einem Heiligenschrein aus dem unbeflecktesten Alterthum unsers Vaterlands versündigt? Man weiß es nicht; die Särge eines ganzen großen Kaisergeschlechts, dem Deutschland seine Gestaltung und Erhaltung verdankt, sind spurlos verschwunden!

Ein Philemon- und Baucis-Paar halten die Schenke in dem kaiserlichen Weiler. Schon ihre versteckte Lage, und das lange Schild an der Stange zeigen an, wie viel Verkehr hier ist, und was der Reisende zu erwarten hat. Doch ist es immer noch die Schenke in einem Sächsischen Dorfe, und der Fremde hat nicht nöthig, wie in den Wendisch-Deutschen diesseits der Elbe, in der Wohn-, Trink- und Tanz- oft auch der Schlafstube der Wirthsleute sein Strohlager sich aufschlagen zu lassen. Indessen trieben uns qualvolle Gesellschafter, der Art wie sie in alten Holzhäusern nicht fehlen, früh aus den Betten, und über die Unstrut auf die Felsenburg Wendelstein. In der Feudalzeit mag sie von Bedeutung gewesen sein. Um die zerbröckelnden Mauern der ältesten Burg hat ein späteres Jahrhundert noch Fortifikationen

aufgerichtet. Auch sie zerfallen, und die Industrie wirthschaftet in den Gewölben der Kasematten, wo man Feuerungen und Schmieden für Fabriken aufschlägt. Die Aussicht ist mehr werth als die Ruine. Nördlich breitet sich ein Theil der goldenen Au vor unsern Blicken aus, begränzt in weiter Ferne durch den Kyffhäuser. Die scharfen Ecken zeigen deutlich die Burgruinen an, die ihn krönen. Ich sagte, die Gegend sprach viel zu mir von der alten Sächsischen Zeit, aber nichts davon, weshalb der Geist des mächtigsten Helden aus der Schwäbischen grade nach Sachsen gebannt ist, und in einem Berge der goldenen Au auf seine Erlösung harrt. Wäre es der vierte Heinrich, der unerbittliche Sachsenfeind, den die Sage dort einschlösse, so hätte sie doch historische Bedeutung. Was für ein Mißverständniß mag hier gewirkt haben! Bei Mißverständnissen kam mir, grade auf dieser Stelle, noch ein höchst lächerliches in den Sinn. Während ich die Krümmungen der Unstrut mit dem Auge und auf der Karte verfolgte, — die rothen Dächer von Roßleben blinkten freundlich uns entgegen, wie denn diese Saale-Gegenden für die Kultur-Geschichte nach der Reformation klassisch sind — und alle die auf a endigenden Städtenamen, Bibra, Nebra, Laucha, Kelbra, Kölleda u. s. w. aufsuchte, fiel mir auch Apolda auf. „An der Saale kühlem Strande" singen Generationen um Generationen das Tabakslied, und die kurioſen Verse gehen ohne Anstoß von Mund zu Munde, ja sind sogar gedruckt:

Knaſter den gelben,
Den uns Apollo präparirt,
Und uns denſelben
Rekommandirt,

ohne daß ein Muſenſohn unterſucht, wie grade Apollo zu dieſem kurioſen Geſchäfte gekommen: den Tabak zu präpariren und ihn beſonders zu rekommandiren. Erſt ein Lichtblick in unſerer jüngſten kritiſchen Zeit hat denn entdeckt, daß im Städtchen Apolda für die alten Jenenſer jener gelbe Knaſter präparirt und anempfohlen wurde. Als das berühmte Lied von Jena nach andern Univerſitäten wanderte, wo Apolda und ſeine Fabriken unbekannt waren, ward aus der unbekannten Größe der bekannte Apollo, und die Deutſche Burſchenwelt ertheilte dem Sonnengotte eine Qualifikation, von der die Griechiſche Mythe nichts weiß. Zur Geſchichte der Sagenwelt, und wie ſie ſich fortbilden, kein unerheblicher Fingerzeig.

Auf dem Rückwege nach Naumburg feſſelte uns noch einmal die abendliche Ausſicht von dem Freiburger Weinberge. Unter den im Kegelſpiel vertieften Bürgern, ließ ſich Einer in ſchwarzem altdeutſchen Rock, mit weißem langen Barte und langen herabhangenden Haaren, als derjenige, welcher jüngſt die „Denkniſſe des Alten im Barte“ drucken ließ, nicht verkennen. Wir klagen, daß die Originale ausſterben; in Deutſchland dürften ſich deren noch immer finden, wenn wir nur nach ihnen ſuchen. Wo die Schärfe mit Heiterkeit und Gutmüthigkeit gepaart iſt, mag ſie auch im gewöhnlich ge-

seligen Leben wohlthuend wirken. Es erklärt sich daher die große Zuneigung der Freiburger für den Fremden, den ein seltsames Geschick in ihre Mauern verwies. Er hatte die Gefälligkeit, unsertwegen die Kegel zu verlassen, und uns eine gute Meile zu begleiten, ohne daß Mütze oder Hut den kahlen Scheitel bedeckte. Wollte ich niederschreiben, was der merkwürdige Mann während der einen Stunde, und zwar im sehr raschen Gehen, erzählte, argumentirte, prophezeite, Anekdoten, historische, wissenschaftliche, biographische, alle seine Urtheile, Meinungen, Conjecturen, so brauchte ich dazu drei Tage, und es möchte als Bestätigung dessen gelten, was er scherzhaft von sich selbst sagte, daß er nächstens sein funfzigjähriges Jubiläum als Raisonneur zu feiern denke. Am charakteristischesten waren die scharfen Uebergänge vom Hundertsten auf das Tausendste, und die wohlmeinende Hast, die ihn drängte, aus allen Schubfächern seiner reichen Erfahrungschätze in der kurzen Zeit einige pikante Proben aufzutischen. Er erzählte, daß er grade seinen Lessingen gegen seinen ehemaligen Schüler Leo präparire, und in aller Liebe auf das derbste losschlagen wolle. Denn der gemißhandelte Direktor Diesterweg verdiene Gerechtigkeit, und wär' es auch nur, weil er ein Mann sei, der es redlich meine. Der redselige Mund entwarf äußerst lustige Karikaturen, die leider Redefiguren bleiben werden, weil wir nun einmal im alten und jungen Deutschland den Humor nicht vertragen. Daß der Prototyp aus jenem dieses vorzüglich bedachte, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Unter den Ruinen einer untergegangenen Zeit, die ich an der Unstrut sah, war diese keine der uninteressantesten.

Wenn man die Flüsse Deutschlands nach der Zahl, Lage und Bedeutung ihrer Burgen klassificiren wollte, nähme die Saale keinen geringen Rang ein, ja vielleicht den ersten nach Rhein und Donau. Ihre Uferschlösser, von dem durch historische Sagen berühmten Giebichenstein an stromaufwärts, bildeten die erste Reihe Germanischer Flußfestungen gegen die Slaven. Die Oder weist keine, die Elbe nur Slavische Burgen auf. Und doch möchte die Entstehung dieser Saaleburgen, wie sie sich jetzt in ihren Ruinen zeigen, viel später datiren, als mehrere der erhabenen Münster im Rundbogenstile an ihren beiden Ufern. Die Krypta des Doms in Naumburg, eines Bauwerks, das von außen bis auf das ehrwürdige Alterthum, wenig Reize hat, ist eine der schönsten unterirdischen Kirchen. Die Zierrathe ihrer aus demselben Stein mit den Säulen gehauenen Kapitäler sprechen von einer hohen Kunstfertigkeit in jenem grauen Alterthume, auf die eine lange Barbarei folgte, bis auch der Meißel in den vollendeten Werken der Gothischen Architektur wieder Gelegenheit fand, sich kunstschöpferisch zu zeigen. Als jene Meister die hohen Dome wölbten, deren Massen und Formen noch heut unberührt dastehen, mochte noch kein Stein der Ritterburgen liegen, die doch in ihrem Ansehen heut schon den Charakter des Hinfälli-

gen tragen, während jene noch den Stürmen vieler Jahrhunderte die Stirn zu bieten scheinen.

Die anmuthige Lage von Kloſter Bergen und des reizenden Salinenwerks Kösen ſind wohl bekannt, da ſie an der großen Deutſchen Kommunikationsſtraße liegen. Im Innern jenes berühmten ehemaligen Kloſters ſoll aber nicht die Beſchaulichkeit und der Friede zu Hauſe ſein, die man beim Anblick ſeiner altersgrauen Mauern darin vermuthet. Ob es der Chauſſeeſtaub thut? Als die alten Mönche hier in der ſtillſten grünen Schlucht ihre Zellen anſiedelten, hatten ſie ſchwerlich daran gedacht, daß einſt die große Straße von Paris nach Petersburg dicht vor ihrem Thor verbeigehen werde, und Tag für Tag die neueſten Zeitungen aus Frankreich vorüberfliegend die Beſchaulichkeit der Studirſtube durch den Lärm des Tages ſtören würden.

Stromaufwärts erreichen wir jene mit reicher landſchaftlicher Schönheit ausgeſtatteten Punkte von Rudelsburg und Saaleck. Die vorſpringende, ſcharf markirte Lage beider Felsburgen wetteifert mit allen berühmten Ruinen von Flußburgen. Der Hinabblick auf die Krümmungen der Saale durch grün überwucherte Felsſchluchten iſt außerordentlich ſchön. Die Rudelsburg war eine der „lions“ in der Studentenzeit; ja, in der Mitte zwiſchen Leipzig, Halle und Jena gelegen, ward ſie zu gewiſſen kritiſchen Zeitpunkten dermaßen frequentirt, daß man auf die Convente hier aufmerkſam ward, und jetzt ein Gensdarm in der Rudelsburg als Garniſon liegt,

wenigſtens für Sommerzeiten. Denn, wenn auch die Anziehungskraft, welche Burgruinen für die jüngſten Männer der Bewegung in Deutſchland haben, bekannt iſt, ſo hat man doch noch immer die Sommerreiſeluſt ökonomiſch damit in Verbindung gefunden, und die Konvente auf der Wartburg, auf Streitberg und Hambach hätten ſchwerlich ſtatt gefunden, wenn man ſie im Winter angeſetzt. Jahreszeiten und Witterungswechſel üben einen Einfluß auf alles Menſchliche, was der Hiſtoriker noch viel zu gering anſchlägt. Selbſt in Paris kam bei einem Platzregen noch keine Emeute zu Stande. Auch das iſt zu bedenken, daß auf der Rudelsburg ein ſo berühmtes Bier geſchenkt wird, als das Muggendorfer iſt, welches man in Streitberg trinkt. Ein origineller Kaſtellan, der auf den Namen Samiel hört, hauſt jetzt in einem der gewölbten Thurmzimmer, welche ſich erhalten haben, und ſchenkt dieſes Bier in hölzernen Humpen. Es ſoll ſich ereignet haben, daß Studenten, von dem Zauber deſſelben gefeſſelt, mehrere Tage lang nicht von der Burg wegkonnten, und, was noch merkwürdiger iſt, während dieſer Zeit alle Schönheiten der Gegend doppelt ſahen.

Die nächſte Saaleburg iſt Camburg. Aber die Ruine hat hier beſcheiden dem Städtchen Platz gemacht, welches an einem ſchroffen Felſenabhang angeneſtelt liegt. Die berühmte Dornburg, eigentlich drei alte Jagdſchlöſſer, welche der gegenwärtige Beſitzer, der Großherzog von Weimar, durch einen Park verbunden hat, liegt ſchroff am hohen Rande des linken Ufers. Die Ausſicht iſt

weniger mannigfaltig als großartig ſchön; aber zu den Reizen der Gegend geſellen ſich von hier an die Erinnerungen an die literariſche Blüthe der Weimar-Jenenſer Zeit. Mit jedem Schritte nimmt das Saalthal mehr den großartigen Gebirgscharakter an; maſſenhaft thürmen ſich die theils nackten, theils mit Nadelholz überdeckten Felsberge zu beiden Seiten, die Rebengelände ſind verſchwunden, und durch Oeffnungen, die ein einmündender Bach bildet, glaubt das Auge auch in der Ferne ein fortgeſetztes Felsgebirge zu entdecken. Burgruinen und Warten, die Kunitzburg, der Fuchsthurm, die Löbdeburg kleben wie Adlerneſter an den höchſten Spitzen. Eine kleine Schenke auf dem Wege nach Jena nennt ſich zur Weimarſchen Schweiz. Und mit mehr Recht als manche andere Deutſche Gegenden dieſen Namen uſurpiren. In wie fern aber Jena, Jahn's Erklärung nach, dem Gähnen der Berge, die es umſchließen, den ſeinigen verdankt, laſſe ich dahin geſtellt.

Erſt jenſeits Jena, auf dem Wege nach Kahla, ſenken ſich wieder die Gebirgsmaſſen, und der Abend zeigte anmuthigere Hügelketten mit blau und violett ſchattirten Fernſichten. Mit jedem Schritte trittſt Du hier in eines andern Herrn Lande; aber das Thal ſcheint überall hier gleich gut kultivirt. In einem Dorfe, das, wie Kahla ſchon zum Altenburgiſchen gehört, disputirten die Bauern aufs eifrigſte mit dem Wirthe über die Verſammlung der Naturforſcher, die in Jena vorbereitet wurde. Seltſame Anſichten über den Zweck der-

ſelben, und Fragen, die auch einen Naturforſcher ſelbſt in Verlegenheit geſetzt hätten, kamen zur Sprache. Ein Heißblütiger, ein Exemplar jener Gattung vehementer Schreier, die bei den Disputationen in jeder Dorfſchenke nöthig ſind, wollte abſolut ſelbſt das Recht haben, daran Theil zu nehmen. „Was, wenn ſie von der Natur reden, wiſſen Bauersleute, Oekonomen, und was dahin gehört, nicht eben ſo viel, wo nicht mehr als die Profeſſoren?“ — Dagegen erhoben ſich mancherlei beſcheidene Bedenken, die der wiſſenſchaftliche Demagog alle zu Boden ſchlug. Nur einem Argumente mußte er weichen. „Sieh einmal, angenommen, Du biſt ſo geſcheut, als die Profeſſoren zuſammen, und weißt ſo viel von den Thieren und den Pflanzen, daß Du mit ihnen disputiren kannſt. Aber wenn ſie nun ein Ding mit ſeinem lateiniſchen Namen nennen, und Dich fragen, wie das wächſt und geſäet wird? und Du ſagſt, Du weißt es nicht, ſo magſt Du denken, wie ſie Dich auslachen werden, wenn es nichts anders war, als der Flachs, den jedes Kind kennen muß.“ Das Latein gab den Ausſchlag, der Reſpekt vor der Gelehrſamkeit ſiegte bei allen Streitenden, und der Redner fügte noch zum Preiſe des gelehrten Landtages in Jena hinzu: „Und dann muß man wiſſen, daß nur Gelehrte kommen, und zwar nicht allein Gelehrte aus Europa, ſondern auch Türken und Amerikaner, und Profeſſoren aus allen vier Welttheilen.“

Ueber Kahla erhebt ſich die berühmte Leuchtenburg, weithin leuchtend durch ihre impoſante, iſolirte

Lage; aus dem trotzenden Herrenſchloß iſt eine Frohnveſte geworden. Es ſoll jedoch vorkommen, daß die Züchtlinge die Rollen umkehren und in kleinen, freilich bald unterdrückten, Rebellionen die Herren der Burg auf Stunden ſpielen. Die Landleute, die mir davon erzählten, waren mit der Philanthropie, welche Geſetzgebung oder Regierung hier gegen die groben Verbrecher üben, keinesweges zufrieden. Auf dem Lande möchte darin allüberall in Deutſchland die Stimmung anders lauten, als in den Städten, wo Feuer zwar auch brennt, aber nicht immer auf den Nägeln.

Das Thal bleibt anmuthig bis nach Rudolſtadt, wo dieß Wort nicht mehr ausreicht für die weite landſchaftliche Schönheit, welche das Auge von der fürſtlichen Burg überſchaut. Eine kleine Reſidenz, die Hauptſtadt eines kleinen Staates, in einem Paradieſe gelegen, mit ehrwürdigen Erinnerungen aus dem Deutſchen Alterthum, mit glorreichen aus der Zeit ſeiner Kunſt- und Dichterblüthe, fruchtbar, umrauſcht von Bergwäldern, — wenige Schritte führen in die großartige Einſamkeit des Gebirges, — ein ſchönes Geſchlecht dazu — denn nirgendwo ſah ich in Deutſchland ſo viel hübſche, wohl gefällige und geſunde Geſichter von Bürgertöchtern auf einem kleinen Raume verſammelt — dazu Sinn für Volksluſtbarkeiten, — es war ein Marktfeſt, welches Landvolk und Gutsbeſitzer nach Rudolſtadt geführt hatte, Thier- und Glücksbuden, Marionettentheater und ein Menſchentheater, nicht ſchlechter als die andern, ein

ſolcher patriarchaliſcher Zuſammenfluß, ein ſolcher iſolirter Lichtpunkt, den ſo viele Strahlen treffen von Wohlbehagen, Schönheit und Eigenthümlichkeit iſt nur in Deutſchland möglich. Der Franzos begreift es nicht, woher wir das Mark haben zu ſo vielen Hauptſtädten, ſo vielen kleinen Fürſtenhöfen, die alle die Würde der Selbſtſtändigkeit, der beſondern Anziehungskraft üben, kein Abglanz größerer, mit eigenem Lichte begabt. Und ließe ſich nicht noch dazu denken, daß auch die Intelligenz, eine edle Kunſtliebe hier ihren Sitz aufgeſchlagen hätte, daß Rudolſtadt eine zweite Hauptſtadt der Poeſie für Deutſchland geworden wäre! Schiller lebte hier längere Zeit, hier lernte er am Rudolſtädtiſchen Hofe ſeine Gattin kennen und gewann ſie; hier dichtete er unter anderen ſeinen Spaziergang, den die Pietät würdig gefeiert hat. Ein verſchlungener Bergpfad leitet den bewachſenen Fels hinauf, und eingemeißelt in eine Platte am höchſten Gipfel lieſt man die bedeutungsvollen Schlußworte des Gedichtes. Noch lebte hier eine Tochter des Dichters als Vorſteherin einer weiblichen Erziehungsanſtalt, die erſt im vorigen Jahre einem würdigen Manne ihre Hand reichte. — Es hat nicht ſein ſollen. Auch die Looſe der Städte ſind wunderbar vertheilt, und die Vorzüge der körperlichen Schönheit ſollen nur ausnahmsweiſe mit der geiſtigen verbunden erſcheinen. Neapel hat nichts als ſeine Natur, während Rom in ſeiner dürren Campagna zweimal Weltbeherrſcherin wurde. Berlin ward der Sitz der norddeutſchen Intelligenz, wo ringsum

hundert glücklichere Punkte dem Auge von selbst entgegen springen zur Hauptstadt eines Europäischen Staates, und Weimar auf seiner kahlen Hochebene ward für Goethe und Schiller zum Lebensthron und zur Grabesstätte, während Rudolstadt in seinem duftig grünen Thale von der Natur selbst zum Sitz der Deutschen Romantik berufen scheint.

Vielleicht war es die Sonne, die so hell auf die friedlichen Häuser, auf das frohe Marktgewühl und auf die grünen Berggipfel leuchtete, welche mir die patriotischen Wünsche für die kleine Stadt eingab. Ich dachte die Leute müßten hier alle glücklich sein. Wo fehlt der Schatten! Ich sage nicht, daß er in dem schönen Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt stärker sei als in anderen kleinen Ländern. Allein es ist hier derselbe Fluch wie in den kleinen Städten. Wir in großen Staaten und großen Städten leiden wenigstens nicht daran, daß wir uns alle gegenseitig kennen, und wissen was wir besitzen und zu verzehren haben, und woher wir es haben, und wer vornehmer ist als der andere, und wessen Anstellungspatent älter ist, als das des andern. Wenn wir es wissen, so läßt es sich wenigstens im Gewühl der Masse vergessen. Das ist hier nicht der Fall. Der Raum ist eng, und es werden mit jedem Jahre mehr Menschen geboren, die Anspruch machen, darauf zu leben. Ein Staat ist groß, und die Kandidaten können wenigstens hoffen, daß Plätze einst für sie da sind. In kleinen Ländern müssen die Aeltern schon an der Wiege des Kindes

rechnen, welches Plätzchen einſt offen ſein mag, wenn das Kind zum Manne geworden. An dieſe Rechnungen und Spekulationen knüpfen ſich natürlicherweiſe Familien-Rückſichten, die den patriarchaliſchen Zuſtand verkümmern. Da kann denn die Luſt, die uns ſo natürlich ſcheint, durch tauſenderlei Rückſichten gefeſſelt ſein. Das Exiel devoter Servilität vor einflußreichen Männern und Familien iſt bei uns wenigſtens in der Erſcheinung verbannt; in kleinen Ländern gehen oft noch ſpukhafte Geſtalten vorüber, die an die Jammerzeit Iſſlandiſcher Amtleute und Hofſchranzen erinnern mögen.

Das kleine Schwarzburgiſche Ländchen gab Deutſchland einſt einen Kaiſer, deſſen Gedächtniß zu den ehrenwertheſten gehört. Und zugleich zu den traurigſten. Günther von Schwarzburg war ein Charakter, wie wir ihn gern als Deutſch mahlen; tapfer, voll Familientugend, offen, großgeſinnt. Aber nicht gewachſen ſeinem Gegner, der meinte, daß in jener verworrenen, unſeligen Zeit die Tugenden eines tapfern Mannes und guten Hausvaters nicht ausreichten, um den Kaiſerſcepter zu ſchwingen. Günther ſtarb an Gift, und die Geſchichte widerſpricht dem Gerüchte nicht, daß jener andere Kaiſer, der in gewiſſer Beziehung auch auf Tugenden Anſpruch macht, es ihm miſchen ließ. Wenn wir die Tragödien unſerer Kaiſergeſchichte aufzählen, ſtrahlt in düſterm Mordlichte die raſche That des Wittelsbachers und des Johannes Parricida; Günther von Schwarzburg's Ende verſchwimmt dunkel in der dunkeln Epoche. Auch die

Poesie hat den schwarzen Schleier noch nicht gelüftet, unter dem ein Deutscher Giftmord ruht. An Karl dem Vierten rächte sich das Unrecht, welches er auf seinem politischen Schlangenwege beging, durch Gräuelthaten und naturwidrige Frevel in seiner eigenen Familie. Das Geschlecht der Luxemburger ging unter in thyesteischen Gräueln, in Schmutz und Wahnsinn. Die Schwarzburger erholten sich wieder im Schooß des Deutschen Familienlebens. Sie streckten nicht wieder ihre Hand aus nach dem Glanz der Krone, und doch leuchten schöne Züge von ihnen in die Deutsche Geschichte. Hier auf dem Schlosse von Rudolstadt wagte eine Deutsche Frau, Katharina Gräfin von Schwarzburg, einem Alba, der das Henkerschwert über Deutsche Fürsten ungestraft schwingen durfte, mit dem Tode zu drohen, wenn er, dem Vertrage entgegen, seine Soldaten ihre Bauern plündern ließe. Der Spanische Kriegsfürst erblaßte, als er der Deutschen Frau in das zornige Auge und ihre Leibwache sah, die die Tafel umringte. Er befahl, was sie wollte, und — hat sich nicht gerächt. Das Schwarzburgische blieb damals von den Gräueln des Krieges verschont.

Der Weg von Rudolstadt nach dem Stammschlosse der Schwarzburger führte mich zuerst von der Saale ab. Von der Höhe südlich über der Stadt erblickt man im Thale den Thurm von Saalfeld. Das Gedächtniß der verhängnißvollen Tage, deren erstes, blutiges Vorspiel hier gefochten ward, lebt noch mit lebendigen Farben in

der Gegend fort. Es drängt, wie das oft der Fall iſt, die Bilder viel gewichtigerer Ereigniſſe zurück. Das Todtendenkmal der Gefallenen erhebt ſich am Ufer der Saale. Man zeigt die noch dicht bewaldeten Bergſchluchten, durch die gegen alle Erfahrung und Vermuthung Napoleon's Heerſchaaren durchbrachen.

Bei Blankenburg, am Eingange in das Schwarzathal, feſſelt noch rechts den Blick der ſchroffe Bergkegel mit den Ruinen von Burg Greifenſtein. Das iſt nicht mehr der Charakter der Saaleufer und Saaleburgen. Wie ein Gränzwächter des romantiſchen Mittelalters ſteht Burg Greifenſtein an der Schwelle von Süddeutſchland. Hier iſt kein Sächſiſches Element mehr. Hochgeborne Ritter, Minneſänger, Kreuzfahrer und das Fauſtrecht winkten von den ſonnebeſchienenen Zinnen der hohen Burgruine herab.

Ich bog links ab in das ſtille, tiefe Schwarzathal. So ſchauerlich, als man es ſchildert, fand ich es nicht; auch iſt es weder großartig, noch gewährt es ſchöne Ausſicht. Es bietet gar keine. Denn auf einem engen chauſſirten Wege ſteigen wir neben dem murmelnden Gebirgsſtrome einige Stunden bergan, ohne anderes zu ſehen, als über uns die dunkeln Hallen ſchöner Gebirgstannen, die am hellen Mittage eine anmuthige Nacht über den Weg breiten. Die Schönheit deſſelben wird weniger mit dem Auge, als mit dem Gefühl erfaßt. Die dunkel-grüne Einſamkeit auf einem mehr ſtundenlangen Gebirgsſpaziergange ohne Abwechſelung, ohne beſonders

schroffe Felspartieen, oder Emporblicke in das Hochgebirge, oder Einsichten in andere Thalgründe, ist es, welche ihm einen eigenthümlichen Reiz leiht. In Deutschland selbst findet sich wohl kein Thal, welches in derselben Ausdehnung diesen Charakter bewahrte.

Es ist der würdige dunkle Thorweg zu einem Schauspiel, wie es in unserm Vaterlande vielleicht kein zweites giebt. Schon umwehen uns reinere Lüfte des hohen Gebirges; da hat die Kunst den Seitenvorhang gelüftet und das Auge blickt auf eine Scenerie, deren ungemeine Schönheit selbst eines befremdet, welches die Wunder der Alpen kennt. Nur den überraschenden Anblick, den der Hinaustritt auf den Heidelberger Schloß-Altan gewährt, kann ich damit vergleichen. Doch ist wieder das Schauspiel hier ein ganz anderes. Wenn nicht gleich schön, dafür düsterer, erhabener, imposanter. Eine tiefe Kluft, ein schroffer Bergkessel thut sich auf. Weit unter unsern Füßen taucht aus der Staffage mahlerischer Tannenwipfel ein grünes Thal auf, bewässert von der Schwarza, der Rauch der Hütten eines großen Fleckens kräuselt sich an den dunkeln Bergwänden empor. Und aus der Mitte dieses Thales steigt ein isolirter Berg empor, auf dessen Gipfel die Schwarzburg in all den mannigfaltigen mahlerischen Formen alter Schlösser erbaut ist.

Aber Berg und Burg überragen nicht die Schlucht; sie liegen darin versteckt und gehegt, wie ein schönes Waldmährchen, das die Berge umher neidisch verschließen, daß das Wetter es nicht trifft, und das Auge des Lau-

schers es nicht entdeckt. Hohe, steile, dicht mit dem schönsten Tannenwalde bekleidete Bergwände steigen von allen Seiten darüber hinaus und verlieren sich in das Hochgebirge des Thüringer Waldes. Und links hinüber sieht man auf dem Plateau, wo es sich lichtet, den Fluß herabkommen. Nach einem weiten Gebirgswege im Thale angelangt, umarmt er fast in einem vollendeten Kreise als natürlicher Burgwall den Schloßberg, bis er sich in das Thal ergießt, aus dem wir herauf kommen. Ich fühle, indem ich diese Zeilen durchlese, das Ungenügende meiner Schilderung. Selbst der Pinsel des geschicktesten Landschafters kann die einsam majestätische Lage dieses in den Schauern und der Anmuth eines hohen Waldgebirges verschlossenen Fürstenhauses nicht so wieder geben, wie der Eindruck ist, wenn wir aus dem Schwarzathale auf jenen Höhenpunkt treten, wo zuerst die ganze Scenerie sich vor uns aufthut. Wie sollen es dann Worte vermögen. Engländer haben dem Wirthe erklärt, sie hätten dem Gleiches in Europa nicht gesehen. Das scheinen Wirthstraditionen, die ihren spekulativen Zweck haben. Aber nächst Heidelberg möchte auch ich diesem Schauspiel den Vorrang des Ueberraschenden, Schönen und Majestätischen in unserm Vaterlande geben. Es fehlte nur irgend ein weißer Schneegipf, der über den Tannen des Hochkammes hervorragte, und die Gebirgslandschaft könnte sich mit denen der Schweiz kühn messen. Nur der hellgelbe Anstrich, den man dem alten Schlosse jüngst gegeben dürfte für Viele störend sein;

allein der Kontrast gegen die schwarzen Waldlehnen wirkt grade mahlerisch gut.

Es kostete Mühe, mich von dem Anblick loszureißen. Um den Eindruck des Gemäldes nicht zu schwächen, suchte ich keine andern Punkte. Mein einsamer Weg ging seitwärts durch die Gebirge nach der Ruine von Paulinzell. Aber, auch hier ist — ob mit den Engländern? — schon die Wuth, alle Merkwürdigkeiten zu zeigen eingekehrt. Ich mußte und sollte auf den Tripp-stein, eine höhere Höhe über jener gelegen, von welcher der Reisende zuerst die Schwarzburg sieht. Diese Aussicht aus dem Birkentempel ist allerdings sehenswerth, obgleich der landschaftliche Charakter mehr in die Vogelperspektive übergeht, und man mehr von oben in den Mechanismus der Gegend hineinblickt, während man dort, wie von einem Wunder geblendet, davor steht. Wenigstens lohnte die Aussicht nicht den Aerger, den ich als Mitgift bekam. Freilich nur eine jener kleinen Verdrießlichkeiten, die jedem Reisenden begegnen, die er mit einer guten Portion Ruhe und Behaglichkeit unterdrücken mag, über die er nachher lächelt, oder vielmehr darüber, daß sie ihn in Harnisch bringen konnten; die aber doch, giebt er ihnen einmal freies Spiel, wie ein Mückengesumme einen stillen Raum, seinen Reise-Humor stören. Man hatte es für absolut nothwendig gehalten, mir einen Wegweiser mitzugeben. Es war ein höchstens zwölfjähriger Bursche. Funfzig Schritt vom Hause sprang aber noch ein zweiter hinzu, vermuthlich weil der erste

ſich der Aufgabe nicht für gewachſen hielt, den Weg zu zeigen, den ich mir übrigens ſelbſt ſuchen mußte und leicht fand. Denn beide Knaben hatten vollauf zu thun, die großen Herren zu ſpielen, und ſobald ſie aus dem Bereich des Ortes waren, ſich ihre Pfeifen anzuzünden. Ihr Geſpräch war ein Koncert von unverſchämter Prahlerei, und aller Nichtsnutzigkeit, welche Straßenjungen aus den burſchikoſen Reden von Studenten ablauſchen können, ihre Gebärden eine widerwärtige Nachäffung halb der Manieren eines Stutzers, halb eines Raufers. Durch eine halbe Stunde hörte ich von dem älteſten Burſchen nichts, als wie der und der ihm einen Preußiſchen Thaler und jener einen Gulden gegeben, und jener ein filziger Lump geweſen, den er laufen laſſen, wobei die Hand in der Hoſentaſche die Geldſtücke beſtändig an einander ſchlagen ließ, die er zu Hauſe vor ſeiner Mutter wahrſcheinlich verſteckte. — Weshalb mich das verdroß, weshalb mich das Puppenſpiel der Kinder nicht amüſirte? Weil mir Kinder mit Frack und Manſchetten ſchon auf dem Theater zuwider ſind, aber noch mehr im Thüringer Walde. Weil ich hier ein tüchtiges, ernſtes und doch heiteres Geſchlecht allüberall gefunden und kennen gelernt habe, und mir dieſe Knaben wie häßliche Zwerge unter einem kerngeſunden Volke vorkamen. Ueber ungeſchliffene Buben, die unverſchämt betteln, kann man lächeln, aber rohe Natur-Kinder, die in den abgetragenen Lumpen einer konventionellen Bildung ſich brüſtend, ſo induſtriell auf den Erwerb des Tagediebs ſich legen,

erscheinen wie geistige Cretins. Die Groschen, die ich ihnen gab, dünkten mich ein Handgeld zum Zuchthaus. Wie diese Burschen, wenn sie noch einige Jahre das leichte Handwerk treiben, die Fremden auf den Berg zu führen, jemals arbeiten werden, um sich wie die armen Gebirgsbewohner hier ihr saures Brot zu verdienen, ist nicht wohl abzusehen. — Wie streuen begüterte Reisende durch leichtsinnig hingeworfene Gaben, die für sie eine Kleinigkeit, für die Empfänger halbe Schätze sind, so oft den ersten Keim des Verderbens in ganze Ortschaften und Gegenden. Er wuchert fürchterlich. Nichts ist verführerischer als reiche Geschenke für Dienste, welche nach dem natürlichen Sinn der Leute keinen Lohn verdienen. Ich weiß Gegenden, wo vor zehn Jahren ein armer Holzschläger den Lohn ausschlug, den ich ihm bot, als er mich im Walde zurecht führte; denn es sei schändlich, von einem Verirrten etwas zu nehmen. Heut möchte jeder daselbst Lohn erwarten für die Antwort, die er auf eine Frage giebt. Wenn wir über die Demoralisation von Gebirgsgegenden, Brunnen und Bädern entrüstet sind, und daß wo wir noch Unschuld, Arbeitsamkeit und Natursinn vermutheten, nur Gewinnsucht und Faulheit zu Hause sind, so vergessen wir die Schuld den ersten reichen Besuchern zuzuschreiben, zumal der sentimentalen Großmuth der Damen, welche wenigstens den Kindern ungefährdet Geschenke zuwenden zu können meint. Aber grade dieß ist das Verlockendste, und die mit den Kindern getriebene Industrie der Eltern vergiftet die Moralität

mehr als reicher Lohn für geringe, aber wirkliche Dienste. Wir Alle gehen auf Reisen den Weg der Engländer, die Knicker werden müssen, weil die Verwöhnten fordern, daß sie Verschwender sein sollen.

Die freie Gebirgsluft ist ein herrliches Medikament für Aerger jeder Art. Hügel auf, Hügel ab wandernd, durch Moor und Dickicht, Fluren und Dorfschaften des Hochgebirges, verschwanden mir die beiden Zuchthauskandidaten bald vor dem gesunden, schönen, freundlichen Geschlechte, das hier, in strenger Arbeitsamkeit, keinen urbaren Flecken ungenutzt läßt, und die Elemente sich dienstbar macht. Ich fand fast keine Quelle in ihrem natürlichen Laufe; überall mußte sie, in Röhren und künstliche Kanäle eingezwängt, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche bilden, und in Bleichen und Fabriken dienstbar sein. So vernutzt sah ich noch in keiner Gebirgsgegend das Wasser. Doch drückte bekanntlich im vorigen Jahre ein großer Mangel desselben den Thüringer Wald.

Aber dieser Fabrikcharakter des Gebirges ist plötzlich wie verschwunden, wo du die grauen Ruinen von Paulinzell erblickst. In einem Halbkreis sanft aufsteigender Waldberge liegen sie da in erhabener Einsamkeit. Allüberall in Deutschen Landen verstanden es die alten Mönche sich die stillsten und schönsten Plätze zu wählen. Der Rundbogenstil dieses Klosters gehört einer spätern Zeit an, die schon der Gothischen Architektur Platz machte; aber rein und erhaben, ohne alle Verkünstelung, steigen

diese herrlichen Pfeiler himmelan und reden zu dir die verständliche Sprache einer untergegangenen Vorzeit. Vom Schiff der Kirche ist nur das Gewölbe ganz eingestürzt, und der blaue Himmel glänzt über dir. Aber oben auf den Seitenwänden sprießen in die Luft zarte junge Bäume, als wolle die Natur ergänzen, wo die Werke der Kunst den Stürmen erliegen mußten. Der Anblick ist überraschend schön. Es ist als seien diese schlanken Bäume nur eine natürliche Fortsetzung des Mauerwerkes, wo es aufhört. Unter deinen Füßen wuchert auf den zerstörten Quadersteinen üppiges Gras und Moos, ein grüner Teppich ausgebreitet über den Grabessteinen vergessener Geschlechter. Aber noch blickt durch das Moos die Kutte eines Abtes, der Helm eines Kriegers; du magst auch noch, wenn du mit dem Fuße die grüne Decke ablösest, dir Mühe geben, in der verblichenen Mönchsschrift ihre Namen herauszulesen. Paulinzell gehört zu den schönsten Klosterruinen in Deutschland; freilich mit durch seine isolirte Lage in der Stille eines weiten Gebirges, das keine tiefen Thäler zu großen Landstraßen darbietet. Daß man allen Schutt beseitigt hat und die Architektur grad aus der grünen Erde aufsteigt, erhöht das Eigenthümliche des Anblicks.

Eine seltene Blume blüht in dem Paulinzeller Thale: die Tochter des Schenkwirths, ein Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, und von einer gedrungenen, ausdrucksvollen Schönheit, die auf den ersten Anblick überrascht. Bei einer majestätischen Stirn, einer stolz

vorſpringenden Adlernaſe und glanzvollen Augen, die eine Königin zierten, hat die feine Bäuerin den zarteſten, vom Roſenhauch der Geſundheit übergoſſenen Teint. Dabei ſchien ſie in der Wirthſchaft arbeiten zu müſſen wie ein Aſchenbrödel. Sie iſt ihrer Schönheit wegen in der Gegend berühmt, und man wollte mir in ihr einen Prototyp des Thüringer Schlages zeigen. — Ernſt und edel ſind überall die Geſichtszüge der echten Race, welche ſich in den höhern Gebirgen, beſonders unter den Frauen, am reinſten erhalten haben mag. Aber eine Schönheit, die dieſer nur im entfernteſten entſprach, fand ich nicht wieder. Was wir katholiſche Geſichter nennen, ernſt, länglich, blaß, mit dunkeln Augen, ſprechenden Zügen und feiner Haut, ſo ſah ich häufig Bauerfrauen grade in den abgelegenſten Häuſern. Wer an den kummergedrückten, runzelvollen, gutmüthigen, aber immer abgeſtumpften Ausdruck unſerer halb Wendiſchen Race denkt, will hier keine Bauern erkennen; es ſcheinen ihm herabgekommene Abkömmlinge eines herrſchenden Geſchlechts. Doch kommt die Erſcheinung bei Landleuten und Fiſchern auch anderswo vor, daß die Geſichtszüge um ſo zarter, edler und ausdrucksvoller werden, je mehr ſie durch ihre Lage vom Verkehr mit Anderen abgeſchloſſen ſind. Die Schönheiten im Rudolſtädter Thal waren anderer Art, mehr geſunde, hübſche runde Doſenbilder, der ovale katholiſche Charakter fehlt. Auch die Männer im Gebirge ſind gedrungener, voller; aber in den kräftigen, hohen Geſtalt zu erkennt man doch dieſelbe Abkunft mit ihren Frauen.

Einige Stunden durch einen steilen Waldpfad hinter Paulinzell in die Höhe gestiegen, und eines der Hochplateaus des Thüringer Waldes ist erreicht. Die Fernsichten bieten weder etwas Großartiges noch Merkwürdiges; die schroffen Formen, die hohen Kuppen fehlen. Der Abend zeigte nur blaue Bergzüge und weiße Thäler dazwischen; aber die reine Gebirgsluft übt berauschende Kraft. Sie gab mir die, an dem Tage meinen Marsch zu verdoppeln. Die Stadt Königsee, so nahe dem durch Goethe's Lieder gefeierten Ilmenau, scheint traurig und verlassen in einem kalten Höhenthale zu liegen. Ein Kärrner, der mühsam seinen Frachtwagen durch die Hohlwege heraufgetrieben, und sich und seine Pferde im Wirthshause ruhen ließ, klagte doch nicht über die Gebirgswege die da sind, sondern über die Eisenbahnen, die da kommen werden! Wo es den Menschen so leicht gemacht werden wird, und Ehre und Verdienst aufhören werden auf der Welt!

Noch einige Stunden bergauf, und die Holzhäuser, die Bäche, der Haferbau, der Wuchs der Tannen sprechen noch deutlicher den hohen Gebirgscharakter aus. Manches erinnerte mich an den des Riesengebirges. Nur nicht die vortrefflichen Wirthshäuser, die man fast schon in jedem Dorfe antrifft. Spät langte ich erschöpft in einem an, vor dem man mich gewarnt hatte. Aber die Nacht erlaubte nicht weiter zu gehen, da überdieß mein Weg, durch Feld und Wald, an Bächen entlang, Abhänge hinab und hinauf auch bei Tage schwer

zu finden war. Und in dem verrufenen Wirthshause, in einem abgelegenen Thale, wo ich seit Tagen vielleicht der erste Reisende war, stand nach einer halben Stunde ein geschmackvolles, wohl servirtes Abendessen auf dem Tische; prompte Bedienung, Reinlichkeit und ein duftendes, kräftiges Bier würzten es. Vielleicht noch mehr die Gespräche der muntern Mägde beim Spinnrocken am Ofen. Es war eine Spinnstube, und frische, muntere, hübsche, fleißige Dirnen scherzten, lachten und erzählten sich lustige und schaurige Dinge. Eine Lebhaftigkeit und eine Anmuth der Bewegungen, der Blicke, der Sprache, und mir fehlte nichts bei der mährchenhaften Nachtscene, als daß ich sie nicht verstand. Denn ich war leider viel zu müde, um mir die harten Thüringischen Gebirgslaute in mein Deutsch zu übersetzen, so graziös es auch von den hübschen Lippen klang, wenn sie in jedem Wort ein ch anbrachten: chrichtig, chrein, chgreß, Duch — chhaß — chnimmer. Wie sauer muß unsern Vorfahren in den Wäldern ihr Deutsch geworden sein! Graf Bojardo ließ bekanntlich in allen seinen Dörfern läuten, als er das unermeßlich schwere Riesenwort Rodomonte gefunden. — Und was will Rodomonte sagen gegen den wälzerbrechenden Redegang. Aber den Chrimhilden und Chriselden war es noch nicht genug, sie sprachen Chredegang.

Zur Lust einer Gebirgsreise gehört für mich, allein bergauf, bergab meinen Weg zu suchen. Einen Führer im Schlepptau, oder ich in seinem, und das halbe Freiheitsgefühl ist mit der Hälfte Genuß fort. Doch giebt

es auch der Fälle, wo es Pflicht wird, seine Freiheit freiwillig gefangen zu geben. Um einen großen Zeitverlust, den eine Verirrung mir verursacht, einzubringen, ließ ich mich die steile Berglehne von Mellenbach nach Curschdorf führen. Curschdorf, Fischbachswiese und Neuhaus sind die höchsten Punkte auf diesem Hochplateau des Thüringer Waldes. Von letzterem Orte an senkt sich das Gebirge und die Bäche fließen dem Main zu. Zwischen kahlen windumfegten Höhen liegen jene Dörfer, Holzhäuser, mit Schindeln gedeckt, von ärmlichen Gärtchen, von dürftigen Feldern umgeben. Der Wassermangel des Jahres hatte drückend auf die Industrie gewirkt, und die Armuth war groß. Auf dem Thüringer Walde fehlen die weiten Hochmoräste, welche in Hochgebirgen auch in trocknen Sommern die Quellen speisen. Die Mühlen standen still, die Bewohner der höheren Dörfer mußten ihr Korn in die tieferen Thäler hinabtragen, um Mehl zu erhalten. Ein noch traurigerer Anblick, die Quellen im Felsen waren mit Thüren verschlossen, und große Vorhängeschlösser hingen daran! Mein Führer wußte nur eine fortgesetzte Klage über die zunehmende Armuth, und daß die Ehrlichen überall zu Schaden kämen. Ein gehöriger Aerger gegen die Reichen machte sich dabei Luft. Es gab also doch noch Reiche auf diesen unwirthbaren Höhen! Aber mit einem tiefen Stoßseufzer, so viel als eine Verwünschung auf den Zollverband, die Duanen- und Medicinalgesetze der umliegenden Länder, sagte er,

daß man ihnen ebenfalls die Quelle des Erwerbs verstopft habe. So erfuhr ich denn, daß es auch hier wie im Schlesischen Gebirge, noch sogenannte Laboranten gibt, welche nach uralten Recepten, der neuern Chemie und Medicinalpolizei zum Trotz, Kräutertränke und Liqueure brauen. Früher wurde damit ein weiter, einträglicher Handel getrieben, und mein Führer schien selbst ein Herumträger gewesen zu sein. Jetzt sperren Schlagbäume und Medicinalordnungen allerwege den Eingang diesen unprivilegirten Getränken, und sie müssen ihr Heil auf Schleichwegen suchen. Doch giebt es noch reiche Laboranten, die von ihrem alten Zette zehren, und sie scheinen, wie in Schlesien, der Gegenstand abgünstiger Scheu beim Volke. Ein sehr alter gichtbrüchiger Mann, wankte in Pelzstiefeln und einer Nachtmütze zwischen den Feldern. Der kalte Morgennebel erpreßte seiner Brust ein krankhaftes Husten, und die ganze Erscheinung hatte an dieser Stelle etwas Gespensterhaftes. Mein Führer knif die Faust und machte ein grimmiges Gesicht: „Sieht der alte Sünder auch einmal nach seinen Feldern!“ — Ich erfuhr keinen andern Grund, weshalb der alte Laborant ein Sünder sei, als daß er fünfzehn Häuser in Eurschdorf und dem Nachbardorfe besaß, fünfzehn Häuser von Brettern und mit Schindeln gedeckt! Und er war ein Herr der Herrlichkeit, ein von bösen Geistern Besessener, der auf seinem Mammon ruhte! — Königsee war vor kurzem durch einen fürchterlichen Brand verwüstet. Viele bedeutende Brände hatten hintereinander in diesem

Theile des Gebirges gewüthet. Es war klar, daß sie durch Bosheit angelegt worden. Aber die Justiz vermochte nichts zu entdecken. Da ging man denn nach Baiern und befragte einen „weisen Mann;" und der weise Mann bewährte sich als solcher, indem er die weise Antwort (natürlich für Geld) gab: „Einige Male wird es noch brennen, aber alsdann werdet Ihr den Brandstifter entdecken." Buchstäblich traf es so ein, es brannte nur noch ungefähr 11 Mal und dann fing man einen Burschen, der geständlich alle diese Feuersbrünste angelegt. Anfänglich, ein vierzehnjähriger Bursche, aus der bekannten Pyromanie, die sich also auch hier vorfindet; dann vereinte er das prodesse dem delectare und fand auch dabei. Ob er durchs Feuer, oder nur durchs Schwert zu justificiren wäre, darüber strit sich der alte Rigorismus und die neuere Humanität in Königsee. Glücklicherweise giebt es aber im Thüringer Walde noch keine Aerzte, welche den Brandstifter für einen unschuldigen Verbrecher erklären, den der Staat im Irrenhause bei guter Kost sanft zu streicheln hat, damit er endlich einsehen lernt, daß Feuer anlegen nicht zu den erlaubten Vergnügungen gehört.

Die zunehmende Bevölkerung rodet die Wälder mehr und mehr aus; wo ein Fleckchen zum Acker zu machen ist, geschieht es. Um das gewerbfleißige Neuhaus, vor einigen Jahren noch im dichtesten Walde versteckt, hat die Noth die Berge weit umher gelichtet. Und doch verschwendet man noch das Holz in der unverantwortlichen Art, wie auf den meisten Hochgebirgen. Noch vor den

ersten Herbstregengüssen knistert das Feuer in den eisernen Oefen und brennt von früh bis in die Nacht. Die Hitze in den zugehaltenen Stuben ist erstickend. Auch die Aermsten wollen es sich warm machen, es ist ihr einziger Luxus. Doch werden erfahrnere Wirthe schon inne, daß es auf die Dauer nicht geht. Man richtet die eisernen Oefen bereits mit Klappen ein, um die Hitze zu verschließen, und dürfte mit der Zeit auch zu den nordischen Kachelöfen übergehen.

In den langen Thälern, die nach Franken hinabführen, beginnt schon süddeutsche Behaglichkeit, Lebensüberfluß und Betriebsamkeit. Große Dorfschaften, Fabriken, gewerbfleißige Städtchen reihen sich aneinander. Die Hämmer dröhnen durch die Waldschluchten, die Mühlen rauschen, und wo das Auge eine grüne Wiese sieht, breiten sich darüber Bleichen aus. Ein Anblick befremdete mich. In Gegenden, wo die Kultur noch zurück schien, und das wilde Waldgestrüpp noch von den Bergen herab in die Thäler hängt, sah ich verschlossene Thorwege in den Bergen, zuweilen mit architektonischer Zier, andere schlicht gemauert, alle aber dicht verschlossen, das Vorhängeschloß oft mit Rost oder Moos überzogen. Ueber viele wuchert wildes Schlinggewächs. Sind dieß Erzbergwerke oder Eingänge zu den Tribunalen des heimlichen Gerichts? Oft sind lange Reihen solcher schauerlichen Pforten zu Seiten des Weges, und Stadt und Dorf sind noch weit. Aber es sind nur Bierkeller,

kühle, luftreine Höhlen, in denen das kostbare Getränk das Alter erreicht, um in die Welt geschickt zu werden. Dies Thüringer Bier, an Kraft und Würze dem eigentlichen Baierschen gleich, unter dessen Namen es reist, wandert, wenn es jährig ist, nordwärts über die Berge, und revolutionirt Sachsen und Brandenburger und hinauf bis zu den Friesen die Einwohner, welche bis da ihr eingebornes Weißbier, ihren Bryhahn und ihre Mumme für gute Getränke hielten. Die Kraft der Wahrheit siegt über die theuersten Vorurtheile. Noch lange dürfen sich Thüringer und Franken einen guten Markt für diese Waare in Norddeutschland versprechen. Man fühlt und sieht aber auch sein Gedeihen diesem südlichen Abhange des Thüringer Waldes an. Die kleine Stadt Sonnenberge hat sich seit kurzem fast um das Doppelte aufgedehnt. Sie handelt, bis nach Berlin, mit den Spielwaaren, die noch immer den Namen der Nürnberger führen, und für die kleinen Pürrchen von Lindenholz bauen einzelne Kaufleute kostbare Villen, die am Abende wenigstens wie aus Marmor scheinen! Ebenso prosperirt Neustadt, das schon südlich aus dem Gebirge herausliegt. Der Reisende aus dem Norden ist von hier an überall wohl aufgehoben. Er tritt in das gesegnete Kreuzerland, wo, wenn auch nicht Milch und Honig um uns fließen, doch für alle Behaglichkeit des physischen Lebens auch an den kleinsten Orten billig gesorgt ist.

Der Thüringer Wald ist die große Scheide zwischen den Groschen und Kreuzern. Die Eintheilung ist

uralt, und stolz sagte mir der Wirth in Koburg: „So lange wir rechnen können, haben unsere Väter nie nach Groschen gerechnet.“ So lieb und werth ist allen Bewohnern der Kreuzländer ihr Münzfuß, daß diese Anhänglichkeit allein die Einführung des gewünschten allgemeinen Decimalmünzfußes scheitern machen kann. Aber im Verkehr vertragen sich friedlich Groschen und Kreuzer, und den Süddeutschen ist es nachzurühmen, daß sie jetzt mit vorurtheilsfreier Liberalität unsere Groschen bis an den Fuß der Alpen nehmen. Ja man reist durch Deutschland jetzt nicht bequemer als mit Preußischen Thalerstücken; selbst unsere Papierthaler werden in den Städten bereitwillig angenommen.

Dies gesegnete Kreuzerland ist so oft geschildert worden, ich selbst habe in meinen „Schattenrissen aus Süddeutschland“ einige Zustände desselben im Jahre 1833 skizzirt, daß ich die gefälligen Leser hier nicht mit einer vollständigen Erzählung meiner jüngsten Streifzüge durch dasselbe aufhalten will. Und doch, sind nicht in unserer Zeit rascher Entwickelungen drei Jahre ein Zeitabschnitt, in welchem das Bild eines Landes ein völlig anderes werden kann! Die Zustände in Rheinbaiern, Baden, Würtemberg und Baiern waren 1836 schon ganz andere als 1833. Ich könnte dieselben Skizzen noch einmal schreiben, und kein Wort würde dasselbe bleiben. Aber auch das ist in dem kurzen Zwischenraume anders geworden, daß es 1837 nicht mehr räthlich wird, dieselben Themata zu berühren, welche 1833 zu übergehen ein peccatum

contra naturam gewesen wäre. Nur die Natur bleibt dieselbe, die schöne, reiche, ewig frische und volle. Der Strom der Meinungen rauscht vorüber, und was er ansetzt und fortreißt, scheint nicht in Betracht zu kommen gegen das, was ist, und ewig sein wird. Einige Ruinen sind seitdem gefallen, einige Klöster dafür aufgebaut, einige Bergfestungen haben neue Bewohner erhalten, einige Kanäle werden angelegt und die langen Streifen, auf denen Eisenbahnen das grüne Land durchschneiden sollen, sind abgesteckt. Ich will noch drei Jahr warten, und dann melden, ob die Natur eine andere wurde.

Koburg liegt in einem Paradiese. Steige auf die Bergfestung und überzeuge dich davon. Weder beschreiben, noch mahlen läßt sich die Aussicht auf den Segen ringsum. Koburg ist aber auch eine Europäische Stadt geworden; es ward der Focus einer neuen Diplomatie, die sich noch mit der Hoffnung befaßt. Sein kunstsinniger Herzog bekundet seine Verwandtschaft mit den Verhältnissen der Britischen Halbinsel dadurch, daß er im Angelsächsischen Baustil die alten Gebäude in und um der Stadt überarbeitet. Sein Schloß in der Stadt ist ein Windsor Castle geworden, die alte Stammburg auf dem Berge wird anglisirt, die Mauern, die Thore der Stadt, jedes alte Thürmchen, jedes Schilderhaus; der Prototyp aber bleibt das Lustschloß Rosenau vor dem Thore. Die Elfen Shakspeare's könnten auf dem grünen Rasen gaukeln und ihr Vaterland vergessen. Solche Konsequenz in Durchführung ein und desselben Baustils

BIBL. VINDEB. UPS.

ſah ich noch nicht. Aber in Koburg heißt er nicht Angelſächſiſch, ſondern Gothiſch. Der Wirth nahm mir ſogar den neuen Namen übel, und erklärte, daß die Ideen und der Geſchmack ſeines Herzogs ſelbſtſtändig wären, und vollkommen unabhängig von denen ſeines königlichen Bruders, dem einſt die Ausſicht lachte, in dem wirklichen Windſor zu thronen.

Südlich von Koburg läuft eine andere Gränzſcheide, die zwiſchen der Maſſe des proteſtantiſchen und des katholiſchen Deutſchlands. Aber mein Führer, der mich auf dem nächſten Wege nach Kloſter Banz führen ſollte, ſagte, daß dieſe Unterſchiede nicht mehr aushielten, indem wir Alle Chriſten wären, und ſein Herzog ſehr weiſe allen Streit und jede Beleidigung gegen die von einer andern Konfeſſion verboten hätte. Wird das von jenſeits auch ſo gehalten, fragte ich? Und die goldenen Marmorhallen des berühmten Kloſters Banz, der Staffelſtein mit der Kapelle des Schäfers Herrmann, der die vierzehn heiligen Nothhelfer ſah, und das erzkatholiſche Bamberg, mit der Reliquie des wahrhaften Nagels, ſchienen bedenklich zu ſchweigen. Aber ich irrte. Mein Führer, ein frommer Weber, belehrte mich, daß die gleiche Noth auch die feindlichen Anſichten ſich näher gebracht. Es war ein Mann von kirchlichem Sinn und philoſophiſchem Geiſte, und dabei ein guter Mann. Er hatte viel nachgeſonnen, wie der Noth der Menſchen abzuhelfen ſei, und die Noth beſtand darin, daß ihrer zu viel auf der Welt ſeien an eine große Ausgleichung, an eine Weltgerechtigkeit glaubte

er. „Es ist schon ganz richtig wie Sie sagen, mein Herr, daß unrecht Gut nicht gedeiht, und der Ungerechte bestraft wird, und das schlecht Erworbene nicht beim Besitzer bleibt. Allein ich habe noch nicht gesehen, daß der ehrliche Mann darum wieder aufkäme, und das Seinige zurückerhielte. Es geht ihm in der Welt vielmehr nicht besser als dem Ungerechten." Dieß alles schien ihm ausgeglichen werden zu können, wenn in Franken und Sachsen weniger Menschen wären, die sich die Arbeit vorm Munde wegnehmen. Er glaubte nur an zwei Mittel, erstens einen Krieg, und zweitens Amerika. Denn ein Krieg brächte doch wieder die Kapitalien unter die Leute, und ohne Krieg würde es in Deutschland auf die Länge nicht gehen. Dieser selben uns befremdenden Ansicht war auch mein Führer auf dem Thüringer Walde! Ueber Amerika gingen dem ehrlichen Mann noch sehr schwankende Gedanken im Kopfe um. Einige sagten, es sei da etwas für den Deutschen zu holen, Andere sagten es sei nichts. Ich that das Meinige, ihn von der stark keimenden Auswanderungslust abzureden. An Gründen dafür fehlte es nicht. „Sie mögen schon recht haben, erwiederte er. Ich glaube es auch, was sie von den Amerikanern sagen, und wie sie hartherzig mit den armen Deutschen, die zu ihnen kommen, umspringen, und sie aussaugen, und die Kontrakte, die in Europa geschlossen sind, umstoßen. Aber grade darum ist so mein Gedanke, daß man sie zwingen müßte, uns Wort zu halten und ehrlich mit uns umzugehen." Und wer

erräth das Wie? — Unſere Fürſten ſollten eine Alliance ſchließen: „der Schwede, der Preuße, der Oeſterreicher, meinethalben auch der Türke,“ jeder ſolle ſo und ſo viel Bataillone, oder Regimenter hergeben und Kanonen, und ſie hinüber ſchiffen nach Amerika, und dort ſollten dieſe Regimenter mit dem Bajonette für die Deutſchen Auswanderer ſorgen, daß ihnen recht geſchähe, und ihnen das gehörige Land, was ſie kauften, erhalten würde. Ein Koloniſationsprojekt, für das der Weber mit Leib und Seele ſchwärmte. Ja ich ſtehe nicht dafür, daß es nur ſeine Idee bei ihm wird, denn der Friedfertige ſchien empört, daß ich einige Bedenken dagegen äußerte. Es war ein grundehrlicher Mann, und ſeine Augen blickten ſo verwundert und dankbar auf die wohlverdiente Kleinigkeit, die ich ihm gab, als die kleinen Taugenichtſe in Schwarzburg undankbar auf die nicht verdiente.

Kloſter Banz iſt kein Monument alterthümlicher Größe, vielmehr ein ſpäteres der Pracht und des Reichthums der katholiſchen Kirche. Bei den Landbewohnern gilt es als das Wunder der Herrlichkeit auf Erden. Auf mich können die hellen glänzenden Räume einer Kirche im Jeſuiterſtil keinen Eindruck machen, auch wenn die Verhältniſſe edel und rein ſind, wie es hier der Fall iſt. Entzückend dagegen iſt die Ausſicht von der Terraſſe über die Krümmungen des jugendlichen Mains und die geſegneten Fränkiſchen Ebenen.

Ueber Staffelſtein, den wunderthätigen, durch Wallfahrten beglückten Ort, führt der ebene Weg leicht

nach Bamberg. Eine Hauptſtadt im Lande des Segens. Was ließe ſich noch zu dem, ſo vielfältig über die reizend gelegene alte Stadt und ſeinen herrlichen Byzantiniſchen Dom Geſagten, hinzufügen. Schade, daß der Sandſtein, in dem die Ornamente dieſer koſtbaren Reliquie alter Kunſt ausgeführt ſind, von ſo ſchlechter Beſchaffenheit iſt, daß die meiſten Figuren der Portäler und Strebepfeiler ſchon durchaus vom Regen verwaſchen, in geſpenſterhafter Ungewißheit daſtehen. Otto von Wittelsbach's Andenken lebt noch, wenn man gleich das Zimmer der Altenburg, wo Philipp von Schwaben (mir nannte man ihn Sterhan) fiel, in der kleinen alten Burg in der Stadt ſelbſt und auf der berühmten Altenburg vor der Stadt zugleich zeigen will! Hoffmann's Erinnerung iſt weniger bekannt; deſto lebendiger in vielen Anekdoten die des Fürſten Pückler im Deutſchen Hauſe. Ein Engländer wollte daſelbſt nicht einkehren, weil der berühmte Verſtorbene das einzige Zimmer, welches ſeiner Laune entſprach, bewohnt hatte! Mich, der ich jüngſt ein Pommer geworden, mußte die Kirche auf dem St. Michaelsberge beſonders anziehen, wo der heilige Otto, der baltiſche Apoſtel ruht, und hundert Bilder ſeine unglaublichen Wunderthaten im Pommerlande bezeugen. Meine neuen Landsleute würden ſich verwundern, wenn ſie ſahen, wie die alten Bamberger Mahler ihre Vorväter ſich gedacht haben. Da keine Reliquie vom heiligen Otto zu haben war, kaufte ich eine Abbildung des heiligen Nagels, die den heiligen Nagel, wie ge-

druckt davor steht, selbst berührt hat. Welche Wunderkraft dem viel gekauften Bilde beiwohnt, sagte mir der Verkäufer nicht; aber er klagte darüber, daß Bamberg keine Hauptstadt mehr sei, und alles gute, schwere Geld nach München zöge.

Wer in Süddeutschland reist, warne ich vor den Hamberern. Abgesehen von der fides Punica, die bei caupones, nautae und was dahin gehört, zu Hause ist, und mit allen Kontrakten nicht vermieden wird, sind ihre Wagen wahre Kniebrecher. In einen solchen seid dreien, ja zuweilen vieren hatte mich der Regen gezwungen, um Würzburg schneller zu erreichen. So gebildet auch die geistreiche Gesellschaft war, die sich zufällig hier zusammen traf, wäre ich doch ohne zerquetschtes Knie schwerlich in die zweite Bischofsstadt gelangt, wenn ich nicht die Hälfte des Weges zu Fuß gegangen wäre. Das kann ein rüstiger Fußgänger mit Bequemlichkeit durchsetzen; in dem ebenen Lechfelde Augsburgs sprang ich in Verzweiflung aus einem noch engern Wagen und erreichte in 4 Stunden die Stadt, während der Fuhrmann 6 dazu brauchte! Der Steigerwald, umschlossen von den Krümmungen des Mains, bietet auf dem Wege nur wenige reizende Punkte. Doch ist die herrliche Gothische Kirche in Burg Ebrach, mit dem wundervollen Rosettenfenster, eine Reise dahin lohnend. Wie manche gebildete Stimmen hört man hier die rasche Aufhebung der Klöster bedauern. Die Mönche von Ebrach hatten 80,000 Gulden geboten, wenn man das ihre verschonte; der junge

Arzt, der es mir sagte, bezweifelte, daß der Staat nach der Konfiskation mehr reinen Vortheil vom Verkaufe gezogen hat.

In der Stadt eines reichen Bischofs, reicher Prälaten und Klöster, wird der erstorbene Residenzlustre durch einige reiche jüdische Banquiers erhalten; und in einem Wirthshause der katholischen Stadt finden wir keine Aufnahme, weil einige Persische Prinzen daselbst logirten! Spielt nicht das Rad der Zeit so bunte Bilder als ein Chinesisches Feuerwerk! Würzburgs Lage ist schön, seine Häusermassen — sie erinnern mich an Mailand — seine Mainbrücke, die Perspektive seiner Kirchen, sein imposantes Residenzgebäude, es ist alles großartig und schön, es ist aber keine Stadt für mich, wenn ich an Nürnberg, Augsburg, Bamberg denke. Ein reicher, mit Italien verbundener Klerus, aber nicht das Deutsche Mittelalter hat der Stadt seinen Siegel aufgedrückt.

Es trieb mich fort in meine grünen Schwäbischen Berge, hin nach den Ufern des Kocher, Tauber, Jart. Ordentlich heimathlich schlug mir das Herz als ich die Baierische Gränze hinter mir hatte und die Würtembergischen Farben mich begrüßten, wo wieder höfliche Beamten die Päße besichtigen, wenn sie überhaupt Päße fordern. Diese Lust mochte es sein, die meine Füße an einem Nachmittage, durch öde, unwirthliche Gegenden im Vergleich mit denen, die ich verließ, von Würzburg bis Mergentheim trugen. Es war ein Sonntag. Nirgend in Deutschland sah ich solche bunte, auffallende phantastische Bauern-

trachten als auf dieſer, wenig oder nie von Reiſenden beſuchten Strecke. Einem Maler würde man es nicht glauben, und auf dem Theater dieſe ungeheuern geſteiften Leinwandſchleier, und bunten Mieder für eine zu kühne Schneiderphantaſie halten. Noch Vieles giebt es in Deutſchland aus der alten Zeit, von dem unſere Philoſophie nichts träumt.

Wollte ich noch einmal erzählen von dieſen tiefen Flußbetten, lieblich und ernſt zugleich, die ich durchſchritt, von dem gewellten Rebenlande, von den traulichen, behaglichen, Wirthshäuſern und Schenken, wo der klare würzige Wein in hellen Gläſern auf reinen Tiſchen prangt, von dem freundlichen Volke, von den blühenden Städtchen Mergentheim, Dörzbach, Künzelsau (ein kleines Nürnberg; es lohnte, daß unſere Landſchafts- und Architekturmaler es aufſuchten), von Oehringen, Weinsberg, wo ich, die Weibertreu dreimal beſteigend, jedesmal aufs Neue überraſcht wurde durch den mährchenhaft ſchönen Umblick auf die klaſſiſche Gegend, und der unermüdliche Geiſterſeher Juſtinus Kerner in Herzlichkeit und Gaſtfreundſchaft der alte war — o es fehlten mir für alles weder neue Worte noch Bilder, nur der Raum. Nur zweierlei ſchien anders als vor drei Jahren. Gehaltener, beſonnener klangen die politiſchen Geſpräche der Bürger, die heftige Leidenſchaftlichkeit, die hier vor drei Jahren regierte, war verſchwunden, ohne daß edle Freimüthigkeit und die Würde und das Gefühl des freien Bürgerthums, das die Würtemberger aus-

zeichnet, aufgegeben wäre. An benachbarten Orten, wo sie noch viel freier redeten, geneigt dem Fremden die Thür zu weisen, wenn er nicht einstimmte, herrscht jetzt am abendlichen Viertisch Todtenstille, als lausche der Frohnvogt der Zehme hinterm Fenster, und man blickt den Fremden scheu an, wenn er den Mund aufthut. — Aber auch die Kultur schien vorgerückt. Die Noth zwingt, mit jeder Handbreit Boden zu knausern; mit den Wäldern verschwinden die Büsche zwischen den Feldern, die Raine sind eingeengt, und die Aecker und Weinberge jetzt kaum durch drei Finger breiten Rasen von den Chausseen getrennt. Werden die kommenden Generationen in die Erde hinein bauen?

Ich schweige von Heilbronn, wo die Lustigkeit der alten Zeit noch zu Hause scheint, wiewohl die Architektur schon anfängt, das alte reichsstädtische Kleid der Stadt auszuziehen um ein geschmackvoll neues anzulegen, von Stuttgart, und den alten werthen Dichterfreunden, die ich daselbst antraf — ein glücklicher Zufall wollte, daß außer N. Lenau auch Anastasius Grün zum Besuche hier war — von der unerquicklichen Nachtreise über die rauhe Alp nach Ulm, um einige Seiten Raum zu gewinnen für das erhabenste Monument, was uns die Baukunst unserer Vorfahren hier zurückließ. Einen vollen Tag widmete ich diesem Münster und hätte, unter der freundlichen Leitung des Herrn Professor Hasselt und Architekturzeichner Mauch, gern eine Woche darauf verwandt. Was ich nur andeuten kann über diesen Wun-

derbau, wird hoffentlich nächstens ein dazu Berufnerer, mein Freund der General-Prokurator Schnaase, den ein glücklicher Zufall an demselben Tage nach Ulm führte, genügender ausführen.

Die meisten Gothischen Dome hat das Mittelalter unvollendet der neuern Zeit überantwortet; keiner aber steht in seiner Unvollendung so isolirt zu seiner Umgebung als der Münster von Ulm. Köln's Dom, ausgeführt, wäre ein Riesenbau geworden, der seines Gleichen suchte; aber er stände doch in einem Verhältniß zu der reichen und großen Stadt. Der Münster in Ulm, dem nur die Thurmspitze zu seiner Vollendung fehlt, hat zu der Stadt, wie sie jetzt ist, gar kein Verhältniß. Er scheint ein ungeheurer Tempel, um den die Werkleute einige Wohnhäuser erbaut haben; daraus sind allmählich Straßen, Märkte, ein Flecken, eine kleine Stadt geworden. Doch ist dieß nicht der historische Gang. In der Blüthe ihrer Macht und ihres Handels bauten die Ulmer dieß Riesenwerk; sie rechneten auf die steigende Vergrößerung ihrer Stadt, durch den immer wachsenden Verkehr mit Italien; aber während des überhundertjährigen Baues fand der Handel andere Wege, die Stadt nahm nicht zu, die Mittel versiegten, und bei der Hälfte des Thurmbaues mußte inne gehalten werden. Nun steht er da, die herrliche Ruine aus einer Zeit, welche Ungeheures wollte, gewaltige Kräfte dabei entfaltete, und doch nur Torsos zu Stande brachte.

Die unvollendete Höhe des Thurmes reicht schon in die Wolken, von der Gallerie sieht man die ewigen Schneespitzen der Schweizer Alpen, hätte man das unvollendete Werk nur so gelassen! Aber leider hat die Dürftigkeit eines Zwischengeschlechts sich gedrungen gefühlt, gleichsam aus Mitleiden, mit Ziegeln und Holz dem großen Thurme ein Paar kleine Spitzen aufzusetzen; wie wenn man einem geharnischten Riesen, dem der Helm fehlt, eine Papierdüte aus dem Krämerladen aufstülpte. Unserer Zeit, die zur Erkenntniß gekommen, fehlen freilich die Mittel, solch ein Werk zu vollenden; aber das kann sie thun, die Flicken, die ihre Großmütter den Blößen ihrer Riesenvorfahren aus falschem Schamgefühl umhingen, wieder abzureißen; und es ist ihr Beruf. In Würtemberg, wo so viel Treffliches geschieht, fehlt zwar nicht der Sinn, aber der gute Wille; die Denkmäler der alten Kunst, wie sie es verdienen, zu würdigen, ist noch nicht zum Pflichtbewußtsein geworden.

Wie alles wahrhaft Erhabene und Schöne, überrascht auch die Größe des Münsters nicht beim ersten Eintritt. Aber mit jedem folgenden Schritt in den ungeheuren Hallen zeigt sich der Eindruck von etwas Ungewöhnlichem fester und fester, bis er zum unverlöschlichen Siegel wird. Der Maßstab, um vergleichen zu können, fehlt zuerst, wir müssen die Reflexion und Zahlenverhältnisse zu Hülfe rufen, und erst durch dieses Mittel gelingt es, die Räume der Bogen über uns und den Wald von Säulen um uns zu messen. Ja wir wandeln in dem erhabensten Walde, den die Deutsche Baukunst in

unſerm Vaterlande zurückließ. Nichts in ſich Vollendetes, durchaus Schönes — in der Art ſteht der Ulmer Münſter hinter dem Freiburger — aber die kleinen Inkorrektheiten, die der aufmerkſame Blick allmählig entdeckt, verſchwinden immer wieder, je feſter ſie das Auge gefaßt zu haben meint, vor der Größe der Verhältniſſe. Ein hundert und vierzig Fuß iſt die Höhe des Gewölbes im Hauptſchiffe! Bei dem großen Muſikfeſt, welches vor Kurzem hier gegeben wurde, füllten die Tauſende von Zuhörern aus der Stadt und aus der Fremde, die wie Ströme durch alle Straßen wogten, nicht das innere Schiff, und an tauſend Verſammelte bei einer andern Gelegenheit verſchwanden faſt in dem hohen Chor. Die Abweichungen von einem urſprünglichen Plane, wenn ein ſolcher auch bis in die Details wäre entworfen geweſen, ergeben ſich von ſelbſt bei einem Bau, der 1370 anfing, und erſt 1494 fertig wurde. Es gab ſchon nöthig gewordene Reparaturen, Unterbauungen, die der Sicherheit wegen vorgenommen wurden. So wurden auch die beiden Seitenſchiffe, die jedes urſprünglich durch ein großes Gewölbe überdeckt waren, weil man dieß für zu gefährlich hielt, durch eine Säulenreihe getheilt, welche jetzt die Laſt des Seitengewölbes gemeinſchaftlich mit den Hauptpfeilern des Schiffes und den äußerſten Seitenmauern trägt. Dieſe neuen Säulen ſtimmen nicht ganz mit dem Charakter der großen Säulen des Hauptſchiffes; man ſieht es ihnen an, daß ſie nicht in der Idee des Baues ihren Urſprung haben, man kann ſie eingepreßt nennen, dennoch ſtören ſie nicht den Totaleindruck. Der Zauberwald

wird dadurch nur noch wunderbarer, verschlungener. Die Spitzbögen zwischen den Hauptpfeilern, die doch Schöpfung der früheren Werkmeister sind, schließen so spitz zusammen, daß das Auge verletzt wird; ein solcher Schluß geht fast hinaus aus dem Gothischen Charakter. Man denkt nicht mehr an die Festigkeit des Gewölbes; der Gedanke des Durchbohrens der Mauer und eines Zusammenbrechens des Bogens in sich, überschleicht den Beobachter. Dagegen krümmen sich die weitgeschweiften Hauptbögen des Schiffes, welche die gegenüberstehenden Pfeiler verbinden, in der Nähe der Kapitäler dergestalt gegen das Mauerwerk zurück, daß man unwillkührlich eine Annäherung an den Maurischen Hufeisenbogen oder die orientalischen Kürbiskuppeln zu erblicken glaubt. Alles das sind Fehler gegen den Gedanken, aber sie werden erdrückt von der Größe; ja selbst ein viel späterer Orgelvorbau, der das Portal verdeckt, eine offenbare geschmacklose Verletzung des Gothischen Stils, und unverhältnißmäßigen Raum einnehmend, verschwindet gegen die Majestät des Ganzen. Man hat, wie leider an so vielen Orten, die Kirche geweißt, aber auch dieß schadet dem mächtigen Eindrucke nicht; und vor dem Uebelstande, welcher in der Regel die protestantisch gewordenen Dome der Vorzeit entstellt, vor den Logenchören, die man in den Seitenschiffen die Pfeiler verdeckend angeklebt hat, schützt den Ulmer Münster seine Größe. Man bedarf dieser Aushülfe nicht. —

Von den historischen und Kunstschätzen, die er umschließt, ist ein großer Theil durch die bilderstürmende

Wuth nach der Reformation verloren gegangen; die bunten Fenſter, die ſteinernen Heiligenbilder unter den Pfeilern, viele koſtbare Basreliefs der Wände und Anderes. Aber der brutale Fanatismus ermüdete an dem Reichthum, den er zu zerſtören hatte, die Arme ſelbſt wurden ſchlaff, ehe das Werk der Vernichtung fertig war. Dieſem negativen Helfer in der Noth verdanken wir die Erhaltung ſolcher Kunſtſchätze, daß der Sinn ſchwindelt bei der Vorſtellung, daß ſie nur der kleine Theil eines Ganzen waren. Leſe man nur in den Beſchreibungen des Münſters nach, welche Erinnerungen die Kapellen der einzelnen Ulmer Geſchlechter (vor allem die der Beſſerer) aufbewahren, welche trefflichen Gemälde aus der Schwäbiſch-Deutſchen Schule, welche ſchönen Meiſterwerke der alten Skulptur in Adam Krafts hieſigem Sakramentshäuslein erhalten ſind. Alle dieſe Stücke werden durch die wunderwürdige Holzſchnitzarbeit im hohen Chor überboten, das Werk eines Meiſters, das in ſeiner Vollendung, Fülle, Reichthum der Phantaſie und Charakteriſtik einzig daſteht. Nur fünf Jahre arbeitete Görg Sürlin daran; wir meinen, ein halbes Jahrhundert habe dazu gehört. Was dem Meißel im Marmor ſchwer wird, hat hier das Meſſer im ſpröden Holze möglich gemacht. Zwei lange Reihen Chorſtühle ziehen ſich zu beiden Seiten hin, als Ganzes ein impoſanter Anblick, jeder für ſich in ſeinen Formen und reichen Arabesken ein Studium für Architekturzeichner; denn kein Blatt, keine Verſchlingung, die an einem Stuhl angebracht iſt, kehrt am nächſten wieder. Kobeldartig erheben ſich, hier an den Ecken, dort aus

der Mitte, braune Menschengestalten in Lebensgröße, mit Mienen, Gebärden, Blicken, als hätten sie eben noch gelebt, und wären durch eine Zauberruthe Mumien geworden, und es sind doch nur aus Holz geschnitzte Figuren. Dort am Eingang er selbst, der Meister; stolz, viel zu stolz für ein christliches Gotteshaus blickt er in den Chor, wo die alten Domherren gesessen haben, und die Hand zurückgekehrt auf die Brust, ruft er ihnen bei jeder Messe zu: „Ihr — — das ist mein Werk; es wird Euch alle überleben, die Ihr mir das Leben sauer machtet!“ denn der Künstler hatte bei Lebzeiten mit dem Reichthum und der Anmaßung seiner Gönner dieselben Kämpfe zu bestehen, welche, mehr oder minder herb, in jedes ächten Künstlers Leben wiederkehren. Nur handhabte ein kecker Meister des fünfzehnten Jahrhunderts seine Rechte auf andere Art als die unseren. In des alten Görg Zügen meinen wir einen Benvenuto Cellini wieder zu erkennen. Er läßt keinen Schimpf ungerochen. Einem jeden Herrn aus dem Kapitel hat er in seiner Sprache das Kapitel gelesen; Fledermäuse, Drachenköpfe, Phantome aller Art, mit äußerst unzüchtigen Symbolen, glotzen uns über den Stuhllehnen an, oder grinsen höhnisch unter den Bänken hervor. Wie viel Porträtähnlichkeiten mögen unter diesen Fratzen versteckt sein, welche Anspielungen auf den skandalösen Lebenswandel hoher Prälaten! Verborgen konnte der Spott nicht bleiben, jeder verstand ihn, und die Geistlichen duldeten ihn. War dies die Macht der Wahrheit, oder lachten sie mit? — Aber derselbe Meister, der so unvergleichbare Fratzen schnitzelte, mußte auch die edel-

ſten Frauenbildungen in Holz auszuſchneiden. Dem Meiſter gegenüber ſteht in ſtolzem Schmucke ſeine Frau, ein ſchönes Weib, und mehrere Sibyllen, von den ſchönſten Geſichtsformen, lehnen ſich über die Betſtühle und Altäre. In allen erkennt man den Nordfränkiſchen Typus, die edlen, länglichen Geſichter, mit den dicht zuſammen ſtehenden Augen, wie wir ihn aus den alt-Deutſchen Gemälden kennen. Das alte Wort: wer es nicht ſieht, der glaubt es nicht, paßt auf dieſe Holzbilder, denen nur andere Arbeiten deſſelben Meiſters in Blaubeuren gleich kommen. Der geſchickte Architekturzeichner Herr Mauch (Bruder des Profeſſor Mauch in Berlin) iſt mit der verdienſtlichen Arbeit ſeit Jahren beſchäftigt, wie von allen Merkwürdigkeiten des Münſters, zumal von Sürlin's Werken, genaue Abriſſe zu nehmen. Was ich davon ſah, war vortrefflich, und es iſt zu wünſchen, daß Herr Mauch Zeit und Mittel finde, dieß ſchwierige Werk zu vollenden und dem Publikum mitzutheilen. Noch hat ſich der Wurm nicht an die vierhundertjährigen Holzſtücke gewagt; nur ein Finger, eine Naſe, oder andere Extremitäten fielen hie und da ab, und mußten wieder angeleimt oder ergänzt werden. Das berühmte äußere Portal, mit der ganzen Geneſis in ſteinernen Basreliefs (beſonders naiv iſt die Auffaſſung, wie der aus dem Paradies gejagten Eva ein Hemde übergezogen wird) wird kein Fremder unbeſehen laſſen; wer ſich aber für die Baulichkeiten eines ſo ſeltenen Denkmals der Vorzeit intereſſirt, unterlaſſe nicht das Dach über der Kirche und den Seitenſchiffen zu beſteigen. Wenn er auch keinen „Wald" wie im

gewesenen Dach des Doms zu Chartres findet, wird sich ihm doch in diesen Labyrinthen von uralter Zimmerarbeit des Merkwürdigen und Ueberraschenden genug zeigen, zumal wenn er durch die dicken Gewölbe von Backsteinen, gegen welche die unseren wie Blasenhäute erscheinen, gelegentlich einen Blick auf die Hallen der Kirche unter sich wirft.

Der Weg nach Augsburg und Nürnberg führt aus dem Hügellande heraus, von dem ich sprechen wollte. Diese herrlichen Städte in der Fränkischen Ebene, mit ihren mächtigen Erinnerungen, die unauslöschbar hineinwachsen in die betriebsame Gegenwart, erforderten eine Aehrenlese für sich allein. Möge Nürnberg, der wahrhafte Stempel einer Deutschen Stadt, wie sie ohne Nachahmung des Alterthums oder der Fremde, durch sich selbst im Mittelalter wurde, noch lange sich bewahren seine Eigenthümlichkeit; möge der Sinn seiner Bewohner mehr und mehr das schätzen lernen, was sie noch besitzen aus einer bedeutenden Vorzeit. Das prächtige Augsburg, dessen Blüthe einer spätern Periode angehört, ist weniger der Gefahr ausgesetzt, seine Eigenthümlichkeit einzubüßen. Patricische Paläste schützen sich selbst und länger als Holzhäuser, wenn nicht solche Verhängnisse über dem Glanz einer Stadt einbrechen, als es bei Venedig der Fall war. Aber wer schützt die Straßen und Plätze der alten Städte vor der patriotischen Wuth, sie neu zu taufen nach den wandelnden Namen der Fürsten und Prinzen, die im Augenblick regieren? Ja taufte man sie die Hohenstaufen-, die Welfen-, die Habsburger-, die Ho-

lenzollern-, die Hohenlohe- und die Agilolfingerſtraße, das hätte hiſtoriſch-patriotiſche Bedeutung; aber was ſollen die Maximilians-, die Ludwigs-, die Friedrichs- und Carl- und Amalienſtraßen! Das ſind Namen, die, mit den Gemeinten, tauſend Mal Tauſenden angehören; und wie ſchnell verſchwindet die ſpecielle Erinnerung an den Carl und die Amalie, welche man im Rauſche des Augenblicks damit ehren wollte! Wer das Alterthum ehren will, ſollte auch ſeine Namen achten. Namen wie Sprichwörter bewahren die älteſten Dokumente der Vorzeit.

Aber noch einmal führte mich der Rückweg in das grüne Hügelland, als ich von Nürnberg ſeitwärts einen Abſtecher in die Vorgebirge des Fichtelgebirges machte. Jugendluſt und Jugenderinnerungen wachten auf, als ich dieſe lieblichen ſchönen Thäler mit ihren ſchroffen Wendungen, wunderbaren Felſen, rauſchenden Waſſerfällen, mit ihren berühmten Höhlen und mahleriſchen Burgruinen wiederſah. Nichts war verlöſcht vom erſten Eindruck; glänzender, friſcher tauchte er auf dort unter dem fabelhaft ſituirten Streitberg, Neideck, unter Rabeneck und Rabenſtein. Ein ſonniger Spätherbſttag färbte Ruinen und Gegenden mit wunderlichem Glanze. Die Jugend war wieder da, der volle Genuß, die volle Empfindungskraft für Gegenden, deren Liebreiz und Eigenthümlichkeit ſich nicht ſchildern läßt. Ich wenigſtens fühle keine Farben dafür in meiner Feder. Aber ſie ſind in Deutſchland gewürdigt. Vor ſiebzehn Jahren, als ich als Student in das Wieſenthal kam, war

in Muggendorf eine Schenke, reinlich und behaglich wie ſie meiſtens in Franken ſind; heut ſind in dem kleinen Dorfe fünf vortreffliche Wirthshäuſer, und ſo vortrefflich, daß nicht allein der Fürſt Pückler die Küche lobte, ſondern ein Engländer, den ich bei ſeinem in Engliſcher Weiſe ſervirten Thee traf, verwundert mich fragte, woher der comfort in ein abgelegenes Deutſches Dorf komme? Aber was mehr iſt, Kultur und Comfort haben der natürlichen Phyſiognomie keinen Abbruch gethan. Es ſieht noch heut ſo heiter und ländlich aus als damals, wo man nur Brot und Käſe und das unübertreffliche Bier aus den Muggendorfer Felskellern erhielt. Das Auge hat in dieſen Thälern noch einen Genuß, die zarten und ſchönen Geſichtsbildungen der Fränkiſchen Mädchen. Es ſind nicht die ſtolzen und kühnen Geſichter der Baierinnen, nicht dieſe herausfordernden Schönheiten, aber es iſt Anmuth und Adel, der die Züge der Fränkiſchen Bäuerinnen belebt. Die Höhlen zu ſchildern überlaſſe ich Geognoſten und Mineralogen, — ſie unterliegen der Mode, denn die man vor ſiebzehn Jahren beſuchte, liegen heut wüſt, und alljährig wird dafür eine neue entdeckt, welche alle früheren überbieten ſoll — ich halte es bei dieſer Aehrenleſe nur mit den Thälern und Hügeln zu thun.

Wenn einſt die Eiſenbahnen in einem Tage von Berlin bis ins Erzgebirge führen werden, wird das Fichtelgebirge eine Lieblingspromenade von Berlin aus ſein. Die Eiſenbahnen wünſche ich, dieß aber zu wünſchen ſehe ich an. Die Gegenden ſind mir zu lieb.

Ueber

den Zustand der Musik

in Deutschland.

Von

Ludwig Rellstab.

Erſter Abſchnitt.

Die Sprache zieht die wahrhaften Gränzen der Völker. Die Muſik iſt eine allgemeine Sprache der Empfindungen, darum überſchreitet ſie die Völkergränzen, und bildet ſich ein Vaterland ſo weit die durchſchnittliche Gleichmäßigkeit der Geſittung und Bildung reicht. Deshalb iſt der Zuſtand der Muſik in einem Lande noch viel weniger iſolirt zu betrachten, als der Zuſtand der Literatur. Schon dieſe ſteht unter bedeutenden Einflüſſen der Geiſteserzeugniſſe aller benachbarten oder durch lebhaften Verkehr verknüpften Völker; noch viel mehr folglich die Muſik, deren Zeichen allgemein verſtändliche ſind. Wie jedoch außer der Sprache, die Sitte, Gewohnheit, Neigung, der Grad der geiſtigen Ausbildung, den Charakter der Völker feſtſtellen, ſo ziehen dieſe mächtigen Geſtaltungselemente auch in dem großen Gemein-Gebiet der Muſik ſehr deutlich hervortretende Gränzen, innerhalb welcher beſtimmte Geſetze ſich geltend machen. Wenn daher auch die Dreiklänge des Deutſchen, des Italieners und Franzoſen u. ſ. w. dieſelben ſind, wenn alle Völker mit gleichen Zeichen ſchreiben, gleiche Grundgeſetze der Muſik

anerkennen, so stellt sich doch ein charakteristischer Unterschied derselben fest, ungefähr wie auch die Bildung des Körpers und der Gesichtszüge zwar nach gleichen organischen Grundgesetzen stattfindet, aber doch sowohl verschiedene Physiognomien der Völker als der Individuen erzeugt.

Deßhalb giebt es also trotz der Gemeingültigkeit aller musikalischen Ausdrucksmittel, eine Deutsche, eine Italienische, eine Französisch-Musik u. s. w. Sie beruht vorzüglich auf der Art der Gemüthsbildung der Nationen, wie diese aber bei dem stets wachsenden Verkehren der Völker auch mehr und mehr in einander überspielt und sich mischt, so geschieht dasselbe auch mit der Musik. Denn die Kultur veredelt zwar die ursprünglichen Formen der Natur, verwischt aber auch ihr eigenthümliches Gepräge mehr und mehr.

Dessenungeachtet hat, dem Himmel sei es gedankt, der Deutsche im Allgemeinen noch immer treu an seiner alten Weise festgehalten, die, wo sie in nähere Beziehungen zu den musikalischen Leistungen desselben tritt, vorzüglich durch seinen größern Ernst, und die Tiefe und Wärme seines Gemüths sich geltend macht. Dem Deutschen ist seine Kunst ein Heiligthum; er legt in ihr die edelsten Kräfte seiner Thätigkeit, und zugleich seine höchsten Anschauungen nieder. Selbst seine Freude bedarf (wir reden hier von dem nicht gesellig verflachten Theil der Nation) der ernsteren Grundfarben; nur dann scheint der ganze, tiefe Himmel seines Gemüths darin wieder, so wie der Spiegel nur mit dunkler Grundlage reine Bilder zurückwirft.

Alle großen Deutſchen Muſiker haben die Muſik in dieſem Sinne aufgefaßt; der heilige Ernſt iſt ihnen unentbehrlich, und wo er ſich nicht von der Seite der Empfindung geltend macht, da hält er ſich wenigſtens an die Wiſſenſchaft, und die heiterſten Erzeugniſſe voll ſprudelnden Scherzes und Humors, (wie z. B. Haydn's Quartette, einige Symphonien oder Sätze derſelben) beruhen, wie der ächte Witz auf ſcharfem Urtheil und ſtrengen Kenntniſſen, ſo auf den ernſteſten Grundlagen des Wiſſens in der Kunſt. Deshalb iſt ein Deutſcher Roſſini eine Unmöglichkeit, er ſpiele denn auch zugleich die ſchimpfliche Rolle eines Renegaten*).

Auf ſolchem würdigen Unterbau ruhte die Deutſche Kunſt von jeher, und wie endlich überall in der Welt das Höchſte auch die Herrſchaft übt — wenngleich auch nach langen Kämpfen — ſo dürfen wir kühn behaupten, die Deutſche Muſik iſt die höchſte Herrſcherin in dieſem Zauberreich, und wo ſich in Nachbarvölkern Einzelne zu ihrer Verſtändniß herankämpfen, da leiſten ſie ihr auch den huldigenden Eid der Treue. So z. B. Cherubini unter den Italienern.

Doch weder von ſeiner Zeit, noch von der Mozart's ſoll hier die Rede ſein. Wir wollen eine Charakteriſtik deſſen geben, was ſich aus dem Reiche, das einſt das erſte Triumvirat: Bach, Händel, Gluck, und ein Men-

*) Die neuere Kunſtgeſchichte iſt leider nicht ohne Beiſpiele davon.

schenalter später das zweite: Haydn, Mozart, Beethoven, beherrschten, in unsren Tagen gestaltet hat.

Unsere heutige Deutsche Kunst ist auf die oben bezeichnete Basis gestellt, aber durch zweierlei später fortwirkende Hauptkräfte specieller ausgeformt worden. Erstlich durch den Einfluß, den die Fortbildung der Musik bei unsern Nachbarn auf uns geübt hat, und also durch Ereignisse und die Kunstleistungen des Auslandes überhaupt, und zweitens durch die selbstständige Macht derjenigen Talente, die Deutschland in der neuesten Zeit hervorgebracht hat, und die das meiste Eigene zu dem von ihren großen Vorgängern überkommenen Erbtheil gefügt und so zur Fortbildung der Kunst entschieden mitgewirkt haben.

Bleiben wir zunächst bei den Ereignissen und den Kunstleistungen des Auslandes stehn. Auch die Ereignisse müssen in der Kunstwelt wesentlich beachtet werden. Es sind nicht die Künstler allein, in deren Hand die Kunst liegt; auch die übrigen Verhältnisse unseres vielgestalteten Lebens üben einen mächtigen Einfluß darauf, der sich jedoch natürlich mehr im Ganzen, als in den einzelnen Kunstwerken nachweisen läßt.

Die Deutsche Musik hat, wie alle Künste und Beschäftigungen des Friedens erst nach dem Jahre 1815, wo die Stürme der Weltgeschichte schwiegen, ihre unter dem Druck der Zeit gelähmten Schwingen zu einer neuen Entfaltung erhoben *). Alles was sich in dieser Zeit in

*) Nur der Titanengeist Beethovens, gewissermaßen über

den geſelligen und Völkerbeziehungen in Europa umgeſtaltete, hat mit auf ſie eingewirkt. Unläugbar iſt ein äußerſt geſteigerter Verkehr der Menſchen eingetreten. Die Völker, einmal durcheinander gerüttelt, waren einander näher gerückt und blieben inniger gemiſcht.

Dieß führt natürlich zu einer Modifikation der Nationalitäten. Unſere Väter hatten eine Italieniſche und eine Deutſche Oper. Noch jetzt unterſcheiden wir dieſe Gattungen, aber lange nicht mehr ſo ſcharf. Die Italieniſche Oper war damals für uns eine Treibhauspflanze, durch lauter künſtliche Mittel gepflegt; es gehörte dazu ein Italieniſcher Kapellmeiſter und Italieniſche Sänger. Auf ſolche Weiſe gab dieſe Oper Gaſtrollen in ganz Europa, ohne ſich daſelbſt einzubürgern, aber auch ohne die Deutſche Oper, damals freilich noch in ihrer Kindheit, mit in ihre Verwandtſchaft zu ziehn. Die Italieniſche Oper erſtrebte damals auch allerdings etwas Höheres; die Deutſche war mehr dem Familienleben, der Idylle gewidmet, ſie war eine bürgerliche, während jene das Ideal der Antike oder der Romantik vor Augen hatte. Die höher ſtrebenden Deutſchen, wie Haſſe, Naumann, wurden daher förmliche Italiener, und ernährten ſich mit der heſperiſchen Kunſt und Luft zugleich. Eine eigentliche Verſchmelzung zwiſchen dieſen Meiſtern, und ihren Zeit-

---

Raum und Zeit erhaben, ſtürmte grade unter den donnernden Rauchwolken des Weltkampfes ſeinen Kunſthimmel — aber kein Zeus ſchleuderte ihn mit dem Blitz zurück, ſondern warf einen freudig zuckenden Strahl des Willkommens durch den Olymp.

genoſſen Dittersdorf, Hiller, u. ſ. w. war auch nicht denkbar.

Mozart war es aufbehalten, die Blüthen der Italieniſchen Opernmuſik auf ſeinen urkräftigen Deutſchen Stamm zu übertragen, und ſie dadurch zu viel reicherer Pracht zu entfalten. Das gemiſchte Element der Opern Mozart's hat eine nähere Verwandtſchaft der Opernmuſik beider Nationen herbeigeführt, wenngleich die Phyſiognomien ſich doch noch immer ſehr charakteriſtiſch unterſcheiden. Nachdem auf ſolche Art geiſtiger Verſchmelzung vorgearbeitet war, thaten die äußern Verhältniſſe das ihrige. Die Italieniſchen Operngeſellſchaften in mehreren Deutſchen Städten, wie Dresden, Berlin, Wien gaben auch Werke von Deutſchen Meiſtern, oder ſolche, die ſich der Deutſchen Kunſt nach Mozart's Vorbild anſchmiegten. Dieß bezeichnet vorzüglich die Periode des Anfangs dieſes Jahrhunderts, wo Cherubini, Salieri, Righini, Winter, Reichardt, Himmel (der letztere nur in einigen Werken, die ſeitdem verloren gegangen ſind) das Repertoir Deutſcher und Italieniſcher Operngeſellſchaften zugleich bereicherten. Von jetzt an war es nicht mehr nöthig, um eine Italieniſche Oper aufzuführen, daß man wie Friedrich der Zweite, Joſeph, und Friedrich Auguſt von Sachſen eine ganze Italieniſche Truppe mit Caſtraten engagirte, ſondern die Deutſchen Künſtler, wiewohl nicht einmal immer in Italien gebildet, waren den Aufgaben vollkommen gewachſen. Andererſeits fanden die Italieniſchen Sänger an den Productionen Deut-

ſcher Künſtler oder ſolcher, die ſich ihnen anſchloſſen, ebenfalls angemeſſene, würdige Aufgaben für ihre Geſangskunſt, was freilich bei Dittersdorf und Hiller oder dem, was die Franzoſen jener Zeit lieferten, nicht der Fall war.

Die Deutſche Opernmuſik hatte alſo durch dieſe Impfung eine *weſentliche* Veränderung erfahren. Sie trieb andere Blüthen, ohne ihren urſprünglichen Keim zu verläugnen. So wurde es möglich, daß in neueſter Zeit bei dem ſchon erwähnten nähern Verkehr der Nationen miteinander alle in Italien geſchaffenen Werke, die ganz der Italieniſchen Meiſterſchaft in der Virtuoſität des Geſanges, aber auch der Entartung im Geſchmack, und verkehrten äſthetiſchen Grundſätzen, huldigten, mit ihren Vortheilen und Uebeln unmittelbar nach Deutſchland verpflanzt werden konnten *). Roſſini's Tankred war nicht ſobald jenſeit der Alpen erklungen, als man ihn auch ſchon in Wien, München, Berlin hörte. Und ſeitdem hat ſich der Verkehr mit Italien ſo vermehrt, daß ein Werk, welches ſonſt Jahrzehnde brauchte, um ſich zu verpflanzen, und mit ſeiner künſtleriſch erregenden Kraft durchzudringen, jetzt in Wochen, ja mitunter *gleichzeitig bei uns und in Mailand* oder Neapel, in Schwung kommt.

Nicht anders iſt es uns mit der Franzöſiſchen Nachbarſchaft ergangen. Die Oper in Frankreich hatte einen

*) Ja nach ganz Europa, das inzwiſchen ähnliche Umwandlungen erfahren hatte, die uns hier jedoch nicht kümmern.

zwiefachen Gang der Entwicklung genommen. Sie spaltete sich in zwei einander wenig berührende Gattungen, in die große antike Oper, und in die Operette, welche die Anfänge der romantischen Opernbühne in Frankreich bildete.

Die große antike Oper, durch Gluck neu geschaffen, war in ihrem innersten Wesen eine Deutsche Schöpfung wie Gluck ein Deutscher Geist; Sacchini hat sich mit schwächern Kräften an Gluck's Brüsten genährt. Dennoch überkam uns, weil die Kunst der Ausführung in Deutschland noch nicht so weit gediehen war, Gluck, trotz seiner innigsten Verwandtschaft mit uns, zuerst in seiner Italienischen Hälfte. Er war damals ein Nebenbuhler Naumann's z. B. auf Deutschen und Schwedischen Theatern; Orpheus und Alceste wurden dort von den Italienischen Gesellschaften Italienisch gesungen. Sie bereiteten die Möglichkeit der Deutschen Ausführung vor. Gluck's Oper hielt sich aber in einer so selbstständigen Sphäre, sie hatte sich auf eine so reine Höhe gestellt, daß sie noch bis jetzt einzig geblieben ist. Sie hat nur in sofern auf die Zeit gewirkt, als sie den Kunstgeschmack zum Verständniß dieser edelsten und reinsten Erzeugnisse reifte; doch auf die Production ist sie von geringerem Einfluß gewesen, weil die Nachfolge in dieser höchsten Sphäre, bei dieser Einfachheit aller Mittel und Verhältnisse eine Kraft fordert, die noch keinem Nachgebornen geworden ist. Zu Gluck's Genius gehörten Combinationen des Geistes, die sich selbst bei musikalischer

Ueberlegenheit (denn Mozart iſt in dieſer Beziehung unbezweifelt reicher) gar nicht entbehren ließen. Die Gattung hatte Wurzel geſchlagen; viele Deutſche (beſonders Reichardt) verſuchten ſich in derſelben, allein die Species blieb ohne die erforderliche Entwicklung, weil es im Weſen derſelben liegt, ſich nie als Mittelſtufe noch behaupten zu können. Es muß das Höchſte geleiſtet, nicht blos erſtrebt werden; auf halbem Wege gewinnt man ſtatt der Einfachheit Monotonie und Leere. — Spontini iſt in gewiſſer Beziehung Gluck's Nachfolger geworden; allein nur in äußerlicher. Er fühlte von vorn herein, daß er ihm nur in derjenigen Einfachheit folgen könne, die durch einen Mangel an Talent, Verwickeltes zu combiniren, entſteht, aber nicht in derjenigen, die in der Sparſamkeit der Mittel die höchſten Wirkungen erreicht. Daher nahm er ſogleich zu einer Ueberfülle der letztern ſeine Zuflucht, und ſteigerte dieſe in eben dem Maaße, wie die erfindende und combinirende Kraft bei ihm abnahm, ſo daß in ſeinen nach der Olympia geſchriebenen Werken, die Macht der Mittel allein die ungemeine Armuth des Werkes verdeckt. So iſt in anderer Beziehung Spontini auch der größte Gegenfüßler Gluck's zu nennen. —

Bernhard Klein wäre wohl berufen geweſen, die Bahn Gluck's zu verfolgen, das Gebiet, das derſelbe eröffnet hatte, weiter anzubauen. Er beſaß, was Gluck fehlte, die Kraft, Verwickeltes muſikaliſch zu combiniren, und vereinigte damit den Sinn und die Anlage für jene höhere Einfachheit, die nicht aus Armuth, ſondern durch

Ausscheidung alles überflüssig Wuchernden, also aus dem wahren Reichthum entspringt. Völlig auf Gluck's Höhe stand er hinsichtlich der tiefsten, wärmsten, edelsten, dichterischen Verständniß. Doch einerseits wurde durch einen frühen Tod, und mehr äußere, in der Zeit liegende Hindernisse seine Laufbahn lange bevor er das Ziel erreichen konnte, abgeschnitten, anderntheils fürchten wir, würde er nicht streng genug gegen sich selbst geworden sein, nicht denjenigen Fleiß errungen haben, welchen Schiller identisch mit dem Genie setzt, und der eben in jener Unerbittlichkeit besteht, die nicht abläßt, in der innersten Tiefe, wo die erfindenden Kräfte wohnen, zu graben, bis sich die rechte Ader des reichen Schatzes geöffnet hat. — So blieb also, wie wir oben sagten, Gluck's Einfluß mehr ein genereller als ein specieller; es hat sich, doch der Mangel liegt nicht in ihm, keine Schule nach ihm gestalten können. Deshalb wirkt er nicht unmittelbar auf die heutige Deutsche Kunst ein, sondern nur mittelbar, indem an seiner Erhabenheit und Höhe der Abstand zu messen ist, in denen unsere Erzeugnisse sich von den seinigen befinden.

Die Französische Operette hat, wiewohl sie in einer viel geringeren Sphäre verkehrt, doch nach unsrer Ansicht einen größern Einfluß auf die Deutsche Bühne geübt. Mit Frankreich waren die Berührungen näher, leichter, folglich lebhafter als mit Italien. Daher wurde die Französische Operette schneller und häufiger bei uns heimisch als was Italien erzeugte. Es hatte dieß aber noch meh-

rere Gründe. Unſere geſelligen Beziehungen zu Frankreich waren verwachſener, Sitten und Gewohnheiten ähnlicher, in höheren Ständen herrſchten ſogar die Franzöſiſchen leider mehr als die Deutſchen; natürlich daß Erzeugniſſe, die dem Geſchmack jenſeits des Rheins huldigten, bei uns leichter heimiſch wurden. Sie waren aber auch in manchen Beziehungen populärer überhaupt. Der Franzoſe wendete ſich nicht ſowohl an eine ideale Welt, wie der Italiener, der ſeine Oper ſtets in die antike, oder in die Welt der Wunder verſetzte, und nur mit Heroen und Göttern zu thun haben wollte: ſondern er faßte die näheren Lebensbeziehungen auf und beſchäftigte zugleich einen gewiſſen feinen Verſtand, der ſich viel allgemeiner findet als ein großartig aufſtrebender Sinn für Erhabenes. Endlich und hauptſächlichſt waren die Franzöſiſchen Operetten unſeren Deutſchen Geſellſchaften wenn nicht im Spiel doch im Geſang leichter ausführbar als die Italieniſchen großen Opern, die überall durchgebildete Künſtler und überdieß ein nach damaligen Begriffen großes Orcheſter erforderten, während die Franzöſiſche Oper auch des letzteren entrathen konnte, und ſich mit dem Streichquartett, einer Flöte und einem Fagott begnügte, ſich wenigſtens ohne ſonderliche Uebelſtände oder Nachtheile in der Wirkung, auf dieſe Mittel reduciren ließ. Darum wurden Gretry, Daillayrac, Della Maria, Iſouard, Mehul*),

*) Dieſer, ein Schüler Gluck's aber ebenfalls ohne deſſen Werk gefördert zu haben, gehörte theilweiſe auch der großen Oper an, iſt jedoch in dieſer Gattung in Deutſchland wenig

Berton, und andere, ſo ungemein populär in Deutſchland, und hatten eine gewiſſe Zeit hindurch die Bühne faſt allein inne. Sie beherrſchten den Geſchmack der Zeit, und wenngleich Deutſchland in dieſer Gattung damals eben keine Talente von Bedeutung aufzuweiſen hatte, ſo wurden doch alle Werke des Tages, die mit den Jahren gekommen und verſchwunden ſind, ſehr nach jenen Franzöſiſchen behandelt. Wie jetzt Jeder, der einen Walzer ſchreibt, eigentlich nur Strauß reproducirt, ſo lebte damals die Franzöſiſche Romanze in den Deutſchen Operetten; dieſe ſind aber, eben weil es Nachahmungen waren, eben ſo verloren gegangen, wie die gedachten Walzer, die als die unächte Waare neben der ächten, im erſten Gebrauch auch ſchon verbraucht iſt, während jene vorhält bis die Mode die Form ändert.

Wie ſich die Franzöſiſche Oper durch die Zeitumſtände anders geſtaltete, ſo kam ſie in andere Modetracht, aber immer willkommen geheißen, auch nach Deutſchland herüber. Der Krieg hatte in Frankreich, wie überall eine ziemlich fühlbare Lücke in der National-Entwicklung der Kunſt gemacht.

Unter Napoleon's Herrſchaft war die ältere Kunſt, die noch aus dem ancien régime ſtammte, ſchon im Verblühen, im Abtreten vom Schauplatz; Mehul kann als

---

bekannt geworden; er war nicht der Atlas, ein ſo erhabenes Himmelsgewölbe der Kunſt zu tragen! Ebenſo Catel, der, wenn er einer geringeren Gattung ſeine Kraft gewidmet hätte, einen größeren Namen erlangt haben würde.

ihr letzter Vertreter angeſehen werden. Darauf folgte eine Art von Interregnum, welches nicht durch Eingeborne, ſondern durch Italiener getragen wurde, Cherubini, Paer und Spontini. Ein einziger Mann bildet die Brücke für die Franzöſiſche Nationalität aus der alten nach der neuern Zeit, der talent- und geiſtreiche Boieldieu. Nach der zweiten Reſtauration fingen die jüngern Talente, da ſie nicht mehr conſcriptionspflichtig waren, und wie Rode mit einem Obviſtendienſt in die Armee eintreten mußten, an, ſich zu entwickeln. Auber mit ſeinem „Concert à la cour“ war der erſte, der mit Glück über den Rhein zu uns wanderte. Er arbeitete ſich in Paris zu dem hohen Rang eines Rivalen Roſſini's um den Lorbeer der öffentlichen Gunſt empor, und wurde, es läßt ſich nicht läugnen, der Gründer einer neuen Franzöſiſchen Schule, oder muſikaliſchen Sekte; denn Herold, Halevy, Gomis, Labarre, Adam und wie ſie ſonſt heißen, ſind ſämmtlich faſt ganz in ſeine Fußtapfen getreten: der Letztere, vielleicht der talentvollſte von allen dieſen, jedoch, wie ſeine jüngſt bekannt gewordene Oper, der Poſtillon von Longjumeau, zeigt, mit feiner, verſtändiger Sonderung. Auch mit dieſen, keineswegs überall erfreulichen Wendungen der Kunſt, hat uns der geſteigerte Völkerverkehr in ſteter Berührung gehalten, und wir ſind von dieſer Anſteckung ſo wenig verſchont geblieben, wie von der Italieniſchen. In Paris erſchallt jetzt ein Accord, in Deutſchland findet er auf der Stelle ſein Echo. Die Schnelligkeit der Verpflanzung iſt auch hier faſt Gleichzeitigkeit zu nennen.

Wie ſelbſt das Waſſer des mächtigen Rheinſtroms ſich durch das des Mains in der Farbe modificirt, wenn es auch dem Grundton derſelben treu bleibt, ſo mußten dieſe vollen Ströme, die ſich vom Ausland her in die Wellen der Deutſchen Kunſt miſchten, allerdings auch ihnen eine andere Färbung mittheilen, und viele Erſcheinungen bei uns würden, wenn eine Chineſiſche Mauer uns von Frankreich und Italien abgeſperrt hätte, gar nicht ins Leben getreten ſein. Dennoch, wir dürfen es rühmend ſagen, hat die Deutſche Kunſt ſich ihre Selbſtſtändigkeit in einem hohen Maaße erhalten, und wird ſie, wenn ſie treu an ihren ächten Grundſätzen hält, auch noch ferner bewahren. Dieſen Ruhm verdankt ſie, wie es Schiller ſchon mit herrlichem Wort von der Deutſchen Muſe überhaupt anerkannte, nur der eignen Kraft. Denn mehr noch als von irgend einer andern Kunſt darf man es von der Muſik ſagen:

Kein Auguſtiſch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der Deutſchen Kunſt!
. . . . . .
Rühmend darfs der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen,
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Dieß gilt uns jedoch nur von den letzten zwanzig Jahren, wo nach der errungenen politiſchen Selbſtſtändigkeit Deutſchlands auch die Deutſche Muſik einen feſteren Boden und Anhalt im Vaterlande hoffen durfte.

Es war anders; aber Männer von edler ächter Kraft härteten ſich im Kampf gegen Widerwärtigkeiten, ſiegten, und ſtrahlten im wohlerworbenen Glanze des Ruhms, ſo daß das Ausland diejenigen feierte, die in Deutſchland mühſelig um ihre äußere Exiſtenz ringen mußten. —

Man wird mir einwerfen, daß ich bisher nur von der Oper geſprochen habe. Es iſt wahr, allein einmal vertritt dieſe den weſentlichſten Theil der Kunſt, umfaßt in ihrem weiten Gebiet faſt alle Gattungen mit, andererſeits iſt in Beziehung auf Kirchen- und Inſtrumentalmuſik Deutſchland nicht nur ſelbſtſtändig ſondern faſt allein herrſchend im Reich der Muſik, und was unſre Nachbarn darin leiſten, ſind nur ſchwache Nachahmungen deſſen was bei uns geſchehn iſt.

Wir haben es alſo jetzt nicht mehr mit den allgemein einwirkenden Ereigniſſen und den Kunſtleiſtungen des Auslandes, und den dadurch auf die Deutſche Muſik geübten Einflüſſen zu thun; ſondern mit den vaterländiſchen Künſtlern, die ſelbſtkräftig, bewußt, das edle Ziel feſt im Auge, den warmen Dank gegen die drei Erzväter der neueſten Kunſt, Haydn, Mozart und Beethoven im Herzen, einer verlockenden, gefährlichen, von den höhern Gipfeln der Geſellſchaft her begünſtigten Macht des Fremden, die ſich mit allen verführeriſchen Reizen umgab, wodurch der edlere Sinn des Menſchen in ſinnliche Erſchlaffung eingewiegt, und ſo die Entſcheidung der Menge gewonnen wird, mannhaften Widerſtand leiſteten. Dadurch haben wir uns erſt unſerm eigentlichſten

Gegenſtande, dem jetzigen Zuſtand der Deutſchen Muſik, in der letzten Parallele genähert, und können uns nun unmittelbar damit beſchäftigen.

Zweiter Abſchnitt.

Die Namen Spohr, Weber, Ries, Hummel, Fesca, Marſchner, Reiſſiger, Löwe, Friedrich Schneider, Bernhard Klein, Ludwig Berger, Mendelsſohn, werden uns hier als urſprünglich Deutſche und in Deutſchland vorzugsweiſe wirkſam, beſchäftigen. Doch wollen wir ſie nach den Kreiſen ihres Wirkens anders gruppiren als wir ſie hier der Ueberſicht wegen genannt haben. — Demnächſt haben wir als Miſchlinge Spontini und Meyerbeer, den einen als ein-, den andern als ausgebürgert zu nennen. — Es erſcheint am zweckmäßigſten, daß wir die Gattungen ordnen, und die Meiſter nennen, die ſich dabei ausgezeichnet haben. Wir machen drei Eintheilungen: Oper, Inſtrumental- und Kammermuſik, Kirchenmuſik. — Von den beiden erſten Gattungen wollen wir jedoch das, was hauptſächlich die Virtuoſität der Ausführung angeht, trennen, und in einem andern, dieſer beſonders gewidmeten, Abſchnitte behandeln.

Die Oper wurde vorzüglich durch die beiden reichen Talente Spohr's und Maria von Weber's bedacht. Wir ſprechen zuerſt von Spohr, deſſen Wirken früher begann und in gewiſſer Beziehung großartiger genannt werden muß.

Ludwig Spohr, geboren im Jahre 1783 zu Seeſen im Braunſchweigiſchen, erwarb ſich die erſten Kränze ſeines Ruhms durch ſein meiſterhaftes Violinſpiel, welches Rode's Schule durch Aufnahme ungleich größerer Schwierigkeiten vervollkommnete, und ſich durch Gediegenheit, Tonfülle, und edlen Stil des Vortrags auszeichnete. Wir laſſen indeſſen das, was er als Virtuos und als Componiſt für ſein Inſtrument, für's Quartett und Orcheſter geleiſtet, hier bei Seite und beſchäftigen uns nur mit ſeinem Verdienſt um die Oper.

Wir ſetzen daſſelbe nicht in die Zahl, ſondern in die Gediegenheit ſeiner Werke, und in den Einfluß, den ſie auf den Zuſtand der Deutſchen Muſik gewonnen haben. Wir wollen daher ſeine kleinern und minder beliebt gewordenen Opern, wie „der Zweikampf der Geliebten, Azor und Semire, der Berggeiſt, Pietro von Apone" und einige ſpätere hier ganz übergehen, dafür aber zweien ſeiner theatraliſchen Werke, die ſich durch ganz Deutſchland beliebt gemacht haben, Fauſt und Jeſſonda, die wärmſte Anerkennung widmen.

Fauſt iſt nicht nur Spohr's größtes, in der Phantaſie reichſtes und friſcheſtes Werk, ſondern es iſt auch dasjenige, weshalb wir ſein Verdienſt um die Deutſche Oper in gewiſſer Hinſicht über dasjenige Weber's ſetzen, wiewohl dieſer nachmals ihn an Mannigfaltigkeit der Erfindung, theatraliſcher Einſicht, und vor allem an Popularität und ſomit an Einfluß weit übertroffen hat. Allein, und wir haben dieß ſchon andern Orts mehrfältig aus-

geſprochen, Fauſt war die Stufe, auf welche Weber den Fuß ſetzte, um ſich den Standpunkt für die tieferen Richtungen der Romantik im Freiſchütz zu gewinnen. Spohr ſchrieb den Fauſt im Jahre 1814 in Wien, während er Kapellmeiſter am dortigen Theater an der Wien war. Ob dieſe Oper dort zur Aufführung gekommen, iſt uns nicht bekannt, doch in Prag, wo damals Weber Kapellmeiſter war, brachte derſelbe ſie unmittelbar nach ihrer Erſcheinung und mit großem Glück auf die Bühne. Sie verbreitete ſich nicht raſch durch Deutſchland, was einerſeits zwar die Kriegsereigniſſe verſchuldeten, die theils ſelbſt, theils in ihren Nachwehen noch alles erſchütterten, andererſeits aber auch dem Werk beigemeſſen werden muß, indem es zu kühne Fortſchritte gewagt hatte, dem Hörer zu ernſte und ſchwierige Combinationen zumuthete. Wo es aber erſt verſtanden wurde, da ſetzte es ſich auch um ſo tiefer feſt. Es liegt in Spohr's Eigenthümlichkeit, daß er entweder begeiſterte Anhänger findet, die er ganz entzündet, durchdringt und erfüllt, oder daß er durchaus keinen Anklang erwecken kann, je nachdem der eine Theil der Hörer nur ſeine tiefe, würdige elegiſch-rührende Seite auffaßt, der andere ſich an die freilich etwas ermüdende Art ſeiner Mittel, an die gleichförmig wiederkehrenden melodiſchen Wendepunkte, und an die durch Einerlei der Mannigfaltigkeit, (wenn man uns dieſen paradoxen Ausdruck geſtatten will), überreizende und demnach abſtumpfende Führung der Harmonie hält. Nicht ſelten iſt daher auch die Er-

ſcheinung bei ihm, daß ſeine begeiſtertſten Verehrer ſich in ſeine Widerſacher umwandeln; ein ſehr natürlicher Erfolg, der ſich in der phyſiſchen Welt unendlich oft ergiebt, wo auch grade der zu häufige und begierige Genuß der gewürzteſten Speiſen ſo leicht in Gleichgültigkeit oder Widerwillen dagegen umſchlägt.

Schwerlich aber wird dieß den Verehrern des Fauſt ſo leicht begegnet ſein. Denn obgleich ſich in dieſem Werk der ganze Charakter Spohr's auf das vollſtändigſte ausprägt, ſo trägt es doch zugleich auch den wahren Kern ſeiner Erfindungskraft in ſich, und der Reichthum, die Gediegenheit, die Friſche derſelben hält der Eigenthümlichkeit ſeiner Manier ſo die Waage, daß dieſe gerade als das rechte Maaß der würzenden Zuthat erſcheint, und vielleicht eben die äußerſten Gränzen des Möglichen in dieſer Gattung erreicht. Einestheils war es die Jugendkraft des Künſtlers, welche ihn in dieſem Werk vor der zu weichlichen Hingebung ſchützte, anderntheils aber nöthigte ihn auch der Stoff zu kräftigeren Gegenſätzen.

Wir ſehn darin ſechs Hauptfiguren auftreten. Zuerſt Fauſt, eine leidenſchaftliche, ſtolze Männlichkeit; Mephiſtopheles, eine vielleicht an ſich unmuſikaliſche Geſtalt, die aber durch den Gegenſatz, den ſie zu dem eigentlichen Weſen der Muſik bildet, grade das kräftigſte Mark der Oper, das Antidotum des Elegiſchen, zu dem ſich Spohr zu weit hinneigt,' wird. So giebt die Mixtur, an ſich eine Einmiſchung des abſolut Falſchen, der Orgel erſt das Salz, wodurch ſich ihr Reiz immer neu und

friſch erhält. — Auch iſt Mephiſtopheles, wenngleich an ſich nicht durch die Muſik darſtellbar, doch durch die Wirkung ſeines Erſcheinens ein höchſt muſikaliſches Element. Denn ſeine unheimliche Geſtalt weckt die dunkle Ahnung eines verhüllten Entſetzlichen in der Seele, und überſchleicht ſo die Nerven mit einem unerklärten Grauſen, welches aber durch ſeine Unbeſtimmtheit ganz dem Reich der Töne zufällt, die gleichfalls die Nerven an geheimen Saiten erbeben laſſen, und eine höhere aber nur geahnte nicht gemein deutliche Verſtändniß erzeugen. — So bilden dieſe beiden Geſtalten den kraftvollen, feſten Stamm, den ein ſchmiegſamer Blätter- und Blüthenſchmuck reizend umwindet. Oder in einem andern Gleichniß, ſie fallen als energiſche Schatten in das mit weichen Farben und Lichtern überhauchte Gemählde, und erzeugen die wirkſamere Einheit durch Contraſte, die, wie ſchroff ſie gehalten ſind, doch der reizendſten Verſchmelzung nicht entbehren. Denn nur Gegenſätze verſchmelzen ſich; das Gleichartige verſchwimmt unterſchiedslos ineinander.

Schöne, rein menſchliche Figuren bilden die Gruppen, welche ſich den zwei mit einer finſtern Uebermacht drohenden entgegenſtellen. Es ſind die weiblichen Geſtalten Röschen und Kunigunde, die männlichen Franz und Hugo. Beide Paare bilden wieder einen künſtleriſchen Gegenſatz unter ſich. Röschen iſt einer jener rührenden, ganz hingegebenen weiblichen Charaktere, die ſchuldlos fallen und vergehen; Kunigunde dagegen hat die Reinheit und den

Heldenmuth des weiblichen Bewußtſeins; ſie übergiebt ſich nicht, ſondern wird beſiegt; ſie ſieht die Schlange, die ſie mit ihren dunklen Ringen umſpinnt, ſchauert, kämpft, fällt und erhebt ſich, überall ſelbſtbewußt. Weibliche Demuth und weiblicher Stolz ſind alſo die beiden ſchönen Elemente, die hier in reizend verſchlungener Stellung jenen finſtern Gewalten gegenübertreten. —

Franz iſt zwar ein minder bedeutender Charakter, allein ſeine Gegenwart übt überall eine höchſt wohlthuende Vermittelung. Er iſt das nothwendige Seitenſtück zu Röschens lieblichem Bilde; ſeine duldende, immer geprüfte, immer treue Liebe, hat etwas tief rührendes, und der Mangel an Kraft wird nicht fühlbar, weil er mit übermenſchlichen Gewalten zu kämpfen hat; überdieß fehlt es ihm nicht an Muth. — Hugo's ſtolze Ritterlichkeit zeigt ſich eben ſo ſtattlich an Kunigundens Seite, und greift er gleich nicht mächtig in das Ganze ein, ſo iſt er doch durch die Gegenſätze, denen er ſich gegenüberſtellt, kräftig und glänzend hervorgehoben.

Der Dichter, dem wir kein großes Verdienſt zuſchreiben wollen, wenngleich er nicht ungeſchickt verfahren iſt, hat nur wenig beſtimmte Grundlinien dieſer Charaktere angegeben; Spohr hat ſie ſcharf, meiſterhaft ausgezeichnet. Sein Verdienſt iſt das ungleich größere; dennoch iſt er dem Dichter, der ihm die Aufgabe zuwies, einen großen Dank ſchuldig, denn die Natur derſelben zwang ihn, aus ſeinem angebornen Hange herauszugehn, und ſeine Kräfte vielſeitiger hervorzuarbeiten; die Noth-

wendigkeit lieh ihm ihre mächtigen Flügel, und ſo erhob er ſich hier höher als irgendwo ſonſt. Daher verehren wir in ſeinem Fauſt das gediegenſte, reichhaltigſte und ſelbſtſtändigſte Meiſterwerk, welches der Deutſche Genius in den lezten Jahrzehenden geſchaffen hat. Der Geiſt des Ganzen ſtrömt in die einzelnen Theile aus, ſo daß auch dieſe, für ſich betrachtet, ſich häufig zu den höchſten Stufen erheben. Eine muſikaliſche Analyſe iſt zwar hier nicht am Ort, doch ſei es uns vergönnt zu ſagen, daß einige Muſikſtücke einen Gipfel erreichen, der ſelbſt für die größten Meiſter bedeutend ſein würde. Die Ouvertüre iſt hier was ſie ſein ſoll, der wahre Kern, die zuſammengedrängte Lebenskraft des Werks. Nicht einzelne Momente deſſelben ſind äußerlich zuſammengeſtellt, ſondern der Geiſt des Ganzen condenſirt ſich darin, und eine Meiſterhand hat den großartigen Gedanken die künſtleriſche Form, in der ſie allein wahrhaft lebendig werden, anerſchaffen. Wir wagen es zu behaupten, Haydn, Mozart, Beethoven, würden ſich des Werkes nicht ſchämen, es nicht zu ihren ſchwächern Arbeiten zählen. — Einige Enſembleſtücke in der Oper ſelbſt erreichen noch einen höhern Grad eigenthümlicher Schönheit. Die Ouvertüre hat, wie die Oper überhaupt, noch ein Vorbild, das wir zunächſt im Don Juan zu erkennen glauben. Doch die Muſikſtücke, welche uns im Sinne liegen, ſind Spohr's innerſtes Eigenthum, und in ihnen verdankt er den Vorgängern nichts, als das was ihm an allgemeiner muſikaliſcher Bildung durch ſie geworden iſt, ein Erbe,

das wir alle nicht nur anzutreten berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet ſind. Ich geſtehe, daß ich, indem ich das Werk nochmals prüfend durchſehe, faſt ſchwankend werde, welche Wahl ich treffen ſoll, da ſich ſo Vieles der höchſten Anerkennung Würdiges darin findet; doch ich will mich an zwei Stücke halten. Das erſte iſt die Blocksbergsſcene mit den Hexenchören, das zweite das Terzett: „Ich kann nicht ruhn, ich kann nicht raſten.“ Wenn jenes uns durch den Zauber der reichſten Erfindungskraft tief verborgene Wunder der Romantik enthüllt: ſo rührt dieſes das innerſte Herz, durch die Holdſeligkeit der beiden Geſtalten Franz und Röschen, und läßt es zugleich mit ihnen unter den Schauern einer geheimnißvollen Gegenwart finſtrer Mächte erbeben. Der Geiſt des Unheils ſchwebt mit furchtbar ausgeſpannten Schwingen, drohend über dem Haupt der Reinen, und wirft ſeinen mächtigen Schatten über Himmel und Erde. Ringsum Finſterniß; nur die beiden Liebenden ſind noch von einem milden Abendſtrahl beleuchtet, der vom reinen Himmel herüber zittert; doch das ſchwarze Gewölk der Hölle zieht ſich dichter und dichter zuſammen, daß uns der Athem in der Bruſt ſtockt. — —

Wenn uns der Zweck dieſer Blätter nicht Gränzen ſteckte, ſo dürften wir noch Vieles über den eigenthümlichen Reichthum dieſes in Deutſchland noch viel zu wenig zur Anerkennung gelangten Werkes ſagen. So beſchränken wir uns darauf, es als dasjenige hier bezeichnet zu haben, was nach unſrer Einſicht dem Schöpfer deſſel-

ben den Anspruch auf die erste Stelle unter den Musikern giebt, welche die Deutsche Oper in unsrer Zeit würdig vertreten haben.

Das zweite Werk desselben Meisters, welches überall einen Boden fand, worin es gedieh und ihn anmuthig schmückte, ist Jessonda. Das durchweg elegisch gehaltene Gedicht, das weiche, warme Indische Colorit desselben sagte der natürlichen Neigung Spohr's vielleicht noch mehr zu als Faust, welches die Herausbildung andrer in ihm schlummernder Kräfte gewaltsam forderte. Abermals ein Beweis, daß es nicht gut ist, wenn man unsern Neigungen zu anschmiegend entgegenkommt. Aus der bewußten, selbstkräftigen Richtung, wird alsdann gar zu leicht eine willenlose; wem wohin er geht, der Pfad sich überall von selbst bahnt und ebnet, dessen Kraft wird durch den Widerstand nicht gestählt. Spohr mochte sich daher in der Jessonda vielleicht mehr in seinem Behagen finden, Einzelnes darin sich inniger, näher mit ihm verschmelzen, so daß in gewisser Beziehung schwer ein Fortschritt seiner Kunst in dieser Oper zu bemerken ist: das Ganze jedoch gab seinen Wünschen zu leicht nach. Im Faust hielten zwei gestaltende Kräfte einander die Waage; jene elegische, weibliche, die einen so süßen Reiz über das Gemälde ergießt, und jene rauhere männliche, die, durch den Stoff gefördert, sich fröhlich am Widerstande stärker rang. Hätte Spohr diese letzte mit klarer Erkenntniß überall zum Ziel seines Wollens gemacht, und mit kräftigem Ruderschlag darauf hingearbeitet, während er sich

„ugleich von den ſanften Wellen der Neigung auf jener andern Bahn forttreiben ließ, ſo würden ſeine Richtungen ſich aufs glücklichſte bedingt haben. Allein er gab ſich dem Spiel der Wellen und der Winde, die ihn dem Ziel ſeiner Wünſche entgegenführten, zu gern hin, und ließ ſich in eine weiche Zone, unter einen ſüdlichen Himmelt reiben, der ſeine Deutſche markige Kraft verweichlichte. In Jeſſonda ſind es nur einige Momente, die ihn herausfordern, ſich ſelbſtkräftig zu zeigen. Er hat ſie mit männlichem Willen ins Auge gefaßt, dieß Zeugniß muß man ihm geben. Der Kriegerchor am Anfang des zweiten Aktes, die Zeichnung des Prieſters Dandau, einige Ballette, und einzelne Auffaſſungen in Triſtan's Charakter, gehören dahin. Allein dieſe feſten Stützen ſind zu ſchwach, ſtehn zu vereinzelt, um die Geſtaltung des Ganzen weſentlich zu bedingen. Es ſind einzelne Felsblöcke, die auf der weiten, blumigen Flur liegen, aber von der üppigen Indiſchen Vegetation ſo überwuchert werden, daß das Auge ſie ſuchen muß, während es unwillkührlich doch nur den ſchönen, aber gleichförmigen Eindruck der blühenden Pflanzenwelt, ohne Stamm und Mark, aufnimmt.

Dieſe Richtung hat es veranlaßt, daß Spohr, dem der genauer prüfende, den geſchichtlichen Gang der Entwickelung Deutſcher Muſik verfolgende Beurtheiler, das frühere und vielleicht größere Verdienſt zuerkennen muß, doch bei weitem einen geringeren Einfluß gehabt hat, als Carl Maria von Weber. Spohr hat ein-

zelne Anhänger gefunden, doch eigentlich keine Schule gebildet; er ist zu bestimmt und einseitig ausgeprägt in seiner Eigenthümlichkeit, um Nachfolger auf seinem Wege zu finden. Auch ist es nicht wohl möglich, daß jemand da noch weiter gehe, wo schon das Vorbild zu weit gegangen ist. So bleibt er als eine einzelne Erscheinung in der Kunstgeschichte stehn, groß für sich, aber abgeschlossen. Er erhob sich weit über die Mehrzahl, würdig der Stammvater eines edlen Hauses zu seyn; doch sein Geschlecht stirbt mit ihm aus, er ist ein mächtiger Herrscher im Gebiet der Kunst, dessen Dynastie mit ihm beginnt und schließt. Wird die Geschichte der Musik durch ihn nicht um ein großes Geschlecht, um eine Reihe edler Stammgenossen reicher, so ist sie doch mit einem großen Namen beschenkt; ein Ruhm, der genügen kann, ein Verdienst, das zu dauerndem Dank verpflichtet.* —

Carl Maria von Weber, geboren 1786 am 18. December zu Eutin im Hollsteinischen, war Spohr's Zeitgenosse; sein Name bildete zuerst in der Welt der Virtuosität gewissermaßen das Zwillingsgestirn mit dem Spohr's. Er war dem Pianoforte was dieser der Violine. Mit einem höchst eigenthümlichen und doch leicht populären Talent begabt, drang Weber durch kleinere Arbeiten sogar früher in die weitverbreiteten Kreise der Musikliebenden ein, als Spohr, und man sang seine Lieder, spielte seine Claviercompositionen eher allgemein, als Spohr, dessen Gaben überhaupt nicht so leicht ansprachen, sich bei dem größeren Publikum Namen und

Zugang verſchaffte. Doch ein großes, entſcheidendes, ſein künſtleriſches Gewicht feſtſtellendes Werk für die Bühne lieferte Spohr im Fauſt früher als Weber, und ſchrieb es vielleicht für eine längere Dauer. Weber hatte bis dahin nur einige Operetten, deren bedeutendſte die Silvana war, aufs Theater gebracht, die, ſo beliebt ſein Name noch heut iſt, doch jetzt faſt gänzlich verſchwunden ſind. Seine Eigenthümlichkeit fing in dieſen Werken an ſich zu verſuchen; es ließen ſich charakteriſtiſche Züge wahrnehmen, allein es bildete ſich noch keine entſchiedene Phyſiognomie. Als Lieder- und Claviercomponiſt ſtand C. M. v. Weber aber ſchon auf dem Gipfel ſeines Ruhms, als er im Jahre 1821 durch den „Freiſchütz," mit dem das neue Schauſpielhaus zu Berlin eingeweiht wurde, ſich auch einen Europäiſchen Namen als Opercomponiſt erwarb. Wie günſtig auch die Umſtände geweſen ſeyn mögen, unter denen dieſe Oper zur Aufführung kam, ihren Erfolg hat ſie doch nur ſich ſelbſt zu danken; höchſtens die Beſchleunigung deſſelben war ein Werk der Verhältniſſe. Allein, oben haben wir es ſchon angedeutet, einen Theil ſeines Sieges iſt Weber dem Vorgange Spohr's ſchuldig. Nicht ſowohl muſikaliſch als dramatiſch. Er als ein ſo ſcharfblickender, umſichtiger Künſtler, mußte den Werth des Fauſt, den er ſelbſt zuerſt auf die Bühne gefördert hatte, ſcharf erkannt haben. Es war ihm nicht entgangen, welch ein großer Vortheil ſich von der Benutzung dieſes ganz neuen Elementes des Wunderbaren, welches Spohr zuerſt in Thätigkeit ge-

setzt hatte, sowohl für die Bühne, als für die Musik an sich, ziehn ließ. Mochten die tiefen musikalischen Combinationen Spohr's auch nicht von solcher Wirkung auf die Mehrzahl gewesen seyn, Weber war der Mann, der sie würdigen konnte, und (wir wissen es aus seinem eigenen Munde) ganz richtig gewürdigt hat. Er sah ein, daß man die dunkle Macht derselben viel wirksamer machen, zu einem schlagenden Erfolg benutzen könne, falls man nur der Menge einen leichteren Schlüssel zur Verständniß dieser Hieroglyphenschrift gab. Wir wollen damit durchaus nicht behaupten, daß der Musiker in Weber von dem Musiker entlehnt habe, aber der Künstler im Ganzen that es, indem er sich eines Mittels bemächtigte, das jener gefunden, dessen Gebrauch er aber noch nicht allgemeinen Eingang zu verschaffen gewußt hatte. In so fern glauben wir, daß Faust die Stufe wurde, auf die Weber trat, um zu der düstern Romantik des Freischützen zu gelangen, die der Oper nicht nur ihre Dauer sichert, sondern durch den Contrast, den sie zu dem heitern, populären Element derselben bildet, auch den Erfolg des Augenblicks erhöhte.

Weber's Verdienst wird dadurch um nichts geschmälert; überall entsteht ein Gedanke durch zwei Faktoren, einer äußern Veranlassung und einer innern Lebensbefruchtung. Ein andrer Zufall hätte, verbunden mit der schöpferischen Kraft in dem Künstler, etwas Aehnliches, vielleicht noch etwas Bedeutungsvolleres erzeugt. Die Art, wie sich der Gedanke nachmals geltend macht, ist es, was den

Ruhm des Meiſters weſentlich bildet. Daß dieß im Freiſchütz auf eine Weiſe geſchehen iſt, die dem zu früh Dahingeſchiedenen einen immergrünen Lorbeer ſichert, bedarf keiner Behauptung mehr. Es iſt über den Freiſchütz, über ſeinen Werth und Unwerth, ſeine Schatten- und Lichtſeiten ſo vielfältig geſprochen worden, daß wir uns hier der Mühe einer nähern Analyſis wohl überheben können. Die Zeit, dieſe Prüferin alles Aechten, hat ihn gerichtet; es ſind jetzt faſt zwei Jahrzehnde ſeit der Erſcheinung der Oper vergangen, und ſie hat nur durch zu häufige Wiederholung die Hörer, nicht ſich ſelbſt abgenutzt. Man laſſe eine Reihe von Jahren verſtreichen ohne ſie zu hören, (der Verfaſſer hat dieß wenigſtens mit Theilen der Oper, ganzen Akten verſucht) — und man wird ſich eines ſo friſchen Eindrucks erfreuen, als wenn das Werk geſtern entſtanden wäre. — Ueberlaſſen wir alſo deſſen Würdigung immerhin auch ferner den Mitgenoſſen; es braucht auf keine andere Kritik mehr zu warten, und hat keine andere zu fürchten.

Wichtiger aber möchte es ſein, den Einfluß, den das Werk auf die Deutſche Kunſt gehabt hat, darzuthun. Der nächſte iſt der, den es auf den Künſtler ſelber geübt. Wir behaupten, es hat die glücklichſte Rückwirkung auf Weber gehabt, die jemals eine Arbeit auf den Künſtler haben kann; wie es ihm ſein Daſeyn verdankte, ſo verdankt er das ſeinige dem Werk, nämlich ein erneutes, erhöhtes, deſſen er ſich nur zu kurze Zeit erfreute! Wer jemals erfahren hat, welche ſchlummernde Kräfte der

belebende Hauch der Anerkennung, in einem freudig ſtrebenden Künſtler-Gemüth erweckt, wer es gefühlt hat, wie ſich tauſend Keime in dieſer neuen Sonne regen und hervordrängen, — denn die Anerkennung iſt die wahre Lebensſonne des Künſtlers, und darum in einem gewiſſen Sinne das was man fälſchlich Eitelkeit nennt, ein Erforderniß deſſelben — wer dieß jemals erfahren hat, der, behaupten wir, muß ganz davon durchdrungen ſein, wie nur die Rückwirkung des Erfolgs, den der Freiſchütz errang, in Weber plötzlich eine ſolche Maſſe gährender Kräfte in Bewegung ſetzen konnte, mit denen er in den letzten Jahren, unter Krankheit und laſtender Arbeit, mehr und für längere Dauer ſchuf, als in der ganzen übrigen Zeit ſeines Lebens, wo alle vollen Triebe der Entwicklung in ihm glühten, wo Jugend, Fülle der Lebenskraft, die erſten Flammen der Begeiſterung und der Liebe, ſein Daſein bereicherten und hoben. So viel iſt dem Künſtler die Anerkennung! Ohne ſie iſt die Kunſt eine ungeſtandene, wenigſtens eine unerwiederte Liebe; ſie ſchließt erſt das Bündniß des Künſtlers mit der Welt, wird ihm die Ergänzung ſeines Ichs. Darum mißkenne man das heiße Streben danach im Künſtler nicht! Es läßt ſich, wie jeder glühende Trieb, beherrſchen, reinigen, veredlen, es kann ausarten wie jede Leidenſchaft, doch es iſt ein lebendiges, ein unerläßliches Moment alles künſtleriſchen Seins, und wächſt faſt immer mit dem Grade der Leiſtung. Der Künſtler, welcher darin zu ſättigen iſt, ſchätzt etwas Andres höher als ſeine Kunſt; iſt dieß wirk-

lich ein Höheres, dann wohl ihm, aber wehe ihm wenn es (wie z. B. bei Roſſini) ein Unwürdigeres iſt!

Wir hielten dieſe wenigen Andeutungen über dieſen ſo oft mißverſtandenen, falſch erklärten künſtleriſchen Drang (der freilich eben ſo oft, und das Beiſpiel liegt uns ganz nahe, bis zu einer wahnſinnigen Selbſtüberſchätzung und unwürdigſten Selbſtſucht ausartet) für nothwendig, um die Erſcheinungen zu erklären, mit denen wir uns hier beſchäftigen. Denn, wie wir oben ſchon andeuteten, hat Weber nach dem Freiſchütz ſeine künſtleriſchen Schwingen erſt recht entfaltet.

Euryanthe iſt ein ungleich größeres Werk, iſt ſo ſelbſtſtändig, daß ihr gar kein Vorbild mehr nachgewieſen werden kann. Nur der urſprüngliche Typus des Weber'ſchen Genius iſt noch darin erkennbar, und dadurch hängt es ſtreng mit ihm ſelbſt zuſammen; allein ſonſt iſt er Niemandem etwas dabei ſchuldig geworden.

Im Einzelnen ſteht uns Oberon noch höher; nur die Forderungen, die von vorn herein das Werk bedingten, rücken es in eine weniger bedeutſame Sphäre. Die Muſik indeſſen für ſich betrachtet, entfaltet noch mehr Reichthum und Eigenthümlichkeit der Erfindung, und entwickelt Feinheiten der Zeichnung und des Colorits, Schärfe der Charakteriſtik, Tiefen der Verſtändniß, die uns ganz neue Richtungen des Componiſten enthüllen. Bei gewiſſen Muſikſtücken iſt die Form durch den Geiſt ſo geſättigt, ſie werden ſo Eins, daß wir behaupten möchten, es ſei Nichts darüber in der Gattung zu leiſten, und

weder Mozart noch Beethoven würden in dieſen Einzelheiten weiter gegangen ſein, weil eben nicht weiter gegangen werden konnte. Dahin rechnen wir den Geſang des Meermädchens und den ſinnlich umſtrickenden, einwiegenden Chor im Serail.

Als Kunſtwerk im Ganzen aber, ſteht deſſenungeachtet Euryanthe ungleich höher, weil ſie eine viel höhere Sphäre erſtrebt. Dieſe Gattung von Opern, die große Oper im romantiſchen Gewande, iſt eine Schöpfung unſrer Zeit. Uns wenigſtens iſt kein Beiſpiel früherer Zeit erinnerlich, wo ſich in einer durchweg mit Recitativen geſchriebenen Oper der Stil ſo miſchte wie in der Euryanthe, in der Stummen von Portici, und ſelbſt in Jeſſonda. Hat dieſe letztere gleich einen durchweg ernſten Zuſchnitt, ſo ſind doch der Kriegerchor, die Arien in Polonaiſenform u. dgl. m. nicht dem Stil der eigentlichen großen Oper, von der Gluck das Vorbild gegeben, angepaßt. Ein Beweis mehr, daß man nicht zu voreilig aus der Theorie heraus die Gattungen für abgeſchloſſen erklären ſoll, ſondern es der ſchaffenden Kunſt überlaſſen muß, ob ſie neue Miſchungen zu erzeugen vermag oder nicht.

Euryanthe iſt durchweg eine romantiſche Oper; ja wir möchten ſagen diejenige, welche ſich von allen uns bekannten Opern am getreuſten dem Begriff der romantiſchen Dichtung anſchließt. Zeit, Ort, Fabel, Charaktere, wunderbare Knüpfung und Löſung des Knotens — alles gehört im Innerſten derjenigen idealen Welt an, in die

uns die romantiſche Poeſie zu verſetzen ſtrebt. Frankreich, wo ſich grade diejenigen Formen des Ritterthums, die ſich mit dem Minnedienſt und der höchſten Verehrung der Frauen verſchwiſtern, am meiſten ausgebildet haben *), iſt der Schauplatz; ein König, nach dem Vorbilde Arthur's, hält ſeinen Hof; ein Liebeshandel wird geſchlichtet — die Ehre der Frauen iſt das Palladium, welches von dem Würdigen vertheidigt, von dem Unwürdigen ſchmachvoll angegriffen wird. —

Es iſt unſeres Erachtens ein geiſtreiches Verdienſt Weber's, daß ſeine Muſik grade dieſen Ton ſo gut getroffen hat, daß ſie die ritterliche Galanterie ſo geſchickt ausdrückt. Die Aufgabe iſt nicht leicht, denn die Muſik mahlt mit mehr Erfolg ſtarke Leidenſchaften, als feinere Charakterzüge. Doch Weber hat ſie meiſterhaft gelöſt. Die Einleitungsſcene am Hof des Königs, die Empfangsſcene Lyſiart's am Schluß des erſten Akts (wir meinen hier nicht die, mehr dem äußeren Erfolg zu Liebe geſchriebenen, graziöſen Paſſagen Euryanthe's, ſondern die Begrüßungs-Recitative zuvor), die charakteriſtiſchen Reigen und Einiges andere ſind diejenigen Stücke, welche der Oper ein ganz eigenthümliches Colorit geben. Das Koſtüm der Zeit iſt, wenn wir uns bildlich ausdrücken dürfen, ſehr treu darin gehalten. —

Einen gleichen romantiſchen Schwung hat das Lie-

*) Daß das Wort Galanterie urſprünglich Tapferkeit bedeutet, iſt äußerſt charakteriſtiſch für die Auffaſſung des ritterlichen Weſens in Frankreich.

desverhältniß zwiſchen Adolar und Euryanthe. Wir müſſen auch der Dichterin hierin ihr Recht widerfahren laſſen; ſie hat das Lied, die Romanze, immer mit Geſchick behandelt, in dieſer Oper aber ganz beſonders. Die Gedichte: „Unter blühenden Mandelbäumen," „Glöcklein im Thale" — „der Mai bringt friſche Roſen dar" — ſind zarte Blüthen. Sehr glücklich traf die Dichtung hier mit Weber's höchſt eigenthümlichem Talent für das charakteriſtiſche Lied zuſammen. Dieſe günſtige Conſtellation erzeugte drei reizende Muſikſtücke, die ganz dem Charakter der Oper getreu bleiben, und doch zugleich den der Perſonen und der Situation ſehr beſtimmt feſthalten. Ein hoher Grad von Schwärmerei iſt das Kennzeichen, nicht nur der romantiſchen Liebe, ſondern der ganzen romantiſchen Zeit überhaupt; ſie iſt im Glauben, in der That, in der Kunſt dieſes Zeitalters zu Haus. Die Dichterin (deren Werk wir, ohne deſſen Schwächen zu mißkennen, überhaupt gegen manchen plumpen Angriff in Schutz nehmen müſſen) hat ſich dieſes Motivs mit Recht aufs vollſtändigſte bedient, und das ganze Liebesverhältniß Adolar's und Euryanthe's damit durchdrungen. In dem Duett: „Hin nimm die Seele mein" erreicht die ſüße Liebesſchwärmerei den höchſten Grad. Weber hat die ſchwärmeriſchen Worte und Gedanken durch das ätheriſche Element der Muſik noch in eine höhere, vielleicht in die höchſte Potenz erhoben, deren ſie fähig waren. Das Duett iſt von hinreißender Wirkung, eine der ſchönſten Perlen in dem reichgeſchmückten Kranze ſeines Ruhms.

Und dennoch geht uns über alle dieſe vortrefflichen Einzelheiten, der Bau des Ganzen in der Oper. Die Muſikſtücke ſind meiſterhaft gegen einander abgewogen, in Contraſt geſtellt. Die größeren Enſembles ſteigern ſich ſowohl in ſich, als durch das Verhältniß zu einander. Das Finale des zweiten Akts iſt ein wahrhaft großes Werk, nicht nur durch den Reichthum der Erfindung, ſondern durch die höhere künſtleriſche Kraft der Beherrſchung und Sonderung derſelben, durch die klare Gruppirung der Gedanken, durch die ſchöne Verſchmelzung des Leidenſchaftlichſten, Schroffſten, Wildeſten, mit den verſöhnenden Elementen der Treue, Liebe, Demuth (namentlich der ſchöne Männerchor: „Wir alle wollen mit Dir gehen"), durch das ſtrenge Feſthalten am Stil des Ganzen. —

Der dritte Akt zerfällt dichteriſch zu ſehr, um muſikaliſch der gleichen Abrundung und Steigerung fähig zu ſein. Doch iſt der Charakter Euryanthe's darin bis auf den ſchwindelndſten Gipfel der romantiſchen Schwärmerei getrieben, und dennoch mit bewunderungswürdiger Klarheit und Kraft, an dieſen äußerſten Gränzen, durchaus menſchlich und begreiflich feſtgehalten. —

Wir dürfen, ohne den Raum dieſer Blätter zu überſchreiten, nicht weiter ins Einzelne gehn.

Stellt Euryanthe das wirkliche Leben in romantiſcher Auffaſſung dar, ſo kann man von Oberon ſagen, daß er ſich in dem Reich romantiſcher Träume — das Zauberreich dieſes Zauberreichs — bewege.

Das Gedicht beſtimmt dieſe Stellung. Die Geſtalten ſind daher nicht ſo warm, wahr und lebendig wie in der Euryanthe, die Leidenſchaften werden nicht ſo glühend ausgedrückt. Es iſt ferner unmöglich, daß wir ein eben ſo geſpanntes dramatiſches Intereſſe empfinden, weil uns die aus allen Verwicklungen rettende Wunderkraft ſtets zu nahe vergegenwärtigt wird. Die Schickſale der Handelnden und Duldenden können wir nicht ſo unmittelbar mitempfinden wie in der Euryanthe, weil ſie uns nicht als wirkliche Ereigniſſe, ſondern nur als Scheinbilder dargeſtellt werden. Trotz dem iſt die Lebendigkeit dieſer Gemälde ſo groß, daß wir die doppelte Illuſion, (die des Theaters überhaupt, und dann wieder die des Spiels im Spiel, das Oberon mit den Geſtalten treibt), leicht erringen, und uns bei einigen Situationen völlig inmitten derſelben fühlen. Dahin gehört der Moment, wo Rezia, nach ihrer großen Arie, von den Piraten geraubt wird, Hüon's Lage im Serail, und Einiges andre. Doch ein großer, durchgehender dramatiſcher Antheil kann nicht durch das Werk erregt werden, und deshalb ſteht es, wiewohl in Einzelheiten der Muſik vollendeter, doch im Werth unter der Euryanthe. Das in manchen Stücken weiter gehende Verdienſt, die weniger höhere als feinere Herausbildung des Muſikers aber, ſetzen wir in die ungemein zarten Farben, mit denen er uns das luſtige Reich der Elfen, den wollüſtigen Anhauch des Orients, ſo wie deſſen charakteriſtiſche Geſtalten, endlich das ganze romantiſche Beiwerk des Gemäldes, Landſchaft, Staffage, u. ſ. w. gezeichnet hat.

Weber hat es überhaupt geliebt, aus der Moſaik der hervortretendſten Ideen ſeiner Opern, ein zuſammenhängendes Bild in der Ouvertüre zu geſtalten. Man thut ihm Unrecht, wenn man ſeinen Ouvertüren, weil ſie aus Theilen der Oper beſtehen, unbedingt Mangel an Einheit und Fluß vorwirft. Hie und da iſt wohl einiges Detail zu viel, allein doch iſt das Ganze immer ſehr beſonnen angelegt, verwickelt, geſteigert. Es wäre ſonſt unmöglich, daß die drei großen Ouvertüren zum Freiſchütz, zur Euryanthe und zum Oberon eine ſolche Popularität und Selbſtſtändigkeit in der muſikaliſchen Welt hätten gewinnen können. Es iſt wahr, die Opern erklären dieſe Ouvertüren näher, allein der Commentar derſelben iſt nicht unbedingt nothwendig, denn ſie erklären ſich auch außerdem aus ſich ſelbſt, ſo weit dieß ein Muſikſtück überhaupt vermag. Wenn aber die Weiſe Weber's, die Ouvertüre zu behandeln, jemals gut war, ſo war ſie es beim Oberon. Das zerſtreute Weſen dieſer Oper, die durch alle Zonen der Erde und des Himmels ſpielt, und mehr eine Reihe von Schickſalen und Abentheuern als eine auf einem dramatiſchen Kern concentrirte Handlung darſtellt; dieſes Werk, deſſen Einheit nur in dem allgegenwärtigen wunderbaren Einfluß Oberon's liegt, konnte nicht beſſer repräſentirt werden, als durch eine Ouvertüre, wo getrennteſte Handlungen, Motive, Anklänge, durch das Wunder der Muſik zu einem Ganzen vermittelt werden. Daher iſt es ein außerordentlich ſchöner Gedanke, gleich in der Introduktion Oberon's Horn, das

leiſe Flüſtern ſeiner Elfen, und den entfernten Anklang an die Kriegsmuſik im Palaſt Karl's des Großen, zu einem Tongemälde zu vereinigen, gleichſam als vernehme das höher begabte, allgegenwärtige Geiſterohr das, was gleichzeitig auf beiden Hemiſphären geſchieht, auch in einer, örtlich zuſammenfließenden Welle des Schalles. Für uns wenigſtens hat es einen unendlichen, romantiſch-wunderbaren Reiz, daß der kriegeriſche Marſch, welchen der Kaiſer der Franken an ſeinem Throne erſchallen läßt, in die Träume des ſchlummernden Oberon, deſſen Schickſal ſich in dieſem Augenblick ſo eng mit jenen Ereigniſſen im entfernten Abendlande verwebt, hineinklingt. Nur ganz undichteriſche Kritiker konnten daher dieſen Bau der Ouvertüre tadeln. Das Allegro enthält keine ſo ſchöne Combination der Verhältniſſe des Gedichts mehr, allein es iſt wenigſtens ganz löblich, daß einige Hauptmomente der Handlung ſich hier vereinigen, zumal da ſie in ein ſo muſikaliſch-fließendes Ganze gebracht ſind, daß wir in der That an der Exiſtenz einer ſo feinen Kennerſchaft zweifeln, die, ohne durch die Oper über die Art der Beſtandtheile belehrt zu ſein, die Fremdartigkeit derſelben, ihr muſiviſches Zuſammenfügen, nachzuweiſen vermöchte. —

Die zarte romantiſche Färbung, der wir oben allgemein gedachten, finden wir gleich im erſten Chor. Er iſt eines der reizendſten Muſikſtücke, die wir kennen, und bekundet ohne allen Zweifel einen Fortſchritt Weber's, indem er hier etwas aus ſich herausfördert, deſſen Gleichen

man in ſeiner ganzen vorigen Künſtlerbahn nicht findet. Eben ſo neu und originell iſt er in der Behandlung des Elfen- und Gnomenchors, der den Sturm einleitet, und in dem Finale, das demſelben folgt. Die Mitte dagegen, den Sturm ſelbſt, halten wir für eine ſchwächere Leiſtung; es iſt mehr Verſuch als Gelingen im erhabenen Stil darin.

Am Schluß dieſes Akts ſteht die Oper auf ihrem Culminationspunkt. Im dritten iſt es nur der ſchon erwähnte Chor im Serail, dem wir einen ſolchen Werth beilegen, daß wir dadurch einen Fortſchritt Weber's bezeichnet finden.

Das Endreſultat dieſer andeutenden Betrachtungen iſt alſo: daß der Freiſchütz eine auf die bis dahin gekannten und geachteten Kräfte des Künſtlers geſtützte, mit Fleiß und Begeiſterung ausgeführte, von glücklichen Umſtänden noch dazu begünſtigte Arbeit iſt: daß die Anerkennung, der Europäiſche Wiederhall, den das Werk fand, eine ſchöpferiſche Rückwirkung auf den Componiſten übte: daß die Ergebniſſe dieſer nicht genug zu ſegnenden Rückwirkung Euryanthe und Oberon waren, zwei Werke, in deren jedem ein großartiges Vordringen anerkannt werden, im erſten der verwickelte und doch klare Bau des dramatiſchen Ganzen am höchſten geſchätzt werden muß, im zweiten aber die romantiſche Erfindungsgabe des Muſikers ſich noch reicher entwickelt hat. So ſind dieſe drei Werke drei Ehrenſäulen des Künſtlers und der Deutſchen Kunſt geworden, nach denen jüngere, auf-

strebende Talente zu blicken und ihre edle Ruhmbegier daran zu stärken haben. — Weber schrieb dem Verfasser dieses Aufsatzes, als ihm derselbe sein Jünglingsstammbuch darbrachte, die Worte ein: „Beharrlichkeit führt ans Ziel.“ Es waren nicht leere Worte bei ihm; er hat fortdauernd mit äußerster Anstrengung gearbeitet, und diese verdoppelt als ihn schon die reichsten Kränze des Ruhms schmückten. Sie sind nicht Gaben, die das blinde Glück dem Sieger in den Schooß geworfen. Er hat sie erstrebt in der Gluth wahrhafter Begeisterung, mit der ehernen Kraft des Fleißes, ohne die Nichts erreicht wird. Darum mögen unsere jungen Künstler diese drei Säulen des Ruhms, die das Dasein des Meisters für ferne Zeiten bezeichnen werden, mit Ehrfurcht betrachten! Sie tragen dieselbe Inschrift, die er dem in einer andern Kunst feurig strebenden Jüngling als Wegweiser mitgab! — —

Wir sind über die beiden Meister, die uns bisher beschäftigt haben, etwas ausführlicher gewesen, weil sie die Hauptpfeiler sind, auf welchen die Deutsche Oper der neuesten Zeit ruht. Natürlich dürfen wir bei den noch zu nennenden, verdienstvollen Männern nicht auf gleiche Weise verfahren, sondern müssen unsere Ansichten möglichst zusammenfassen.

Als Zeitgenossen und an Verdienst mit Spohr und Weber nahe Verwandten, nennen wir zunächst Ferdinand Ries. Er wäre vielleicht mit beiden obigen auf eine Linie zu stellen, wenn er sich früher der Oper zu-

gewendet, überhaupt nicht ein zu zerſplittertes Wirken gehabt hätte. Ries wurde zu Bonn geboren. Ein Schüler Beethovens, wandte er ſich früh der edlern Kunſt zu. Wie faſt alle Deutſchen Muſiker begann er ſeine Laufbahn als Virtuoſe, und wurde auch zuerſt als Componiſt für das Fortepiano berühmt. Einen großen Theil dieſer Zeit lebte er in England, wo ſeine graziöſen Kleinigkeiten für das Inſtrument zu ſehr gefielen, um ihn nicht zu verleiten, vielleicht etwas zu viel Zeit darauf und auf Unterrichtgeben zu verwenden. Wer will es aber dem Künſtler verargen, wenn er ſeinen Tribut von der Welt zieht, um nicht immer ihr Sklave ſein zu müſſen, ſondern auch dereinſt einmal etwas von ihren Freuden zu genießen! Ries wandte deshalb der höhern Muſe nicht den Rücken, ſondern blieb ihr durch größere Schöpfungen, vorzüglich Symphonien, worin er mit Spohr gleich und über Weber zu ſtellen iſt, und durch gute Kammercompoſitionen vertraut. Nachdem er ſich eine unabhängige Stellung erworben, kehrte er nach Deutſchland zurück, und hat ſeitdem reichlich nachgeholt, was er früher verſäumte, indem er jetzt, ein wohlhabender Mann, ganz und frei als Componiſt wirkt. Eine Frucht dieſer Muße war die Räuberbraut, eine Oper gediegenen Werths, die noch nicht demſelben gemäß anerkannt iſt, obwohl man ſie auf vielen Theatern mit Beifall gab. Der Stil des Componiſten verräth darin weniger Eigenthümlichkeit als der Spohr's und Weber's, hält ſich aber auch von dem, was in Beiden Manier iſt, frei, und nähert

ſich auf dieſe Weiſe mehr dem allgemein Gültigen und Fördernden. Es können nur die nicht glücklichen Verhältniſſe der Deutſchen Bühne überhaupt geweſen ſein, die Ries ferne davon gehalten haben. Denn die Räuberbraut enthält bei einem durchweg friſchen, romantiſchen Colorit, wahrhaft ſchöne und großartige Scenen, die zu dem Vortrefflichſten gehören, was die neuere Compoſition auf der Bühne geleiſtet hat. Auch das Gedicht iſt, nach der in Berlin vorgenommenen Ueberarbeitung unſres eben ſo einſichtigen als künſtleriſch begabten E. Devrient, von entſchiedenem Werth. Ein doppelter Verluſt daher, für Kunſt und Publikum, daß man das ſchöne Werk nach dreimaliger Aufführung unter großem Beifall, bei Seite gelegt hat. Leider hat man eben ſo wenig Spohr's Fauſt(!), Marſchner's Hans Heiling, Mendelsſohn's erſtes mit großem Beifall aufgenommenes Werk, die Hochzeit des Gamacho *), wiederholt. Das heißt nicht billig mit dem Deutſchen Künſtler verfahren. Es heißt ihm die Anerkennung eines ſo entſcheidenden Publikums wie das der Hauptſtadt Nord-Deutſchlands völlig rauben. Wir haben geſehn, was Anerkennung für den Künſtler iſt. Der Fauſt Spohr's durfte ſie in gleichem Maaße erwarten wie der Freiſchütz. Hätte er ſie ſogleich gefunden, wer weiß welchen kräftigeren Aufſchwung der Genius dieſes Meiſters alsdann genom-

*) Dieſem talentvollen Componiſten widerfuhr ſogar die Unbill, daß man ſein Werk nicht zweimal gab, obgleich die erſte Vorſtellung überfüllt war, und lebhaften Beifall gewann.

men hätte, während ihn jetzt gewissermaßen nur die Sehnsucht, sich seine wahre Stellung zu verschaffen, antrieb! Ebenso Ries; die Räuberbraut konnte im Erfolg nicht mit den obigen beiden Werken wetteifern, allein sie war doch zu einem bessern Geschick, als ihr widerfuhr, berechtigt, durfte auf eine sorgfältigere Pflege Anspruch machen. Hätte man ihr diese angedeihen lassen, wer weiß, ob nicht statt sechs oder sieben unfruchtbarer Jahre, die seitdem vergangen sind, Ries sechs oder sieben der reichen Aegyptischen Ernten gehalten hätte! Der Künstler muß das Seinige thun um Anerkennung zu verdienen, das wissen wir; aber die Anstalten, durch die er seine Werke verwirklicht, müssen ihm zu Hülfe kommen. — Das besonnene Urtheil übt hier die schöne Pflicht, mit beschirmender Waffe dem Guten zur Seite zu treten. Es kann ihm nicht den Glanz des öffentlichen Sieges erfechten, jedoch es mit dem Schilde der Wahrheit gegen spätre Unbill decken, und sein Dasein behüten, bis der Tag der Erkenntniß allgemeiner angebrochen ist. — Und der Tag der Wahrheit bricht immer an.

Heinrich Marschner, geb. zu Zittau 1795, ist halb ein Zeitgenosse, halb ein jüngerer Nachfolger der bis jetzt Genannten. Er wurde zuerst durch Weber auf der Bühne eingeführt, dem er überhaupt Vieles in seiner späteren höheren Ausbildung schuldig geworden ist. Die frühere hat er besonders dem verdienstvollen Schicht in Leipzig zu danken. Die erste Oper Marschner's, welche Aufsehn erregte, war der Vampyr. Leider haben wir das Werk niemals auf der Bühne gesehen;

doch was uns von der Musik bekannt geworden, trägt den Stempel der Jugend; es ist mehr Stoff als Form darin, und die noch waltende Herrschaft Weber's über den Genius des Componisten sowohl aus einzelnen Reminiscenzen, wie aus Nachahmung seiner Wendungen und Eigenheiten zu erkennen. Ein Erfolg hat stets eine gültige Ursach für sich; diese hatte auch der Vampyr, als Werk eines jungen, schöpferischen Talents. — Die nächste größere Arbeit des Componisten war der „Templer und die Jüdin." Diese Composition zeugt schon von viel höherer Reife und Selbstständigkeit. Wir müssen dem Verfasser der Marschnerschen Biographie im Universal-Lexikon der Tonkunst Unrecht geben, wenn er behauptet, diese Oper verdanke ihren Erfolg nur einigen sehr glücklichen komischen Musikstücken darin. Unsers Erachtens ist der Ernst in derselben gleichfalls sehr gelungen behandelt, und die Charakterzeichnung namentlich mit Bestimmtheit gehalten. Ein gewisses zu starkes äußerliches Auftragen der Leidenschaft, wo sich besser ein tieferes Innere entfaltete, wünschten wir zwar hinweg; doch sind diese Fehler nur Einzelheiten, und die beiden Hauptgestalten des Kunstwerks, Rebecca und der Tempelritter, sind, zumal der letztere, sehr würdig gehalten. Jedenfalls sichert das Werk dem Componisten einen sehr ehrenwerthen Rang. — Eine dritte Oper Marschner's, des Falkners Braut, nach einer Novelle von Spindler, ist mehr ein heitres, romantisches Tongemälde, das sich durch lebendige, fröhliche Charakteristik auszeichnet. In Dresden, Leipzig und

an anderen Orten hat dieſe Operette ſehr gefallen; in Berlin iſt ſie nicht gegeben worden. Dagegen brachte dieſe Stadt das vierte größere Werk des Componiſten, Hans Heiling, zur Aufführung. Es entſcheidet gar nichts für uns, daß daſſelbe nicht einen eigentlichen Erfolg bei der Maſſe hatte. Das Urtheil der Gebildeten und Sachverſtändigen hat ſich, — freilich unter einigen Bedingungen — dafür ausgeſprochen; der Sinn der Mehrzahl mußte ſich erſt an ein nicht auf der Oberfläche der Verſtändniß liegendes Werk hinanarbeiten, und daß dieß geſchehe, dafür hätte, däucht uns, die Verwaltung, die ſo manches viel ſchlechtere zu halten geſucht hat, und dem Publikum immer wieder unter günſtigen Verhältniſſen vorführt, Sorge tragen müſſen. Wir ſagen müſſen, weil wir die Ueberzeugung haben, daß dieſe Sorge von Erfolg geweſen ſein würde. Denn Hans Heiling iſt ein verſtändig abgewogenes, zart gehaltenes, dramatiſches Gedicht, mit feiner anſprechender Charakterzeichnung; einige Längen könnten leicht daraus entfernt werden. In der Muſik herrſcht ebenfalls bei einem reicher als in frühern Werken Marſchner's entwickelten Grade der Empfindungskraft ungleich mehr Beſonnenheit, Beherrſchung, ſaubere Ausführung. Einige Enſembleſtücke ſind wahrhafte Meiſterwerke im feinern Genreſtil der Muſik. Die eingeſtreuten kleinern Muſikſtücke, immer ſehr artige Gedichte, haben gleich bei den erſten Aufführungen den lebhafteſten Beifall gewonnen. Sie ſind eben ſo populair als eigenthümlich gehalten. Ganz

einzig in ihrer Art ſteht eine ſchauerliche Ballade im zweiten Akt da; das Orcheſter iſt dabei in einer völlig neuen Weiſe ſo behandelt, daß der Hörer anfangs gar nicht zu errathen vermag, welche Art von Inſtrumenten, und ob es wirklich die Orcheſter-Inſtrumente ſind, die dieſen wunderbaren, ganz der Sache angemeſſenen, durchaus nicht überladenen Effekt hervorbringen.

Mit dieſem Werk hat Marſchner ſich das ächte Bürgerrecht für die eigenthümlich Deutſche Oper erworben. Es iſt ein aus der Schule Spohr's und Weber's ſelbſtſtändig hervorgegangenes Produkt, wobei der Künſtler jenen Vorgängern nur das Allgemeine ſeiner Bildung dankt, ſich ſelbſt jedes Beſondere. Seitdem hat Marſchner noch eine größere Oper „Das Schloß am Aetna," falls wir nicht irren, geliefert, welche mit großem Beifall in Kopenhagen gegeben worden iſt.

Reiſſiger, der rühmlichſt bekannte Führer der Dresdner Kapelle, dürfte zunächſt genannt werden. Sein Talent hat ſich leider nicht genug auf entſcheidende Momente concentrirt, ſondern mehr in vielen kleineren Werken zerſplittert. Er beſitzt keine ſcharfe Eigenthümlichkeit, dafür aber jenes allgemeine Gute, was wir, wiewohl in einer bedeutenderen Sphäre, an Ries ſchätzen mußten. Er wäre zuverläſſig eine ſehr wackere Stütze der Deutſchen Oper, wenn er entweder eine glücklichere Hand oder Berechnung in der Wahl ſeiner Stoffe gezeigt hätte. Erinnern wir uns recht, ſo trat er mit einer Oper „Dido" auf; er hatte jugendlich Recht (ſo wie Vern-

hard Klein) für die Kunst, sich einen dieser edlen Stoffe der Antike zu wählen, für welche das reine künstlerische Gemüth sich so gern entzündet. Allein er hatte auch, ebenfalls wie Bernhard Klein, jugendlich Unrecht für den Erfolg, der von dieser höhern, selbst bei einem vortrefflichen Erzeugniß nur einem geringen Kreise zugänglichen Gattung nicht zu erwarten ist. Inzwischen verschaffte ihm sein Werk die Achtung der Sachverständigen, und wurde so die Stufe zu spätern Arbeiten. Seine nächste Wahl war nicht glücklicher; Umstände, sagt er, bestimmten ihn, die Oper Libella, eine sehr schwache Nachahmung der Undine, zu componiren. Die Musik bekundet großes Talent für das Romantische, sie entwickelt namentlich oft eine sehr liebliche Grazie: allein das völlig undramatische Gedicht wollte, wenn es überhaupt zu tragen war, durch noch viel stärkere Schwingen musikalischer Kraft gehoben werden. Mehr Erfolg hatte die Felsenmühle von Estalieres, ein romantischer Stoff der neueren Zeit; ähnlich wie etwa das Nachtlager von Granada. Der Componist ist hier in der Musik offenbar vorgeschritten, allein uns däucht doch, er könne es noch ernstlicher mit sich selbst meinen. Vielleicht hatte er sich zu sehr daran gewöhnt, viel und schnell zu schreiben, um recht aus dem Innersten schaffen, aus dem wahren Kernholz seines Talentes, wenn man uns dieß Gleichniß gestatten will, arbeiten zu können.

Diese drei genannten Opern zusammengenommen enthalten aber eine solche Masse an produktiver Kraft-

daß dieſelbe, ſtatt nach drei Richtungen zerſplittert, auf eine concentrirt, dem Componiſten zuverläſſig eine viel entſchiedenere Stellung in Deutſchland und für die Deutſche Muſik gegeben hätte.

Wir hören, daß er neuerdings eine Oper „Turandot" geſchrieben hat. Der Stoff iſt ächt romantiſch und muſikaliſch; er eignet ſich vollkommen zu einem entſchiedenen Erfolg. Doch wenn das Gedicht ſo geblieben iſt, wie uns der Componiſt daſſelbe vor Jahren gezeigt hat, oder wenn es nur unweſentliche Aenderungen erfahren hat, ſo zweifeln wir an der Wirkung, und der wackre Muſiker hätte abermals eine größere Arbeit ausgeführt, ohne die angemeſſenen Früchte für ſich, und für die Kunſt überhaupt, davon zu ernten.

Nach Reiſſiger nennen wir Löwe. Er hat zwar noch wenig für die Bühne geſchrieben, und was davon zur Ausführung gekommen iſt, gewann nur den ſogenannten succès d'estime. Indeſſen neigt ſich doch ſein Talent ſehr zur dramatiſchen Weiſe hin, und er dürfte Bedeutendes nach dieſer Richtung leiſten, wenn er das Gedicht mit Einſicht wählt, und ſeine eigene Kraft dabei richtig abſchätzt. Was man ihm vor Allem anempfehlen müßte wäre die Ariſtoteliſche Reinigung der Leidenſchaften, die er in ſeinen, durch Erfindungskraft oft ſehr ſchätzenswerthen Balladen ſehr verabſäumt hat. Es ſcheint uns, als werde dieſer gewiß höchſt talentvolle Künſtler, durch halbſachverſtändige Freunde und Anhänger, die ſich auch der kritiſchen Stimme über ihn angemaßt ha-

ben, zu ſehr über ſeinen Werth getäuſcht. So iſt namentlich der von R. Stein geſchriebene biographiſche Artikel über ihn, in dem Univerſal-Lexikon der Tonkunſt, ein warmer und wir glauben auch aufrichtiger Erguß der Freundſchaft, aber in dem Grade des Werths, der auf Löwe's Talent zu legen iſt, geht er offenbar viel zu weit, beſonders wenn man ihn mit dem Artikel über Marſchner in demſelben Buche vergleicht. Wir werden in andern Abſchnitten auf den Componiſten zurückkommen und ihn für Fächer zu erwähnen haben, wo er ſchon bei weitem mehr geleiſtet hat, als für die Bühne, der er ſein Talent noch zum größten Theil ſchuldig iſt. Hoffen wir auf eine baldige Abtragung.

Endlich nennen wir einen Namen, von dem wir ebenfalls ungleich mehr für die Deutſche Oper hoffen, ja beſtimmt erwarten, als er bis jetzt dafür geleiſtet hat. Es iſt Felix Mendelsſohn Bartholdy. Er hat in der Jugend mit Operncompoſitionen begonnen; ſein ganzes Talent iſt entſchieden glücklich dafür organiſirt; ein erſter und einziger öffentlicher Verſuch, die ſchon erwähnte Hochzeit des Gamacho, verſprach den beſten Fortgang. Warum hat er ſich abſchrecken laſſen, auf dieſer Bahn fortzuſchreiten? Hält ihn ein in gewiſſer Hinſicht ſehr ehrenwerther Stolz ab, ſich mit der Bühne in Verkehr zu ſetzen? Doch für den ächten Künſtler ſollte es nur einen Stolz geben, den, die Kunſt triumphiren zu laſſen. Muſikaliſches Talent, ſtrenge Wiſſenſchaft, vielfältige Erfahrung, geübter Blick auf verſchiedenen bedeutenden

Schauplätzen der Erde, allgemeine ästhetische Bildung, dieß Alles vereinigt sich in Mendelssohn. Er hat freilich noch Vieles in sich zu überwinden, was wir hier nicht näher andeuten wollen, dennoch aber glauben wir, ist keiner unter allen so berufen, das Werk Spohr's und Weber's für die Deutsche Oper würdig fortzusetzen als er. Möge er bald Hand daran legen, denn, — das Leben ist kurz und keine Kunst länger als diese, wo die Wirkung an den mannigfaltigsten Ursachen hängt, sich aus den verwickeltsten Fäden entspinnt, zu deren Leitung zwei Meister gehören, der geborene und der erzogene. Uns däucht Mendelssohn könne beide in sich vereinen!

Damit schließen wir den Hauptheil dieser Aufgabe, den über die Deutsche Oper.

Bevor wir uns jedoch zu dem nächsten Abschnitt wenden, der Instrumental- und Kammermusik, gestatte man uns einige Worte über zwei Componisten, die halb der Deutschen Kunst angehören. Es sind Spontini und Meyerbeer. Der erste, ein Italiener, ist bei uns heimisch geworden, der andere, ein Deutscher, suchte sich zuerst in Italien, jetzt in Frankreich seine Kunstheimath, und sandte uns stets fremde Waaren zu. Beide besitzen ein unläugbares Talent, doch beide scheinen uns weniger die Kunst als sich selbst dabei vorangestellt zu haben. Spontini brachte uns, bevor er sich bei uns heimisch machte, drei Opern zu, die unter einer Anzahl minder

glücklicher Jugendverſuche ſich Bahn zur Anerkennung gebrochen hatten: die Veſtalin, Cortez, Olympia. Wir dürfen es nicht läugnen, dieſe Werke gehören mehr der Deutſchen Kunſt an, als irgend einer anderen. Sie ſind mit der einen Hälfte ihres Weſens auf die von Gluck geſchaffene Gattung der großen Oper gepfropft, gehören mit zu dem Vorzüglichſten, was nach dieſem großen Meiſter gebildet iſt. Aber eine andere Hälfte derſelben gehört weder der Deutſchen noch Italieniſchen oder Franzöſiſchen Kunſt an, ſondern verfolgt eine an ſich ganz unkünſtleriſche Richtung, die des blos materiellen Effektes. In der Veſtalin erzeugte der Componiſt das was er auf Gluck's erhabenem Wege nicht erreichte, durch eine geſteigerte Leidenſchaftlichkeit, während ſein Vorbild die Erhabenheit der Ruhe als das höchſte Ziel ſeines Ideals ſetzt, und jede Leidenſchaft (ſelbſt in der Armide) darauf zurückführt. Im Cortez ſteigerte Spontini dieſes minder reine Element der Wirkung noch höher, und griff nach äußeren Hülfsmitteln, um es zu unterſtützen, aufgeſprengte Flotten, Pferde, Kanonen, betäubende Inſtrumentation. In der Olympia ſind, wie in einer alternden Schönheit, nur noch Spuren jener edleren Kunſt zu erblicken; aber ſie ſind noch vorhanden, und ihr Weſen iſt der Art, daß ſie ſelbſt ein ſolches Uebermaß ſinnlicher Mittel noch in eine veredelnde Sphäre erheben können. So weit der Stoff es zuließ, wandte Spontini auch hier das an, was er in Cortez zuerſt verſucht hatte, was der Kunſt aber gar nicht mehr angehört. Nicht Elephanten

ſind es, die ihr ätheriſches Gebäude tragen müſſen; nur auf Flügeln, welche die wahre, reine Begeiſterung ihr webt, ſchwebt ſie zum Olymp auf. — Nach dieſer Oper, mit der der Componiſt ſich gewiſſermaßen bei uns ankaufte, wurde er äußerlich zwar unſer Landsmann, allein dem Gebiet unſerer Kunſt entfremdete er ſich mehr und mehr. Nurmahal, Alcidor, Agnes von Hohenſtaufen, haben kein künſtleriſches Bürgerrecht; ſie ſind auch nicht über die Gränzen der Berliner Bühne hinausgekommen. Trügen ſie irgend andere innere Kräfte in ſich, die ſich auch da geltend machen, wo man ſie nicht durch eine Ueberfülle äußerlicher Pracht unterſtützt, ſo würden ſie irgend wo ſonſt Eingang gefunden haben. — Dennoch iſt Spontini von ungemeiner Wichtigkeit für die Deutſche Oper geweſen, indem er an der Spitze des größten Kunſt-Inſtituts ſteht, das für dieſe Gattung in ganz Deutſchland vorhanden iſt. Was er in dieſer Eigenſchaft gethan, gehörte zwar eigentlich wohl in dieſen Aufſatz, allein wir haben unſere Gründe, weshalb wir es hier ganz unberührt laſſen wollen, und nur auf das verweiſen, was wir in unſerem ganzen kritiſchen Wirken darüber geäußert haben. Zeit und Ort werden ſich finden, wo wir unſere Anſicht, mit voller Unpartheilichkeit, wozu immer die Möglichkeit der ganzen Wahrheit gehört, ausſprechen können.

Mit Meyerbeer findet etwas ganz Aehnliches ſtatt. Für uns hört aller Kunſtwerth und alle Kunſt da auf, wo wir zu ſehen glauben, daß dieſe gar nicht mehr das

Ziel des Künſtlers iſt, ſondern nur Mittel zu etwas anderem. Daß ein Künſtler auf die Erfolge ſeiner Thätigkeit ſehen muß, daß er der Anerkennung bedarf, haben wir oben mehr als zugegeben, ja Niemand räumt ihm mehr als wir ſelbſt auch das Recht auf die äußeren Früchte ein. Nimmermehr aber darf er dieſen Zwecken zweiter Gattung die der erſten zum Opfer bringen, nimmermehr die Kunſt ſelbſt opfern, um der Menge ihr Scheinbild dafür zu verhandeln. Keine Anerkennung der Welt hat einen ſegensreichen Einfluß auf den Künſtler, wenn er ſie nicht in ſeinem tiefſten Innern beſtätigen kann. Muß er ſelbſt, — und wäre er der einzigſte Lebende, der es müßte — ſich den ſchwarzen Stein in die Urne werfen, ſo iſt die Zuſtimmung einer getäuſchten oder irrenden Menge durchaus nichtig. Wir geſtehn, gar nicht begreifen zu können, wie ein Künſtler ſich an ſolchem Trugbild nur auf Augenblicke erfreuen, vollends ſich durchweg damit genügen laſſen kann. Laſſen wir es dahin geſtellt ſeyn, ob dieß zum Theil, oder ganz, oder doch in einem hohen Maße bei dem Componiſten in Rede der Fall ſey. Erwähnen mußten wir ſeiner, denn er iſt ein Deutſcher. Doch er iſt ſeinem Vaterlande ungetreu geworden; er übt, ſei es aus Ueberzeugung oder aus andern Motiven, den Dienſt in einem fremden Tempel — ſomit ſind wir der Pflicht überhoben, ſeiner hier näher zu gedenken. Wir würden es nur dann müſſen, wenn es uns obläge, hier auch die neuere Franzöſiſche und Italieniſche Kunſt ausführlicher zu beſprechen.

Dritter Abſchnitt.

Zur Inſtrumentalmuſik. — Dieſe iſt ſo ganz das Element des Deutſchen, weil ſie ohne andere Beihülfe zu bedürfen, ſo auf dem wahrhaften Wiſſen und Können beruht, daß ſie in neuerer Zeit auch faſt ausſchließlich Deutſches Eigenthum geblieben iſt.

Die Deutſche Inſtrumentalmuſik ſteht gleichmäßig auf den drei Grundſäulen Haydn's, Mozart's und Beethoven's.

Zuerſt die Symphonie. In dieſer Gattung hat ſich zunächſt Ferdinand Ries ein großes Verdienſt erworben; war ſein Name bei der Oper erſt der dritte, den wir nannten, ſo iſt er hier der erſte. Sein Stil iſt, obgleich er ein Schüler Beethoven's iſt, mehr nach Mozart als nach dieſem gebildet. Der Künſtler that Recht daran; Mozart, dem allgemein gültigen Geſetz ſtrenger folgend, iſt als Vorbild ungleich fördernder als Beethoven, den die gigantiſche Kraft zu Ausnahmen berechtigt. Ihm nachfolgen heißt ſich auf Pfade begeben, wo der minder Kräftige völlig verirrt oder ſchwindelnd hinabſtürzt. Manche Neuere werden dieß zu ihrem Schaden erfahren haben.

Ries iſt in ſeinen Symphonien klar, geordnet, gründlich, ſorgfältig in der Erfindung. Er konnte weder Mozart noch Beethoven überbieten noch erreichen, doch durch

gleichmäßiges Fortſchreiten auf der richtigen Bahn fördert ſich die Kunſt dennoch, erweitert ſich die Gattung, und mehrt ſich das vorhandene künſtleriſche Material, woraus ſich allmählig der Stoff für neue produktive Genien ablagert.

In gleichem Sinne iſt Spohr zu nennen. Seine Symphonien ſind vielleicht an Reichthum der Ideen den Ries'ſchen voranzuſetzen. Doch dafür beharrt Spohr auch in ſeinem eigenthümlichen elegiſchen Charakter viel unbeweglicher, und liefert dadurch Einſeitigeres. In Beziehung auf den Wohlklang der Inſtrumentation ſind ſeine Arbeiten von außerordentlichſter Wirkung, doch wiederholt er ſich auch hierin.

Maria v. Weber hat einige Verſuche in dieſer Gattung gemacht, doch ſie ſind nicht zum Durchbruch gekommen. Sein, zur Charakteriſtik, zur feinern Auszeichnung, mehr geſchaffenes Talent, eignete ſich leichter zu Enſembleſtücken für obligate Inſtrumente, als für die Symphonien. Vielleicht daß er, hätte er länger gelebt, ſpäter ſich ganz eigenthümlich in dieſer Gattung bewegt hätte, nachdem ſeine Kräfte durch die großen Werke für die Bühne ganz herausgebildet worden wären.

Fesca und Friedrich Schneider ſind rühmlichſt zu nennen; auch einige ganz Neuere, wie Mendelsſohn, Lachner, u. a. m. Einen entſchiedenen Gang hat aber noch keiner von dieſen genommen, und ſomit hat ſich nach Haydn, Mozart und Beethoven noch nichts in der Art geltend gemacht, daß man ſchon von einer organiſchen Fortbildung ſprechen könnte.

Nicht ganz daſſelbe möchten wir, um zu einer andern Gattung überzugehen, vom Quartett ſagen, worein wir Quintett, Oktett, und alle andere nur zufällig abweichende Formen mit begreifen, d. h. inſofern nur Streich-Inſtrumente beſchäftigt ſind.

In dieſer Gattung lagen die Gründe des Fortſchritts näher, denn hier ſpielt die höher ausgebildete Virtuoſität eine entſchiedenere Rolle mit, und erweitert das Feld, auf dem ſich der Componiſt bewegen darf.

Onslow muß für dieſe Gattung an die Spitze aller Neuern geſtellt werden. Seine Muſik iſt ſo durchaus Deutſch, daß wir ihn hier nennen müſſen, obgleich er ein Engländer iſt. Der Geburtsort iſt in der Kunſt oft nur ein zufälliges Moment. Onslow's Leiſtungen wurzeln in Haydn, Mozart und Beethoven. Doch haben wir auch ausgezeichnete, eingeborene Meiſter zu nennen, und vor allen Spohr, der hier wieder ſeinen beiden Zeitgenoſſen vorangeht. Er, als einer der größten Spieler ſeiner Zeit, erweiterte das Quartett durch die größeren Anforderungen an die Spieler. Zwar läßt ſich auch hier ſeine oft bezeichnete Eigenthümlichkeit nicht verkennen, aber die Forderungen der Virtuoſität verſtatten ihr eine reichere Mannigfaltigkeit. Im Satz ſind ſeine Arbeiten wahre Meiſterſtücke.

Ihm wacker zur Seite ſteht, wiewohl einige Schritte zurück, abermals Ferdinand Ries. Er hat zahlreiche, gediegene, mitunter aber etwas trockene Arbeiten in dieſem Fach geliefert.

Fesca iſt hier zunächſt zu nennen. In anderen

Gattungen muß man ihm wackere Beſtrebungen einräumen, die jedoch nicht glücklich waren, (beſonders im Fach der Oper). Als Quartett-Componiſt aber hat er mit Recht durch fleißige und ſaubere Behandlung, und vielfältige Leiſtungen in dem Fach, Ruf gewonnen, der namentlich im Auslande, in Frankreich, entſchieden anerkannt wurde, wo ſeine Quartette in einer eleganten Ausgabe geſammelt erſchienen ſind. Er iſt zwar nur eine vorübergehende Erſcheinung, und wird jetzt ſchon zurückgelegt; doch man darf nicht vergeſſen, daß er jung ſtarb, und ſeine Kräfte wahrſcheinlich noch viel reicher ausgebildet hätte.

Unter den Neueſten iſt Mendelsſohn am thätigſten im Quartettſtil geweſen. Er hat mehrere vortreffliche Arbeiten geliefert; vielleicht ſagt ihm dieſe Gattung, wo ſich die ſtrenge Wiſſenſchaft in einem ſo heitern Colorit darſtellen läßt, ganz beſonders zu. —

Nächſt ihm nennen wir den wackern Groß (Celliſt), der ſchon ſehr gute Sachen geliefert hat, welche hinreichen würden ihm einen Namen zu gründen, wenn das Gute auch gleich ſo ſchnell ein allgemein Gekanntes, geſchweige Anerkanntes würde. —

Franz Schubert (auch als Balladen-Componiſt ausgezeichnet) iſt höchſt eigenthümlich im Quartettſtil, wenngleich mitunter krankhaft. Seine Arbeiten kommen erſt jetzt, nach ſeinem Tode, in Schwung.

Es iſt übrigens auffallend, daß Deutſchland, mit Ausnahme Onslow's, faſt allein für das Quartett

geſorgt hat, eine Gattung, welche die feine und gelehrte Bildung zugleich in der Muſik repräſentirt, während man in Frankreich doch ſo gern und viel Quartette hört. Es muß darin liegen, daß der Grad der wiſſenſchaftlich-muſikaliſchen Studien, die nothwendig ſind, um ein Quartett in dem Sinn zu ſchreiben, wie Haydn, Mozart und Beethoven ihn feſtgeſtellt haben, nur von dem fleißigen, gründlichen Deutſchen erworben wird. — Inzwiſchen hat Cherubini in neueſter Zeit einige meiſterhafte Quartette geliefert, deren Beſtes jedoch, wie uns eine Privatmittheilung ſagt, nur eine Ueberſetzung aus einer mißlungenen Symphonie iſt, eine Gattung, der ſich auch faſt allein der Deutſche Herr gemacht hat.

Ueber andere Inſtrumentalmuſik zu ſprechen würde hier zu weit führen. Sie fällt entweder hauptſächlich dem Gebiet der Virtuoſität zu, und ſoll alsdann am Orte berührt werden, oder ſie bildet nur (wie Beethoven's Sextett) eine Ausnahme in Betreff der verwendeten Mittel, und iſt alsdann nicht weſentlich von demjenigen unterſchieden, was wir ſo eben unter den Begriff Quartettmuſik gefaßt haben.

Vierter Abſchnitt.

Die Kirchenmuſik. Mit wahrem Stolz dürfen wir es ſagen, auch dieſe erhabenſte, dem würdigſten Ziel gewidmete Gattung der Kunſt gehört, ſeit Italien in ſybaritiſche Ausartung verſank, unſerm Deutſchen Vaterlande faſt als ausſchließliches Eigenthum an. Wie

zum Allerheiligsten, hat nicht Jeder Zutritt zu diesen Schätzen. Von den Patriarchen Sebastian Bach und Händel ist das reiche Haupterbe uns überkommen; doch haben auch Andere, Gleichzeitige und Spätere, uns köstliche Gaben übermacht, wie Graun, Hasse, Philipp Emanuel Bach, Fasch, Naumann. — Haydn, Mozart und Beethoven wurden Pfleger dieses heiligen Gutes. Sie haben sich jedoch zu tief in weltliche Händel verstrickt, um den höchsten Grad der Weihe zu erhalten; nur Mozart empfing ihn, gleich einer Offenbarung, gegen das Ende seiner Tage, und schuf das ewige Requiem.

Was unsere Zeitgenossen für die Kirchenmusik gethan, ist hoch ehrenwerth. — Nachdem die äußeren Kämpfe unserer Zeit im Jahre 1815 vorüber waren, und alle Segnungen des Friedens wieder aufblühten, fand auch diese Kunstrichtung wieder ihre Verbreitung. Friedrich Schneider war es, der zuerst mit einem größeren Werke, dem Oratorium „das Weltgericht" hervortrat. Es diente, wie ein Hauptbanner, zur Versammlung vieler Getreuen. Mag man über die Arbeit selbst urtheilen wie man wolle, — vieles Würdige, Schöne, Gute darf man ihr doch nicht nehmen — das Verdienst bleibt ihr hier immer, nach langer Zeit der Ruhe die erste gewesen zu sein. — Der Segen der Anerkennung zeigte sich auch hier, denn der Componist schuf, durch den Erfolg angefeuert, in ähnlicher Weise noch mehrere größere Werke, wie die Sündfluth, und ganz

neuerlichst Absalon. Doch noch ein anderer Umstand wurde der Kirchenmusik sehr förderlich. Sie kann nur durch Massenkräfte und großartige Räume verwirklicht werden; in katholischen Ländern nimmt der Kultus sie unter seinen Schutz, doch hegt er vorzugsweise nur die Messe. In protestantischen mußte auf andere Weise für sie gesorgt werden. Es war die reine Idee der religiösen Kunst, die man auffaßte, die Form der Religion trat nicht ins Spiel. In diesem Sinne entstanden die großen Musik-Vereine und deren Musikfeste in Deutschland. Ihr Hauptbestreben waren große kirchliche Aufführungen, wenngleich, da einmal so viele Kräfte sich beisammen fanden, man diese auch zu größeren Instrumentalwerken und zu einzelnen Virtuosenleistungen verwandte. Diese Musikvereine, den Rheinischen, den Elbverein, den der Mecklenburgischen Städte, Hamburg's und Lübeck's, den Märkischen, und viele andere, die theils auf die Dauer, theils einzeln zusammengetreten sind, müssen wir für ein wesentliches Mittel zur Wiederentwicklung und Belebung der Kirchenmusik halten. Händel vermochte seine Oratorien nur in England zu verwirklichen; Sebastian Bach war auf die Thomasschule beschränkt. Ein Deutscher Componist, der jetzt ein großes Werk schafft, darf darauf zählen, daß es die gewissermaßen republikanischen Musikkräfte seines Vaterlandes zur Aufführung bringen, und ihm so das wahre Leben verleihen.

Wie überall, so haben sich hier die schaffenden Künstler und die Ausführenden gegenseitig die Hand geboten.

Schneider's Weltgericht hatte sich durch einige Aufführungen in größeren Städten einen Ruf erworben. Ein solches Werk würdig zu hören, wurde auch kleinern Orten Bedürfniß, und so thaten sich die Kräfte derselben in mehreren Bezirken zusammen, um es zur Ausführung zu bringen. Dieß erweckte wiederum die Lust des Componisten, in diesem Sinne fortzuschaffen, und mit den vervielfälligten Aufgaben wuchs aufs Neue die Zahl Derer, die sie zu lösen begehrten. Wie ist seit etwa fünfzehn Jahren Deutschland in dieser Weise vorgeschritten! Während die (besonders größeren) Theater in eben dem Maaße rückwärts gingen, und einem faden Götzendienst der Kunst huldigten, that sich der Kern der wahrhaft musikalisch Gebildeten zusammen, und öffnete vaterländischen Künstlern eine andere Bahn. Dem verdienstvollen Friedrich Schneider folgte zunächst:

Bernhard Klein. Dieser ausgezeichnete Künstler, der erst jetzt anfängt, in der seiner würdigen Weise anerkannt zu werden, starb leider mitten im Aufschwunge seiner Kräfte. Dennoch hat er so viel geschaffen, daß er sich damit eine Stelle unter den Besten erworben hat. Die Bühne war ihm, theils durch einen Zeitgeschmack, der sich von dem Edelsten und Höchsten, dem Klein einzig zu huldigen vermochte, abgewandt hatte, verschlossen. Selbst Gluck ist ja von den meisten Deutschen Bühnen ganz verbannt, und der kritische Aberwitz Süddeutscher, dünkelhafter Musikkenner (z. B. in Wien und noch mehr in München, wo die große Nanette Schechner den er-

habenen Meiſter wieder in ſeine alten Rechte einzuſetzen vergebens verſuchte) hat ſich ſogar erdreiſtet, die Verehrung des Unſterblichen eine Thorheit zu nennen, hat z. B. v. Raumer und Andere deshalb eben ſo ſchamals hirnlos angegriffen. Was war da für einen Jünger von minderer Kraft, den aber das edelſte Streben auf dieſelbe reine Bahn trieb, zu hoffen? Nur der Jüngling, der das Leben noch mit ſeinem Ideal verwechſelt, konnte von dieſer Seite Erwartungen hegen! Natürlich wurden ſie nicht erfüllt, und Bernhard Klein hätte ſich von jeder größern lebendigen Wirkſamkeit in der Kunſt ausgeſchloſſen geſehn, da er ſich nun einmal den gemeinen Intereſſen des Tages und der Menge durchaus nicht zu bequemen vermochte, wenn nicht die großen Muſik-Vereine ihm ein würdiges Feld ſeiner ſchaffenden Thatkraft eröffnet hätten. Rühmend iſt es zu erwähnen, daß ſeine Geburtsſtadt Cöln voranging, und ihn aufforderte, zu dem großen Rheiniſchen Muſikfeſte das Oratorium Jephta zu ſchreiben; Halle, ein Repräſentant des nördlichen Deutſchlands, blieb nicht nach, und er ſchrieb für dieſe Stadt ſeinen David.

Während er an dem dritten größern Werk arbeitete — die Sündfluth glauben wir, dachte er es zu benennen — wandte ſein edler künſtleriſcher Genius plötzlich die Fackel, und ſie erloſch da ſie am ſchönſten und reinſten zu leuchten begann.

Ohne Scheu nennen wir Bernhard Klein den größten Kirchen Componiſten unſrer Zeit, der die nothwendige

Sicherheit des muſikaliſchen Wiſſens mit der eben ſo unerläßlichen höchſten Anſicht und Einſicht deſſen, dem er ſeine Kräfte widmete, verband. Er war tief durchdrungen von ächt religiöſer Geſinnung, die durch die philoſophiſche Erkenntniß der neueſten Zeit bei ihm zum Bewußtſein, zur erkannten Wahrheit und Nothwendigkeit geworden war. Dieß, und die Tiefe der dichteriſchen Auffaſſung, giebt ſeinen Werken einen eigenthümlichen Stempel, der ſie geeignet macht, als Vorbilder in der Gattung zu dienen. Durch die zahlreichen Motetten und Pſalmen für Männergeſang, die in den muſikaliſchen Seminarien als Uebungsſtücke dienten, fand ſeine Muſe die weiteſte Verbreitung, wurde heimiſch in allen Kirchen und Schulen Preußens, und nährte ſo den geläuterten Sinn für die Kunſt an der Wurzel ſelbſt. Was wir von Arbeiten der Neuern in dieſer Art kennen gelernt, iſt auf Bernhard Klein gepflanzt; und ſo hat er denn ein dauerndes, unvergängliches Verdienſt erworben, wie kurz auch die Zeit war, die höhere Schickungen ihm dazu vergönnten. —

Die Geſangsfeſte, die ſeiner Thätigkeit die Lebensluft gaben, boten ihre belebende Kraft auch andern Meiſtern dar.

Ferdinand Ries hat durch die großen Rheiniſchen Muſikfeſte Veranlaſſung gefunden, ſein Talent auch für kirchliche Muſik zu entfalten. Das Oratorium: der Sieg des Glaubens und ganz neuerlich das: die Könige Iſraels, ſchrieb er für die Muſikfeſte zu Elberfeld

und Aachen. Wir glauben, daß dieſe Richtung nicht eigentlich die iſt, welche dem Sinn und urſprünglichen Talent des Künſtlers zuſagt, allein er hat doch ſehr Ehrenwerthes darin geleiſtet, und die dauernde Beſchäftigung mit dem Höchſten und Würdigſten in der Kunſt muß eine veredelnde Rückwirkung auf alle übrigen Richtungen haben. — Schon darin liegt ein unberechenbarer Gewinn.

Spohr, der, wenngleich auch ſeine Hauptwirkung eine andere Richtung nahm, ſich doch auch in der Kirchenmuſik durch manches treffliche Werk hervorgethan, (z. B. das Oratorium „die letzten Dinge") findet vielleicht in der Gelegenheit, welche die Muſikfeſte darbieten, noch jetzt eine Aufforderung, ſeine Kräfte noch einmal zu einem umfaſſenden, mit der ganzen Erfahrung und errungenen Meiſterſchaft ſeines Lebens ausgeſtatteten Werk zu ſammeln, und damit ſeiner ſo ehrenvollen Künſtlerlaufbahn das würdigſte Ziel, das monumentum aere perennius zu ſetzen.

Ein jüngerer Meiſter, deſſen wir ſchon oft rühmend gedachten, Felix Mendelsſohn, hat dieſe Bahn bereits betreten. Auch er fand eine Zuflucht bei jenen frei entwickelten, nur durch die Sache verbündeten Kräften Deutſchlands, bei den Muſikvereinen. Der Rheiniſche, der für Bernhard Klein und Ries geſorgt hatte, ſorgte auch für ihn. Sein Oratorium Paulus konnte nur auf ſolche Weiſe ins Leben treten, wäre vielleicht, wir möchten ſagen gewiß, ohne dieſe Ausſicht der Verwirklichung nie geſchrieben worden.

So beſitzen wir ein in vielfacher Weiſe (ſo weit es uns bisher bekannt geworden) vortreffliches Werk mehr. Doch dieß iſt der geringere Gewinn; wir haben einen Componiſten mehr, dem Neigung, Wiſſen, Talent, und entſcheidende Umſtände dieſe würdige Bahn anweiſen.

Darum Heil dieſen Vereinen vieler kleineren Kräfte zu einem mächtigen Ganzen! Wäre Deutſchland auf noch andere Richtungen dieſen ſelbſtſtändigen Weg gegangen, auf welchen Höhen könnte es ſtehen! Wie könnte es in jeglicher Beziehung allen ſeinen Nachbarn vorleuchten!

Einſtweilen genüge uns dieſer Künſtlerruhm! Wir beſitzen ihn einzig vor allen Völkern!

Italien — ach Italien!

„Ilion war und der Teukrer ſtrahlender Ruhm!“

Aber Deutſchland, war, iſt und wird ſein; ſo hoffen wir, denn die kräftigen Wurzeln, die wir jetzt treiben, verheißen einen ſtolzen Stamm, eine blühende weitverzweigte Krone.

Fünfter Abſchnitt.

Wir gehn zur Virtuoſität über, indem wir hier mit dieſem Wort vorzüglich das bezeichnen wollen, was in dem ſchaffenden Theil der Muſik durch den geſteigerten Grad der ausführenden Kräfte umgeſtaltet und neu erzeugt worden iſt. Es kann unſere Abſicht

hier nicht sein, jede einzelne Richtung der Virtuosität zu verfolgen, jedem Instrument eine Abhandlung zu widmen. Doch die ausübende Kraft ist vorzüglich auf drei Gebieten bedingend für die erschaffende, nämlich im Gesang, weil dadurch die ganze Gattung der Oper bestimmt wird, in der Violine als der Basis des Orchesters, und im Fortepiano, als dem Surrogat desselben, und dem einzigen Instrument, das sich selbstständig bewegt. (Orgel und verwandte Mechaniken gehören dahin, und sind nur als Abarten zu betrachten).

Die Virtuosität des Gesanges hat unstreitig den größten Einfluß auf den jetzigen Zustand der Musik überhaupt, und großentheils auch in Deutschland gehabt. Denn die überwiegende Mehrzahl der Liebhaber huldigt von allen Theilen der Musik am meisten dem Gesange, und bei der Verflachung des Urtheils, in den höhern Ständen zumal, auch im Gesange viel mehr der bloß mechanischen Kehlfertigkeit als dem wirklichen Ausdruck des Gedankens. Schon seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts hatten die Italiener angefangen, diese Neigung des Publikums ganz besonders zu veranschlagen, und gewissermaßen darauf zu spekuliren. Außerordentliche Sängerinnen, wie die Billington, später die Catalani, u. s. w., die Europäischen Ruf erlangten, verbreiteten diese Geschmacksrichtung durch ganz Europa. Bei der hohen Verehrung, die der Verfasser dieses Aufsatzes vor der Catalani und ihren vielen wirklich großartigen Eigenschaften als Sängerin hat, muß er doch anerkennen, daß ihr ge-

lungener Verſuch, Rode'ſche Violin-Variationen zu ſingen, unbeſchreibliches Unheil in die Muſik gebracht hat. Denn alle Sängerinnen ſuchten dieſe und ähnliche Kunſtſtücke nachzuahmen, und den dadurch erzeugten Zuſtand der Geſangs-Virtuoſität benutzte Roſſini, um mit ſeinem reichen und vielſeitigen, jedoch aller höheren Weihe des Geiſtes und des Gemüths entbehrenden Talent eine Operngattung zu ſchaffen, die, weil ſie ſo vollkommen dem Zuſtande der Bildung und Geſittung ſeiner Landsleute und derjenigen Theils der Bewohner von Europa entſprach, die den höchſten Kunſtzuſtand in ein dadurch erzeugtes ſinnliches Behagen ſetzen (gewiß immer bei weitem die Mehrzahl), ſich mit unglaublicher Schnelligkeit und Allgemeinheit des Erfolges durch ganz Europa und alle außereuropäiſchen Länder, wohin Europäiſche Vergnügungen gedrungen ſind, verbreitete. Er iſt in gewiſſer Hinſicht der Kotzebue der Muſik zu nennen, doch müſſen wir ihm, trotz aller Polemik gegen ſeine Richtung, einen ungleich höhern Standpunkt zuerkennen, als dem genannten Literator. Denn in einzelnen Momenten erhebt ſich Roſſini zur Erſchaffung des wirklich Schönen, nur daß es ihm nicht Zweck, ſondern nur Mittel iſt, und daher auch ſofort wie es erzeugt iſt, unwürdig gemißbraucht wird. — Auf einer ſolchen Bahn Nachfolger zu finden war nicht ſchwer; wer am Scheidewege des Hercules anders wählt wie dieſer ſtrenge Halbgott, dem wird die Menge immer nachſtrömen. Mercadante, Bellini, Donizetti, ſind die Vorzüglichſten,

die mit größeren oder geringeren Abweichungen in Rossini's Fußtapfen traten. Mercadente mit geringerem Talent, aber mit größerer Gewandtheit in der Beherrschung musikalischer Formen als die Uebrigen, Bellini mit überwiegender Sentimentalität, freilich ein hohles Thränenpressen ohne Wahrheit der Empfindung, ganz des übrigen Zustandes, in dem Italien und seine Bewohner jetzt regetiren, würdig, und Donizetti mit der schwächsten Eigenthümlichkeit, dafür aber nach allen Seiten mit gleicher Leichtigkeit kopirend. In die letzten Werke der beiden Letztgenannten ist auch etwas von der neuern Französischen (der Auber'schen) Schule übergegangen. Außer diesen aber ist Italien noch überschwemmt von Tages-Componisten, deren Ruhm freilich von so schwachen Flügeln getragen wird, daß er selten über die Stadtmauer und über eine Saison hinwegfliegt, (wie der unserer Deutschen Journalisten) bei denen indessen die Zahl den Ausschlag für den herrschenden Geschmack giebt.

Diese, durch die Engpässe der Alpen über Deutschland hereinbrechende musikalische Sündfluth hat auf den Zustand der Gesangs-Virtuosität bei uns den größten Einfluß geübt. In einer Hinsicht einen guten, in anderer einen schlechten. Zu jeder Virtuosität gehört Mechanik, also auch zu der des Gesanges; diese wird durch die Compositionen der Italiener sehr geschickt herausgebildet. Ihre Werke sind nur darauf berechnet, sie haben den Werth als Opern, den Flöten-, Violin-, Fagott-Concerte in der Instrumentalmusik besitzen. Niemand wird

den Zuſtand der Muſik dadurch verbeſſert glauben, allein die ſich fortbildende Virtuoſität muß gewiſſe Seiten in ſolchen Compoſitionen ſchätzen. Das ſollten wir Deutſche auch mit den Italieniſchen Werken thun; darin könnten wir aus denſelben lernen. Unſere Sänger und Sängerinnen haben gelernt, doch unſere Componiſten noch nicht. Mit Ausnahme ſehr Weniger, und dieſer auch nur zum Theil, (z. B. Weber) verſtehen ſie auch die bloße, uncolorirte Melodie, wo faſt Silbe auf Note kommt, nicht ſo einzurichten, daß ſie geſangsmäßig wäre. Der Deutſche Componiſt weiß mit einem Wort keinen Vortheil vom Sänger zu ziehen. Er erſchwert ihm oft ſeine Aufgabe ohne allen Dank dafür, ſo daß zwar eine Violine, ein Fagott, die Melodie mit Erfolg vortragen könnte, ſelten aber ein Sänger. Die Hervorhebung der ſchönen Stimmlagen, der Wechſel in denſelben, die Geſangsmäßigkeit der Verbindungen rückſichtlich der Intervallen, das richtig angewendete Tragen der Töne, dieß Alles ſind Mittel, deren ſich der einfachſte Geſang, der dem edlen Geſchmack und der Natur am getreuſten bleibt, bedienen könnte, die aber von unſern Componiſten ſehr unbehülflich, oft gar nicht, angewendet werden. Der Deutſche Geſang, ſo weit er eigenthümlich, nationell geblieben iſt, iſt weſentlich charakteriſtiſch, er hängt ſtreng mit Wort und Gedanken zuſammen. Er bildet die Seele, der Componiſt giebt ihm den Leib, in der ſie ſich darſtellen ſoll; iſt der Leib unzweckmäßig gebaut, ungeſchickt, verrenkt, ſo hat die arme Seele ſich

freilich ſehr zu quälen und kann oft mit dem beſten Willen nichts wirklich Schönes fördern. — Dieß hat bewirkt, daß unſere Geſangs-Virtuoſität bei der Mehrzahl an einer gewiſſen Halbheit leidet; ſie iſt nicht ſo mechaniſch vollkommen wie die der Italiener, weil ſie nicht, ſo naiv möchten wir ſagen, dieſe Seite für die höchſte und alleinige Aufgabe halten kann. Sie iſt andererſeits charakteriſtiſch nicht vollendet, weil ſie, ihr freilich oft unbewußt, nicht in den rechten Geleiſen gehalten wird. Doch wo große Mittel, ein tiefes Studium, ein reicher Genius ſich vereinigen, da werden dieſe Hemmungen freilich überwunden, und die Deutſche Kunſt erſchwingt das Höchſte, was der Geſang bieten kann. Eine Sängerin, wie die große Nanette Schechner, reicht ſelbſt über die Catalani hinaus; eine Sonntag bildete die Italieniſche Mechanik mit dem feinſten Deutſchen Geſchmack zu einem wahren Muſterbilde alles Techniſch-Vollendeten und geſchmackvoll harmoniſch Geordneten aus; eine Schröder Devrient erſetzt durch Tiefe und Gluth des Ausdrucks, und durch Genialität der Darſtellung das was ihr an Macht der Mittel abgeht, und ſchwingt ſich ſo zu den höchſten Gipfeln der Wirkung auf, die jemals erreicht worden ſind. In dieſen Muſtern hat die Deutſche-Geſangs-Virtuoſität das Beiſpiel, wir möchten ſagen allſeitiger Vollendung hingeſtellt; doch da dieſe Reſultate nicht aus einer allgemeinen Vorbildung, ſondern aus der Genialität der Individuen entſprungen ſind, ſo ſtehen ſie auch vereinzelt da, und der Ueberreſt unſerer Leiſtungen

iſt dem nicht entſprechend. Einzelne Sänger freilich ſind geiſtreich durchgebildet, andere haben treffliche Anlagen nach einzelnen Richtungen entwickelt; doch es herrſcht zu viel Naturalismus, zu wenig Schule, und ſelbſt im Geſang geht die geläuterte Kunſt nur aus der ſtrengſten Wiſſenſchaft hervor. Unſere Muſiker, wie ſchon geſagt, entbehren derſelben faſt ganz; kein einziger dieſer bedeutenden Componiſten wäre nur ein mittelmäßiger Geſangslehrer. Daher flüchten ſich unſre Talente, wenn ſie ein reges Streben nach Ausbildung haben, zu den Italienern, denen die Deutſche Nationalität völlig unverſtändlich iſt, und die dadurch die verkehrteſten und verkrüppeltſten Bildungen erzeugen, welche meiſt in Carrikaturen ausarten, wie z. B. Sabine Heinefetter, Henriette Carl, Franzilla Pixis, und andre mehr, die Ruf und Namen haben. — Der Verfaſſer dieſer Blätter glaubt in dieſem Studium etwas geleiſtet zu haben, und ſich, was er ſonſt in keinem Theil der Muſik möchte, praktiſch mit den Muſikern von Fach meſſen zu können, ja er möchte es ſogar mit Italienern, wie Cicemara, Bordogni, und Anderen, deren großes Verdienſt als Geſanglehrer er vollkommen anerkennt, in ſeiner Deutſchen Weiſe aufnehmen. Es wäre ſein Wunſch, daß Talente, die der Bildung verlohnen, den Verſuch mit ihm wagten. —

Eine Gattung des Geſangs aber iſt dem Deutſchen von Natur eigen, — es iſt das Lied. Wie der Franzoſe ſeine Romanze, der Italiener ſeine Canzonetten und

Barcarolen hat, ſo haben wir unſer ſchönes, inniges, die vielfältigſte Deutſche Gemüthlichkeit ausſprechendes Lied. In dieſen kleinen Gattungen druckt ſich der Charakter der Völker aus; wie ſich Canzone, Romanze und Lied verhalten, ſo verhalten ſich Italiäner, Franzoſen und Deutſche. Jeder wird ſeiner Weiſe den Vorzug geben; allein der Kunſtrichter, der außerhalb der nationalen Vorliebe ſteht, möchte doch wohl die tiefere Bedeutung unſres Liedes nicht verkennen. Deutſchland hat einen reichen Schatz von Liedern. Seine großen Dichter, wie ſeine größten Componiſten haben ihn damit verſorgt. Mozart und Beethoven ließen uns ein unſterbliches Erbtheil. Unter den Neuern war es beſonders Maria von Weber, deſſen reizende, ſcherzende und ernſte Lieder völliges Volkseigenthum wurden. Zelter iſt hoch ehrenwerth zu nennen. Spohr hat ſehr ſchöne Lieder geſchrieben, Ries desgleichen. Die vortrefflichſten aber, die das Deutſche Gemüth bei der reichſten Erfindungskraft am innerlichſten erfaßt haben, möchten wir Ludwig Berger zuſchreiben; leider daß es ſo ſehr wenige ſind. — Bernhard Klein hat das Lied in ganz eigenthümlicher Gattung ausgebildet; es hat immer einen hohen Werth der Auffaſſung, und bisweilen erhebt es ſich auch zu einer rein muſikaliſchen Bedeutung des erſten Ranges. Löwe hat die Ballade, zwar zu äußerlich mahlend, doch auch oft ſehr phantaſtiſch und erfinderiſch behandelt, und die Gattung allgemeiner gemacht. Reiſſiger iſt in manchen Liedern ſehr glücklich, und anſprechend; weniger

wären jedoch vielleicht mehr geweſen. Von unſern jüngſten Zeitgenoſſen iſt wiederum zuerſt Mendelsſohn zu nennen; Taubert, Bank, ja viele unſrer Sänger ſelbſt haben ſehr Schätzbares geliefert, wenngleich wir auch manches Verwirrte und Mangelhafte darin erkennen, was einmal hauptſächlich in einer Ueberladung der Affekte (Bank iſt in dieſer Beziehung beſonders tadelnswerth), andrerſeits in der ſchon oben gerügten mangelhaften Behandlung des Geſanges beſteht. — Am allgemeinſten hat ſich ganz zuletzt Curſchmann als Liedercomponiſt geltend gemacht; ſeine Popularität bildet eine Art von Epoche, und wir müſſen ſagen, er verdient dieſe Popularität. Beſonders aber, weil ſein Lied, bei der Neuheit, Anmuth und Grazie in der muſikaliſchen Erfindung, mit der ſich auch oft Innigkeit und zartes Verſtehen der Dichtung paart, ſehr ſangbar iſt. Seine Erfolge dürfen nicht gering angeſchlagen werden, denn das Lied iſt eine der bedeutſamſten Kunſtgattungen, indem es in den kleinen Rahmen ſeines begränzten Umfangs das treuſte, ſprechendſte Abbild des menſchlichen Gemüths drängt, dem unmittelbaren Gefühl künſtleriſche, oft unbeſchreiblich reizende Geſtaltung giebt. Die unſchuldigſte, naivſte Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe, gleichwie der zarteſte Hauch des geläuterten Gefühls, der höchſte Schwung der Begeiſterung leben im Liede. Darum räumt die Dichtkunſt der Lyrik ein Drittheil ihres Gebiets ein; und Lyriker ſind den Epikern und Dramatikern nicht unter-, ſondern nebengeordnet. — Freuen wir uns daher, daß

das Deutſche Lied auch in der Muſik eine ſo ſchöne Stelle einnimmt — möge es nur nicht, indem es ſeine ſtille Innerlichkeit verläßt, und der heftigen, nach Außen gehenden dramatiſchen Darſtellung der Leidenſchaften, nachſtrebt, ſeinen Boden verlieren ohne einen andern zu gewinnen. —

Wir haben hier nur das Lied mit Begleitung des Pianoforte im Sinne gehabt. Neuerdings hat man Inſtrumente, Horn und Cello beſonders, zugeſetzt; in dem Bedürfniß größerer äußerlicher Mittel liegt aber insgemein das Geſtändniß der inneren Armuth. Wir halten dieſe Erweiterung für keine Verſchönerung, für keinen Gewinn.

Anders iſt es mit dem vierſtimmigen Liede, insbeſondere für Männerſtimmen. Zelter's glücklicher, eifrig durchgeführter Gedanke, die Liedertafel zu gründen, hat die ſchönſten Früchte für die Kunſt getragen. Er hat den Anſtoß gegeben, und wacker gearbeitet, treffliche Nachfolger ſchloſſen ſich ihm an, aus ſeiner Stammliedertafel hat ſich ein blühender Baum reicher Abzweigungen gebildet, der ſeinen Schmuck jetzt faſt ſchon im ganzen Deutſchland, wenigſtens in Norddeutſchland prangen läßt. Durch dieſe Gattung von Liedern iſt die Geſelligkeit, insbeſondere das Mahl veredelt; es iſt eine ächt Deutſche Saite des Herzens dadurch angeſchlagen worden, die lange wiedertönt. Das Lied für Männerſtimmen iſt vielleicht unſer eigenthümlichſter Schatz; was andere Völker in dieſer Form der Muſik lieferten, iſt ſo vereinzelt, oder liegt

auf ſo völlig anderem Gebiet, daß es gar nicht hierher zu rechnen iſt. Wir können dieſen Gewinn dem alten Meiſter, den wir ſonſt nur zu häufig bekämpfen müſſen, nicht genugſam danken. Maria von Weber, Flemming, Ludwig Berger, Bernhard Klein, Rungenhagen, Reichardt, Julius Schneider (lauter Berliniſche Namen) müſſen neben ihm genannt werden. Auch von auswärtigen Componiſten iſt uns einzelnes Schöne zur Kenntniß gekommen; doch liegt es in der Natur dieſer Kunſtſchöpfungen, daß ſie ſich mehr in engeren Freundes-Kreiſen bewegen, weshalb man uns entſchuldigen wird, wenn wir hier nur das uns zunächſt Entwickelte genannt haben, während mancher andre Name wohl ähnliche Anſprüche hat.

Möge dieſes geſellige Lied, welches der Deutſchen Herzlichkeit und Freude ſo ſehr entſpricht, lange unter uns blühen und gedeihen. Es iſt ein heimathlicher Schatz, den wir dem Fremden mit Stolz zeigen können! —

Die Virtuoſität auf der Violine haben wir als eine Gattung bezeichnet, die großen Einfluß auf die Geſtaltung der Kunſtwerke hat. So iſt es auch; das heutige Quartett (zumal Beethoven's letzte Schöpfungen), die Symphonie, wären Unmöglichkeiten ohne die ſo höchſt ausgebildete Behandlung der Violine und der damit verwandten Inſtrumente Bratſche und Cello. — In der eigentlichen Virtuoſität auf dieſem Inſtrument iſt inzwiſchen Deutſchland niemals der Führer geweſen. Vor hundert und

mehr Jahren, waren die Italiener die Meiſter auf dem ſingenden Inſtrument (die Blasinſtrumente lagen noch in der Kindheit) und erfüllten Europa mit ihrem Ruhm (Corella, Tartini, Lolli). Viotti war aus ihrer Schule hervorgegangen und gründete eine neue, deren Saat vorzüglich in Frankreich aufging. Rode, Baillot, Lafont bildeten das Schöne, Erhabne und Anmuthige der Kunſt aus. In Deutſchland ſchloß man ſich ehrenwerth an; es blieb dem Deutſchen das Verdienſt, mit ſeinem unüberwindlichen Fleiß, und ſeinem vielſeitigen Sinn, die Gattungen zu verſchmelzen. Spohr erweiterte das Gebiet des Violinſpiels, indem er ſich kühn an ungleich größere Schwierigkeiten wagte. Sein Spiel wurde für die Compoſition entſcheidend; er verlangte nicht nur mehr vom Concert, ſondern auch vom Quartett, von der Symphonie. Gleichzeitig mit ihm bildeten ſich viel vortreffliche Virtuoſen wie Maurer, Möſer, Mayſeder und Andere aus. In neuſter Zeit ſtellte ſich freilich wieder ein Italiener, Paganini, an die Spitze dieſes ganzen Zweiges der Kunſt. Allein er überragt ſeine Zeitgenoſſen an iſolirter Wunderbarkeit ſo weit, daß nur Einige, und dieſe nur Einzelnes bis jetzt von ihm angenommen haben, worin bei Weitem nicht das Weſentliche ſeiner Kunſt beſteht. Im Ganzen beherrſcht uns wohl noch jetzt das Franzöſiſche Violinſpiel, wenigſtens in den Concertſälen, allein der Deutſche behandelt das Inſtrument gründlicher, vielſeitiger, edler. Als ein Muſter dieſer Virtuoſität ſteht unter

den Deutſchen Carl Müller in Braunſchweig da, der Alles in Allem gewogen, vielleicht der größte Spieler (Paganini ausgenommen) in Europa iſt. Das Quartett der Gebrüder Müller aber ſteht unbedingt auf dem Gipfel aller Leiſtungen dieſer Art, indem es zugleich die höchſte und würdigſte Aufgabe aller Virtuoſität löſt, klaſſiſche Werke der Kunſt in möglichſter, bisher kaum geahneter Vollkommenheit darzuſtellen. In ſolcher Geſtalt hat der Virtuoſe rückwirkenden Einfluß auf die Compoſition, indem er ſich ſo ganz in die Wege wirft, welche dieſe genommen hat. Es iſt kein geringer Stolz, den wir uns erlauben dürfen, daß Deutſchland in der würdigſten Richtung auch hier wieder den Reihen führt. —

Das Pianoforte bildet, möchten wir ſagen, eine ganz eigene Provinz der Muſik. Es ſcheint durch ein eigenſinniges Schickſal auserkohren, zugleich das vollkommenſte und unvollkommenſte aller Inſtrumente zu ſein; denn indem ihm faſt keine Paſſage, keine Figur, keine rhythmiſche noch harmoniſche Combination verſagt iſt, muß es des einen und höchſten Reizes, den Ton zu tragen und ſchwellen, entbehren. Durch hundert kleine Surrogate hat theils die erfindſame Kunſt des Inſtrumentenbauers, theils das auf's höchſte ausgebildete Geſchick des Spielers, dieſen Mangel zu erſetzen, ihn zu verhüllen geſucht. Da überdieß das Ohr des Muſikers die melodiſche Schönheit leicht aus der Idee vervollſtändigt, und die alles ausgleichende Gewohnheit uns ebenfalls ihre Hülfe leiht, ſo iſt dieſer

Mangel des Inſtruments uns mehr erkenn- als fühlbar; ſeine überwiegenden Vortheile dagegen bleiben in voller Gültigkeit. Sie machen es recht eigentlich zum Schauplatz des Componiſten. Seine Wirkungen verhalten ſich zu denen des Orcheſters, wie die der Handzeichnung zum Gemälde. In ſeinem kleinern Rahmen führt ſich dennoch jedes Größte und Verwickeltſte aus. Darin haben wir den Grund zu ſuchen, daß der Deutſche mit wenigen Ausnahmen immer auf dieſem Inſtrument den Vorrang gehabt hat. Von Sebaſtian Bach's und Händel's Orgel- und Clavierſpiel an bis heut iſt die Mehrzahl der großen Virtuoſen auf dieſem Inſtrument Deutſchen Urſprungs geweſen. Zwar Clementi machte eine Ausnahme; doch wer ſeiner Landsleute iſt ihm nachgefolgt? Einen einzigen Schüler zog er, der wiederum eine Ausnahme bildet, denn er iſt ein Engländer, John Field. Dafür zog er zwei Deutſche zu Meiſtern, Klengel und Ludwig Berger. Mit Clementi gleichzeitig buhlte Mozart um den Vorrang der Virtuoſität. Wenig ſpäter waren Beethoven, Wölfel, Duſſek, Himmel, lauter Deutſche, die Heroen des Clavierſpiels; nächſt ihnen thaten ſich Meyerbeer in ſeiner Jugend als außerordentlicher Spieler, Maria v. Weber und ſodann Hummel, der den größten Einfluß auf die neuere Schule gewann, hervor; Kalkbrenner, Moſcheles, Herz ſind Deutſche, wenngleich ſie ſich früh im Auslande feſtgeſetzt haben; der Deutſche Genius, der Deutſche Fleiß waren ihnen angeboren. In neueſter Zeit würden,

ſelbſt wenn wir Spieler, wie Arnold, Czerny, die beiden vortrefflichſten Schüler Ludwig Berger's Mendelsſohn und Taubert gar nicht nennen wollten, doch Deutſche Namen wie Liſzt, Thalberg und vor allen Henſelt bei weitem das Uebergewicht gegen den einzigen Chopin bilden, der, nicht aus Deutſchem Urſprunge hervorgegangen, ſo Außerordentliches für das Clavierſpiel geleiſtet, demſelben allerdings eine neue Bahn gebrochen hat. Daher iſt die Deutſche muſikaliſche Literatur auch ſo ungemein reich an wunderwürdigen Werken für das Forteyiano allein, oder wobei dieſes die Hauptrolle ſpielt. Unſere größten Muſiker, wie die drei großen Bach's, Mozart, ſelbſt Haydn und vor allen Beethoven haben den größten Theil ihrer Unſterblichkeit dem Pianoforte (Clavier, Orgel) anvertraut, und noch in dieſem Augenblick regt ſich das ſchönſte Leben der Deutſchen muſikaliſchen Literatur in dieſen Zweigen ihres blühenden Baumes. Hummel's, Carl Maria v. Weber's, Ludwig Berger's Werke (dieſe letztern gering an Zahl, aber von faſt unerreichter Schönheit) bilden einen Kern, dem ſich jüngere Talente, von denen wir die vorzüglichſten ſchon oben als Spieler genannt haben, mit dem größten Eifer anſchließen, indem ſie dabei nicht allein den Zweck vor Augen haben, dem Virtuoſen glänzende Aufgaben zu ſtellen, ſondern wirklich das Ohr des Muſikers zu erfreuen. Der hervorragendſte unter den letztern dürfte der ſchon ſo oft rühmlich genannte Felix Mendelsſohn ſein. Auch Henſelt hat eminentes Talent für die Compoſition.

Möge uns ein glücklicher Stern auf dieser Bahn weiter führen; sie ist in gewisser Beziehung die Zuflucht des Componisten, denn hier kann er frei, phantastisch, gründlich, gelehrt, tief, ganz dem Drange seines innern Genius folgend schaffen, ohne von äußern Mitteln abhängig zu sein. Jedes keimende Talent versucht sich auf diesem Felde zuerst, und gemeiniglich wird ihm der weitere Schauplatz combinirter Mittel erst geöffnet, wenn er sich auf dieser Palästra zum Helden gerungen hat. Und Deutschland hat viele Helden, die aus solcher Ringschule hervorgingen, aufzuweisen.

* * *

Mit Stolz wenden wir uns jetzt am Schluß dieses Aufsatzes zurück, und überblicken die Reihe herrlicher Erzeugnisse, die unser Vaterland in der schönsten, reinsten aller Künste aufzuweisen hat, zählen die vielen ruhmgekrönten Häupter der Meister, die Schaar der aufblühenden, Treffliches verheißenden Jünger, die uns jetzt lebend, thatkräftig, von glühendem Streben beseelt, umgiebt. Ja, mit Stolz weidet sich unser Auge an diesem Anblick! Zwar nicht die Mehrheit der Stimmen erkennt uns den ersten Preis in diesem olympischen Kampfe der Geister durch rohen Ostracismus zu, doch die berufenen Richter verleihen ihn uns einstimmig. Der Markt jauchzt einer blendenderen Kunst zu, der Areopagus wägt ein gehaltreicheres Verdienst.

Bis jetzt hat die Deutsche Muse sich im Ganzen den

reinen Ruhm erhalten, nur nach dem Schmuck geweihter Kränze zu ſtreben, die das Prieſterthum, die Berechtigung, das Allerheiligſte zu betreten, verleihen. Möge ſie ihn bewahren! Ein edler Haß erfülle uns gegen die Abtrünnigen von Deutſcher Art; ihnen huldigen, ſie nur dulden ohne Kampf, iſt Verrath an der Heimath.

Die Keime des Unheils ſind auch unter uns ausgeſtreut, und wuchernd ſtreben die Häupter des Unkrauts breit empor, zartere, edlere Gewächſe verdrängend. Doch fruchtarm, wenn die Zeit gekommen iſt, müſſen ſie fallen, verdorren. Darum Feſtigkeit, Ausharren beim Rechten und Wahren, und, bis zur Erfüllung des ewigen Wortes, Geduld.

Nimmer, Ihr edlen Freunde und Landesgenoſſen, nimmer verlaſſet den Dienſt des reinen hohen Tempels, um Euch im taumelnden Gewühl des Götzentempels bachantiſch zu berauſchen. Der Götze prunkt, und iſt machtlos nichtig; der unſichtbare Gott iſt allgegenwärtig, allmächtig, allſegnend.

Fallet Ihr ab von ihm, ſo werdet Ihr, dem Fremden unwürdig unterthan, auswandern in die Trauer Babyloniſcher Verbannung; bleibt Ihr ihm getreu, ſo iſt Euch ſeine ewige Herrlichkeit gewiß in der Kunſt wie im Glauben.

Der Retter.

Eine Novelle.

Von

Theodor Mügge.

1.

Wo nur der Vater heut bleibt, ſagte die Forſtmeiſterin, und ein Blick beſorgter mütterlicher Unruhe ſtreifte über ihre Kinder, welche rund um an dem Tiſche ſaßen. Sie legte die Arbeit fort, und ſtützte den Kopf in die Hand, während die Augen ſich nach den Fenſtern richteten. — Draußen war finſteres, unheimliches Wetter. Schwere, grauſchwarze Wolken flogen über den Himmel, ein kalter Nachtwind ſchlug den feinen Regen gegen die Scheiben, und in den alten, entlaubten Linden rauſchte und wimmerte der Sturm.

Ja, ſagte die alte Haushälterin, und nahm die Brille ab, das iſt eine böſe, böſe Zeit, und wer weiß was noch Alles kommen kann. Als ich in der vergangenen Nacht ſo lag und ſchlief, that es plötzlich drei dumpfe Schläge an mein Fenſter. Ach! wie ich zitterte. Meine alten Hände falteten ſich ſchnell zuſammen und ich betete: Schütze uns, Herr und lieber Gott, vor dem Teufel, den Franzoſen und ſchwerer Noth. Da ſchlug es wieder an mein Fenſter, der Mond kam eben über den Wald her-

auf, ich wollte den Kopf unter meine Decke ſtecken, aber es riß ihn herum, und was ſah ich, was ſah ich!

Was ſahſt Du, Margarethe? rief der neunjährige Guſtav und warf den Schieferſtift und die Tafel fort, die beiden Mädchen aber richteten ängſtliche, fragende Blicke auf die alte Wärterin.

Die große Eule aus der Herreneiche krallte ſich an das Taubenbrett, flüſterte die Alte, und ihre glühenden Augen ſahen mich an, wie der Gottſeibeiuns! Jeſus Gottes Sohn! rief ich, da flog das abſcheuliche Thier fort, und ſchrie, und ſchrie, ich höre es noch immer gellen.

O! ſchweig mit dem dummen Zeuge, ſagte die Mutter verdrießlich. Du wirſt mir die Kinder noch furchtſamer machen, als ſie ſchon ſind.

Furchtſam? rief der Knabe. Wovor denn? Geſpenſter giebt es nicht, und gegen die Franzoſen, ſagte noch geſtern der Vater, haben wir ſechs tüchtige Jäger und Knechte, ein Dutzend Hunde, und geladene Gewehre.

Was helfen Gewehre und Menſchen, wenn das Unglück kommt, murmelte die Alte. Die Eule aus der Eiche iſt noch niemals um dies Haus geflogen, ohne daß etwas Böſes geſchehen wäre.

O! Mutter, ſagte Agnes, ich glaube zwar nicht an ſolche abergläubiſche Geſchichten, aber es iſt doch gar zu einſam hier. Wir wohnen auf dem Forſthauſe, das Dorf iſt kaum zu ſehen, und die Stadt Meilen weit. Hätte doch der Vater deinen Bitten nachgegeben, und wäre mit uns nach Kolberg geflohen.

Jetzt iſt es zu ſpät, ſagte die Mutter tröſtend, wir müſſen ausharren, und in Kolberg hätten wir wohl auch böſe Tage. Von allen Seiten iſt die Stadt ja bedroht, und, laß es dir vom Vater erzählen, wie es in ſolcher Feſtung hergeht, wo Kugeln durch die Straßen fliegen, Bomben die Häuſer zerſchmettern, und die Menſchen tagelang in Todesangſt ſich in den tiefſten Kellern verkriechen müſſen.

Ich möchte dort ſein, rief Guſtav. Schießen, das iſt eine Luſt. Heut den ganzen Morgen über habe ich unten an der Perſante auf dem Hügel geſtanden, und den dumpfen Donner gehört, wie ihn der Wind über die Heide führte.

Ja, ſagte die Alte, was ſie nur wieder vorgehabt haben, da hinten nach Geſtin hinüber. Mancher Mutter Sohn wird wohl nun da auf der naſſen Erde liegen und ſein junges Leben ausbluten. — Ach! das iſt nun auch ſchon lange her, daß in unſerem geſegneten Pommern die Dörfer brannten und Schuß auf Schuß dort vom Meere heraufkam. Wie es damals herging, das beſchreibt keine menſchliche Zunge. Die wilden Ruſſen ſchleppten Alles fort, ſie marterten die Menſchen nach verborgenen Schätzen, ſchnitten ihnen die Glieder ab, brannten ſie mit Feuer und prügelten ſie mit ihren Knuten zu Tode. — Fünf Koſacken kamen einmal in unſer Dorf, plünderten uns, und marterten die Menſchen auf alle Weiſe. Den Pfarrer aber brieten ſie langſam über brennendes Stroh und die ganze Gemeinde ſtand flehend und weinend dabei.

Das littet ihr? rief der feurige Knabe. Ihr wehrtet Euch nicht, ihr schlugt sie nicht todt! Fünf Kosacken, und ein ganzes Dorf voll Menschen? Das habt ihr verdient!

Unten an der Oder wurden die Mörder dafür abgeschlachtet, sagte die Alte. Da kam der alte Fritz mit seinen schwarzen Husaren, und ersäufte alle die schlimmen Creaturen, die Gesichter hatten ohne Nasen.

Hast Du den alten Fritz gesehen, Mutter Margarethe? fragte der Knabe.

Das hab' ich, sagte die Alte, und so dicht hab' ich ihn gesehen, wie jetzt hier unsern lieben, kleinen Junker. — Ich war noch ein ganz kleines Mädchen, so von zehn Jahren, da war er grade König geworden, und wie er Schlesien gewonnen hatte, machte er eine Reise durch sein Land und kam auch hierher. O! wer das hat sehen können; die vielen großen Wagen, die Heiducken und Mohren, die ganz in Gold starrten, die blitzenden Herren rund herum, und den jungen kleinen, alten Fritz in seinem blauen Rocke und den großen blauen Augen, die Jeden bis ins Herz hinein sahen. Und lachen konnt' er, so allmächtig lachen, wie selten ein Mensch.

Warum lachte er denn, Mutter Margarethe? fragte die jüngste achtjährige Tochter des Forstmeisters, schlichtern aufblickend.

Ja, Frölen, sagte die Alte, das war eine gar schnurrige Geschichte. Der König kam an mit vielen Wagen, und in einem saß ein Ding mit einem rothen Mantel und einer großen Lockenperücke, und ein Gesicht hatte

das Ding, was ganz abscheulich anzusehen war. Nun waren damals noch nicht, wie jetzt, überall große Posthäuser mit vielen Pferden, sondern die Bauern mußten Vorspann geben, und für den großen König thaten sie's gern. Das Landvolk weit und breit war auch gekommen und alle guckten die Wagen an. Da kam plötzlich ein vornehmer Herr, und sagte: Kinder, laßt um Gotteswillen das Ding da nicht aus dem Wagen, das beißt Euch in Granatstücke, das ist des Königs Leibaffe, und Sr. Majestät brechen Euch die Hälse entzwei, wenn der Affe davonkommt. Das war genug gesagt für unsere Leute. Sie umringten den Wagen und hatten ihre Lust an dem Affen, der unruhig wurde, schimpfte und spuckte, die Zähne zeigte, und endlich aus dem Wagen wollte. Da kam er aber schön an. So wie er den Schlag öffnen wollte, setzte es Hiebe, und je wüthender er ward, je mehr jubelten unsere Bauern. Sie kitzelten ihn mit den Peitschenstöcken und narrten ihn so lange, bis er in unbeschreibliche Wuth gerieth, und zuletzt so jämmerlich heulte und tobte, daß der König selbst kam. — Wie der es sah, wollte er fast ersticken vor Lachen. Er ließ sich die Geschichte erzählen, und hielt sich an dem Wagen fest und den Bauch; denn der Affe war eigentlich ein Franzose mit Namen Folter, der viele Menschen gefoltert haben soll und hier nun einmal wieder tüchtig gefoltert wurde.

Mir war es fast, als fiel im Walde ein Schuß, sagte die Forstmeisterin und trat rasch an ein Fenster.

Es wird Herr Rudolf ſein, ſagte die Alte. Der junge Herr iſt ja gegen Abend noch mit der Büchſe auf der Schulter fortgegangen, obgleich das Unwetter ſchon da war. Aber vielleicht ſind es auch Holzdiebe oder ſonſt ſchlechtes Geſindel, was ſich die unruhige Zeit zu Nutze macht, oder der Sturm hat einen Stamm gebrochen; das knackt denn und ſeufzt, wenn es ſein Leben laſſen muß, oder — die Alte hielt inne, denn heftige Schläge donnerten an das Bohlenthor der Umzäunung. Jeſus Gottes Sohn! jammerte ſie, das ſind die Spitzbuben, die Franzoſen!

Die Forſtmeiſterin riß ein Fenſter auf. Wer iſt da? rief ſie, ſo laut ſie konnte.

Macht auf! macht auf! rief eine dumpfe, heiſere Stimme. Landsleute, Freunde, laßt uns ein, um Gottes Barmherzigkeit!

Eine Laterne flammte im Hofe auf; zwei Jäger und ein ſtämmiger Knecht, Gewehre in den Händen, traten unter das Fenſter.

Was ſollen wir thun, gnädige Frau, ſagte der Eine. Vorhin fielen ein Paar Schüſſe am Werder, die Franzoſen ſind geſtern drüben in Krune geweſen, ſie durchſuchen jetzt das ganze Land.

Von Neuem wurde heftig gepocht, die Hunde im Zwinger bellten und heulten und eine kräftige Stimme von Außen rief durch den Lärm: Herr Forſtmeiſter von Brand, Freunde des Königs, getreue Preußen ſtehen hier. Machen Sie auf, machen Sie auf!

Oeffnet! rief die Frau, öffnet ſchnell, Kinder.

Es kann eine Liſt ſein, Ew. Gnaden, murmelte der alte Jäger.

Immerhin, wir ſtehen in Gottes Hand, ſagte ſie haſtig. Gegen Viele können wir uns nicht wehren, und mit Wenigen werden wir fertig, auch wenn das Thor geöffnet wird. — Nun, in Gottes Namen, rennt in Euer Unglück, murmelte der Jäger und die Riegel am Thore klirrten. Gewaltſam ward von Außen der anliegende Flügel aufgeriſſen und fünf, ſechs dunkle Geſtalten ſprangen herein.

Räuber, Mörder! Höllenteufel! ſchrie der Jäger mit gewaltiger Stimme. Chriſtian, wirf die Thür ins Schloß, die Hunde los!

Narr! ſagte einer der nächtlichen Geſellen und faßte lachend die Schulter des Erſchreckten, ſchrei' nicht ſo mörderiſch, der Wald ringsum hat Ohren.

Der alte Jäger hob die Laterne empor und beleuchtete den Fremden. Es war ein großer, kräftiger Mann, der faſt ſechs Fuß meſſen mochte. Sein jugendliches Geſicht mit beweglichen durchdringenden Augen, die unter den dicken Braunen liſtig hervorblitzten, hatte viel Freundliches und Gutmüthiges, aber auch Entſchloſſenes und Kühnes, das überwiegend wurde, durch den kräftigen, herculiſchen Gliederbau und den ſchwarzen Bart, der von der Lippe herab über den Mund fiel und am Kinn mit den Wellen dunklen Haares verſchmolz, welche bis auf die Bruſt niederſanken.

Der Jäger warf einen ſtaunenden furchtſamen Blick auf den Mann, deſſen grauer ſchmutziger Schaafpelz vom Regen troff. Das Waſſer lief aus ſeiner wollnen Zipfelmütze in dicken Tropfen auf die Schultern. Ein Riem, an welchem eine alte Patrontaſche ſaß, war zugleich der Gurt ſeines Kleides; in der Hand hielt er einen roſtigen Karabiner, und ein Strick, am Gürtel feſtgeknüpft, trug einen kurzen Säbel.

Wer ſeid Ihr denn, Leute? fragte der alte Mann mit bebender Stimme.

Preußen, Alter; brave Preußen, Soldaten unſers Königs, den Gott ſegnen möge; rief der Andere.

Und wenn du deinen König und deine Landsleute liebſt und die Hunde von Franzoſen haſſeſt, ſchrie ein Zweiter, ſo gieb uns einen Tropfen auf die Zunge, Kamrad.

Aha, ſagte der alte Jäger ſchlau lächelnd und betrachtete noch einmal ſeinen Mann von Oben bis Unten, jetzt merk ich, woran ich bin. Was? Ranzionirte, nicht wahr? Oho! wollt nach Preußen hinauf, nach Königsberg?

Kann ſein, Alter. Ja, haſt's richtig gerathen, verſetzte der Soldat lachend.

Arme Teufel! ſagte der alte Mann, Ihr thut mir in der Seele weh, und das müßte ein ſchlechter Preuße ſein, der ſeine Brüder nicht hülfe in der Noth, und wenn zehn Spitzbuben von Franzöſiſchen Kummandanten und Jofferners, und wie die Kerle ſonſt heißen, auch den Tod darauf ſetzten, wer einem Ranzionirten ein Stück Brot reicht!

Das iſt ein braves Wort, alter Freund, ſagte der Soldat; jetzt laſſ' die That folgen.

Komm mit, rief der Alte, du haſt keine Stiefeln, mein Sohn, du ſollſt ein Paar rindslederne Jagdtreter haben, wie ſie in ganz Pommern nicht beſſer gefunden werden.

Der Schein der Laterne fiel auf die Füße des Bewaffneten, der laut auflachte, als der alte Jäger wehmüthig ſeufzend die Bekleidung kritiſirte.

Lieber Gott! ſagte der Alte, iſt das ein Fußwerk für Chriſtenmenſchen, um durch Wald und Sumpf, durch Regen und Sturm zu rennen. Alte Lumpen um die nackten Zehen gewickelt, und halbzerriſſene Pantoffeln und Sohlen, mit Bindfaden daran feſtgeſchnürt. Das haben die Heiden ſelbſt nicht gethan.

O! rief der Fremde, man muß ſich nur gewöhnen, ſo geht's beſſer und leichter durch Feld und Wald mit unſeren Sandalen als mit Euren ſchweren Jagdſtiefeln, die nur ſtecken bleiben würden.

Nun Jeder nach ſeiner Art, rief der Alte, ich bleibe bei der meinen.

Mehrere Leute hatten ſich ſchnell um den nächtlichen Beſuch verſammelt und betrachteten neugierig und mitleidig die wilden, durchnäßten Geſtalten.

Die Forſtmeiſterin, der Bericht erſtattet war, von welcher Art ihre Gäſte ſeien, lehnte noch immer am Fenſter und rief jetzt dem alten Jäger zu, ſie ins Haus zu führen und Anſtalt zu einem reichlichen Mahle zu machen.

Kommt herein, Kameraden, rief der alte Mann

luſtig, unſere gnädige Herrſchaft wird Euch nichts abgehen laſſen, und wir wollen trinken auf das Wohl des Königs und des Vaterlandes, und der Satan ſoll das ganze Pack von Franzoſen holen, die, wie die Heuſchrecken, jetzt auf unſerm geſegneten Pommern liegen.

Ja, laß uns anſtoßen, alter Mann, auf den Untergang aller Fremdlinge, die Deutſchland unterjochen wollen, rief der Soldat.

Gut, kommt, ſagte der Alte, aber hört Ranzionirte, ich weiß, es iſt häufig vorgekommen, daß Leute Eures Schlages ganz abſonderliche Gelüſte empfinden nach allerlei Dingen, die ſo zufällig ihnen begegnen, und daß ſie die heiligen zehn Gebote und beſonders das ſiebente nicht recht behalten. Davor nehmt Euch in Acht, wir verſtehen keinen Spaß, ſag' ich Euch, und haben ſechs Jäger, ſechs tüchtige Knechte und eine Koppel Wolfshunde im Hauſe, die Euch wohl die krummen Finger wieder gerade machen können.

Sechs Jäger, ſechs Knechte, murmelte der Soldat.

Gut, Müller hatte Recht. — Und ſind es wackere, tüchtige Kerle, die ordentlich dreinſchlagen, wenn es gilt? fragte er laut.

O! Junge, ſagte der Alte treuherzig, Du biſt lang und ſtark genug für einen Soldaten, aber ſie legen Dich doch auf die Diele. Beſſere Kerle wirſt Du nicht zwiſchen Stargard und Rügenwalde finden. Und nun macht das Thor zu, und kommt aus dem Regen.

Halt! rief der Andere, und wehrte den Knechten

die Flügel zuzuſchlagen. Das Thor muß geöffnet bleiben.

Was ſoll das heißen? ſchrie der Jäger. Wer läßt ſeine Thür in der Nacht offen.

Ich habe zwei Schildwachen davor geſtellt, ſagte der Fremde, ſei ohne Sorge, es ſoll keine Maus herein, die nicht hergehört.

Aber warum denn, rief der Alte. Seid Ihr denn nicht alle beiſammen?

Das iſt es, verſetzte der Soldat, einige fehlen noch, und darunter iſt Einer, den wir nöthig brauchen.

Im Augenblick hörte man draußen mehrere Stimmen und das Getrapp von Pferden. Da iſt er, da iſt unſer Mann, rief der Soldat, und nun macht das Thor zu in Gottes Namen.

Vier Reiter ſprengten raſch in den Hof. Ihre dunklen Geſtalten waren von Mänteln umhüllt, Huſarenmützen und Dragonerhelme zeigten ſich beim Lichtſchein, und Waffen klirrten, als ſie ſich aus den Sätteln ſchwangen. Zu gleicher Zeit hatte ſich der kleine Trupp der Fußgänger anſehnlich vermehrt; ein unordentlicher Haufe von dreißig bis vierzig drängte ſich um die Reiter, mehrere andere waren beſchäftigt, das Thor zu ſchließen, und der lange Ranzionirte ſtellte Poſten aus, die ſich um das ganze Forſthaus vertheilten.

Ein kleiner, breiter Mann ſchien der Anführer des Haufens zu ſein und die volle Achtung ſeiner Untergebenen zu genießen. Im Abſteigen noch gab er kurze, be-

ſtimmte Befehle, vorſichtig zu ſein, und jeden Lärm zu vermeiden, dann ließ er die Zügel ſeines Roſſes fallen, und trat auf den alten Jäger los.

Dies Haus bewohnt der Forſtmeiſter von Brand, ſagte er mit tiefer aber wohllautender Stimme.

Ja, mein gnädiger Herr, der Forſtmeiſter von Brand, verſetzte der Alte.

Er iſt nicht zu Hauſe, wie man mir geſagt hat?

Nein, Ew. Gnaden.

Aber ſeine Gattin und die Kinder? fuhr der Fremde fort.

Die ſind hier unten, in dem Zimmer links, ſagte der Jäger, verwundert über die Kenntniß des Fremden.

Leuchte! rief dieſer befehlend, und eilig ſchritt der alte Mann mit der Laterne voraus, mitten durch die Regenpfützen, und der Anführer folgte ihm, den Mantel dicht um die Schultern geſchlagen, den ſchleppenden Säbel im Arm.

2.

Hier, meine gnädigſte Herrſchaft, ſchrie der Alte und riß die Thür des Gemaches auf, hier iſt einer von den ranzionirten Herrn, die von Jena kommen. Ueber das Geſicht des Fremden zuckte ein Lächeln, er ließ den Mantel fallen, und trat ſchnell auf die Forſtmeiſterin zu. — Verzeihen Sie meinen plötzlichen unangemeldeten Beſuch, ſagte er mit dem Tone ſeiner Höflichkeit. Ein Soldat kann nicht Tag und Stunde, Wetter und An-

ſtand nach ſeiner Bequemlichkeit wählen, und obenein in dieſer ſchlimmen Zeit.

Darf ich fragen — ſagte Frau von Brand verlegen.

Was mich zu Ihnen führt, fiel er ein. Ich habe ein Geſchäft mit Ihrem Herrn Gemahl.

Er iſt nicht hier, erwiederte ſie ſchnell, ich bin allein, verlaſſen mit meinen Kindern, ich hoffe —

Ohne Sorge, meine gnädige Frau, verſetzte er lächelnd, kein Haar ſoll gekrümmt werden unter Ihrem gaſtlichen Dache. Selbſt der Hafer meiner Pferde und das Brot, meinen Leuten gereicht, ſoll baare Bezahlung erhalten.

Sie vergeſſen, mein Herr, ſagte die Forſtmeiſterin mit Stolz, daß wir Ihre Landsleute, und Ihre Leiden die unſeren ſind. Wer könnte da Anſpruch auf Lohn machen.

O! rief der Fremde und eine feurige Glut blitzte aus ſeinen Augen, es giebt doch noch viele wackere Herzen in unſerm unglücklichen Lande. Nur Geduld, Alles wird noch gut.

Frau von Brand ſah mit Erſtaunen auf ihren Gaſt. Er war ein Mann, völlig ausgebildet und über die friſche, erſte, ſorgloſe Jugend hinaus, aber in dem kräftigſten Alter des Lebens, die Mitte der dreißiger Jahre. Sein kurzer, muskelvoller Körper ſchien allen Anſtrengungen Trotz bieten zu können; zwiſchen breiten Schultern ſaß ein Kopf mit markigen Zügen auf einem kurzen Halſe; das Geſicht war leichenblaß; um ſeinen Kopf feſt geknüpft, ſchien ein ſchwarzes Seidentuch eine Wunde zu bedecken, und unter der ſcharf gebogenen, langen Naſe

fiel der dichte ſchwarze Schnurrbart über den feingeformten Mund. Als er den Mantel abwarf, ſtand er in einem blauen verſchliſſenen Dragonerrocke vor ihr, deſſen Silberbeſatz und Knöpfe hier und dort mangelhaft, und an manchen Stellen zerriſſen war, aber er paßte zu der ganzen, verwetterten Geſtalt des Mannes, den ſie für einen vom Heere verſprengten Offizier gehalten haben würde, wie viele damals umherirrten, wenn nicht der Gurt um ſeinen Leib, aus welchem die Metallbeſchläge zweier großer Reiterpiſtolen hervorſahen, ſeine bewaffnete Begleitung, wie die ganze nächtliche Erſcheinung, ſie wieder irr gemacht hätten.

Der Fremde hatte indeß, ohne ſich an die erſtaunten und beſorgten Blicke zu kehren, in einem großen Lehnſtuhle am Tiſche Platz genommen. — Verzeihen Sie einem müden Soldaten, wenn er wenig Umſtände macht, ſagte er, und kreuzte die Füße vor ſich; den ganzen Tag bin ich faſt keinen Augenblick vom Pferde gekommen.

Machen Sie ſich bequem, mein Herr, ſagte die Forſtmeiſterin mit freundlichem Kopfnicken. Sie werden gewiß auch hungern und dürſten, erlauben Sie, daß ich Anſtalten gegen dieſe Erbfeinde des Menſchengeſchlechts treffe.

Eine ſtumme Verbeugung des Fremden galt für eine Genehmigung. Frau von Brand entfernte ſich, die Kinder aber ſahen mit neugieriger Furcht den bärtigen Mann an, deſſen freundliche Blicke zuerſt in dem Knaben den Muth zur Annäherung erweckten.

Nur näher heran, mein kleiner Freund, ſagte der Fremde gutmüthig und reichte dem Kinde die Hand. Was möchteſt Du denn am liebſten von mir haben?

Am liebſten! ſagte der Knabe ſich beſinnend, Deine Piſtolen. Nein! Vater hat ſelbſt welche, aber den Säbel, ja, den ſchönen, blanken Säbel!

Und wenn ich ihn Dir gäbe, verſetzte der Soldat lächelnd, was würdeſt Du thun?

Thun! rief Guſtav, ja, was Vater geſtern ſagte. Hätten unſere Bauern nur Säbel und Gewehre, wir ſchlügen dieſe fremden Landläufer ſammt und ſonders aus Pommern heraus.

Hat er das geſagt, hat er das wirklich geſagt, rief der Fremde mit blitzenden Augen und zog den Knaben in ſeine Arme. Dann haſt Du einen wackern Vater, mein Kind, und Gott mache einen Mann aus Dir, nach dieſem Vorbilde.

Du gefällſt mir, ſagte der Knabe zutraulich und faßte den Lederriem des Säbels, Du ſprichſt ſo luſtig und es hört ſich Alles ſo ſchön an.

O! Guſtav, rief Agnes halb laut, ſchickt es ſich ſo vorſchnell zu ſein, und zu einem fremden Herrn Du zu ſagen. — Sie ergriff die Hand des ſträubenden Kindes und wollte ihn zurück ziehen, dieſer aber klammerte ſich an den Fremden feſt und rief laut: Ich will bei Dir bleiben, hilf mir, lieber Soldat, ich will bei Dir bleiben!

Und das ſollſt Du auch, mein kleiner Schelm, ſagte

dieſer lachend, und wir wollen beide gegen die Damen zu Felde ziehen.

Er umſchlang ihn mit ſeinen Armen und wendete ſich raſch auf dem Stuhle. Der ſträubende Knabe aber um ſich feſter zu halten, griff nach dem herabgebeugten Kopfe, faßte den Tuch, der um die Stirn des Fremden gewunden war, und ſtreifte ihn gewaltſam ab. Mit einem unterdrückten Laut des Schmerzes fuhr der Offizier zurück, Agnes aber und ihre Schweſter ſtießen einen lauten Schrei aus, denn vor ihren Blicken zeigte ſich eine gräßliche, klaffende Wunde, von der ein Blutſtrom ſchnell über das bleiche Geſicht des Fremden ſchoß.

In dem Augenblick öffnete die Forſtmeiſterin die Thür. Um Gotteswillen was iſt geſchehen! rief die beſtürzte Mutter, und bebte zurück, als ſie den Fremden bleich mit halbgeſchloſſenen Augen in dem Kiſſen des Großvaterſtuhles liegen ſah.

Hülfe, Hülfe, er iſt todt! rief ſie in ihrer Herzensangſt. Mein Gott! was ſollen wir beginnen.

Mit großer Anſtrengung richtete ſich der verwundete Mann plötzlich auf. Schweigen Sie, ſagte er, ſchweigen Sie, es iſt nichts, es iſt eine alte Wunde, der Schmerz nur hat mich betäubt, ich kenne das ſeit Monaten, jeder Stoß, jeder Schlag bringt neue Blutflüſſe und unerträgliche Pein. — Gieb her, Du Schelm, gieb den Tuch und den Verband, und ſieh nicht ſo betrübt aus. Pfui! ein Knabe muß nicht weinen.

Ach! Du armer Mann, ſchluchzte das Kind, Du

bluteſt ſo ſehr, geh zu Bett', komm ich will Dich in Vaters Kammer bringen.

Der Offizier ſtellte ſich jedoch vor den Spiegel und während die Mutter den Knaben derb ausſchalt, nahm er aus einem Taſchenbuche friſche Charpie, legte dieſe in die Wunde, paßte den Verband wieder auf, drückte die Streifen des Heftpflaſters rund umher feſt, und band dann den verhüllenden Tuch darüber. — So wäre Alles wieder in Ordnung, ſagte er mit einem freundlichen Blicke ſeiner großen, ſchwermüthigen Augen.

Und nun ſtärken Sie ſich, rief die Forſtmeiſterin, hier iſt ein Fläſchchen alter, guter Wein aus einer tiefen Kellerecke, und Schinken, das Einzige was eine Hausfrau zur Noth jetzt noch auf dem Lande hat.

Nur friſches Waſſer, ſagte der Fremde und ſchob das Glas zurück. Meine Wunde verbietet mir jedes andere Getränk.

Großer Gott! rief die erſtaunte Frau, wie iſt es möglich, ſolche Anſtrengungen, ſolche Schmerzen und Leiden zu ertragen. Eilen Sie Kolberg zu erreichen, und ſuchen Sie dort Heilung und Hülfe, ehe ſie weiter nach Königsberg fliehen.

Wie es möglich iſt? ſagte der Fremde und legte die Hand auf ſeine Bruſt. — Wiſſen Sie: wem das Herz für das Vaterland glüht, wer den fremden Unterdrückern ewigen Haß geſchworen hat, wer für den Ruhm Preuſſens gern tauſendmal ſein Leben laſſen möchte, der frägt wenig nach einer ſchmerzenden Wunde am Körper. —

Aus Kolberg komme ich, und gehe wieder dahin zurück, doch vorher habe ich hier ein Geſchäft mit Ihrem Gemahl. Die Forſtmeiſterin blickte ihn fragend an. — Beantworten Sie mir einige Fragen, ſagte der Fremde. Haben ſich Franzoſen hier in der Nähe gezeigt?

Bis jetzt, nein, aber man ſagt —

Was ſagt man? rief der Offizier haſtig.

Daß es in wenigen Tagen, vielleicht in Stunden, geſchehen könne.

So bin ich zur rechten Zeit gekommen, fuhr jener fort. Uebrigens haben Sie mir nicht die ganze Wahrheit geſagt. Vor zehn oder zwölf Tagen waren Chaſſeurs, die von Rügenwalde herüberkamen, in Ihrem Hauſe.

Sie wiſſen es? fragte die Forſtmeiſterin erſtaunt.

Noch mehr, ſagte der Fremde. Der Kriegskommiſſair, welcher den Trupp begleitete, entband Ihren Gemahl, nach der Proklamation ſeines Kaiſers, jeder Treue und Pflicht gegen unſern König und verlangte die Forſtkaſſe.

O, mein Gott! rief Frau von Brand die Hände faltend.

Der Forſtmeiſter ſchwor, die Kaſſe ſei nach Kolberg gebracht, der Franzoſe fluchte, er drohte ihn mit dem Tode, er vermaß ſich ſchnell hinter die Wahrheit zu kommen. Nur Ihre Bitten und vielleicht auch die Zahl Ihrer Leute und dieſe einſame Lage im Walde hielt ihn ab, Herrn von Brand gleich mit ſich zu nehmen. Iſt's nicht ſo?

Sie ſagen die Wahrheit, verſetzte die Frau leiſe.

O! ich weiß ſie ganz, fuhr der Soldat lächelnd fort. — Dieſe Forſtkaſſe, flüſterte er langſam, enthält viertauſend acht hundert und ſechs und ſiebenzig Thaler, fünfzehn Groſchen und ſieben Pfennige, und iſt niemals nach Kolberg gekommen.

Was ſagen Sie da, mein Herr! rief Frau von Brand.

Ich ſage, das Geld liegt hinter dem alten Backofen in Ihrem Garten, nicht weit von dem alten Birnbaume, fuhr der Offizier ruhig fort, und ich bin hergekommen, um den Schatz zu heben.

Wer ſind Sie? Um des Himmels Willen, wer ſind Sie?! rief die Frau angſthaft. Sind Sie ein Offizier Ihres Königs, wollen Sie Ihrem Herrn und dem Vaterlande verborgenes Gut retten, oder —

Sind Sie einer von den Marodören, die das Land durchſtreifen, der Anführer einer Freibeuter Bande, die auf eigene Rechnung gegen Freund und Feind Krieg führt, fiel der Fremde ein. — Was, ſehe ich aus wie ein Räuber? Ohne Sorge, meine Gnädige, ich komme im Auftrage des —

Ein heftiger Lärm drang von Außen herein. — Was wollt Ihr von mir? Wer ſeid Ihr? rief eine jugendliche, zornige Stimme. Wer wagt es, dieß Haus bei Nacht zu umringen? Seid Ihr Räuber und Mörder?! Bei Gott! laßt meinen Arm los, oder ſeht Euch vor.

Stoßt den Tölpel nieder, wenn er noch einen Muck thut, ſchrie eine rauhe Kehle gewaltig dazwiſchen.

Großer Gott! rief die Forſtmeiſterin, es iſt Rudolph, ein Verwandter meines Mannes. Retten Sie ihn!

Der Offizier öffnete ſchnell das Fenſter. Halt da! rief er mit ſeiner tönenden Stimme, bringt herein, wen Ihr habt.

Eilige Schritte kamen über den Platz, dann wurde die Thür raſch geöffnet, und zwei der bärtigen Kittelträger führten einen Jüngling herein, deſſen Schultern und Kragen ihre nervigen Fäuſte feſt gepackt hatten.

Mit welchem Rechte werde ich hier in dem Hauſe meines Verwandten wie ein Verbrecher behandelt? rief der junge Menſch mit zornigem Trotz und ſuchte die Hände der Soldaten abzuſchütteln.

Mit dem Rechte des Krieges und des Stärkeren, mein junger Herr, verſetzte der Offizier. Laßt ihn los, Kinder. — Iſt das Ihr Verwandter, meine gütige Frau Wirthin? fragte er weiter.

Gewiß iſt er es, rief Agnes, die ſchüchtern bis jetzt hinter dem Tiſche geſtanden hatte, und drängte ſich an die Seite des Befreiten. Rudolph iſt unſer Vetter, er iſt mit uns erzogen worden, wir Alle wollen für ihn bürgen.

Die blitzenden Augen des Soldaten lächelten dem jungen Mädchen zu, und freundlich ergriff er eine der zuſammen geballten Hände des zürnenden Jägers. — Munter, mein junger Freund, ſagte er. Beim Himmel! Sie ſind mir Dank ſchuldig, für dieſe ſchöne, beredte Fürſprecherin, die ich Ihnen zu erwecken wußte. Seien

Sie gutes Muthes, auch der Krieg hat neben den Leiden ſeine Freuden.

Freuden! rief der junge Menſch heftig, ich glaube die Leiden ſind uns näher. Wenn Ihr Preußen und brave Leute ſeid, ſo macht, daß Ihr fort kommt. Eine Schaar Franzoſen zieht von Jobſthagen durch den Wald, worauf es abgeſehen iſt mag Gott wiſſen, aber, wenn ſie den rechten Weg treffen, können ſie in einer halben Stunde hier ſein.

Der Offizier war plötzlich ſehr ernſt geworden. — Wie viele können es ſein? fragte er.

Mindeſtens hundert.

Fußvolk, oder Reiter?

Fußvolk und einige Reiter.

Eine Compagnie alſo. Waren Sie nahe an Ihnen?

Ich lag im Holze, als ſie vorbei marſchirten.

Verſtanden Sie was Sie ſprachen. Verſtehen Sie franzöſiſch?

Ein wenig kann ich wohl parliren, und ich hörte wie die Reiter über das ſchlimme Wetter fluchten, und im gebrochnen Deutſch zwei Menſchen mit Laternen, die zwiſchen den vorderſten Pferden gingen, befragten und bedrohten. Aber was die Fußgänger ſagten, davon verſtand ich kein Wort. Es war weder Deutſch noch Franzöſiſch.

Italiener alſo, ſagte der Fremde mit einem ſpöttiſchen Lächeln. Um ſo beſſer. Den armen Teufeln aus dem heißen Lande mag der kalte Nachtwind und Regen nicht gefallen. Weshalb kommen ſie her!

Mein Gott! was ſollen wir anfangen, rief die Frau bleich vor Schreck.

Sie müſſen fort, liebe Baſe, ſagte Rudolph; ſogleich fort. An den Brüchen hinab zu dem alten Heideläufer Klaus, bis die Gefahr vorüber iſt.

Und mein Mann iſt nicht hier, jammerte die Forſtmeiſterin und meine Kinder in die Nacht hinaus, und Haus und Hof verlaſſen.

Ich werde es zu ſchützen ſuchen, rief der junge Menſch.

Halt! ſagte der Fremde befehlend, gehen Sie keinen Schritt; ich werde Sie ſchützen.

Aber meine Kinder! rief Frau von Brand in höchſter Angſt.

Laſſen ſie Alles, wie es iſt. Soldaten thun ſelten Kindern ein Leid an; die rohſte Natur achtet gewöhnlich die Unſchuld. Und ſollte ich mich täuſchen, ſo bin ich ja auch in der Nähe, um dem Uebel abzuhelfen.

Raſch öffnete er die Thür und flüſterte einem ſeiner Gefährten, der außen ſtand, ein paar Worte zu; dann kehrte er eben ſo ſchnell zurück.

Meine Leute verbergen ſich in Scheunen und Ställe, ſagte er, ich bleibe bei Ihnen. Ihr Mann iſt, wie ich weiß, wenig größer und ſtärker als ich, geſchwind ſchaffen Sie mir Kleider, einen Jagdrock, eine Mütze. Eilen Sie, junger Mann, je ſchneller je beſſer.

Seine Worte trugen eine Zuverſicht und Beſtimmtheit, und ſein ganzes Weſen flößte ſo viel Vertrauen und Muth ein, daß Niemand ihm widerſprach.

Rudolph öffnete ein Kabinet. Hier, ſagte er, finden Sie Alles was Sie bedürfen.

So rufen Sie mir von draußen einen Mann der Kaiſer heißt, ſagte der Fremde. Ich bin ſogleich wieder hier.

Er trat in das Kabinet und der junge Mann eilte hinaus. Draußen ſtand ein Kreis von Bewaffneten. Wer heißt Kaiſer? fragte er.

Ich, ſagte der große Ranzionirte und trat hervor. Was giebts?

Der Herr da drinnen will Sie ſprechen.

Gut, ich komme.

Die Franzoſen ſind in der Nähe; er will uns beſchützen. Wer iſt er denn?

Das braucht nicht Jeder zu wiſſen, ſagte der Ranzionirte rauh, iſt überdieß auch einerlei ob er Hinz heißt oder Kunz; aber was er geſagt hat, das wird er halten. Vorwärts!

Er öffnete ſchnell die Thür des Zimmers und ſah ſich verwundert um. Wo iſt er denn? rief er im drohenden Tone.

Im Augenblick trat der Fremde aus dem Kabinet, mit großen Jagdſtiefeln, einem dicken, grünen Flausrock an und eine Pelzmütze über die Ohren gezogen.

Donnerwetter! brummte der Ranzionirte und trat zurück.

Hier, Kaiſer, iſt eine ſchutzloſe Familie, ſagte der Offizier lächelnd, die wir beſchirmen müſſen; denn in einer halben Stunde, werden ein paar hundert Italiener den Forſthof füllen.

Vielleicht ziehen Sie vorüber, ſagte die Forſtmeiſterin. Es iſt uns ſchon einige Male ſo gegangen.

Dießmal ſchwerlich, verſetzte der Fremde. Hatten ſie nicht einen Jäger, der Franz Hallfeld heißt; einen wüſten Burſchen aus dem Naſſauſchen oder Bergſchen?

Ganz recht, rief Frau von Brand erſtaunt. Es war ein Menſch von guter Familie und mancher Bildung, aber ſtörrig und eigenwillig, immer im Streit mit ſeinen Gefährten.

Weil er vor einigen Tagen es wagte, laut das Vaterland und den König zu beſchimpfen, hat Herr von Brand ihn entlaſſen, fuhr der Fremde fort. Er iſt nach Stargard gegangen und dient jetzt den Franzoſen.

Wär es möglich! rief die Forſtmeiſterin.

Kaiſer, ſagte der Fremde, Sie ſind ein kluger und entſchloſſener Mann, dem ich Alles vertraue. — An der Waldecke dort unten ſteht ein alter Schuppen, dorthin mit den Pferden. Die Scheunen ſind voll Stroh, unſere Mannſchaft kann ſich bequem darin verbergen. Nur kein Laut, kein Geräuſch, oder es iſt um uns gethan. Wenn ein Schuß hier fällt oder ihr meinen lauten Ruf hört, brecht ſchnell herein, dann iſt es Zeit. Müller ſoll bei den Jägern des Forſtmeiſters bleiben und immer wachſam auf das ſein, was hier vorgeht; er wird Euch benachrichtigen. Jetzt wiſſen Sie Alles, Kaiſer, und ich verlaſſe mich ganz auf Sie.

Sehr wohl, ſagte der Ranzionirte, und ſchickte ſich zum Fortgehen an.

Halt! noch Eins, rief der Fremde. Er ziſchelte dem Andern einige Worte ins Ohr. — Vorſicht, ſagte er dann lauter, Ihr müßt es ohne Laterne thun, und dann ſchnell hinaus damit zu den Pferden.

Sehr wohl, verſetzte der Ranzionirte wieder, ſoll Alles pünktlich geſchehen.

Jetzt ohne Zagen, meine verehrte Frau, rief der Fremde, glauben Sie mir, je kecker man der Gefahr entgegen tritt, um ſo leichter wird ſie beſtanden, und im Nothfalle haben wir ja Mittel, die Teufel zu bannen. — Hunger und Durſt haben ſich bei mir eingefunden, erlauben Sie mir, indem ich eine Ausnahme von meiner Regel mache, und ein Glas Wein trinke, es auf Ihre Geſundheit zu thun.

In dem Augenblick donnerten draußen heftige Stöße an das Hofthor, und rauhe Stimmen ließen ſich hören.

Hoho! rief der Fremde, da ſind ſie ſchon, der Tanz geht los; ich denke wir werden gut dazu aufſpielen.

3.

Der Forſtmeiſter von Brand war in Köslin geweſen und hatte dort mit mehreren ſeiner Oberförſter und Förſter Abrechnung und Verrechnung gehalten. — Meine Herren, ſagte er, als er ſpät aus dem Kreiſe ſchied, die Zeit iſt böſe, aber noch böſer ſind die Menſchen. Sogar in unſerm treuen Pommern finden die ſchlechten Geſinnungen leider Eingang, und wir müſſen das betrübende Schauſpiel ſehen, daß Menſchen, die lange Jahre das

Brot ihres Herrn und Königs gegessen, ja, die seiner väterlichen Güte und Großmuth Alles verdanken, jetzt auf's niedrigste ihn verlassen und verrathen, und mit den Feinden im Bunde, das Vaterland und sich selbst herabwürdigen.

Das ist nun so in der Welt, sagte ein alter Oberförster lachend und mit den Schultern zuckend. Die Menschen folgen dem Glück, das Unglück wird fortgestoßen, Treue findet man kaum noch bei den Hunden, und der Geachtetste ist, der den rechten Augenblick ergreift.

Nun, sagte der Forstmeister mit erhöhter Stimme, es ist noch immer ein Trost, daß die Schurken bei uns nur Ausnahmen sind, und die ehrlichen Leute fest an Schwur und Gewissen halten. Ich weiß, Herr Otto, daß der König keinen treueren Diener haben kann, als Sie sind.

Ja, sagte der große Mann, es ist ein Unglück, wenn altväterische Gesinnungen sich so starr vererben. Glauben Sie mir, mein verehrter Herr Forstmeister, ich wäre schon zehnmal herzlich gern nach Stettin gegangen, wie mancher Andere, und hätte meine kleine Kasse, die lumpigen vierhundert Thaler, die ich hier mit Angst und Noth in der Katze am Gürtel habe, dem General Mortier hingeworfen und gesagt: Hier, gnädigster Herr Franzmann, haben Sie meine Kasse und mich; die Kasse ist zwar nicht groß, allein wenn Sie mich zum Forstmeister machen wollen, was ich so gut sein kann, als jeder Andere, so weiß ich so fünf, recht sehr hübsche, vergrabene

Käſtchens, die wir zuſammen heben wollen. Aber kann ich denn? iſt es mir denn möglich, den geſcheuten Gedanken auszuführen? — Wenn ich ſo lebhaft daran denke, ſo ſeh ich, wie die ganze Welt vor mir ausſpeit, wie Alles mit Fingern auf mich weiſt, und mein alter Vater ſogar, der doch ſchon längſt zu Staub geworden iſt, aus ſeinem ſtillen, grünen Hügel ſteigt und die vermoderte Krücke gegen mich aufhebt, und ich höre ganz deutlich, wie er mir flucht.

O! wenn das doch Jeder hören wollte, ſagte der Forſtmeiſter bewegt, den Fluch des Vaterlandes und ſeiner Väter; gewiß, es würde wenig Verräther geben. Doch, meine Herren, es iſt ſpät, leben Sie wohl, am fünfzehnten nächſten Monats, wenn Gott uns Alle erhält, ſehen wir uns hier wieder, und, ich hoffe, unter günſtigeren Ausſichten.

Herr von Brand beſtieg ſeinen Wagen; bald war der ſchlechte Damm der Stadt mit den halsbrechenden Löchern und loſen Steinen überſtanden, und die dunkle Leiſte des kahlen Waldes dehnte ſich unabſehbar im Halbkreiſe vor ihnen aus. Finſter war es nicht, denn der verſteckte Mond ſchickte durch die grauen Regenwolken ein mattes Dämmerlicht; der kleine nebelhafte Waſſerſtaub aber ſchwamm und ſpannte ſich wie zahlloſe feine Schleier vor dem Blick in die Ferne und verdichtete ſich bald zu gröberen Geweben, bald dehnte er ſich wieder aus und zeigte die mächtigen Fichtenſtämme und deren ſchwankende Kronen, welche vom Nachtwinde gebeugt

einen Schauer von derben Tropfen auf die leichte halb offene Kalesche niedersandten.

Der Forstmeister hatte seine Pfeife in Brand gesetzt, und Gottfried auf dem Bocke pinkte eifrig an dem halbnassen Schwamm in den erklammten Fingern, um dem Beispiele seines Herrn zu folgen. Endlich that er einen schweren Fluch und warf den Schwamm fort. Die verdammten Franzosen sind an Allem schuld, brummte er. Früher gab es Schwamm, der mit einem Schlag Feuer fing, und wenn man Stahl und Stein auch unter Wasser hielt; jetzt, seit die Spitzbuben im Lande sind, macht kein Mensch mehr seine Sachen ordentlich. Alles denkt nur an das fremde, undeutsche Volk mit seiner quatschen Sprache, die kein Christenmensch verstehen kann.

Hast Du denn schon Franzosen gesehen, Gottfried? sagte der Forstmeister lachend.

Freilich, gnädiger Herr, rief der Knecht; neulich war ich ja in Naugart als die bunten, kleinen Mutzjehs herein spatzierten. Wie ich die Dinger zuerst sah, fing ich an zu lachen. Du, sagte ich, zu dem Hans, sieh' mal, sind denn die Jüngchens wirklich Soldaten, oder sind es solche Kadettchens, die ihren Vätern nachgelaufen sind in die weite Welt um ihnen die Gewehre zu tragen? Hans aber war schon in Stettin gewesen und hatte sie öfter gesehen. — Na, sagte er, sieh'st Du, das ist ja eben das Unkluge in der ganzen Geschichte, was ich nicht begreifen kann. Solche Kinderchens sind es Alle, und diese kleinen Burschchens haben unsere großen langen Preu-

ßen, wo Einer ſechs in die Taſchen ſtecken konnte, mauſetodt geſchlagen. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, Gottfried, denn ſonſt hätte es ganz anders kommen müſſen. Und das glaube ich auch.

Ich auch, ſeufzte der Forſtmeiſter und lehnte ſich düſter in die Ecke. Verdammt ſei Jeder, murmelte er, der an dem Unglücke Schuld hat.

Doch eingeholt, rief draußen eine kräftige tiefe Stimme.

Alle Wetter! was giebt es für Wurzeln auf dem Wege. Das iſt ja, als ginge er ins Paradies.

Herr von Brand fuhr bei den erſten Tönen erſtaunt empor, und griff nach den Piſtolen in der Wagentaſche, im nächſten Augenblicke ließ er jedoch die Hand ſinken.

Herr Oberförſter Otto, ſagte er, was Henker! Sie ſagten mir ja, daß Sie die Nacht in Köslin bleiben würden?

Hab's gedacht, Herr Forſtmeiſter, ſagte der Alte und mäßigte den raſcheren Lauf ſeines Pferdes, aber habe mich anders beſonnen, und bin Ihnen nachgeritten, um mancherlei noch mit Ihnen zu ſprechen.

Das Wetter iſt abſcheulich, verſetzte Brand, ich denke Sie fahren mit mir bis Hauſe und laſſen es ſich die Nacht bei uns gefallen. Gottfried binde den Rappen des Herrn Oberförſters an Dein Handpferd, und Sie, alter Herr, ſteigen Sie ſchnell zu mir herein.

Nehm's an, lieber Herr Forſtmeiſter, ſagte der alte Mann, obgleich ich mir aus Regen und Wind eigentlich wenig mache, und es gern ſehe, wenn der Sturm meine weißen Haare zerrupft, aber ich habe Einiges

mit Ihnen zu ſprechen, was kein Dritter zu hören nöthig hat.

Ich errathe, Herr Otto, ſagte der Forſtmeiſter, als der Alte neben ihm ſaß; Sie wollen von Ihrem Neffen, Franz Hallfeld, das Nähere erfahren, und leider kann ich Ihnen keine gute Nachrichten geben. Er hat mich verlaſſen, als ich ihm tüchtig die Epiſtel las und ihm mit Entfernung drohte, und ich fürchte, er hat noch Aergeres gethan.

Der alte Mann ſeufzte tief. Ach! ſagte er, iſt es nicht kummervoll in der Welt, daß jeder Menſch ſeine Noth und ſeine Leiden haben muß. — Wer Kinder hat, hat Sorgen, und oft ſchwere, herbe Sorgen um irgend einen Sohn Abſalon, ich, der ich keine habe, und manchmal wohl tief in meinem armen Herzen einen bittern Schmerz darüber empfinde, dann aber mich immer mit dem Willen des Himmels und dem alten treuherzigen Spruche: Wer weiß wozu es gut iſt! tröſte, muß nun mit meinem Schweſterkinde, mit dem vertrakten ungeſchliffenen Jungen mich plagen und abgrämen.

Er iſt nicht böſe, der junge ungeſtüme Menſch, ſagte der Forſtmeiſter begütigend. Er iſt eine jener feurigen Naturen, die Etwas von den heißen Leidenſchaften des Südens in ſich tragen.

Dafür iſt ſein Vater auch ſo ein Stück von Flammländer oder Wallone geweſen, die von jeher den Teufel im Nacken hatten, brummte der alte Mann. O! ich wollte, daß ich niemals den dummen Gedanken gehabt

hätte, den Schlingel hierher kommen zu laſſen; aber der Menſch macht ſich immer Plänchen für die Zukunft, und ſo dachte ich auch, der Junge ſollte einmal mein Nachfolger ſein, erſetzen was mir fehlt, und der alte Otto, wenn er die Kinder des Taugnichtſes ſchaukelte, ſich einbilden können, es wären Enkelchen von ſeinem Blute.

Wer weiß, wie Alles noch kommt, ſagte der Forſtmeiſter gerührt. Laſſen Sie den jungen Mann nur in die Welt hinein, kümmern Sie ſich nicht um ihn, eine Natur, wie dieſe, muß an tauſend Ecken rennen, und ſich tauſend Hörner daran ablaufen, ehe ein tüchtiger Menſch daraus werden kann. Es kann leicht ſein, daß er dabei verloren geht, kommt er aber glücklich durch, ſo muß etwas Rechtes und Bedeutendes immer aus ſolchen Geſtalten hervorgehn.

Wollte Gott es wäre ſo, oder er läge im tiefſten Grabe, ſagte der Alte mit bebender Stimme, aber ich glaub' es nicht. Ja, Herr Forſtmeiſter, es muß heraus. Wiſſen Sie wo er iſt?

Herr von Brand ſchwieg einen Augenblick. Ich kann es mir denken, ſagte er dann. Wahrſcheinlich iſt er Soldat geworden.

Spion! ſchrie der Alte wüthend, ein infamer, nichtswürdiger Spion! Gott im Himmel! wenn ich das denke, meiner lieben, einzigen Schweſter Sohn, ein ſolcher Schurke, ſo möchte ich wünſchen, wahnſinnig oder todt zu ſein.

Es iſt unmöglich! rief der Forſtmeiſter erſchrocken.

Franz iſt ein trotziger, auffahrender Burſch, aber ein Menſch von faſt zu großem Ehrgefühl, und ein ſolcher kann ſich nicht zum Spion erniedrigen.

Und doch iſt er es geworden, rief der Oberförſter. Sehen Sie, geſtern erhielt ich einen Brief von ihm, der hier in meiner Taſche ſteckt, und da ſchreibt er mir es offenbar, und der Schuft ſchämt und ſcheut ſich nicht, mich einzuladen, ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Was ſchreibt er denn ſo eigentlich? fragte Brand.

Hm! ſagte der Alte etwas verlegen, ſehen Sie, der Menſch, der Junge, der weiß es liſtig genug anzufangen. Ich bin dreißig Jahre und länger Oberförſter und, grade heraus geſagt, Herr von Brand, wären Sie nicht hierher gekommen, ſo würde ich, ſtatt Ihrer, längſt Forſtmeiſter ſein, denn das war mir feſt verſprochen. Nun, erinnert er mich daran, ſpricht er von Vorurtheilen, vom Adel, der mehr hier gelte, als das Verdienſt, und, kurz und gut, er ſagt mir gerade zu, daß es nur von mir abhängen würde, Forſtmeiſter zu werden und wohl noch mehr, wenn ich nach Stargard käme und die Kaſſe ablieferte, denn mit dem Könige wär's ein für allemal aus, der bekäme ſein Land nicht wieder und ein Franzöſiſcher Prinz würde bald König von Preußen ſein.

Es wird wohl noch etwas Zeit haben, verſetzte der Forſtmeiſter und rückte ſich in der Wagenecke zurecht.

Das Aergſte war, daß der Brief faſt mit einer Drohung ſchloß, fuhr Otto fort. Wenn Du auf deinen Starrſinn beharrſt, alter Onkel, ſchreibt der Wetterjunge,

ſo wundre Dich nicht, wenn nächſtens Chaſſeurs erſcheinen und deine Kaſſe holen. Ihr Alle habt noch das Geld, und ich kenne die Fuchslöcher, ich will ſie ſchon ausräuchern. Was ſagen Sie dazu?

Wie ich den Franz kenne, meinte Brand, ſo iſt er der Mann, das wahrzumachen.

Ich fürchte es auch, ſeufzte der Alte und darum, lieber Herr Forſtmeiſter, übergebe ich Ihnen hier die ganze Baarſchaft. Sie ſind mein Vorgeſetzter, Ihnen muß ich Rechnung legen und abliefern. Nehmen Sie das Geld und ſtellen Sie mir zu Haus eine kleine Quittung aus.

Mein guter Otto, rief Brand, mich drückt die Geſchichte ſo ſehr, als Sie. Was ſoll ich mit dem Gelde; ich habe ſchon allzuviel im Hauſe.

Wo viel iſt, mag das wenige wohl auch noch ſein, fuhr der Oberförſter fort. Nein, Herr, ich ertrüg' es nicht, wenn die Spitzbuben bei mir einbrächen, der Franz an ihrer Spitze, wenn ich das Geld geben müßte, und dann die Leute ſagten: der es holte war ſein Neffe, ein Fuchs frißt den Andern nicht, war Alles abgemachte Sache, und nun ſind ſie ſo ehrlich wie vorher.

Iſt das ihre Sorge, mein lieber Otto, ſagte der Forſtmeiſter, ſo geben ſie her in Gottesnamen.

Ein Stein fällt mir von der Bruſt, verſetzte der Alte. Gott ſei Dank, daß ich das verwünſchte Geld los bin.

Und dort unten liegt ſchon Wolfshagen, rief der

Forſtmeiſter, in einer halben Stunde ſitzen wir am Feuer und beim dampfenden Glaſe Punſch. Ich ſehne mich, Frau und Kinder zu umarmen. —

In dem Augenblick ſprang eine dunkle Geſtalt zwiſchen den Büſchen hervor. Unter den weiß leuchtenden Birkenſtämmen bewegte es ſich, Waffen klirrten, und mit Schrecken ſahen die Ueberraſchten den ganzen Weg vor ſich mit Reitern und Fußgängern geſperrt. — Halt da! rief eine rauhe, kräftige Stimme; wer ſeid Ihr, wohin wollt Ihr? — Der Mond brach durch einen Wolkenſpalt und warf einen matten Blitz in die Waldſchlucht. — Hoho! rief die Stimme mit einem ſpöttiſchen Lachen, da iſt der Vogel, den wir ſuchen. Er läuft uns von ſelbſt ins Netz, der Herr Forſtmeiſter von Brand. Hierher, mein Capitain, hierher Herr Commiſſair, Sie können ſogleich ſeine Bekanntſchaft machen.

Während deſſen hatten Soldaten den Wagen umringt. Die dunklen Mäntel, das gelbe Lederzeug darüber, die dreieckigen Hüte der Fußgänger und die Bärenmützen der Chaſſeurs, ließen den Gefangenen keinen Zweifel, in weſſen Hände ſie gefallen waren. Widerſtand wäre Wahnſinn geweſen, hundert Bajonette blitzten vor ihnen, aber mit gränzenloſem Zorn erkannte der alte Oberförſter an der Stimme ſeinen ungerathenen Neffen. — Mitten in dem Kreis der Männer flammte jetzt eine Blendlaterne auf, Franz hielt ſie in die Kaleſche hinein, und erſtaunt ſah er in ſeines Oheims zorniges Geſicht.

Alle Wetter! rief er, alter Onkel, was treibt Dich hierher?

Nicht Du, Du ungerathener Bube, rief der Alte, denn, lägst Du im Sterben, ich thäte keinen Schritt.

Um so mehr leid thut es mir, Dich bitten zu müssen, sogleich auszusteigen, und mir zu folgen, sagte Franz kalt.

Dir zu folgen? lieber in die Hölle! schrie der alte Mann.

Dazu ist noch immer Zeit, fuhr Franz spöttisch fort. Du siehst, ich trage Französische Uniform und ich stehe hier im Dienste meines Kaisers. Der Capitain und der Commissair wünschen Dich zu sprechen. Verschlimmere Dein Schicksal nicht, Du mußt folgen.

Folgen Sie mir, mein würdiger Freund, sagte der Forstmeister und sprang aus dem Wagen. Brummend stieg Otto aus; im Augenblick aber als er sich aufrichtete, fiel die schwere Geldkatze, deren Schnalle er im Gespräch mit Brand löste, klingend zu seinen Füßen.

Was ist das? rief Franz. Geld! so wahr ich lebe. Und ehe sein Oheim sich zu bücken vermochte, hatte er mit einem raschen Griffe den Schatz in der Hand.

Her damit! rief der Oberförster, es ist mein Geld, mein Eigenthum; oder wollt Ihr mich als Straßenräuber plündern?

Ein großer, bärtiger Mann drängte sich durch den Kreis, gefolgt von einem zweiten, der schnell die Hand auf den bestrittenen Geldsack legte. Oho! sagte dieser im gebrochenen Deutsch, ist das nicht der Forstmeister, der sein Geld nach Kolberg geschickt haben will? Hier

iſt die Probe ſeiner Verſicherung. Ah! Ihr ſeid Alle Verräther; aber der Kaiſer, die große Nation, wir werden Euch in den eigenen Schlingen fangen.

Mein Herr, ſagte Brand, wenn Sie mich einen Augenblick hören wollen, kann ich Ihnen den Irrthum erklären. Das Geld hier gehört dem alten Manne, der —

Ich habe nicht Zeit in Nacht und Regen Ihre Entſchuldigungen anzuhören, rief der Franzoſe ungeduldig. Wir wiſſen, daß Sie ein Verräther ſind, und wir kommen Ihnen einen Beſuch zu machen, um Sie zu überführen. Capitain, übergeben Sie die Menſchen einem Sergeanten, und ſteigen wir in den trockenen Wagen.

Der Wagen iſt mein! rief Brand empört.

Nichts iſt das Ihre hier, ſchrie der Commiſſair.

Fort mit den beiden da! ſagte der große Capitain in Italieniſcher Sprache und ſtrich den naſſen Backenbart. Wenn Sie Lärm machen, ſtopft Ihnen den Mund mit Euren Kolben und wollen ſie fortlaufen, ſtecht ſie nieder.

Mit vieler Ruhe ſetzte er ſich zu dem laut lachenden Commiſſair in die Kaleſche und die Gefangenen wurden von ihren Wächtern fortgeſchleppt.

Spitzbube, Schurke! knirſchte der alte Mann, als er ſeinen Neffen mit der Laterne an der Spitze des Zuges ſah, hätt' ich ein Fangmeſſer nur um Dir den letzten Reſt zu geben. — Per Bacco! tacete, si voi non volete provare il mio calcio d'archibugio! ſchrie ein wildblickender Soldat, und ſtieß ſeine geballte Fauſt in den Nacken des Alten. Dieſe Erinnerung war deutlich. Alle verſanken

in Schweigen und bald ſtanden ſie an dem Bohlenthor des Forſtgebäudes.

4.

Aufgemacht, Aufgemacht! rief Franz mit durchdringender Stimme. Holla! Jakob, Friedrich, Hans! macht auf, im Namen Sr. Majeſtät des Kaiſers Napoleon! Bei der geringſten Weigerung ſtecken wir das Haus in Brand!

Ein wildes Geheul und Gebell beantwortete den Lärm von Außen. Erſt hatte ſich eine einzelne feine Stimme klaffend erhoben, dann waren ein paar ſtärkere eingefallen, dann brach das Geſchrei an zwanzig verſchiedenen Orten los, und endlich ertönte es mit furchtbarer Heftigkeit von allen Seiten. Eine Menge großer Rüden ſtrich an der Bohlwand auf und nieder, richteten ſich daran empor und begrüßten die nächtlichen Gäſte mit den feindlichſten Demonſtrationen.

Alle Wetter! rief der Jäger, ſie haben die Wolfshunde losgemacht, und die Wind- und Hühnerhunde dazu; die Dachſe, die Braken und Kettenhunde heulen dazwiſchen, und wenn wir das Thor aufbrechen, werden dreißig, vierzig vierbeinige Teufel auf uns losfahren. Aber vor dem Höllenlärm kann man ſein eigen Wort nicht hören.

Sie wollen uns hier nicht hören, ſagte der große Capitain und ſtieg aus dem Wagen. Sappeurs, herbei mit den Aexten und ſchlagt die Thür ein. Soldaten,

ladet und ſchießt die Beſtien nieder, ſo wie ihr eindringt.

Halt! rief der Forſtmeiſter, halt, einen Augenblick. Er legte den Finger in den Mund und ein ſchneidender Jagdpfiff durchdrang die Luft, zwei-, drei-, viermal raſch hintereinander. Pluto! Nero! Kaſtor! rief er laut und drängte ſich an die Zaunwand, zurück, ſtill! und wie mit einem Zauberſchlage legte ſich der Lärm. Das Geheul der Wuth verwandelte ſich in ein Winſeln der Freude, und die mächtigen Pfoten der großen Thiere zerkratzten die hemmenden Bohlen. Im Augenblick flammte auch Licht auf dem Hofe. — Fort mit den Hunden, treibt ſie in den Zwinger! rief eine kräftige Stimme. Licht hierher ans Thor. Holla! wer iſt draußen?

Ouvrez, Ouvrez, au nom de l'Empereur! rief der Commiſſair, lebhaft und ſtampfte mit dem Fuße.

Gleich! gleich! rief die Stimme zurück. Jakob! hierher.

Ein leiſes Geflüſter ward immer geführt.

Mach auf, Jakob! rief der Forſtmeiſter von Außen.

Jeſus, Gottes Sohn! ſo iſt es doch wahr, unſer gnädiger Herr iſt mitten darunter, ſchrie der alte Jäger. Die Spitzbuben haben ihn feſtgenommen.

Schweig und öffne, alter Pinſel! brummte eine tiefe Stimme. Die Krammen fielen, mit Heftigkeit drängten die Italiener hinein und vor ihnen ſtanden, zwei alte Jäger, ein breitſchultriger Mann im ſchmutzigen Lederpelz und die kurze ſtämmige Figur des verkarrten Offiziers, auf deſſen bleiches bärtiges Geſicht, der volle Lichtſchein fiel.

Der Commiſſair faßte dieſe markirten Züge ſogleich ins Auge. Er nahm dem Jäger die Laterne aus der Hand und beleuchtete den Mann von oben bis unten. — Wer ſind Sie, mein Herr? ſagte er kurz und ſcharf.

Ein Verwandter des Hauſes, verſetzte dieſer ruhig, der Vetter meines Freundes Brand. Liebſter, beſter Brand! o! wie leid thut es mir, im Augenblick meiner Ankunft auch Zeuge eines Mißgeſchicks ſein zu müſſen. Indeß hoffe ich, daß dieß nur vorübergehend ſein wird.

Mit Erſtaunen ſah der Forſtmeiſter ſich in den Armen eines Wildfremden, der ihn mit Küſſen bedeckte und mit allen Zeichen der lebhafteſten Freude umſchlungen hielt. Nur hier herein, meine Herren, rief dieſer endlich und indem er Brand losließ, preßte er heftig deſſen Hand zwiſchen den ſeinen. Ich hoffe, daß mein Vetter die Ehre ſolcher werthen Gäſte zu ſchätzen weiß. —

Sie ſtanden an der Schwelle des Hauſes, als die Thür geöffnet wurde, und die Gattin des Forſtmeiſters ſich heftig bewegt an ſeine Bruſt warf. Großer Gott, Georg! rief ſie zitternd, was iſt geſchehen, warum kommſt Du — hier warf ſie den angſtvollen Blick auf den bewaffneten Haufen und umklammerte weinend die Schultern ihres Mannes.

Faſſung, meine theure Sophie, Faſſung, ſagte Brand, indem er ſelbſt nach der nöthigen Feſtigkeit rang. Dieſe Herrn ſind uns im Walde begegnet, und haben mich nach Haus begleitet; ich hoffe jedoch, daß hier meine Gefangenſchaft aufhört, und man einſehn wird, was man

mir, wäre es auch nur als Menſch, als Beamter und Familienvater, ſchuldig iſt. Er öffnete raſch die Thür des Wohnzimmers, aus welchem ihm ſeine Kinder liebkoſend entgegen kamen.

Vater! flüſterte der Knabe, laß Dir kein Leid thun von den böſen Männern, wir wollen Dir Alle helfen, der Vetter hat es geſagt. Die beiden Mädchen drängten ſich erſchrocken herbei und als ſie ihre Mutter in Thränen erblickten, ſchmiegten ſie ſich zitternd und weinend an die Eltern.

Während deſſen hatte ſich das Zimmer mit den Fremden gefüllt. Der große Capitain und vier Offiziere, der Commiſſair und ein Schreiber oder Gehülfe, ein bärtiger, wildblickender Chaſſeur-Lieutenant und mehrere andere Militairs füllten den Hintergrund, an der Thür aber pflanzten ſich zwei Soldaten auf, das Bajonet auf dem geſchulterten Gewehr, die Jedem den Ausgang ſtreitig zu machen ſchienen.

Und nun, meine Herren, ſagte der Forſtmeiſter, ſich gegen den Commiſſair wendend, was ſteht zu Ihrem Befehl? Es verlangt mich zu hören, weshalb ſie mich wie einen Verbrecher behandelten, mit welchem Rechte Sie ſich meines Eigenthums bemächtigten, mit welchen Gründen Sie Ihr Verfahren belegen.

Wir ſind Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig, rief der Commiſſair.

Aber dem Geſetz, aber Ihrem Kaiſer! ſagte Brand mit erhöhter Stimme. Haben hundert Bekanntmachungen

uns nicht Schutz und Beistand zugesagt, wenn wir nur uns ruhig verhalten; hat der Kaiser nicht selbst erklärt, er führe nicht mit einem schuldlosen Volke Krieg. Ich frage Sie nur —

Fragen Sie den Teufel, aber nicht mich, rief der Franzose und stampfte auf den Boden. Sie haben hier nur zu antworten, an uns ist das Fragen. — Wer ist der Mensch da, der sich Ihr Vetter nennt?

Der Commissair wies hier mit dem Finger auf den Fremden, der ruhig mit verschränkten Armen an der Thür lehnte, und mit lächelnden Blicken jetzt den Forstmeister ansah.

Dieser starrte ihn einen Augenblick verlegen an; plötzlich begegneten sich beider Augen und der Quell des Muths und der männlichen Fassung, welcher unter den schwarzen Wimpern des Fremden hervorsprang, drang feurig in das Herz des Geängstigten.

Sonderbare Frage, rief er. Glauben Sie, daß Jemand es wagen würde, sich unter meinen Augen meinen Vetter zu nennen, wenn er es nicht wäre?

Wie heißt er? fragte der Franzose.

Wie ich selbst, Brand, versetzte der Forstmeister schnell.

Und wie lange ist er hier, wo wohnt er, was treibt er? rief der Commissair mit einem höhnischen Blicke, als er die Verlegenheit des Befragten bemerkte.

Dieser starrte den kurzen Körper des Unbekannten, den martialischen Schnurrbart, die Kleider, welche er mit Erstaunen als die seinen erkannte, und die ganze kriege-

rische Gestalt an. Er war überzeugt, daß ein versprengter Offizier vor ihm stehe, und wagte doch nicht, es auszusprechen.

Nur heraus damit, nur immer heraus, lieber Vetter, sagte endlich der kleine Mann lachend. Ja, mein Herr Commissair, ein Offizier des Preußischen Heeres, der jedoch die Waffen fortgelegt hat, steht vor ihnen.

Aha! rief der Franzose triumphirend, ein versteckter Kriegsgefangener, und hier im Hause wird er beherbergt. Wissen Sie nicht, mein Herr, daß Sie hierfür allein schon den Tod verdienen.

Kann es ein Gesetz für den Verwandten geben, seinen Blutsfreund verschmachten zu lassen, der an seiner Thür um Hülfe fleht? rief der Forstmeister. Die Hölle selbst kann nicht solche Schandthat verlangen.

Wir machen das Gesetz nicht, wir vollziehen es, sagte der Commissair. Sie haben sich selbst Preußischer Offizier genannt. Im Namen des Kaisers, Sie sind mein Gefangener. Capitain, verhaften Sie diesen Mann.

Immerhin nehmen Sie mich, sagte der Fremde lachend, aber lassen Sie meinen wackeren Vetter ungeschoren. Vor zwei oder drei Stunden bin ich hier angekommen, elend, krank und verwundet — er nahm hier die Mütze ab, und zeigte den schwarzen Verband um seinen Kopf. — Mein Vetter war abwesend, meine Cousine nahm mich auf und stillte meinen Hunger, und glauben Sie, daß sie dadurch Ihr drakonisches Gesetz verletzt hat, so sehen Sie mich als die Ursach an und bestrafen Sie mich, aber keinen Schuldlosen.

Die Verletzung der Geſetze fällt ſtets auf den Hausherrn, rief der Commiſſair. Hab' ich nicht Recht, Capitain?

Der General mag entſcheiden, verſetzte der Italiener ruhig in ſeinem ſchlechten Franzöſiſch. Wir wollen die beiden morgen mitnehmen und abliefern, ich glaube aber auch, daß eine Rotte vom Flügel vortreten und laden wird.

Nun bis dahin haben wir noch Zeit, denk' ich, ſagte der Fremde lächelnd. Nicht wahr, mein lieber Vetter?

Der Commiſſair betrachtete ihn mit großer Aufmerkſamkeit. Wo iſt Hallfeld! rief er dann, ſchafft mir den hierher.

Einer der Soldaten eilte hinaus und nach wenigen Augenblicken trat der Abtrünnige herein. Er hatte einen Reitermantel um ſeine Schultern geſchlagen, unter welchem die rothen Rabatten ſeiner Franzöſiſchen Uniform hervorguckten. Sein jugendlich hübſches Geſicht war dunkel geröthet, das Auge flog feurig hin von einer Geſtalt zur anderen, und ſein dunkelbraunes, halblockiges Haar flatterte dicht auf die Stirn herab.

Hierher, Hallfeld, ſagte der Commiſſair. Kennſt Du dieſen Mann? Er wies auf den Fremden.

Der junge Menſch ſah ſtarr in das blaſſe Geſicht, deſſen funkelnde Augen ihn zu durchbohren ſchienen.

Ich habe ihn noch nie geſehen, ſagte er langſam, und doch — halt! wo war es, es kann noch nicht lange her ſein.

War er niemals hier? fragte der Franzoſe.

Hier? nein. Ich hab's! rief er plötzlich, jetzt hab' ich's. Es ist ein Preuße, ein Offizier.

Da sagst Du eine große Neuigkeit, Du Schurke, versetzte der Fremde mit einem Blicke der Verachtung.

Wo hast Du ihn gesehen? sagte der Commissair schnell.

Eine dunkle Glut bedeckte die Wangen des jungen Menschen. Schurke! murmelte er mit einer krampfhaften Bewegung gegen das Gefäß seines Säbels. Nehmen Sie den Schurken von mir zurück, Herr, und verdauen sie ihn, wie es geht. — Bin ich darum ein Schurke, weil ich ein Mensch bin, der dieselben Ansprüche an Glück und Ehre zu machen wagt, wie ein Graf oder ein Prinz, und darum lieber einem Volke angehören will, wo kein Stock zum Gehorsam treibt und Jeder dieselben Rechte als Bürger hat; oder weil ich lieber einem Herrn dienen will, der morgen aus mir einen General oder einen Herzog macht, wenn ich es verdiene, ohne Rücksicht ob mein Vater ein schlichter Bürger war, während hier zu Lande das Gesetz uns zur ewigen Erniedrigung verdammt?

Der Offizier wendete sich zu dem Forstmeister. Also wieder einer von den unglücklichen Ueberspannten, sagte er, die Abhülfe von Uebeln des Vaterlandes bei den Fremden suchen, und Verräther werden, aus mißverstandnen Begriffen von Ehre und Recht.

Wo sahst Du den Mann, Hallfeld? rief der Commissair.

Der junge Mensch sah ernst in das bleiche Gesicht des Fremden, auf welchem sich ein finstrer Kummer malte.

Ich täuſche mich, ſagte er dann langſam, er iſt es doch nicht. Vor einiger Zeit war ein Offizier in Maſſow, der das Land in Aufſtand bringen wollte, und die Bauern ermunterte, alle Franzoſen todtzuſchlagen. Aber er war größer als dieſer und überhaupt ſah er wohl anders aus. Dieſer Mann iſt es nicht.

Das werden wir näher unterſuchen, wenn er in Stettin iſt, rief der Franzoſe. Jetzt zu unſerm Geſchäft. Er wandte ſich lebhaft zu dem Forſtmeiſter. — Sie kennen die ſtrengen Befehle des Kaiſers, mein Herr, nach welchen bei Todesſtrafe jede Kaſſe, und überhaupt alles Eigenthum des Preußiſchen Staates, unſeren eingeſetzten Behörden überliefert werden ſoll. Als ich hier war, verſicherten Sie, daß Alles nach Kolberg abgeführt ſei. Sie haben gelogen! Das Geld iſt hier, Sie haben es verborgen, vergraben, Sie haben es gewagt, den Befehlen des Kaiſers zu trotzen, Sie werden die verdiente Strafe empfangen.

Mein Herr iſt der König, ſagte Brand. Die Befehle Ihres Kaiſers treffen mich nicht, ich folge meinen Vorſchriften.

Der Kaiſer iſt Ihr Herr, rief der Commiſſair, das Land gehört ihm, es giebt keinen König mehr. Und Sie geſtehen ein, gegen deſſen Gebote gehandelt; Sie bekennen, das Geld verheimlicht und verborgen zu haben.

Ich bekenne nichts, ſagte der Forſtmeiſter ruhig. Das Geld des Königs, meines Herrn, iſt längſt nicht mehr in meinen Händen.

Sie läugnen noch, Sie läugnen also noch immer, rief der Commissair spöttisch lachend. Hallfeld, hierher und sage ihm wohin er das Geld gebracht hat.

Vor drei Wochen schon wurde der eiserne Geldkasten vergraben, versetzte der Gefragte.

Wo? Wo?! rief der Commissair.

Hinten im Garten am Backofen, drei Schritt rechts von dem alten Birnbaume. Es sind Holzscheite und Stubben über die frische Erde geworfen worden.

Und wie viel enthält der Kasten? fragte der Franzose triumphirend.

Der Jäger schwieg und warf achselzuckend einen Blick auf den Forstmeister, dessen zitternde Hand auf der Stuhllehne die innere Unruhe bezeugte.

Spitzbube! schrie der alte Oberförster plötzlich wüthend dazwischen. Du, der ehrliche, brave Menschen muthwillig ins Verderben stürzest, sei verflucht in Ewigkeit! Nein, Du kannst der Sohn meiner guten Schwester Elisabeth gar nicht sein, Du Schurke, Du Teufelsbraten, Du hündischer Verräther!

Ich bin im Dienste des Kaisers, rief der junge Mensch trotzig, ich habe ihm Treue geschworen, ich muß die Wahrheit sagen, und wohl würde Jeder thun, der meinem Beispiele folgte.

Deinem Beispiele! rief der Alte. Lieber einen Strick um den Hals und einen Stein daran und ins tiefste Wasser.

Ruhig! schrie der Commissair. Ihr Alle seid Ver-

räther und wenn der alte Weißkopf nicht ſchweigen kann, ſo haben wir Mittel genug, ihm den Mund zu ſtopfen.

Gebt mir mein Geld wieder, das Ihr mir geſtohlen habt, ſchrie der Oberförſter.

Iſt das Geld ſein? fragte der Commiſſair den Jäger.

Nein, ſagte dieſer kalt, es iſt die Forſtkaſſe. Hier iſt der Nachweis, der in dem Beutel ſteckte.

Betrüger! ſchrie der Franzoſe, Ihr Alle ſollt Eurem Schickſale nicht entgehen. Wir wollen ein Beiſpiel geben, wie man Eure Hartnäckigkeit ſtraft, todtgeſchoſſen nach dem Geſetz und keine Gnade.

O! Erbarmen, Erbarmen! rief Agnes und ſtürzte plötzlich von der Hand ihrer Mutter zu den Füßen des Commiſſairs, Erbarmen für meinen Vater!

Erbarmen! kein Erbarmen! rief der Franzoſe. So wahr ich Boineau heiße, morgen werden Sie Alle erſchoſſen.

Mit einem ſchwachen Schrei ſank das Mädchen ſeitwärts zu Boden, raſch beugte ſich Hallfeld zu ihr nieder; aus ſeinem Geſicht war alles Blut gewichen, er zitterte und Thränen drangen aus ſeinen ſchwarzen Augen. Großer Gott! Agnes, rief er, ſie iſt todt, ſchafft Hülfe herbei, ſie iſt todt!

Zurück da! rief ihr Vetter und ſtieß kräftig die Hände des Helfenden fort. Böſewicht! Du haſt ſie dahin gebracht. — Er richtete ſchnell die Ohnmächtige auf und trug ſie in den Lehnſtuhl. Laut weinend drückte die Mutter den Kopf der Tochter an ihre Bruſt, die Kinder

ſchrieen, der Forſtmeiſter ſtand mit glühendem Geſicht vor der Gruppe, nur der Fremde blieb ſchweigend wie bisher, mit verſchränkten Armen, theilnahmlos, an der alten Stelle.

Hallfeld war todtenbleich zurückgetaumelt; eine unausſprechliche Wuth der Rache malte ſich in ſeinen ſtarren Augen. Du, rief er, Du biſt die Urſach; deinetwegen haben ſie mich Alle mit Verachtung behandelt und aus dem Hauſe geſtoßen, aber nichts ſoll mich abhalten, gerechte Vergeltung zu üben. Ja, ich weiß es, das Geld iſt da, es ſind viertauſend fünfhundert Thaler, es iſt die ganze Kaſſe, und dieſer junge Menſch hier hat es eingraben helfen, und iſt zweimal nach Kolberg geweſen, um mit den Behörden zu unterhandeln. Er haßt alles was Franzoſe heißt, und wiegelt wo er kann die Bauern auf, um todtzuſchlagen, was ihnen in die Hände fällt.

Eine ſchöne Mörderfamilie, rief Boineau. Fort, hinaus in den Garten, ſteckt Laternen an, ihr Alle ſollt dabei ſein und Euren Verrath mit eignen Augen ſehen.

Der Forſtmeiſter richtete ſich raſch empor und ſchien etwas ſagen zu wollen, in dem Augenblick aber neigte der Fremde ſich zu ihm hin, und ſein ſtrenger, befehlender Blick ſchien ihm Schweigen zu gebieten.

Alles iſt bereit! rief Hallfeld. Laternen und Spaten ſind zur Stelle.

Fort denn! rief der Commiſſair. Soldaten nehmt die Männer zwiſchen Euch; die Kinder bewacht hier im Zimmer.

5.

Der Sturm hatte ſich draußen faſt gelegt und der Regenhimmel dem freundlichſten Sternenſchein Platz gemacht.

Ah! ſagte der Fremde, ſieh da, wie das Wetter ſich oft ſchnell ändert. In einem Augenblick ſcheint es uns verderben zu wollen, und im nächſten iſt aller Schrecken vorbei.

Keinen Laut hier! rief der Italieniſche Capitain grimmig. Zwingt ſie ſtill zu ſein, ſchrie er ſeinen Soldaten zu.

Eilig ging der Zug in den Garten. Die alten Bäume ſchüttelten leiſe die blattloſen Aeſte und warfen ſchwere Tropfen auf die nächtlichen Wandrer; an den Strohdächern der Scheunen rauſchte die Rohrung, die Hunde bellten und heulten im Zwinger, und aus dem Giebel des Hauſes flog plötzlich eine große Eule laut ſchreiend dicht über die Köpfe der Gehenden hin.

Hallfeld hielt die Laterne empor und warf einen forſchenden Blick über den Platz.

Hier, rief er, hier iſt der Ort. Schaufeln herbei, daß wir den Schatz heben.

Ein Dutzend rüſtiger Sapeurs und Grenadiere machten ſich ſogleich ans Werk. Der uralte Birnbaum lehnte ſich über den ſchwarzberauchten, ländlichen Backofen und ſtreckte ſein verſchlungenes Geäſt weit nach allen Seiten umher. Ein Haufen Holzklötze und knorrige Stamm-

enden, zur Feuerung des Ofens bestimmt, lag regellos nicht weit vom Baume; die Italiener aber hatten bald das Hinderniß fortgeräumt und ihre Schaufeln arbeiteten schnell in dem weichen, lockeren Boden.

Bald war ein Loch, mehrere Fuß tief, gemacht. Eine heftige Unruhe schien den Forstmeister zu ergreifen, er zitterte, drängte sich näher an den Rand und starrte auf die arbeitenden Sapeure; doch nicht er allein war so heftig aufgeregt; eine weit ärgere Bestürzung, Scham, Zorn und Furcht malten sich in Hallfeld's Zügen.

Meiner Treu! rief der Italienische Capitain, die Canaillen haben das Geld so tief verscharrt, als sollte es nie wieder an das Tageslicht. Weißt Du auch gewiß, daß es hier liegt?

Statt aller Antwort sprang der junge Verräther in die Grube; zog seinen Degen und stieß diesen bis ans Heft in die Erde, ohne Widerstand zu finden. Höllenteufel! schrie er mit wilder Heftigkeit, wir sind betrogen; sie haben das Geld schon herausgeholt und anderswo verborgen.

Der Commissair ballte wüthend die Faust. Verräther! schrie er, schafft das Geld, oder ich lasse dieß elende Haus an allen Ecken anstecken.

In des Forstmeisters Zügen hatte die Bestürzung schnell einer neuen, sichern Hoffnung Platz gemacht.

Wie kann ich geben, was ich nicht besitze, versetzte er. Ich sagte Ihnen, daß ich längst meine Kasse ablieferte, Sie haben einem Schurken geglaubt, jetzt sehen Sie, daß er Sie getäuscht hat.

Herr Boineau, rief Hallfeld, Sie kennen meinen Eifer, Sie wissen, daß ich mit Leib und Leben dem Kaiser gehöre, daß ich hier, meinem alten Onkel zum Trotz, Allem entsagt habe, was mich fesseln konnte. Ich habe Sie nicht getäuscht, man hat uns betrogen, man muß diese Verräther zwingen, den Ort anzugeben, wo das Geld liegt. Lange kann es nicht her sein, daß es von hier geholt wurde, vielleicht nur wenige Stunden und das kaum. denn die frische Erde flößte mir gleich Anfangs Verdacht ein.

Wollt Ihr bekennen, Ihr schlechtes Gesindel! schrie der Commissair, oder sollen wir Gewalt brauchen.

Was kann ich bekennen, sagte der Forstmeister. Wahrheit wollen Sie nicht hören, und Lügen helfen zu nichts. Gegen Gewaltthat kann ich mich nicht wehren, wollen Sie als Räuber handeln, so thun Sie es, wir sind gewöhnt an Leiden und Unrecht und stehen Alle in Gottes Hand.

Schurke! rief der große Capitain und faßte die Brust des Forstmeisters. Wo ist das Geld?!

Zurück mit der Hand! schrie Rudolph, der neben seinem Oheim stand, und mit größerer Kraft, als seiner Jugend zuzutrauen war, schleuderte er den Arm des Italieners zurück. Bei Gott! bringt uns nicht zum Aeußersten, rief er mit Leidenschaft, an meinen Oheim soll Niemand Hand legen, so lange ich noch die meinen regen kann.

Ah piccolo piccaro! sagte der Capitain verächtlich, Dich wollen wir ruhig machen. Bindet dieser gazza

garrula die Flügel. Vier der erbitterten Italiener warfen sich plötzlich auf den jungen Mann, in einem Augenblick lag er am Boden, und trotz seines Widerstandes waren die Ellenbogen in der nächsten Minute fest auf seinem Rücken zusammengeschnürt.

Räuber, Banditen! rief der Gefesselte außer sich; Ihr sollt es bezahlen.

Stopft der Elster den Mund, sagte der Capitain. Und mit wunderbarer Geschicklichkeit war der junge Mensch geknebelt.

Das übersteigt die menschliche Geduld, rief Brand, zitternd vor Zorn. Mit welchem Rechte behandelt Ihr einen Unschuldigen wie einen Verbrecher? Ihr sollt mir Rechenschaft geben, und sollte ich sie bei Eurem Marschall oder Kaiser suchen.

Gieb erst selbst Rechenschaft, Verräther! schrie der Commissair. Hinein mit ihnen ins Haus, wir wollen sie nochmals ins Gebet nehmen. Durchsucht das alte Gebäude, schlagt Kisten und Kasten auf, und finden wir das Geld nicht, ist es dem Brigand gelungen, es fortzuschaffen, so wollen wir dafür nehmen was sein ist.

Ist es so gemeint, rief der Forstmeister, nun so helfe uns Gott! Noch haben wir Arme, um uns vor dem Bettelstab zu schützen.

Was sagt der Deutsche Schelm? fragte der Capitain.

Nimm den Schelm zurück, Italienischer Spitzbube, schrie Brand außer sich!

Um Gotteswillen schweig! jammerte die Forstmeisterin

und umſchlang ihren Mann. Herr Gott im Himmel! Brand, bedenke deine Kinder!

Hinein mit ihnen, fuhrt ſie hinein, rief der Commiſſair. Dieß Deutſche Geſindel iſt zu übermüthig, es muß erfahren, was es heißt, der großen Nation Trotz zu bieten.

Die Italieniſchen Soldaten hoben mit wildem Geſchrei ihre Spaten, Hacken und Säbel gegen die Gefangenen auf und ſtießen ſie mit ſich fort. Der Forſtmeiſter von rohen Fäuſten gepackt, ſuchte vergebens dieſe abzuſchütteln, der Gebundene und Geknebelte heulte unverſtändliche Töne der Wuth, und Frau von Brand klammerte ſich halb ohnmächtig an den ſchweigenden, finſter blickenden Fremden.

Rettung, Rettung! jammerte ſie leiſe, um Gottes Barmherzigkeit! Rettung, oder ſie ermorden ihn.

Nur noch ein Wenig Geduld, flüſterte er, nur Faſſung und Alles wird gut. Sie wiſſen, daß ich Mittel habe, das Aeußerſte abzuwenden.

In dem Augenblick drängte ſich der junge Hallfeld an ſeinen alten Oheim, deſſen dichte, halbweiße Augenbraunen in tiefen Falten zuſammengezogen den Blick nur auf den Boden zu richten erlaubten.

Oheim, ſagte er leiſe und eilig, fort von hier, es wird ſchlimmer, als ich dachte. Komm mit, geh' nicht wieder zurück in das Haus, ich fürchte, es nimmt ein blutiges Ende mit dem hochmüthigen Forſtmeiſter.

Der alte Mann ſtarrte ihn feſt an. Franz, ſagte er,

Gott mag es Dir verzeihen, was Du an uns gethan haſt, aber gehen werde ich keinen Schritt, bis ich weiß, was aus dem würdigen Mann geworden iſt, den Du ins Verderben bringſt.

Würdiger Mann! rief der junge Menſch. Ein würdiger Mann?! Ein Narr, ein hochmüthiger Ariſtokrat, der mich behandelt hat wie einen Hund, und der ſein Schickſal tauſendmal verdient. Oheim, ich bin ein Menſch, wie jeder Andere, und ſäß' er auf des Großmoguls Thron, und hätte er Säcke mit Diamanten, wie der Kalif von Bagdad in Tauſend und eine Nacht. Ich habe gleiche Rechte und Anſprüche auf alle Größe und Herrlichkeit dieſer Welt, denn ich bin ein Menſch, aber Knechtſchaft und Tyrannei haben ſeit Jahrtauſenden die Gleichheit vernichtet, ja Oheim, ſo ganz vernichtet, daß Einer den Andern in ſeinem Uebermuthe tritt, der nur einen Zoll breit unter ihm ſteht; und dieſer erbärmliche Forſtmeiſter ſelbſt, in einem Winkel der großen weiten Erde, wagt es Tyrann zu ſein, wo er kann.

Was ſollen alle dieſe breiten, nichts ſagenden Reden, rief der Alte. Du biſt ein Taugenichts, Du haſt unſern Herrn, den König, geläſtert, und da hat Dich der Forſtmeiſter fortgejagt mit Schimpf und Schande, wie es Recht war.

Fortgejagt, ſagte Franz leiſe zwiſchen den Zähnen. Ja bei Gott! hätte er es gethan, er lebte nicht mehr. Nicht fortgejagt, Oheim, ich bin gegangen, frei gegangen und ich ging zu Männern, wo der freie Mann etwas gilt. Aber hat er wirklich geſagt, er habe es gethan,

weil ich Euren König gelästert hätte, so lügt er, so lügt er tausendmal, denn ich will es Dir besser sagen.

Warum denn? Warum denn? Du Unglückskind, sagte der Alte, weicher gemacht durch die heftige Aufregung des jungen Menschen.

Dieser schwieg einen Augenblick, als kämpfte er einen schweren Streit mit sich selbst. — Weil ich, sagte er dann langsam, weil — nun ja, Du mußt es wissen, weil ich Agnes, seine Tochter, liebte, weil die Mutter das merkte, weil sie das Mädchen für den dummen Jungen bestimmt haben, der dort gebunden geht, und ich, ein Mensch aus der verachteten Klasse der Proletarier, ein Mensch mit einem einfachen Namen ohne irgend eine Präposition weder davor noch darin noch daran, ihnen ein Dorn im Auge war.

Und liebte die Tochter Deines Brotherrn Dich? fragte der alte Förster.

Liebte? murmelte Franz, ich weiß es nicht, ich kann es nicht wissen. Es ist niemals zwischen uns zu einer Erklärung gekommen.

Und doch bewarbst Du Dich so auffallend um ihre Gunst, daß Vater und Mutter es merkten, fuhr der Alte fort. Zu wenig ist Dir geschehen! Sünde ist es an sich, auf die Tochter seines Vorgesetzten zu blicken, vor der man Achtung und Ehrfurcht haben soll; mit Hunden hätte der Forstmeister Dich hinaus hetzen sollen.

Der junge Mensch lachte bitter. Ja, sagte er, Sünde ist hier Alles was nicht zum Stock und zum Zopf paßt; Ver-

brechen was ſich über die Knechtſchaft gemeiner Seelen erhebt. Doch, gleich viel, ihr Alle verlaßt mich, aber ich bin mir ſelbſt genug und will meinen Streit ausfechten. Nur möcht' ich nicht gern Dich mit in das Unglück ziehen, alter Onkel. Ein böſer Kobold muß Dich grade heut hierher geführt haben. Faſſe meine Hand, wenn wir an der Thür ſind, tritt bei Seite, ich werde Dich dann ſchon weiter ſchaffen.

Nimmermehr, ſagte der alte Mann. Ich will bei den Guten und Gerechten bleiben und mit ihnen dulden und tragen.

So geht denn hin, rief Franz ingrimmig, geht in Euer Schickſal, und klagt Euren Trotz und Eure Dummheit, nicht mich an.

In dem Augenblick ſtieß der Commiſſair die Thür auf und ein großer Mann, der ſeitwärts an der Mauer lehnte, trat zur Seite. Licht herbei! ſchrie der Franzoſe, fort mit dem Bauernbengel hier, herein Voltigeure, durchſucht das Haus, durchſucht Ställe und Scheunen, der Brigand hat das Geld verborgen, ſucht es Euch ſelbſt. Hierher mit dem Verräther.

Der Forſtmeiſter ward von ſeinen Wächtern in das Zimmer geſchleppt. Andere legten Hand an den alten Oberförſter, auch der Fremde ward von kräftigen Fäuſten gepackt.

Donnerwetter! rief eine tiefe Stimme und der lange Kittelträger drängte ſich dicht an ihn.

Fort! und ſeid bereit, murmelte der Fremde und ſtieß

die helfende Hand zurück. Der große Menſch verlor ſich ſchnell. Der verkappte Soldat aber wandte ſich lebhaft zu den Italienern. Ne me tenez pas si rude, ſagte er heftig und verſuchte die fremden Arme von ſich zu ſtreifen, soyez sûr, je ne me délivre pas, même s'il c'était possible.

Tacete frippone! ſchrie ein bärtiger Corporal, tacete briccone! bestia! Ihr wollt uns ermorden, aber wir werden Euch zuerſt die Gurgeln abſchneiden.

Ja, ſagte der Fremde tiefathmend, das wollen wir, und ich glaube Eure Stunde iſt nahe.

Zum letzten Male, wo iſt das Geld! ſchrie der Commiſſair, und faßte des Forſtmeiſters Bruſt. Heraus damit, ſag ich, heraus, oder die Gewalt ſoll Euch ſprechen lehren.

Eine tiefe Röthe bedeckte die Stirn des Edelmanns, ein Zittern lief durch ſeine Glieder, ſein ruhiges Auge nahm einen wilden, ſtarren Ausdruck an, plötzlich aber, ſchnell wie der Blitz, ballten ſich ſeine Fäuſte, hochemporgehoben ſenkten ſie ſich auf den Körper des Commiſſairs, und, wie vom Winde davongeführt, ſtolperte dieſer durch die ganze Länge des Zimmers, prallte an den großen Capitain, verlor durch dieſen neuen Stoß den letzten Reſt des Gleichgewichts und ſtürzte zu den Füßen ſeiner Helfershelfer nieder!

Barmherziger Gott! was haſt Du gethan, ſchrie die Forſtmeiſterin verzweiflungsvoll und umſchlang ihren Gatten. Nun iſt's aus, nun iſt Alles aus, nun ſind wir verloren!

Was ein Mann thun muß, den eine Schurkenhand berührt, ſagte Brand ruhig.

Capitain! ſchrie der Commiſſair, dem zwei Voltigeure auf die Beine halfen, verhaften Sie dieſe Verräther. Bringt Stricke herbei, knebelt dieſen Nichtswürdigen, der es wagt, ſeine Hand an mich zu legen.

Der Capitain nahm ruhig ſeine kurze Pfeife aus dem Munde. Bindet den Kerl, ſagte er, krumm zuſammen verſteht ſich und zählt ihm mit den Ladeſtöcken zwanzig Hiebe auf für den Stoß. Dann laßt einen Leiterwagen anſpannen und werft das ganze Neſt hier hinauf. Das Geld finden wir nicht, aber die Vögel ſollen uns dafür Federn laſſen.

Den Italieniſchen Befehl verſtand Niemand, aber deutlich ſprachen die Flüche und wilden Blicke der Soldaten, die drohenden Fäuſte, welche den Forſtmeiſter packten. — Eine Scene des Jammers folgte, Frau von Brand hielt Hals und Bruſt ihres Gatten umſchlungen, die Kinder warfen ſich ſchreiend vor ihm nieder und umklammerten ſeine Füße, der Oberförſter redete heftig zu den Soldaten und drängte die Vorderſten zurück, während der ſchweigende Fremde, ohne aus ſeiner Stellung zu weichen, die rechte Hand in die Taſche des Oberrocks ſteckte und den Blick feſt auf die Gruppe vor ſich gerichtet hielt.

Fort mit der Brut! ſchrie der Commiſſair, ſchleudert ſie zurück, reißt ſie von ihm. Hinaus mit dem Brigand!

Gnade, Gnade! rief Agnes außer ſich und umklam-

merte den hohen Reiterſtiefel des Franzoſen. O! mein Herr, haben Sie Mitleid, haben Sie Erbarmen mit unſerem Unglück.

Der Commiſſair warf einen Blick auf das weinende, angſtvolle Geſicht der Bittenden, und bemerkte, daß trotz der Erregtheit und Furcht, welche ihre Züge entſtellten, ſie recht hübſch ſei. Ein Lächeln ſtieg in den finſteren Augen auf und verbreitete ſich über das ſchmale, blaſſe Geſicht. Er warf einen Blick auf den Capitain, der den dicken, ſchwarzen Bart ſtrich und murmelnd ſagte:

Non c'è male, man könnte ihr ſchon gefällig ſein, natürlich — eine Hand wäſcht die andere, und — senza dubio — wir theilen.

Mein ſchönes Kind, ſagte der Commiſſair und beugte ſich hinab die Weinende emporzurichten, es iſt meine Pflicht, Ihre Eltern zu verhaften, allein ich bin nicht grauſam, ich will thun was ich vermag, beſonders wenn ich hoffen darf, Dankbarkeit zu finden.

Er preßte ihre Hand zwiſchen den ſeinen und ſtarrte ſie durchbohrend an. Scheu verſuchte ſie ſich zu befreien, er aber ſchlang lachend den Arm um ihren Leib und zog ſie zu ſich hin.

Um Gottes Willen! Vater! Hülfe! ſchrie ſie laut auf und ſträubte ſich gewaltſam gegen den frechen Mann. Der Forſtmeiſter ſtrengte ſich vergebens an, den Armen der Soldaten zu entkommen. Ich will nicht hoffen, rief er mit erſtickter Stimme, daß die Ehre ſo ganz in Euch erloſchen iſt, um Gewalt hier an Weibern zu begehen.

Gewalt! rief einer der Offiziere lachend. O! glauben Sie mir, Gewalt iſt niemals nöthig bei einem ſchönen weinenden Mädchen. Vier und zwanzig Stunden in unſerer Geſellſchaft und ſie kömmt unſeren leiſeſten Bitten nach.

Und dieß Mittel wollen wir verſuchen, rief der Capitain. Cospetto! wir ſchicken den übrigen Kram nach Stettin, dieß niedliche Kind aber ſoll uns hier die Zeit vertreiben.

Unſere kleine Wirthſchaft führen, ſagte der Commiſſair, und die Offiziere ſtimmten jubelnd bei.

Hierher, hierher mit unſerer Schönen, ſchrieen die Italiener und ſtreckten die Hände gegen das zitternde Mädchen aus. Nur der alte Chaſſeur-Lieutenant blickte mit finſteren Augen vor ſich nieder und wendete ſich ab.

Agnes ſtarrte in den Kreis umher, plötzlich erblickte ſie Franz dicht an ihrer Seite, und klammerte ſich angſtvoll an ſeinen Arm. — Helfen Sie mir, ſchützen Sie mich, rief ſie. Mutter, Vater! Hülfe!

Bring das Närrchen hierher, Hallfeld, ſagte der Commiſſair. Bei allen Heiligen! das iſt eine koſtbare Komödie.

Im Geſicht des jungen Menſchen flammte der Zorn auf. Ich dächte, mein Herr Commiſſair, ſagte er mit gepreßter Stimme —

Was denkſt Du, bête! rief dieſer. Du ſollſt nicht denken; bring ſie her.

Ich denke die Komödie iſt aus, rief Franz; denn

nimmermehr will ich glauben, daß es Ihr Ernſt ſei; und als Scherz iſt es doppelt grauſam.

Was unterfängſt Du Dich, Dummkopf, ſchrie der Commiſſair. Wie? willſt Du raiſonniren, ſoll ich Dir den Mund ſtopfen? Her mit dem Mädchen ſag ich, und hinaus mit Dir; morgen werden wir weiter ſprechen.

Herr! rief Franz, beim Allmächtigen! ich fange an einzuſehen, was ich gethan habe.

Der Commiſſair ſchlug ein helles Gelächter auf. Du haſt wie ein Verräther gehandelt, ja, Freund, das haſt Du, aber nimm Dich in Acht, ein doppelter werden zu wollen.

Bleich und vernichtet ſtand der junge Menſch. Her mit dem Mädchen, ſchrie der Capitain, der ſich in eine Ecke des Sophas geworfen und der Flaſche tapfer zugeſprochen hatte; bringt ſie her vor unſeren Richterthron.

Die jungen Offiziere drängten ſich ſchnell herbei, um ſich ihrer zu bemächtigen.

Recht ſo! ſchrie der Commiſſair, nehmt ſie Euch, der Verräther ſoll uns ſagen, wo das Geld iſt, oder er bekömmt ſie nie wieder.

In dem Augenblicke trat der Fremde ſchnell in den Kreis, faßte das flehende, ſchreiende Mädchen in ſeine Arme, und indem er mit ungewöhnlicher Kraft mehrere der Italieniſchen Offiziere zur Seite warf, führte er Agnes ſchnell ihrer jammernden Mutter zu.

Ah! rief der große Capitain, dacht ich's doch, daß noch ein Narr da wäre, der unſere Ladeſtöcke noch nicht kennt.

Ihr rühmt Euch zur großen Nation zu gehören, ſagte der Fremde ruhig, iſt das Euer geprieſener Edelmuth, eine unglückliche Familie bis auf den Tod zu ängſtigen, Gewaltthaten zu begehen, zu plündern, zu rauben, unbeſcholtene Jungfrauen mit Schmach zu bedrohen und einem Vater zu ſagen, gieb dein Geld oder wir ſchänden dein Kind?

Der Menſch iſt verrückt geworden! rief der Commiſſair erſtaunt und zornig.

Allerliebſt, ſehr gut! ſagte der Capitain, er lieſt uns Moral, das iſt ein Philoſoph, ein Prediger. Weiter, mein Freund.

Schurken! ſagte der Fremde, Ihr verdient nicht den Tod von Soldatenhand zu ſterben. Als Räuber ſeid Ihr in dieß Land gekommen, und, wie Räuber und Mörder, ſollte man Euch kreuzigen und verbrennen.

Sehr gut, ſehr gut! rief der Capitain lachend und die Offiziere ſtimmten ein. Jetzt wird er witzig und politiſch. Immer weiter.

Der Fremde lächelte. Nun wohlan, ſagte er, da Ihr es gern hört und mich für einen Prediger Gottes nehmt, ſo will ich Euch prophezeihen. Wißt, daß Ihr Alle am Rande der Ewigkeit ſteht, daß der Tod ſchon auf Euch lauert, daß die Züge des Grabes ſchon in Euren rohen, frechlachenden Mienen zu ſehen ſind, daß Blut aus Euren Herzwunden fließt, und die Hölle ſich ſchon auf Eure Ankunft freut.

Ah vortrefflich! rief der Capitain, das war gut ge-

macht. Du haſt uns unſere Sünden und unſer Ende vorgehalten, jetzt ermahne uns zur Buße und Beſſerung.

Dazu, ſagte der Fremde kalt, ſeid Ihr unfähig, das weiß ich und ſpare mir die Mühe. Schurken und Räuber, wie Ihr, müſſen wie Unkraut ausgerauft und zertreten werden.

Frecher Menſch! ſchrie der Commiſſair. Aufrührer, Wahnſinniger! das koſtet Dir das Leben.

Laßt ihn doch ſchwatzen, lachte der Italiener, morgen wollen wir ihn belohnen mit einem Kreuz von fünf Bleikugeln. Immer weiter, Du biſt ein Original; wie heißt Du, Freund, wie iſt Dein Name?

Wollt Ihr ihn wiſſen? ſagte der Fremde dumpf und ein raſcher Blick flog gegen die Fenſter, an deren Scheiben mehrere dunkle Geſtalten ſich lehnten.

Verſteht ſich, ſagte der Capitain, wir müſſen die Ehre haben, den ausgezeichneten Narren zu kennen, ehe er von der Erde verſchwindet.

So wißt denn, daß ich Offizier im Dienſte Sr. Majeſtät meines Königs bin.

Alſo doch kein Prediger, ſagte der Capitain. Nun das Loch in Eurem Hirnſchädel hat wenigſtens gleiche Wirkung hervorgebracht.

Wißt ferner, daß ich zur Beſatzung von Kolberg gehöre, und an der Spitze einiger hundert entſchloſſener Männer ſtehe.

Das iſt eine ſchöne Beichte, ſagte der Capitain und die Offiziere warfen ſich erſtaunte Blicke zu. Aber jeden

Falls würde es beſſer für Sie ſein, wären dieſe entſchloſſenen Männer hier.

Das ſind Sie auch, ſagte der Fremde ruhig. Draußen warten ſie, verſteckt, nur auf mein Wort, um Euch auf ewig hinzuſenden, wohin Ihr gehört.

Erſtaunt und verwirrt ſahen die Offiziere ſich an. Der ruhige, ſichere Ton des kleinen Mannes überraſchte und beſtürzte ſie, dennoch aber konnten ſie nicht glauben, daß er wahr ſpreche.

Ich ſagt es gleich, er iſt wahnſinnig, rief der Commiſſair und warf einen ſcheuen Blick in die Nacht hinaus.

Sie ſollten dieſe tapferen Gefährten uns vorſtellen, mein Lieber, ſagte einer der Offiziere ſpottend.

Sie werden ſogleich erſcheinen, rief der Fremde mit erhöhter Stimme.

Wer ſind Sie eigentlich, mein Herr, ſchrie der Commiſſair, der Sie es wagen, Narrenſtreiche mit uns zu treiben. Heraus mit dem Namen, denn jeden Falls haben Sie uns bis jetzt einen falſchen genannt.

Das habe ich, ſagte der Fremde. Ich bin fremd in dieſem Hauſe, weder Freund noch Vetter, Niemand kennt mich hier, der Zufall führte mich hierher, ich übernahm die Rolle eines Beſchützers und denke mein Wort zu halten.

Immer ſchöner, rief der Capitain laut lachend, jetzt wird es ſchon wunderbar romantiſch. O! es wird noch beſſer kommen.

Das wird es, ſagte der Kleine kalt.

Aber zum Henker, Herr, wie heißen Sie.

Der Fremde ſah abermals ſchnell nach den Fenſtern. Ein paar grimmige, bärtige Geſichter ſtarrten durch die Scheiben und die Mündungen mehrerer Musketen blitzten von draußen herein.

Ich bin der Rächer Eurer Frevel, ſagte er finſter. Der Todesengel, der Euch in den Abgrund ſchleudert. Hört Ihr draußen den Lärm, das Geſchrei? Eure räuberiſchen Soldaten haben ſich zerſtreut, ſie plündern das Haus, ſie ſchlagen Kiſten und Kaſten, Thüren und Fenſter ein, ſie mißhandeln das Geſinde, und finden dennoch nicht was ſie ſuchen — das Geld, denn ich habe es längſt in Sicherheit gebracht.

Sie? Sie wagten es! ſchrie der Commiſſair.

Das iſt ein prächtiger Kerl, lachte der Capitain, jetzt erfindet er eine neue Geſchichte.

Ja, ich mit Ihrer Erlaubniß, fuhr der Fremde ſpöttiſch fort. Kurz vorher, ehe ſie die Erde im Garten durchwühlten, hatten auf meinen Befehl meine Leute den eiſernen Kaſten ausgegraben und zu unſern Pferden, draußen nach der Scheune, gebracht.

Verräther! ſchrie der Commiſſair wüthend und ballte die Fauſt gegen den Forſtmeiſter, ſo alſo habt Ihr uns getäuſcht.

Er glaubt es, er glaubt es! rief der Capitain. O! der Spaß iſt unbezahlbar.

Drohen Sie keinem Unſchuldigen, ſagte der Fremde, ich ſchwöre Ihnen, dieſe Familie wußte eben ſo wenig von mir, wie von meinem Vorſatz.

Zum Teufel mit Ihnen und Ihren Vorſätzen! brüllte der Franzoſe. Herr zum letzten Male frage ich, wie heißen Sie!

Schill! ſagte der Fremde ruhig und kreuzte die Arme.

Diable! ſchrie der Commiſſair und prallte zurück. Schill! Schill! der Brigand, der das Land durchzieht, der die Bauern aufwiegelt, der wie ein Räuber die Städte überfällt und plündert?

Der die Franzoſen und ihre Helfershelfer todtſchlägt wo er ſie findet, ja, ganz derſelbe, ſagte der kleine Mann.

Prächtig, prächtig! ſchrie der Capitain, immer heftiger lachend. Setzt ihn in Angſt, den Monſieur, er iſt ein Held, er iſt weiß geworden, wie ſeine Nachtmütze.

Nieder mit den Waffen, ergebt Euch oder ſterbt! rief Schill mit donnernder Stimme. Er riß den Ueberrock auf, ſeine Uniform war darunter ſichtbar, und zwei Piſtolen blitzten in ſeinen Händen.

Vorwärts! Vorwärts! ſchrie der Commiſſair. Herein, Voltigeure, zur Hülfe! zur Hülfe! ergreift den Verräther.

Mehrere der Offiziere lachten ausgelaſſen als die Hähne der Piſtolen knackten, die Anderen legten die Hand an den Degen und ſtarrten verlegen und zweifelhaft auf den kleinen Mann, der ſich ſelbſt den gefürchteten und verfolgten Partheigänger nannte.

Diavolo! es iſt ein Hauptſpaß, ſchrie der Italiener. Wo mag er nur die Piſtolen her haben, ich wollte ſie wären geladen.

In dem Augenblick brach ein Feuerſtrom aus den Mündungen, ein zweiter dunkel zuckender Blitz folgte, ein herzſchneidender Schrei, ein maledetto! drang durch den Dampf von der Thür her, und der Forſtmeiſter riß ſeine Gattin und die laut ſchreienden Kinder heftig mit ſich fort in den Hintergrund zum nächſten Zimmer. Ein dreieckiger Hut, der Hut des Commiſſairs, flog zu den Füßen der ſchreckerſtarrten Agnes, ſie ſtolperte und fiel auf ihren jungen Vetter, der plötzlich, Piſtolen und Säbel in den Händen, vor ihr ſtand.

Ich bin frei! rief er. Die Spitzbuben ſperrten mich in die Scheune, unſere tapferen Helfer zerſchnitten die Banden, und nun wollen wir die Rechnung ausgleichen. Hoho! der Anfang iſt gut gemacht.

Agnes warf ſchaudernd den Blick zurück; eine augenblickliche Stille war eingetreten. Der Körper des Commiſſairs lag ausgeſtreckt am Boden, der große Capitain quer über ihn, ohne Lebenszeichen, mit blutbedecktem Geſicht; die Uebrigen hatten die Degen gezogen. Draußen aber tobte ein wüſtes Geſchrei; Lärmen, Flüche, wilde abgebrochene Laute; und plötzlich miſchten ſich Flintenſchüſſe und Waffengeklirr darunter. — Preußen! Preußen! ſchlagt todt, ſchlagt todt! riefen fünfzig wilde Stimmen: aux armes! aux armes! les brigands, les brigands! tönte es zurück.

Nieder mit den Waffen! ſchrie Schill den Ueberraſchten zu, oder Ihr ſeid verloren.

Hierher, Voltigeure! rief eine jugendliche Stimme

an der Thür. Im Namen des Kaisers! Tod den Verräthern; fangt den Schill und Ihr habt gewonnen.

Mit seiner Büchse in der Hand stürzte Franz herein. Stirb, Räuber! rief er und hob schnell die gespannte tödtliche Waffe. Schnell wie der Blitz rannte Rudolph auf ihn zu und sein Hirschfänger durchbohrte die Brust seines Nebenbuhlers. Die Kugel der Büchse flog an Schill's Ohr vorüber in die Wand, schwerathmend stürzte der Angreifer zu Boden.

Ergebt Euch! schrie Schill und die Offiziere warfen die Waffen fort.

Jetzt flammten draußen im Hofe zwanzig Kienspähne und Lichter auf, und man konnte den Schauplatz der Verwirrung übersehen. Die Preußen in ihren grauen Pelzen und Kitteln standen an den Gebäuden umher, Pallasche und Musketen in den Händen, die Jäger des Forstmeisters sammt den Knechten hatten sich zu ihnen gesellt, und umringten fluchend und todtdrohend den größten Theil der Italiener, die waffenlos sich in der Mitte zusammendrängten. Einzelne Erschossene lagen hier und dort, das Jammern der Verwundeten übertönte das Geschrei und aus dem Innern des Gesindehauses, wo einige Dutzend Chasseurs und Voltigeurs sich verschanzt hatten und verzweiflungsvoll vertheidigten, hörte man Schüsse fallen, Flüche und wildes Geschrei und die Hiebe der Axt gegen die gesperrten Thüren.

Hinaus mit Ihnen, sagte Schill zu den Offizieren, befehlen Sie Ihren Leuten den nutzlosen Widerstand auf-

zugeben, oder, bei Gott! ich lasse Euch Alle über die Klinge springen, und vergelte so Eure Grausamkeit. Herein, meine Freunde! herein rief er seinen Gefährten zu, welche den Flur füllten.

Der große Ranzionirte und einige andere traten schnell hervor. — Ist Alles abgethan, Kaiser! fragte Schill.

Alles, Herr Lieutenant, bis auf die Teufelskerle, die Chasseurs; die wehren sich in dem alten Hause, wie tolle Hunde.

Und die Italiener? fragte Schill.

O! mit denen hat's keine Noth, sagte der Unteroffizier lachend. Sie hatten die Gewehre hübsch zusammengestellt, und plünderten nach Herzenslust. Plötzlich brachen wir los, stießen die Posten nieder, und wie wir ihre Musketen hatten, baten sie von selbst um Pardon.

Kommen Sie, meine Herren, rief Schill; bringen Sie die Chasseurs zur Vernunft, ehe ich es thun muß.

Alle drängten sich ihm nach, das Zimmer war verlassen, der Forstmeister hatte seine angsterfüllte Familie zu retten gesucht und sie in den Hauskeller gebracht, in dessen fernster Ecke die alte Margarethe betete und weinte, und zitternd von der großen Eule aus der Herreneiche sprach, die nicht vergebens das Unglück angekündigt habe.

6.

In dem blutigen Raume war nur der alte Oberförster geblieben. Mit großer Anstrengung hatte er den Körper seines Neffen vom Boden aufgehoben und in

den Lehnstuhl geschleppt, wo er jetzt zitternd sich über ihn beugte und die leisen Athemzüge behorchte. Der zischende Ton, der bei jeder Bewegung aus der tödtlichen Wunde drang, erlöschte seine Hoffnung und füllte sein Herz mit Kummer und Entsetzen. Jetzt, an der Scheidebrücke des Lebens, fielen seine Liebe zu dem Ungerathnen und der Schmerz des ewigen Scheidens im verzweifelnden Kampfe sich an; jetzt erst fühlte er ganz, daß der junge, frische, übermüthige Mensch mit allen seinen Fehlern und Vergehen sein lieber, einziger Verwandter, Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blute war, und die Einsamkeit seines Alters, seine sterbenden Träume, seine Tausend süßen Hirngespinste, Alles lag zertrümmert in dem rothen Quell des strömenden Lebens, der langsam aus der Seite des Unglücklichen niederfloß.

O! Franz, Franz! rief der alte Mann, und Thränen drangen aus den alten Augen, die selten im Leben davon getrübt waren. — Der bittre Quell des Wehs rieselte auf die bleichgelbe Stirn des Neffen, auf welcher der Tod so eben mit unnahbarer Hand den furchtbaren Paß in das Jenseits zeichnete. Seine Arme umschlangen den Hals des sterbenden Jünglings, er preßte ihn an das angstvolle Herz und die zitternden Lippen des Greises drückten Kuß auf Kuß in die geschlossenen, blutlosen Lippen. — Mein Sohn! rief der Alte, kennst Du mich nicht? Allmächtiger Gott! Franz, was muß ich armer, alter Mann noch am Rande meiner Tage erleben!

Der Verwundete schlug plötzlich die Augen auf und

ſah ihn mit dem ſtieren glanzloſen Blicke des Todes an, dann rieſelte ein Strahl des Lebens wieder durch dieſe Starrheit, mit dem Bewußtſein kehrten Liebe und Schmerz und alle die heißen Leidenſchaften der Vergangenheit ihm zurück, und ſein rollendes Auge gab wieder, was ſeine Seele empfangen.

Alter Onkel, ſagte er leiſe und gebrochen, leb' wohl, es iſt aus mit mir. — O! wie kalt iſt mein Herz — es iſt ſo dunkel — die ſchwarzen Männer, die entſetzlichen ſchwarzen Männer!

Ewiger Vater im Himmel! erbarme Dich des Verlaſſenen, rief der alte Förſter weinend. O! Franz, mein Sohn, mein Sohn, wende Deine Seele zu dem Gott der Welt.

Der Sterbende richtete ſich plötzlich mit Kraft empor und preßte die Hand auf die Wunde. — Ich will nicht ſterben, ſagte er lebhaft, ich will mich rächen, ich will nicht Staub werden, nicht vermodern.

Mein Sohn! die Rache überlaß dem Himmel, rief der Oberförſter; bete, bete Franz, daß er Dir gnädig ſein mag.

Gnädig, murmelte der Sterbende, indem ein Zucken der bitterſten Verachtung über ſeine bleichen Züge lief, und ſeine Rede ſtets haſtiger und abgeriſſener wurde.

Ach! mein Leben war unerfüllt, alle meine Hoffnungen zertreten, meine Wünſche Verbrechen, mein Glauben verlacht, mein Lieben verſpottet; ich war von der Natur beſtimmt glücklich zu ſein, ich hatte gleiche Rechte auf

Freude und Wohlergehn, die Menſchheit — aber nein, nicht die Menſchheit, die Dummheit, die Vorurtheile haben mich verſtoßen und elend gemacht. Und er, er, der glücklich iſt, der Knabe, den ich verachtet, der Wurm, den ich zerdrücken konnte, von ſeiner Hand ſoll ich ſterben! — Alter Onkel, ſoll ich noch zu Deinem Gott der Gnade bitten? Hat er mich beſchützt, bin ich ihm Dank ſchuldig?

Frevle nicht, Franz, frevle nicht, mein Sohn, ſagte der Alte, ſeine Hände drückend, die Wege Gottes ſind ewig und unerforſchlich.

Zwiſchen den zuſammengeklemmten Lippen des Sterbenden preßten ſich einzelne unverſtändliche Laute hervor, ſeine Bruſt hob ſich raſch, ein Schauder lief durch ſeinen Körper, die Augen öffneten und ſchloſſen ſich, ein krampfhaftes Zucken verzog die Muskeln ſeines Geſichts.

Gott der Gnade! rief der alte Mann weinend, nimm die Seele gnädig auf. Franz! mein Sohn, willſt Du mich verlaſſen, ſoll ich allein denn mein Grab ſuchen?

Wie von Geiſterhand emporgeſchnellt, fuhr der Sterbende auf. Seine Augen waren weit offen, ſein Geſicht zuſammengeſunken, die Hand des Todes lag ſchwer auf ihm — Verflucht! verflucht! ſtöhnte er, und preßte beide Hände in die Seite, o! ich bin ſehr müde, der ewige Schlaf, ach! —

Er ſank zurück in die Arme ſeines Oheims, die Hände fielen herab, er war todt. — Schlaf' ſanft bis zum Tage der Auferſtehung, rief der alte Förſter weinend

und faltete die Hände auf dem Haupte des Todten. O, Franz! ich werde Dir bald genug folgen.

Auf, auf! holla! rief eine kräftige Stimme an der Thür, und Schill gefolgt von einigen seiner Leute drang in das Zimmer. Wo ist die Familie, wo ist der Forstmeister? Fort! mit Euch Allen!

Der alte Mann starrte ihn an. Was wollen Sie, Herr? sagte er.

Der Teufel hat den Hunden geholfen, rief Schill, oder unser Schießen vielmehr hat sie hergeführt.

Wen hergeführt?

Die Franzosen, die Italiener! rief Schill. Das Haus ist umringt, wir müssen fort, unsere Gefangenen toben in der Scheune. Herr Forstmeister, Herr Forstmeister! retten Sie sich durch den Garten, der Feind bricht herein.

Im Augenblick erscholl draußen ein furchtbares hundertstimmiges Geschrei. Wilde Stimmen ertönten, Schüsse fielen, das Bohlenthor sank eingeschlagen zusammen.

Fort, fort! rief Schill, der Forstmeister ist schon davon, und schnell verschwand er mit seinen Begleitern.

In dem Augenblick zeigten sich dunkle Gestalten an den Fenstern, Bärenmützen und große bärtige Soldaten füllten das Haus, die Thür ward aufgerissen, und ein Haufe stürzte herein — Beim Anblick der blutigen Leichen prallten sie zurück. Der Oberförster hielt knieend seinen Neffen umfaßt, die Körper des großen Capitains und des Commissairs lagen vor dem Lehnstuhle quer übereinander, wie der Tod sie niedergeworfen hatte.

Was iſt das! rief ein hoher Offizier, im Mantel gehüllt. Eine Mördergrube, ein Räubernest?! Hebt den alten Mann auf.

Zwei Grenadiere zogen ihn empor; er ſtarrte kalt auf die Soldaten. Der Offizier richtete franzöſiſch mehrere Fragen an ihn. Wer erſchlug dieſe Männer, ſagte er. Wo ſind die Brigands, was iſt hier vorgegangen?

Der Oberförſter antwortete deutſch einige Worte, die der Offizier natürlich nicht begriff.

Er verſteht mich nicht, ſagte er mitleidig, aber ich glaube der Alte iſt überhaupt vom Schreck ſchwachſinnig geworden.

In dem Augenblick erſcholl draußen ein lebhaftes Geſchrei und ein Adjutant eilte herein. Mein Colonel, ſagte er haſtig, die ganze Scheune ſteckte voll Italienern und Chaſſeurs, ſie ſind hier überfallen, gefangen und die meiſten ihrer Offiziere ermordet worden. Die Bewohner dieſes Hauſes haben dabei geholfen, der berüchtigte Schill hat es mit ihrem Beiſtande gethan.

Verrath alſo! rief der Obriſt. Durchſucht das Haus, und wen ihr findet bringt hierher.

Alles geſchehen, mein Colonel, ſagte der Adjutant. Man hat die Familie im Hauskeller verſteckt gefunden.

Herein mit ihnen, rief der Obriſt ſtreng, und indem er ſich zu einem andern ſeiner Offiziere wendete, ſagte er: Führen ſie die Italiener hierher, ich muß ſie ſprechen; der Zufall, der uns zu ihrer Rettung hierher brachte, wird uns wahrſcheinlich nöthigen, ein Kriegsgericht zu halten, und die Schuldigen auf der Stelle zu beſtrafen.

Nach wenigen Minuten wurden die Gefangenen hereingeführt. Der Forſtmeiſter unterſtützte ſeine zitternde Gefährtin. Rudolph, die bleiche weinende Agnes, die Kinder drängten ſich um beide und um die alte Margarethe, die ihre Hände gefaltet hatte, und Gebete murmelte. — Die ganze Gruppe ward von bärtigen Grenadieren umringt, deren finſtere Geſichter voll Haß und Rache, keine Hoffnung erwecken konnten.

Gleich hinterher traten die Italieniſchen Offiziere und der Chaſſeurlieutenant herein. — Ah! rief einer der Offiziere, die Scene hat ſich geändert, die Brigands ſind in unſerer Hand und die gerechte Strafe wird nicht ausbleiben.

Gewiß nicht, mein Herr! rief der Colonel und eine tiefe Falte zog ſich zwiſchen ſeinen buſchigen Augenbraunen zuſammen; gewiß nicht für Euch Alle. Ihr habt Euch überfallen laſſen, und dem Kriegsgericht wird es vorbehalten bleiben, zu erwägen, weſſen die Schuld iſt.

Mein Colonel, ſagte der Offizier, ein wenig verwirrt, wir hatten gethan was wir konnten, allein man hat uns ſchändlich betrogen. Ueberdies aber haben die Führer unſerer Expedition, ſie, denen die Verantwortung oblag, mit dem Tode gebüßt.

Der hohe Offizier warf verächtlich den Kopf zurück. Das ſchützt freilich, ſagte er. Weshalb kamt Ihr hierher?

Um die Auslieferung einer hier verborgenen Geldſumme zu erzwingen, ſagte der Italiener.

Ma foi! eine schöne, eine würdige Bestimmung, versetzte der Obrist. Nun, wir kamen zur rechten Zeit, um Euch dafür einzulösen. Wie heißen Sie?

Sebastiano Vertiglio, Lieutenant im siebenten leichten Regiment.

Und Sie? fragte er den Chasseur.

Armand Lemaire.

Auch ein Französischer Offizier, läßt sich von Gesindel, von Bauern und Vagabonden, fangen, sagte der Obrist finster.

Mein Colonel, versetzte der Franzose, und eine dunkle Glut bedeckte seine kriegerischen Züge, ich hatte hier nur zu gehorchen, Sie wissen, daß Gehorsam die Pflicht des Soldaten ist, übrigens sagt mein Unglücksgefährte wahr, wir wurden schmählich überfallen, getäuscht und sicher gemacht, durch Bitten, Weinen und Weibergeschrei, bis mit einem Male die Verräther Pistolen gegen uns abdrückten und ihre Säbel zückten. Aus den Strohhaufen brachen dann die versteckten Räuber los, vereinten sich mit den Knechten und Jägern dieses verdammten Hauses, und schlugen todt was ihnen in die Hände fiel. Da warfen die Italiener die Waffen weg und baten um Gnade; meine Chasseurs aber wehrten sich wie Rasende. Es waren Franzosen, mein Obrist, und wenige nur sind übrig geblieben; keiner ohne eine Wunde.

Erzählen Sie Alles, sagte der Obrist, um welchen sich ein Kreis seiner Offiziere gesammelt hatte. — Wir müssen kurz sein, der Tag bricht herein, die Sache muß abgemacht werden, ehe die Sonne herauf kömmt.

Erzählen Sie, mein Herr, sagte der Chasseur zu dem Italiener. Ich hatte Anfangs zu viel mit meinen Leuten zu thun, um großen Antheil zu nehmen und Alles zu wissen. Sie waren gegenwärtig.

Der Italiener begann nun im schlechten Französisch einen langen Bericht, welchen er mit allen Farben der Rache und Erbitterung ausmalte. Nach seiner Darstellung war Alles eine abgemachte Sache. Man hatte den Trupp vorsätzlich ins Verderben gelockt, ihn sicher gemacht und war dann über ihn hergefallen. Alle waren schuldig, selbst die Kinder, Alle hatten geholfen bei der Blutarbeit, Alle verdienten den Tod mehr als einmal.

Der Obrist hörte die lange Erzählung der Greuel mit finsteren Blicken an, nur zuweilen warf er das funkelnde Auge auf die erschöpfte Familie, die man an den Tisch gegenüber gestellt und ihr erlaubt hatte auf die Stühle sich zu setzen. Noch finsterer waren die Mienen der Offiziere und Soldaten; eine Unglück verkündende Stille hing über der ganzen Versammlung, man hörte keinen Ton als die Stimme des eifrigen Italieners und das leise Schluchzen und Seufzen der Frauen.

Endlich wandte sich der Obrist zu dem Forstmeister.

Verstehen Sie Französisch? sagte er.

Ich verstehe es.

Haben Sie Alles gehört, was hier gegen Sie vorgebracht wurde?

Alles.

Wohlan, was haben Sie dagegen zu sagen?

Daß es niedrige Verläumdungen und Lügen ſind, ſagte der Forſtmeiſter ruhig.

Beweiſe, mein Herr, Beweiſe, rief der Obriſt finſter. Es iſt leichter zu ſagen, ein Offizier des Kaiſers ſprechs Verläumdungen und Lügen, und ſo viele Zeugen Ihres Verrathes ſeien Böſewichter, als die Probe der Wahrheit beizubringen.

Allerdings, ſagte der Forſtmeiſter, iſt es ſchwer für mich, einen Beweis zu führen, denn wer wird meinen Worten glauben? Die hier ſtehen und Kläger ſind, gehören zu den Richtern, und dieſe hören die Beſchuldigungen ſchon mit der Ueberzeugung der Wahrheit an. Dennoch aber will ich erzählen was geſchehen iſt, und Gott, der ſich der Unſchuldigen erbarmt, mag mein Helfer ſein.

Amen! murmelte der alte Oberförſter und faltete die zitternden Hände.

Der Forſtmeiſter erzählte nun geläufig, was ſich zugetragen; wie man ihm begegnet, was er erfahren, und welches der Ausgang geweſen. Auf den Geſichtern der Offiziere malte ſich ein ſpöttiſches, ungläubiges Lächeln. — Und Sie hätten bis zum letzten Augenblicke nicht gewußt, daß der Mann, welcher Ihren Vetter ſo trefflich vorſtellte, der Brigand Schill war? rief der Obriſt.

Ich hatte keine Ahnung davon.

Aber Sie erkannten ihn als Ihren Verwandten, Sie umarmten und küßten ihn, Sie gingen in den Betrug ein und halfen ihn vollführen.

Mein Herr, rief Brand, wer von Ihnen hätte anders gehandelt, wenn in Frankreich ein Landsmann, ein Offizier Ihres Kaisers, unter Ihrem Dache Schutz gesucht und sich den Feinden Ihres Vaterlandes Ihr Verwandter genannt hätte?

Allerdings eine harte Frage, sagte der Obrist, allein wenn der Feind Gesetze gegeben hat, die den Tod auf das Verbergen jedes Flüchtlings setzen, und er entdeckt, was ich gethan, so wird er die Strafe vollziehen, ohne sich an eine Philosophie des Rechts zu kehren.

Haben Sie damit mein Urtheil gesprochen, rief Brand heftig, so wird Gott mein Retter und Rächer sein! Was kann eine einsam wohnende Familie dafür, wenn ein bewaffneter Haufe sich ihres schutzlosen Hauses bemeistert. Wie, oder sollten wir die eigenen Freunde verrathen? Nichts wäre hier geschehen, kein Tropfen Blut wäre vergossen worden, hätte die brutale Gewalt nicht Schill's Arm für uns bewaffnet. — Wollen Sie Ihre gefallenen Gefährten rächen, so rächen Sie sie an den Soldaten, welche Sie Brigands nennen, aber nicht in dem Blute einer schuldlosen Familie, die keinen Theil daran hat.

Das Gesetz ist bestimmt und streng, sagte der Obrist kalt, ich habe es nicht gemacht und kann es nicht ändern. — Wer Geld verheimlicht, wird erschossen, wer einen Flüchtling verbirgt oder unterstützt, wird erschossen, das Haus, in welchem ein Soldat ermordet wird, wird niedergebrannt, die Bewohner erschossen.

Ich habe nicht gemordet! rief Brand entsetzt. Mein

Gott! was that ich, um solch Schicksal zu erfahren. Ich habe keine Hand gerührt, ich war ein bestürzter Zuschauer des Furchtbaren, was unter meinen Augen geschah; und verbarg mein ohnmächtiges Weib, meine schreienden Kinder.

Der da, der Bursche hier, hat den Begleiter des Commissairs erstochen, sagte der Italiener und wies auf Rudolph. Alle haben sie geholfen, Alle!

Das that ich, das that ich! rief der junge Mensch. Der Verräther ist von meiner Hand gefallen, denn es galt unser Leben, Einer von uns oder er. Er hatte seine Büchse im Arm und Franz fehlte nie sein Ziel. Nehmt mich hin, schießt mich todt, macht mit mir was Ihr wollt, aber schont diese arme Familie. So wahr ein Gott über den Sternen lebt, sie hat keinen Schlag gethan!

Der Obrist und die versammelten Offiziere verstanden nur halb was er sagte, aber seine lebhaften Geberden ersetzten das Fehlende. Er gesteht es ein, sagte der Colonel, wir können an der Mitschuld der Uebrigen wenig zweifeln.

Die finsteren Blicke der Franzosen verkündeten den Gefangenen ihr Schicksal. Auf einen Wink des Adjutanten umringten die Grenadiere dicht die Gruppe derselben, und geboten den Frauen und Kindern zurückzutreten.

In diesem Augenblick begriff die Forstmeisterin das Entsetzliche, und die ganze furchtbare Wahrheit fiel verzweiflungsvoll auf sie nieder. — Ich gehe nicht! rief sie mit kreischender, brechender Stimme und klammerte sich

um den Hals ihres Mannes. Barmherziger Gott! was haben wir gethan. Mitleid, Erbarmen! O, mein Heiland! Hülfe, Hülfe!

Der Forſtmeiſter ſtand, einer Leiche ähnlich, unbeweglich, bis ein dunkler Blutſtrom ſich in das blaſſe Geſicht ergoß. Seine Hände ballten ſich, ſeine Augen rollten in den großen Höhlen, die Zähne knirſchten zuſammen. Hätte ich doch meine Hand gegen Euch erhoben, ſagte er langſam und gepreßt, hätte ich mein Leben theuer verkauft, ich würde das Bewußtſein geſättigter Rache mit mir nehmen, ich würde geſtorben ſein, wie ein Mann nach vollbrachter That. So aber, geſchlachtet wie ein Thier, geopfert der Grauſamkeit, der Gewaltthat, fortgeriſſen von Allem was ich liebe. O! meine geliebte Sophie, o! meine armen, unglückſeligen Kinder.

Mit gerungenen Händen, außer ſich, die wildeſte Verzweiflung und den Schmerz des Wahnſinns in jedem Zuge warf ſich die unglückliche Frau zu den Füßen der Offiziere. Habt Erbarmen, habt Erbarmen! ſchrie ſie, hierher meine Kinder, hebt eure ſchuldloſen Hände auf, fleht um Rettung für euren Vater, für euren unglücklichen Vater!

Die meiſten der Offiziere wendeten ſich mitleidig ab, der alte Chaſſeuroffizier fuhr mit der Hand über ſeine Augen, der Obriſt heftete den Blick auf den Boden.

Ich muß der Strenge des Geſetzes Raum geben, ſagte er, was ich mildern kann ſoll geſchehen. — Dies Haus ſoll weder geplündert noch verbrannt, Frauen und

Kinder geschützt werden; diese drei Männer aber müssen sterben. Mein Herr, fuhr er gegen den Forstmeister gewendet fort, Sie sind ein Mann, Sie werden Ihr unvermeidliches Schicksal begreifen; trösten Sie die unglückliche Frau und bereiten Sie sich, dem Ausspruch des Gesetzes zu genügen. — Deserges, besorgen Sie das Nöthige, sagte er mit leiserer Stimme zu seinem Adjutanten.

Die Forstmeisterin lag halb ohnmächtig, leise athmend an der Brust ihres Gatten. — Sophie, sagte dieser, gefaßt, du siehst wie das Schicksal sich zwischen uns und das Leben drängt; ich sterbe unschuldig, aber ich verzweifle nicht, denn ich glaube an Gott und eine ewige Vorsehung.

Ich kann nicht länger leben, ich sterbe mit Dir, rief sie in steigender Verzweiflung. Gott! kannst Du den Unschuldigen verderben? Ich kann nicht leben, ich kann es nicht ertragen; Allmächtiger! hast Du keine Rettung für uns!

Du mußt leben, Du sollst leben, sagte er stark. Du bist Mutter, Du bist Christin, denk' an Deine Kinder, denk' an ihr hülfloses Alter. O, Sophie! soll ich mit namenloser Verzweiflung zum Grabe gehn; soll mein Herz auch von Dir durchbohrt werden?

Sie klammerte sich erschöpft und schluchzend an seine Brust. In dem Augenblick kam der Adjutant zurück und winkte dem Obristen. Das Bataillon ist bereit, mein Colonel, sagte er mit gedämpften Stimme.

Der Obrist warf einen bedeutungsvollen Blick auf

den Forſtmeiſter, in deſſen Armen ſeine jammernde Frau und Tochter lagen, deſſen Füße von den weinenden Kindern umſchlungen wurden, und wendete ſich langſam gegen die Thür.

Plötzlich klirrten Waffen draußen, die Kolben der Grenadiere ſtießen auf den Steinboden, der Hausflur war mit Bärenmützen gefüllt.

Brand holte tief Athem und ſeine zitternden Augen irrten über die theuren Häupter, welche er auf ewig verlaſſen ſollte.

Mein Herr, ſagte der Adjutant leiſe, die Minute iſt gekommen.

Wohlan denn, ich bin bereit, rief der verurtheilte Mann, und machte ſich ſanft los von den umſchlingenden Armen. Die Forſtmeiſterin ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, die Stube, das Haus, die Erde ſchwankten und tanzten rund um ſie, ſie öffnete die Augen und ſchloß ſie, dann ſtürzte ſie mit Gewalt ihrem Gatten nach und ſank an der Mauer von Grenadieren nieder, welche dicht die Verurtheilten umſchloſſen.

Vater, Mutter, Rudolph! ſchrie Agnes verzweiflungsvoll und warf ſich zu den Geliebten nieder.

Leb wohl, leb' ewig wohl! rief der junge Menſch zurück. Meine Agnes, ich ſterbe für Dich.

Der Tod des Gerechten iſt ſüß, ſagte der Oberförſter mit tiefer Stimme. Herr, mein Gott! Du haſt mich lange warten laſſen, nimm mich gnädig in Dein ſtrahlendes Reich.

O, mein Jesus! kreischte die alte Magdalene, muß ich das noch erleben. Ach! meine Herrschaft, meine liebste, gnädigste Herrschaft, ich altes, unglückliches Weib! was soll nun aus uns werden. Ach! der böse Feind, die Eule, Satan! Satan! Barmherzigkeit! und heulend versuchte sie ihre ohnmächtige Frau aufzuheben.

7.

Der Morgen zog grau und düster so eben herauf, als die Gruppe der Verurtheilten durch das Hofthor trat. Die flatternden Regenwolken eilten schwer über den dunkeln Föhrenwald, der von allen Seiten das einsame Gehöft umschloß; der Wind strich über die dürren Grashalme und rauschte geheimnißvoll seufzend in den mächtigen zitternden Kronen. Kein Laut unterbrach die tiefe Stille; wie zwei Reihen eherner Kolosse standen die Grenadiere regungslos an der Waldleiste; tief im Hintergrunde schaufelten vier rüstige Männer den Boden auf, und der weiße rollende Sand flog lustig über den geldgrünlichen nassen Boden; an der Seite aber standen achtzehn Italiener in zwei Reihen und der Offizier, welcher Ankläger gewesen, commandirte so eben das verhängnißvolle: Laden!

Die Kugeln sanken in die tödtenden Schlünde, das Arbeiten der Hand, das harte Aufstoßen, das Festklopfen des fürchterlichen Bleies, Alles tönte entsetzlich in Rudolph's Herzen wieder. Er war zu jung, zu hoffnungs-

voll, zu wenig noch mit dem Gedanken des Daseins vertraut, um ganz die entsetzliche Minute des Scheidens zu begreifen; jetzt aber überfiel sie ihn mit glühender furchtbarer Angst und preßte den ganzen Strom seines kaum entquollenen Lebens gewaltsam in seiner Brust zusammen. Er warf die Augen nach allen Seiten, kein Entkommen war denkbar. Ein Halbkreis von starrenden Bajonetten hinter sich und vor sich den bittern, blutigen, entsetzlichen Tod. Allmächtiger Gott! rief er bleich und preßte die Hände gegen das Herz, so ist es wahr, so muß ich sterben; muß ich denn? Was that ich? Ich bin ja so jung noch; nein! ich kann nicht sterben.

So viel Mühe giebt sich der Mensch um seinen Bruder zu ermorden, sagte der Forstmeister bitter lächelnd und deutete auf die Grube, aus der jetzt mühsam, mit Hülfe ihrer Cameraden, die Todtengräber kletterten. Mein Sohn, Du stirbst unschuldig, wie Tausende vor Dir endeten und nach Dir enden werden. Stirb nicht mit Groll im Herzen; groß und ewig ist Gott, übergieb Dich seiner Gnade.

In dem Augenblick spaltete das graue, finstre Wolkenmeer und ein feuriger Sonnenstrahl schoß über das dunkle Fichtengrün und den frischen Sand des Hügels.

Versöhnung, Versöhnung! murmelte der alte Otto. O! Du helles Bild der ewigen Gnade und Güte, bald werden wir Dir näher sein.

Treten Sie hierher, dicht an den Rand der Grube, sagte der Adjutant, senken Sie die Knie, fünf Minuten

zum letzten Gebet. Nehmen Sie die Halstücher ab, laſſen Sie ſich die Augen verbinden.

Nicht ich! ſagte der Forſtmeiſter mit brechender Stimme. Mein letzter Blick dort hinüber zu dem rothen Dache, wo Alles bleibt, was ich liebe.

Und ich, und ich! rief Rudolph begeiſtert. O, Agnes!

Meine alten Augen ſollen den Himmel ſuchen, ſagte der Oberförſter. Die Wolken verſchwinden, er wird blau und winkt uns zu ſich.

So machen Sie ſich bereit, ſagte der Offizier. Hierher die Schützen. Er maß fünf Schritt ab und die Italiener ſtellten ſich auf. In dem Augenblicke brauſete es an der Waldecke, wo der Weg hineinbog; Reiter ſprengten hervor, Huſaren und Chaſſeurs in ihren breiten Bärenmützen, und Alle umſchloſſen einen mächtigen Reiſewagen, denen noch zwei andere folgten.

Als der Zug die Linie der Soldaten im Geſicht hatte, hielt er an. Ein Offizier ſprengte vor, erkundigte ſich nach der Urſach der Aufſtellung und eilte eben ſo ſchnell zurück. — Bald lief ein dumpfes Gemurmel durch die Reihen der Grenadiere; die Glieder bewegten ſich, die Waffen klirrten, der Obriſt commandirte das Präſentiren, der bärtige Chaſſeurlieutenant aber ſtürzte in athemloſer Haſt in das Haus, wo ſo eben die Forſtmeiſterin wieder die Beſinnung erlangt hatte.

Frau! rief er im gebrochnen Deutſch, hinaus, geſchwind hinaus, Kinder mit, fallt nieder, fallt auf Knie, er iſt da, der retten kann!

Wo, wo?! schrie Frau von Brand, vom Strahl der Hoffnung durchzuckt. Sie ergriff die Hände ihrer Kinder und flog über den Hofraum zur Straße hinaus. So eben fuhr der Wagen langsam an der Bohlwand hinunter. — Die Forstmeisterin warf sich mitten in den Weg, die drei Kinder folgten dem mütterlichen Beispiel. Gnade! Erbarmen! Gnade! riefen sie weinend mit den Stimmen der Unschuld und Hülflosigkeit.

Fort da, fort da! schrien die Husaren, aber bewegungslos blieben die Armen auf ihrem Platze.

In dem Augenblick sah ein Kopf zum Wagenschlage hinaus, und ein Halt! folgte eben so schnell.

Ferrand! sagte eine tönende, feste Stimme, sehen Sie was es giebt.

Es sind die Frau und Kinder des Verurtheilten, sagte ein großer, glänzender Offizier mit mitleidiger Betonung.

Die Wagenthür wurde ganz geöffnet, und mit Lebendigkeit, ohne Hülfe der herbeieilenden Diener, sprang ein kleiner Mann heraus. Sein grauer Rock war bis ans Kinn zugeknöpft, hohe, blanke Reiterstiefeln mit Sporen umschlossen die zierlichen kleinen Füße, und das schlichte schwarze Haar fiel auf eine hohe, gewölbte Stirn. Unter dieser aber rollten zwei durchbohrende, schwarze Augen, und die längliche, grade Nase, der feingeformte Mund, die Blässe des Gesichts, das unbeweglich, wie aus Erz gegossen, auf die Knieenden schaute, Alles schien mit jenem Zauber bedeckt, der der Klapperschlange eigen sein soll; zitternd kann Niemand sich demselben entziehen.

Frau von Brand warf einen Blick unausſprechlicher Angſt und Verzweiflung auf den kleinen Mann, der mit untergeſchlagenen Armen vor ihr ſtand. Plötzlich war es, als ob ein Blitz der Erinnerung ſie durchbebe, ſie ſah noch einmal auf die wunderbare Erſcheinung, dann raffte ſie ſich mit Heftigkeit auf und ſank von neuem dicht vor dem Fremden nieder, der langſam einen Schritt zurück trat. Großer Gott! der Kaiſer! rief ſie mit zitternder kreiſchender Stimme.

Stehen Sie auf, Madame, ſtehen Sie auf, ſagte er, nicht ohne eine gewiſſe Rührung im Ton ſeiner Stimme, aber raſch und beſtimmt. Was wollen Sie?

O! Sire, Gnade für meinen unglücklichen Mann, Gnade für den Vater meiner unmündigen Kinder.

Der Kaiſer ſtreckte heftig die rechte Hand aus. Er iſt ein Verräther, ſagte er, er hat den Ueberfall wenigſtens begünſtigt, er ſteckte mit dem Brigand Schill unter einer Decke; er verdient den Tod.

Ew. Majeſtät ſind getäuſcht worden, verſetzte ſie in höchſter Angſt und Leidenſchaft. Er iſt unſchuldig, wie Gottes Sonne. O! wenn ich erzählen dürfte, Sire, Sie würden die Wahrheit erkennen.

Ueber die ernſten Züge lief ein ſeltſames Zucken. Es war ein Lächeln, das augenblicklich wieder verſchwand. — Nun ja, Madame, ſagte er, Sie würden ihn gewiß zu einem Heiligen und Märtyrer machen.

Man hat uns grauſam mißhandelt, bedroht, zur Verzweiflung gebracht, rief Frau von Brand. O! mein

Gott, man ſcheute ſich nicht alle Greuel, alle Verbrechen zu verüben.

Der Kaiſer bohrte den Abſatz ſeines Stiefels feſt in den Boden. — Das iſt der Krieg, ſagte er kalt, aber Ihr Mann hat gegen meine Befehle gefrevelt, er hat die Kaſſe nicht ausgeliefert, er hat Flüchtlinge in ſeinem Hauſe verſteckt, er verdient doppelt den Tod.

Sire! rief die Forſtmeiſterin kühn, wie wenn in Ew. Majeſtät Land der Feind einbräche, und Ihre Beamten lieferten auf einen ſolchen Befehl die Staatsgelder aus. Was würden Sie von ſolchen Dienern denken?

Ein neues Lächeln erhellte das bleiche, ernſte Geſicht auf einen Augenblick. Ach, ich liebe die guten Diener, Madame, ſagte er, und ich würde die Treue belohnen; aber als Feind muß ich den beſtrafen, der ſich mir zu widerſetzen wagt. In dem Augenblick ſah er den alten Chaſſeur-Offizier ſich gegenüber. — Der war dabei, ſagte er raſch, der ſoll ſagen, ob Ihr Mann den Tod verdient. Näher, mein alter Gefährte, wir kennen uns, ich ſah Sie ſchon, wo war es?

Bei den Pyramiden, Sire.

Ganz recht, bei den Pyramiden, und dann bei Marengo, und das Kreuz empfingen Sie bei Auſterlitz.

Ja, mein Kaiſer.

Wie heißen Sie? Ich glaube Lemaire?

Eine ſtolze Freude ſtieg dunkelroth in das Geſicht des Chaſſeurs. So iſt es, mein Kaiſer, ſagte er zitternd.

Und warum ſind Sie noch Lieutenant? fragte Na-

poleon raſch. Warum hat man Sie nicht zur Beförderung vorgeſchlagen?

Der alte Soldat murmelte einige Worte, indem ſein Blick ſich auf den Boden heftete. — Das Regiment empfing viele junge Herren von Geburt und Familie, ſagte er, eben ſo brav als Jeder von uns, aber —

Der Kaiſer ſchnalzte mit der Zunge und legte die Hand mit einnehmender, unwiderſtehlicher Güte auf die Schulter des Lieutenant. Bah! bah! ſagte er, Herr Eskadronschef Lemaire gehen Sie zu Ihrem Regimente, der Kaiſer iſt Ihr alter Waffengefährte, ſchreiben Sie an ihn ſobald Sie können, und wir wollen dann ſehen wer mehr gilt.

Sire! rief der Chaſſeur mit ſtrahlenden Augen, all' mein Blut für meinen Kaiſer!

Und hier, ſagte Napoleon ruhig fortſprechend, und wies auf die Forſtmeiſterin. Was meinen Sie, iſt der Mann ſchuldig oder unſchuldig.

Unſchuldig, Sire, ſagte der Chaſſeur ſchnell.

Ah, wohlan denn, ſo gehen Sie hin, Madame, und ſagen Sie ihm, er möge machen, daß er fortkömmt, und als treuer Diener ſeines Königs geſchwind nach Kolberg gehen. — Meine Soldaten ſind in ſeinem Hauſe ermordet worden, weh ihm! wenn er ſich noch einmal erlayren läßt.

Allmächtiger Gott! rief die beglückte Frau, ein Engel des Himmels hat uns beſchützt.

Erſchöpft ſank ſie in die Arme der alten Margarethe. Raſch ſprang der Kaiſer in den Wagen. Gehen

Sie Flahault, ſagte er, laſſen Sie die armen Teufel laufen, ich glaube ſie haben genug gebüßt.

Schnell verſchwand der Zug, die Colonne der Grenadiere zog langſam an dem Waldſaume nach, und als die Forſtmeiſterin die Augen öffnete, lag ſie in den Armen ihres Mannes, der unter Küſſen und Thränen, immer von Neuem ſie an ſein Herz preßte.

Iſt es denn ein Traum, iſt es Wahrheit, rief ſie, den Kopf zuſammenpreſſend. Georg, mein theurer Georg, ich habe dich wieder; o! Gott der Gnaden! wie ſoll ich ausdrücken, was ich empfinde!

Durch Deine Küſſe, durch Deine Thränen, mein geliebtes Weib, rief Brand. Du, Du allein haſt uns gerettet.

Nicht ich, ſagte ſie feierlich, nicht ich; nein, er dort oben über den Sternen, der durch Trübſal zur Freude führt.

Aber beſſer wäre es geweſen, rief Rudolph, der Agnes umſchlungen hielt, wir hätten nichts davon erlebt.

Undankbarer, ſagte der Forſtmeiſter, würdeſt Du dann ſo weit mit Agnes ſein, wie Du jetzt biſt.

Nein, bei Gott! rief er, ich hätte mindeſtens noch Jahre dazu gebraucht, um ſie Braut zu nennen, wie ich es jetzt thue.

Und ich, ſagte eine tiefe Stimme, ich habe dieſen Bund zuerſt geſegnet. Alle blickten der Thür zu, an ihr gelehnt ſtand Schill. Der Forſtmeiſter blickte finſter zu Boden.

Meine Freunde, ſagte er, klagt mich nicht an, daß

ich Euer Unglück herbeigeführt habe, wahrſcheinlich wäre es ohne mich weit ärger geweſen. Von den Italienern rettete ich Euch, und hielt, was ich verſprochen, was weiter geſchah lag nicht in meiner Hand, ich glaubte Euch gerettet und täuſchte mich, jetzt wäre ich freilich zu ſpät gekommen. Doch der Himmel hat Euch errettet, ich aber will Euch ſicher nach Kolberg führen, wohin Ihre Kaſſe ſchon voraus iſt, Herr Forſtmeiſter.

Laſſt uns den Himmel preiſen, der Alles gnädig gewendet hat, rief Brand. Das Unglück liegt hinter uns, wir wollen es vergeſſen. Gern will ich für Recht, Vaterland und meinen König dulden.

Und beten! ſagte der alte Förſter dumpf, denn nur ſo findet man Frieden, und im Grabe iſt Ruhe.

Der Arme! ſagte die Forſtmeiſterin leiſe, er wird den Schlag nicht überleben. O! lieber Brand, wir wollen ihm zu erſetzen ſuchen, was er verlor.

Nur erſt alle nach Kolberg, ſagte Schill. Fort, fort! wir ſind nicht ſicher, daß in einer Stunde ein neues Unglück hier hereinbricht.

Die Anſtalten wurden ſchnell getroffen, und als der Abend herabſank, waren ſie in den Wällen der kleinen Feſtung, die bald darauf den unſterblich ruhmwürdigen Kampf begann. —

Gemüth und Selbstsucht.

Novelle

von

F. u. W.

(Mitgetheilt von Leopold Schefer).

Am obern Ende eines Tiſches, auf welchem das Frühſtück geordnet ſtand, ſaß Herr Steffano, einer der angeſehenſten Kaufleute in Frankfurt. Wie nach dem Namen zu erwarten, ſüdlicher Abkunft, ſprach ſich dieſe auch in den Formen des Antlitzes, in dem Schnitte und der Farbe des Augenpaares deutlich genug aus, wenn gleich ſeine Voreltern, ſchon vor beinahe zweihundert Jahren, aus Italien nach Deutſchland eingewandert ſein mochten. Sein lebhafter und doch ruhiger Blick beurkundete die wohl benutzten Erfahrungen eines der Thätigkeit und dem Nachdenken gewidmeten Lebens; der etwas ſtreng geſchloſſene Mund deutete auf Ernſt und Entſchloſſenheit, während in dem Lächeln, wenn dieſes ſeine Züge belebte, herzgewinnende Freundlichkeit ſich ausſprach. Ihm zur Rechten befand ſich ein junger Mann, mit hellbraunem Lockenkopfe, mit bedeutenden, ausdrucksvollen, wenn gleich nicht eben ſchönen Zügen, der dem Aeußern nach mehr ernſt als fröhlich, mehr gedankenvoll als beglückt ſich darſtellte. Zur Linken des Hausherrn, neben dem Caminfeuer, hatte in einem bequemen Lehnſeſſel und

in faſt liegender Stellung der Neffe deſſelben, Herr R., ſich hingeſtreckt, welchen man ſogleich an der Familienähnlichkeit als Verwandten des Hauſes erkannt haben würde. — Im Allgemeinen glich ſeine Geſichtsbildung der des Oheims, obwohl dieſe jugendlichen Züge einen durchaus verſchiedenen Ausdruck zeigten. Herrn Steffano's Augen deuteten Güte, Milde und Nachdenken an, zuweilen tiefen Ernſt, niemals Härte; aus den herrlich gebildeten Augen des Neffen blickten dagegen im lebendigen, oft verletzenden Wechſel Geiſt, Neigung, Stolz, Mißtrauen, Strenge und Verachtung; auch der Ausdruck ſeines Mundes war bezeichnend, auch in ſeinem Lächeln war gewinnende Anmuth verborgen, aber öfterer noch zeigte ſich um ſeine Lippen ein Zug von Spott, Trotz und Mißvergnügen. Neben ihm ſaß ein junges Mädchen, deren blühendes, blendendes Colorit den angenehmſten Abſtand zu ſeiner ſüdlichen Geſichtsfarbe bildete. Man hatte oft ſcherzweiſe von dieſem reizenden Weſen geſagt, daß ſie ein Blumengeſichtchen habe, und in der That kein Ausdruck konnte richtiger ſein. Ihr blondes Haar war in reichen Flechten zierlich geordnet, und ihre fröhlichen, ſchalkhaften, braunen Augen machten um ſo tieferen Eindruck, als man darauf hätte ſchwören mögen, dieſem Geſichtchen könne nur ein blaues Augenpaar inne wohnen. Es gewährte ein liebliches, tröſtliches Gefühl, ſo viel glückſelige Jugend zu betrachten, und auch ihr Nachbar widerſtand dieſem Zauber nicht immer, obwohl er demſelben nur dann nachzugeben pflegte, wenn

Niemand ihn seiner Meinung nach beachtete. — Neben dieser anmuthigen Blondine erblickte man die Tochter des Hauses, welche wiederum als Gegenstück ihrer Nachbarin betrachtet werden konnte. Sophie Steffano hatte das schwarze Haar, die edle Gestalt, welche ihre Familie auszeichnete, aber unter der schönen Stirn blickten tiefblaue Augen hervor, deren Ausdruck zugleich lebhaft und rührend war. Sie sah zuweilen zu ihrem Vetter hin, der ihr gegenüber saß, und dessen Augen sie oft mit Blitzesschnelle trafen, aber in diesen Anblicken lag nichts von der zutraulichen Unbefangenheit verwandtschaftlichen Verhältnisses.

Diese fünf Personen bildeten das Gemälde, den Rahmen dazu ein Zimmer, dessen schöne Anordnung auf Geschmack und die gediegene Eleganz wohl angewendeten Reichthums deutete. — Herr Steffano hatte die Zeitung flüchtig durchgesehen und sagte jetzt, nicht ohne leisen Anflug von Ironie und mit Hinblick auf seinen Neffen, der eine unangezündete Cigarre, spielend zwischen den Fingern bewegte: Ich freue mich zu sehr, wie mehr und mehr die Gesinnung der Damen sich Dir beifällig zuwendet, denn schwerlich würde Sophie früher an die Möglichkeit geglaubt haben, daß man in ihrem Heiligthume rauchen dürfe. Sophie erröthete, ihr Blick begegnete flüchtig dem ihres Vetters, welcher die Hand über die Augen legte und nach einer kleinen Pause mit seltsamen Lächeln erwiederte: „da man mir so viele Güte beweist, wäre vielleicht anzunehmen, ich sei derselben nicht

völlig unwerth.“ Die kleine Blondine lächelte ſchalkhaft, der Oheim ſah ernſt vor ſich hin. Der junge Mann zu ſeiner Rechten war gleich zu Anfange dieſes Geſpräches aufgeſtanden, verbeugte ſich jetzt ſchweigend, und verließ das Zimmer.

Nach minutenlanger Pauſe begann Herr Steffano von neuem: Ich habe geſtern die Bekanntſchaft des Grafen von N. gemacht und freue mich Dir ſagen zu können, wie er ein höchſt angenehmer, humaner und aufgeklärter Mann zu ſein ſcheint.

Der Neffe ſchwieg: „Für Dich, fuhr jener fort, kann dieſes Alles nur von höchſter Bedeutung ſein.“

N. blickte empor und entgegnete mißlaunig: „Ich wüßte in der That nicht, warum mir das anders als gleichgültig vorkommen ſollte.“

Eine geiſtreiche Antwort belebt kluge Perſonen, ſelbſt dann, wenn ſie ihren Anſichten und Wünſchen entgegen iſt, eine ihrer Meinung nach unverſtändige pflegt ſie aus aller Faſſung zu bringen. Herr Steffano ſchwieg eine Weile, wie um ſich zu ſammeln, und entgegnete: „Gleichgültig? — Das iſt eine großartige Anſicht, die wenigſtens mir nicht einleuchten kann, da Deine Anſtellung in Staatsdienſten größtentheils von dem Grafen und ſeinem Einfluſſe abhängig ſein wird.“

Düſtre Wolken zogen über N's Stirn: „Es thut mir leid, ſagte er, daß dieſer Gegenſtand eben jetzt zur Sprache kommt, Zeit und Stunde mögen wenig günſtig ſein. Mir gilt aber der Grundſatz, dem ſcheinbar Un-

abwendbaren nie aus dem Wege zu gehn; überdieß, was man den Muth hat zu wollen, muß auch entſchloſſen ausgeſprochen werden, gleichviel, ob es mit Gunſt oder Ungunſt aufgenommen werden mag. Ich bin ſehr entſchieden, in den nächſten Jahren noch keine Anſtellung zu ſuchen."

Herr Steffano ſchwieg abermals, die kleine Blondine ſchlüpfte behende aus dem Zimmer, Sophie erhob ſich ihr zu folgen, aber ein ernſter Blick des Vaters bewog ſie zu bleiben. „Ich verſtehe Dich nicht, lieber Neffe, begann er endlich, ſei daher ſo gütig, Dich deutlicher zu erklären. Wenn man gleich Dir acht Jahre auf Univerſitäten zugebracht hat, wenn man achtundzwanzig Jahre alt iſt, dann ſcheint mir, iſt in ihrer vollen Weiſe die Zeit da, wo man eines ernſten Lebenszweckes bedarf und auf alle Weiſe ihn ſuchen muß. Du haſt Dir vollkommen Zeit gelaſſen das Leben zu genießen, ſo hoffte ich würdeſt Du jetzt daran denken, Dich demſelben nützlich und thätig einzubürgern."

Der Neffe lächelte: „Ihre Güte kommt mir ſehr unerwartet zu Hülfe, denn eben dieſe Idee des Einbürgerns in die kleinlichen und etwas platten Lebensverhältniſſe, die mir bevorſtehen würden, machte jede Annäherung vorläufig zur Unmöglichkeit."

„Du willſt alſo vom Civilfache Dich gänzlich abwenden?" —

„Keineswegs, nur hinausſchieben will ich die Sclaverei, welche mir bevor ſteht. Ich kann meinen Nacken

einem ſolchen Joche noch nicht beugen. Nur die höheren Staatszwecke haben von jeher mein Intereſſe erregt, alle dieſe ängſtlich-beſchränkten Verhältniſſe kleiner Beamten ſind mir ſtets durchaus zuwider geweſen.“ —

„Höhere Staatszwecke, entgegnete der Oheim, haben immer außer dem Bereiche meines Wirkens gelegen, aber ſie ſind, nach meiner Anſicht, in der weiſen Aufrechthaltung des beſtehenden Guten, in zweckgemäßer Verbeſſerung des Mangelhaften zu ſuchen. Dieſem Streben liegt die einfachſte und deshalb oft ſchwierigſte Weisheit zum Grunde; nur gemeinſames Wirken führte zu ſolchem Ziele. Der geringſte Beamte eines Staates kann dazu beitragen und für ſein Herz, ſeine Eitelkeit, ſeinen Ehrgeiz volle Befriedigung finden. Das richtige Streben eines geiſtreichen Mannes wird nie überſehen werden, ſelbſt der beſchränkte Wirkungskreis dient ihm zur Hebung, und um ſo mehr wird daraus der Geiſt hervorleuchten, welcher es verſtand, ſeine Strahlen einer wohl begründeten Ordnung einer oft mechaniſchen Thätigkeit zuzuwenden.“ —

„Es mag ſein wie Sie ſagen, erwiederte der Neffe nachläſſig, aber mir wenigſtens fällt es ſchwer, mich durch ſo kümmerliche Verhältniſſe durchzuarbeiten nach einem möglichen Ziele. Meine Aufmerkſamkeit iſt von Anbeginn auf die mangelhafte Juſtizverwaltung meines Vaterlandes gerichtet geweſen, auf die ſeltſame Verkehrtheit, Geſetze noch jetzt in ihrer Kraft beſtehen zu laſſen, welche durch die Fortſchritte der Zeit und der Cultur als durchaus

unzuläſſig erſcheinen müßten. In mir iſt ſeit lange der ſehr begreifliche Wunſch rege, die Verwaltung, die Stimmung in andern Ländern mit der im Vaterland zu vergleichen. Ich wünſche zu dem Zwecke England, Frankreich und, was Ihnen vielleicht ſeltſam erſcheinen mag, Holland zu bereiſen und kennen zu lernen. Italien werde ich ſpäter beſuchen, aber eigentlich nur zu einer, ich möchte ſagen, poetiſchen Belehrung, denn in ſtaatswiſſenſchaftlicher Beziehung möchte ich dort ſchwerlich viel lernen, vielleicht nur, als inſofern auch das Mangelhafte unterrichtend ſein kann."

Herr Steffano lächelte, „Dein Wille mag vortrefflich ſein, lieber Neffe, aber wäre es nicht heilſamer für Dich, wenn Du, unbekümmert um die Vortheile oder Nachtheile, deren andere Länder theilhaftig ſind, im Vaterlande eine Anſtellung ſuchteſt und derſelben mit Umſicht und Pflichttreue vorſtändeſt? Der Begriff des Beſſeren und Zeitgemäßeren bleibt inſofern ſtets abhängig, als ſelbſt das Gute dieſer Art nicht auf alle Menſchen und auf alle Zuſtände anwendbar iſt. — Man findet überall einen National- und doch auch wieder, möchte ich ſagen, einen Orts-Charakter, und um dieſer letzteren Urſache willen wird es eine ewig unauflösbare Aufgabe bleiben, die Geſetzgebung irgend eines Landes auf die Individualität der Bewohner mit Genauigkeit anzuwenden. Was für die Mehrzahl als richtig anerkannt wird, muß in der Beziehung als das Beſſere gelten; nicht alles iſt ſo verkehrt wie der Anſchein uns glauben machen möchte.

Ich habe mein Nachdenken solchen Betrachtungen oft zugewendet. Die Verschiedenheit der Gemüthsanlagen, ja selbst der äußern Persönlichkeit, welche man häufig in zwei einander nahe gelegenen Dorfschaften, häufig zwischen Städter und Vorstädter antrifft, mag der früher stattgehabten Einwanderung von Colonisten zuzuschreiben sein. Wenn hier ein ganzer Menschenschlag gutmüthig, lenksam und thätig erscheint, so findet man oftmals ganz in der Nähe ihn trotzig, auffahrend, verschlagen und unthätig. Nach dem Besseren zu streben ist unerläßlich, aber selbst das anscheinend Mangelhafte mag oft nützlich sein, daher würde ich mich an Deiner Stelle darüber beruhigen. Bedenke wohl, was es heißt, zwei Jahre seines Lebens einem ungewissen Zwecke opfern, indessen der gewisse nothwendig und durchaus erforderlich erscheint. Du bist nicht reich, lieber Freund, kaum wohlhabend zu nennen, und folglich darf Deine Wahl auf kein contemplatives Leben gerichtet sein, wenn gleich ein solches Dir am mehrsten zusagen dürfte. Für Dich ist ein weiser Haushalt mit Zeit und Leben dringendes Bedürfniß, Du sollst Dir selber verdanken, was Du einst sein wirst. Dein Verstand, Deine schnelle Auffassungsgabe, Deine Gewandtheit, ja selbst Deine Fehler, welche ich unberührt zu lassen wünsche, werden Dir zur Erreichung Deiner Zwecke förderlich sein, wenn Du nicht an Zersplitterung so wünschenswerther Gaben scheiterst. — Leider ist in Dir keine Einheit; verworren liegen die schönsten Blüthen verstreut, hier Knospen, dort Blätter, hier Blu-

men, alles der verschiedensten Art, nichts aneinander gereiht, nichts gesammelt. Die Menge staunt die phantastische Verworrenheit an, der Kenner beklagt sie. Es ist ein Chaos, aus welchem das Wünschenswertheste dem Blicke sich darbietet; nur Du vermagst es zu ordnen. Nur wer völlig mit sich einig ist, mag im Stande sein, ein vernunftgemäßes Urtheil über fremde Menschen und Zustände zu fällen. In vollkommener Einheit liegt einzig sicheres Fortschreiten. Eine weitere Ausbildung durch Reisen scheint mir für Dich nun völlig überflüssig. Die Welt, in ihren guten und verderblichen Beziehungen, hat schon genug an Dir gebildet. Die glänzende, äußere Hülle ist vorhanden, nach dem innern Kern wage ich manchmal nicht zu fragen. — Wie seltsam hast Du Dich selber gestellt! Deinen Gewohnheiten, Deinem unabhängigen Sinne, Deiner Gutherzigkeit nach, würdest Du ganz für das bürgerliche Leben passen; Dein Hochmuth, Deine Eitelkeit und zu verfeinerte Bildung ziehen Dich unablässig in einen Kreis, der Dich beengt, unbefriedigt läßt, und doch Dir unentbehrlich erscheint. Auch hier ist Zwiespalt, denn nicht selten gefällst Du Dir auch in geringeren, Deiner völlig unwerthen Kreisen. Der Wunsch zu gefallen zieht Dich hier, zieht Dich dort hin; das Ende sehe ich leider voraus, Du willst Alle und besonders die Frauen für Dich einnehmen und wirst Eine vielleicht sehr unglücklich machen."

Der Neffe warf einen finstern Blick auf Sophie und sagte, indem er die Spitze seiner Cigarre auf eine Weise

abbiß, die auf tiefen, innern Unmuth deutete: „Was Sie mir sagen ist ohne Zweifel wohl gemeint, wenn es gleich mir keinen wohlthuenden Eindruck geben kann. Es ist eine eigene Sache darum, Tadel anhören zu müssen, ich gehöre namentlich nicht zu den Menschen, die Solches mit Gelassenheit ertragen können. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, wie richtig oder verkehrt meine Ansichten sein mögen, helfen sie mir nur wohl oder übel durch die Welt. Ich werde das Gute zu erkennen, das Schlimme zu ertragen wissen. Was meine schwankenden Ansichten anbelangt, so hoffe ich, mit Recht sagen zu können, daß nur ihre Abweichung von denen Anderer sie als unsicher erscheinen lassen dürfte. Ich bin mir einer festen Grundlage, und des allertiefsten Eindringens bewußt. — Eine Hinneigung zu schlechter Gesellschaft darf ich mir wenigstens in keinem höheren Grade vorwerfen, als auch andere junge Leute diese, ab und an, nicht ganz von sich abzulehnen im Stande sind. Natürlicher Hang zieht mich nicht dahin; Eitelkeit, das ist möglich.— Ich gestehe, fügte er schelmisch lächelnd und mit einem unsichern Blick auf seine Cousine hinzu, daß es mir augenblicklich Reiz gewährt hat, zu beobachten, wie man bei allen Ständen und in allen Verhältnissen nur durch eine etwas anders gestellte Phraseologie genau dieselben Zwecke zu erreichen im Stande ist. — Was eine weitere Ausbildung durch Reisen anbelangt, so habe ich um so eher geglaubt, daran denken zu müssen, da eine solche in unsern Zeiten eine durchaus gewöhnliche zu nennen

iſt, ja, da ſelbſt Sternheim ſich dieſe hat erwerben dürfen."

„Es betrübt mich, lieber Freund, daß Du ſtets Sternheim als Dir untergeordnet betrachteſt; Ihr ſteht nicht auf gleicher Höhe, das gebe ich zu, und doch — wer möchte gewinnen beim Tauſche, wenn ein ſolcher überall denkbar wäre! Durch Euch wird der Begriff des praktiſchen und ideellen Lebens aufs anſchaulichſte verſinnlicht. Nie ſah ich zwei ungleichere Menſchen. Was äußere Annehmlichkeit anbetrifft, wirſt Du ihn ſtets weit überſtrahlen; nimm Dich in Acht, daß er durch wahren Gehalt nicht Dich überflügeln möge! In Dir ſind Genius-Blitze, in ihm iſt bewußte Klarheit des Verſtandes. Sein Fehler iſt, mit zu ſchweigſamer Ruhe die Eindrücke in ſich aufzunehmen, welche Welt und Menſchen auf ihn hervor bringen, indeſſen Du mit ſprudelndem Ungeſtüm, mit unüberlegter Erregung, von jedem Einwirken äußerer Verhältniſſe Rechenſchaft ablegen zu müſſen glaubſt, obwohl wiederum Offenherzigkeit nicht als Grundzug Deines Charakters betrachtet werden mag. Bei Dir iſt Vieles zweckwidrig und doch planvoll, bei ihm Alles überdacht und einfach. — Sein Verhältniß als Kaufmann machte ihm Reiſen zur Nothwendigkeit, durch ſeine Tüchtigkeit als Menſch zog er Nutzen daraus, auch in Beziehung auf Kunſt und Literatur. — Abſichtlich habe ich Dir dieſes Alles in Sophiens Gegenwart geſagt, ſie iſt Deine liebe, nahe Verwandte, ſo beſprich jetzt mit ihr Deine Zukunft. Bedenke, lieber Freund, ob Du nach

zwei Jahren geeigneter ſein möchteſt, Dich in das Joch der Abhängigkeit zu begeben; bedenke, daß Du dann damit erſt beginnen würdeſt, was längſt als der erſte Schritt hinter Dir liegen müßte."

Herr Steffano verließ das Zimmer, ſein Neffe ſtützte den Kopf in die Hand und ſagte endlich, mehr mißlaunig als bewegt. „Es thut mir leid, ſchmerzlich leid, daß Du dieſes Alles auf ſolche Weiſe haſt erfahren müſſen. Gewiß, Sophie, es war meine Abſicht, Dich zuerſt mit meinem Entſchluſſe bekannt zu machen. Deiner lieben Billigung wollte ich vor jeder andern ſicher ſein. Vergieb mir, was gleichwohl nicht mein Verſchulden war. Warum weinſt Du?" fügte er, nicht ohne Härte hinzu.

Sie ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann, zu ihm hinſehend: „Wäre es Dir lieb, wenn der Gedanke an eine Trennung mich nicht erſchütterte?" —

R. ſtand auf und näherte ſich ihr. „Trennungen, ſagte er, ſind Bedingungen des Daſeins, wer getrennt iſt, darf darum nicht geſchieden ſein. Der Geiſt einer innigen, unnennbaren Liebe vereint nur um ſo feſter, wo äußere Verhältniſſe entfernen. O Sophie, möchteſt Du gleich mir empfinden, daß es eine Liebe giebt, welche in ihrer unerſchöpflichen Tiefe über das gewöhnliche Leben ſich erhebt! Als Du mir Deine Neigung ſchenkteſt, mußteſt Du Dir ſagen, daß Du fortan keinem gewöhnlichen Manne angehören werdeſt. Du haſt Dich genugſam zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß ich nicht denke, nicht handle wie die Mehrzahl; dieſe Betrachtungen haben

Deine Neigung nicht zurück geſchreckt, ſo habe denn auch jetzt die Kraft, mit der Hingebung mein zu ſein, welche ich begehren darf. Kommt ein Gedanke in Deine Seele, daß mein Thun und Wollen ein unrichtiges ſei, ſo haſt Du mich nie geliebt, denn die Liebe kennt weder Zweifel noch Fehler an. In ihr iſt nur Glaube und Zuverſicht. Einſt, ich weiß es, dachteſt Du ſo, laß mir die Hoffnung, daß Du es noch thuſt, oder hätte ich an Einfluß auf Dich eingebüßt, ſeit ich das Geſtändniß meiner Neigung ausſprach?" —

Sophie blickte ihn mit einem edlen Ausdruck an, aber ſie ſchwieg. —

„Mag denn, fuhr er nicht ohne Unmuth fort, jetzt alles zur Sprache kommen, was in der letzteren Zeit zwiſchen uns getreten iſt, ich rechne dazu Deine völlig grundloſe Eiferſucht, die wirklich, ganz nutzlos, nur dazu gedient hat, mich zu plagen." —

Sophie ſah ihn ruhig an: „Haſt Du je einen Vorwurf von mir gehört?" —

Er lächelte: „Und habe ich nicht jeden Tag einen Vorwurf von Dir geſehn? Bedarf es dazu der Worte, und verſtehe ich nicht ſelbſt in Deinen niedergeſchlagenen Augen zu leſen? — Wie ſehr, wie innig, hatte ich gehofft, Du werdeſt zu einer großartigeren Anſicht Dich erheben können, als ſolche den Frauen, im Allgemeinen eigen zu ſein pflegt. Müßteſt Du nicht mit Beſtimmtheit fühlen, daß nichts mich wahrhaft von Dir entfernen kann, daß jeder anziehende Reiz mich an Dich erinnert, die ſo

viel reizender iſt, als alle Andere? Nie, nie noch hat ein fremdes Weſen mir das Gefühl eingeflößt, welches ich ſtets in Deiner Nähe empfinde, das Gefühl, verſtanden, gewürdigt, geliebt zu werden. Iſt denn das Alles noch nicht hinreichend?“ —

Sophie erröthete und entgegnete ſanft: „Mit Dir ſtreiten kann ich nicht, ich kann nur eines ſagen, eines wünſchen, möge, o möge Dir, wenn Du einmal Dein ganzes Lebensglück auf ein Herz ſetzeſt — möge Dir dann ein beſſeres Geſchick zu Theil werden, als mir geworden iſt.“ —

Erſchüttert wollte R. ſie umfaſſen, „Sophie!“ ſagte er bewegt.

Sie bog ſich zurück und fuhr fort: „Ich weiß, Du würdeſt die Fehlſchlagung eines feſt gehegten Wunſches nie verſchmerzen, ſie mir nie vergeben; ſo reiſe denn, aber ſei dann auch glücklich; gönne mir den Troſt wenigſtens für ſo viel Entſagung! Hörſt Du?“ ſetzte ſie mit weicher Stimme hinzu.

R. fuhr heftig mit der Hand über die Stirn und verließ raſch das Zimmer. —

Sophie blickte ſchmerzlich empor: „Warum, o warum! ſagte ſie leiſe und hielt dann, wie erſchrocken inne: Nein, nein, fügte ſie hinzu, nie will ich bereuen, ihm mein ganzes Herz gegeben zu haben.“ Sie ſetzte ſich und ſtützte den Kopf mit geſchloſſenen Augen an die Lehne des Seſſels; nur an den Thränen, welche langſam über ihre bleichen Wangen rollten, ſah man, daß ſie lebe und leide. —

Charlotte an Emmy.

So lange bin ich ohne Nachricht von Dir, daß ich annehmen muß, irgend ein beſonderes Ereigniß veranlaſſe Dein Stillſchweigen. Hoffentlich ein gutes, denn wenn es Dir übel erginge, würdeſt Du gewiß des Herzens gedenken, welches ſtets Deinen Schmerz mit Dir gefühlt und ihn getheilt. Manchmal ſteigt in mir die Furcht auf, daß mein Ernſt und meine Lebensanſichten Dich zurück ſchrecken, aber habe ich das verdient? — Mir blüht der Frühling anders als Dir, aber von ganzer Seele freut es mich, wenn er alle ſeine Roſen über Dich ausſtreut. — Meine Beſtimmung war von Anbeginn anders geſtellt; es iſt unverkennbar, daß mir nur ein kurzes Erdendaſein vergönnt ſein wird, deshalb kann ich nicht denken, mich nicht freuen, mich nicht bethören laſſen, gleich Dir. Es giebt Menſchen, welchen eine ernſte Lebensbahn angewieſen iſt, über dieſelbe hinaus ſtrecken ſie nicht ungeahndet die Hand nach einem Maaße von Glückſeligkeit aus, welches ihnen nicht zugedacht war. Nicht zugedacht? fragſt Du. Nein, nicht zugedacht. Jeder ſoll, kann glücklich ſein, auf ſeine Weiſe, aber der Nachtvogel darf nicht im hellen Sonnenſchein flattern wollen. Iſt er deshalb zu beklagen? Sieht er nicht die ſchönen, geheimnißvollen Sterne, leuchtet ihm nicht der Mond im ſtillen Zauber ſanft erhellter Nacht, liegt, ſelbſt im Dunkel, welches ihn umfängt, nicht magiſcher Reiz und

süßer Friede? Gewiß, es giebt Menschen, die auf andere Art ihr Heil erlangen sollen wie die Mehrzahl, und ließe man sie gewähren, sie würden es finden und glücklich sein auf ihre Weise. Gewöhnlich aber wird ihnen keine Ruhe, man setzt ihnen so lange mit Bitten zu, mit Ermahnungen, ja selbst mit Spott, bis sie betäubt aus ihrem Geleise weichen und elend werden. — Auch ich streckte, so hingerissen, einst mit jugendlicher Zuversicht die Hand nach dem schönsten Schmucke des Lebens aus, für immer wurde ich enttäuscht. Dieses Geständniß wird hoffentlich Dein liebes Herz mir wieder zuwenden, wenn meine anscheinende Kälte uns entfremdet haben sollte.

Ist R. schon bei Euch angelangt? Sein Name ist auch bis zu mir gedrungen, mit Lob und Tadel, wie ja beides ausgezeichneten Menschen in gleichem Maaße zu Theil wird. — Schreibe mir von ihm, von Sophien und vor allen Dingen von Dir, die ich von ganzem Herzen liebe.

Charlotte.

Emmy an Charlotte.

Deine Strenge erregte mir keine Besorgniß, aber, zu meiner eignen Beschämung, die Beichte, welche dieser Brief enthalten wird. Unaufrichtigkeit ist die nutzloseste Sache von der Welt, denn es kommt immer einmal eine Zeit, wo man, halb wider Willen, wahr sein muß und dann gewinnt das an sich Unbedeutende, Bedeutung. R. ist hier; als er mir vorgestellt wurde, wie ich ver-

muthe, mehr der Form wegen, flog ein seltsames Lächeln um seine Lippen: „Ich war früher so glücklich", sagte er, mit einer sehr höflichen Verbeugung. — Ja, ich habe ihn früher gesehn, und verschwieg es Dir, weil die Erinnerung für mich beschämend, schmerzlich, kurz Alles ist, wovon man gern den Blick abwendet. — Ich wurde mit ihm bekannt in der ewig unvergeßlichen, glückseligen Zeit, als der kleine Haushalt meines Bruders unter meiner Leitung stand. Es war die seltsamste Wirthschaft von der Welt; den Jahren nach, im ganzen Hause kein verständiger Mensch. Ich mit siebzehn Jahren die Wirthin, Ludwig mit siebenundzwanzig Jahren der Wirth, und dazu fortwährend Besuche von allen seinen Universitätsfreunden, denen es unter solchen Umständen außerordentlich wohl bei uns gefiel. Auch ging Alles sehr gut von Statten, Ludwig's eigenthümliche Art zu sein, und meine sorglose Fröhlichkeit, paßten vortrefflich zusammen. — Da kam R. unerwartet, aber nicht unerwünscht. —

Ich war allein zu Hause, der Bediente meldete mit großer Unbefangenheit einen Herrn, dessen Namen er vergessen habe; da Ludwig den Besuch eines jungen Polen mit sehr schwierig auszusprechendem Namen entgegen sah, so fand ich nichts natürlicher und ließ ihn eintreten. Sein Aeußeres beschreibe ich Dir nicht, daran liegt ja auch in der That nicht viel, obgleich, nebenbei bemerkt, mir noch nie Jemand gefallen hat, der nicht gerade so ausgesehen hätte, wie ich es gerne habe. — Nach den ersten gebräuchlichen Redensarten bezeigte ich ihm meine Ver-

wunderung darüber, daß er ſo vortrefflich deutſch ſpreche. Ueberraſcht ſah er mich einen Augenblick an und entgegnete mit einem Lächeln, welches ihm außerordentlich wohl läßt: „Daß es dasjenige ſei, worauf er ſich am wenigſten einbilde.“ Es kam zu einer Erläuterung und R. ſetzte das Geſpräch mit Geiſt und Laune fort. Seine eben zurückgelegte Reiſe bot den wünſchenswertheſten Stoff. Ich erging mich mit ihm an den Ufern des Rheins, beſchiffte mit ihm die wildſtrömende Donau, und ſah die Zweige ſchöner Bäume ſich maleriſch in's tief-blaue Waſſer tauchen. Seine Darſtellungsgabe fiel mir als ungewöhnlich auf, die Friſche, der Reichthum in den wohl gewählten Ausdrücken, alles war neu und anziehend, und doch ſagte ich mir heimlich, er habe das Alles gewiß ſchon öfterer erzählt, ſchon öfterer dadurch gefallen. —

Ludwig kam endlich; ſeine Freude war die herzlichſte, die ſich denken läßt, und R. bekam das beſte Zimmer im Hauſe. Nie zuvor hatte ich von geiſtiger Doppelgängerei gehört, durch R's Gegenwart trat ſie für mich in's Leben. Die Aehnlichkeit zwiſchen ſeinen Fehlern und den meinen hat mich oft wahrhaft erſchreckt, und dann auch wieder dieſe Uebereinſtimmung des Geſchmacks, dieſe Aehnlichkeit im Guten, nur daß ich weicher bin als er, was ja auch natürlich iſt. — Alles richtete ſich auf's Beſte ein, und die Sonne beſchien während kurzer Zeit drei glückliche, heitere Menſchen. R. fühlte ſich befriedigt, in der Ueberzeugung mir zu gefallen. — Nach einem Spaziergange kehrten wir eines Tages durch ein Gehölz

zurück. Es war ein wundervoller Herbſttag, die Bäume ſchon in Gold, Purpur und lichtem Braun gefärbt, nur hin und wieder hob noch eine Eiche ſtolz das grünbelaubte Haupt empor. Die tiefe, nachdenkliche Stille dieſer Jahreszeit war bereits eingetreten. Leicht, faſt geräuſchlos, huſchte ab und an ein Vögelchen durch die Zweige, nur ſelten ward ein leiſes Zirpen vernehmbar; lautlos fiel hie und da ein Blatt von den Bäumen. Mein ganzes Herz ſtand dieſem Eindrucke offen. Ich betrachtete mit anerkennendem Gefühl den welkenden, und doch noch anziehenden Schmuck der Natur; die ſäulenartigen Stämme umher, die Fichten, deren melancholiſches Grün durch goldgefärbte Blätter blickte, das Farrenkraut am Boden, welches ſeine zierlichen Zweige ſchon wie abſterbend ſenkte, und auch ſo noch das Auge feſſelte. Die Worte des Dichters fielen mir ein, und ich ſagte halb laut vor mir hin:

Waldeinſamkeit,
Sie morgen wie heut ꝛc.

Ich höre, daß Sie den Phantaſus geleſen haben, bemerkte R. Ludwig lächelte, meine Schweſter müßte die Erſte unter den Frauen ſein, wenn ſie ein Buch geleſen hätte und dieſes nicht gelegentlich bemerkbar machte. Ich überhörte die Anwendung und ſagte: „Uebrigens möchte ich nur wiſſen, was an dem Mährchen bewunderungswürdig iſt? — Ich finde nichts Schönes darin, daß ein ehrſamer Ritter eine Frau erheirathete, welche ihr

Hab und Gut dem Raube und dem Betruge verdankt.“ — „Es giebt in der Wirklichkeit wenig Dinge, entgegnete R., welche eine ganz proſaiſche Analyſe auszuhalten im Stande ſind, und man ſollte dieſe auf das goldne Mährchen nun vollends nicht in Anwendung bringen wollen. Mich haben der blonde Eckbert, der kleine Stromian, ja ſelbſt der Vogel immer unendlich angezogen. Dem Ganzen liegt eine liebenswürdige Phantaſie zum Grunde, und die Einheit darin ſcheint mir bewunderungswürdig, gleich wie die Auflöſung.“

„Da es einmal ein Mährchen iſt, entgegnete ich, ſo hätte es auch der Wirklichkeit etwas mehr entrückt werden können, wozu war es nothwendig, daß Eckbert blondes, flach anliegendes Haar haben mußte, es ſtört alle Täuſchung.“ Kaum waren dieſe Worte über meine Lippen, ſo ſtand mein Vetter Victor vor uns. Du kennſt mein damaliges ſeltſames Verhältniß zu ihm; die ganze Familie ſah mich als ſeine Braut an, obgleich mein Jawort nicht gegeben worden, was auch für überflüſſig gehalten werden mochte. Als er mich grüßte, fiel mir ſein ſchlichtes blondes Haar zuerſt in's Auge, ja es ſchien, als ob R. ebenfalls einen ſchnellen, ſchalkhaften Blick darauf warf. Victor wollte die Ferien bei uns zubringen und ſeine Gegenwart veränderte zuerſt unſer bisheriges ſchönes, friedliches Leben. R. war ſichtlich über ſeine Dazwiſchenkunft beunruhigt; daß er mich ſehr geſtört hätte, kann ich nicht ſagen, denn ich legte mit ruhiger Unbefangenheit (Du würdeſt ſagen mit ruhiger Impertinenz) meine

Vorliebe für R. an den Tag. Es war ganz unwillkührlich, ich dachte kaum weiter darüber nach. Unmöglich war es indessen nach einiger Zeit, die Kälte und finstere Laune gänzlich zu übersehn, welche Victor mir sehr unverholen zeigte; so oft er mir eine unfreundliche Antwort gab, blickte ich besorgt auf Ludwig, aber dieser nahm nie die mindeste Kunde davon.

Eines Tages ging ich, etwas auf meines Bruders Zimmer zu ordnen, er war nicht dort, aber die Fenster standen offen und er saß mit Victor auf einer Bank unter denselben. Ich hörte meinen Namen nennen und blieb unwillkührlich lauschend stehn. „Bester Freund, hörte ich Ludwig sagen, plage Dich und mich doch nicht mit so völlig nutzlosen Grillen. Daß meine Schwester R. gefällt ist ganz natürlich, aber glaube doch nicht, daß er nur daran denkt, sie Dir rauben zu wollen; er will ihr gefallen, wie er allen Frauen zu gefallen strebt, das ist Alles.“ — „Es ist genug und zuviel für mich, entgegnete Victor, ich kann kein Mädchen heirathen, für deren Treue ich zittern muß, so oft ein liebenswürdigerer Mann als ich bin, ihr naht.“ — „Wohl, ich bin weit entfernt, meine Ansicht Dir aufdringen zu wollen, aber des Dichters Worte möchte ich Dir in's Gedächtniß rufen:

„Willst Du Rosen ohne Dornen,
Liebe ohne Leid,
Laß sie an die Wand Dir malen,
In der schönen Maienzeit.“

Meine Schwester ist jung und R. sehr gefallsam; daß er

in dieſem Augenblick ihr beſſer gefallt als Du, deſſen ganze Liebenswürdigkeit ſich darauf beſchränkt, ſie mit Zorn zu betrachten und ihr mürriſche Antworten zu geben, das glaube ich ſehr wohl. — Ich kenne R. zu genau; er iſt der unbeſtändigſte Menſch, den man ſich denken mag, und ſucht nicht ſelten Neigung zu erwecken, um ſie nachher gelegentlich zu verſpotten; es iſt durchaus die Schattenſeite ſeines Charakters. Die kleine Lehre, welche Emmy bei dieſer Gelegenheit erhält, mag ihr ſehr heilſam ſeyn. — Dir kann ich nur Einen Rath geben: Glaubſt Du ohne Emmy glücklich ſeyn zu können, ſo gieb ſie auf und verzeihe ihr nicht, iſt Dir das aber unmöglich, ſo habe Nachſicht mit ihren Schwächen, und ſuche Dir ihr Herz mehr und mehr zu erwerben.“ Ich hörte nichts mehr, es ſchwindelte mir vor Augen, haſtig verließ ich das Zimmer. Auf dem Vorſaal begegnete mir R., der freundlich auf mich zutrat, und zu ſeinem unſäglichen Erſtaunen die erſte kurze und unfreundliche Antwort von mir erhielt. Das Verſpotten lag mir im Sinne, ich hätte in dem Augenblicke für die Welt nicht freundlich gegen ihn ſein können. Auf mein Zimmer mich zurückziehend verſloſſen mir einige Stunden in faſt bewußtloſem Nachſinnen, zögernd begab ich mich zu Tiſche.

Es war ein höchſt kläglicher Mittag. R., der nie auch die kleinſte Kränkung ungeahndet vergiebt, zeigte ſich kalt und abſtoßend. Victor, dem ich, theils um Rache zu nehmen, theils aus natürlich gutem Gefühl, einige Huld bewies, lehnte dieſe mürriſch von ſich ab. Ludwig

war der Einzige, der ſich ganz gleich blieb, obwohl es ihm augenſcheinlich mitunter ſchwer wurde, ein Lächeln zu unterdrücken. Ich hätte gern mitgelacht, ſo trübſelig für den Augenblick meine Lage auch ſein mochte. So vergingen Tage, Tage, während welcher ich gewiß für Alles büßte, welches jemals von mir verſchuldet ſein mochte. Mit ſtandhafter Ergebung ertrug ich R's Benehmen, welches gleich kalt, ich möchte ſagen, rauh war, indeſſen mein Herz blutete. Was ihn zu mir hinzog, war das Spiel einer müßigen, der Nahrung bedürfenden Einbildungskraft, meine ganze Seele hing an ihm. — Tauſendmal hätte ich eine Verſöhnung herbei führen mögen, ein Wort wäre hinlänglich geweſen; mein Genius verhinderte es. — Unfähig, ſo Widerwärtiges in allen Beziehungen länger zu ertragen, fragte ich Victor eines Tages, als er, allein ſich mit mir befindend, eine unfreundliche Antwort gab: „Was haſt Du eigentlich, Victor?“ — Mir ſchlug das Herz ein wenig, aber ich hielt ſeinen Blick aus, als er kalt fragte: „Verlangſt Du es ernſtlich zu wiſſen?“ — „Ja, ich wünſche es.“ Er zog die Achſeln und ging, da nannte ich ſeinen Namen mit tiefem, herzlichen Gefühl. Augenblicklich drehte er den Kopf mit einem eignen Ausdruck zu mir hin. Geh' nicht fort, Victor, wir wollen uns gegen einander erklären. Schweigend lehnte er in eine Fenſtervertiefung und ſah mich erwartungsvoll an. Hätte er nur ein Wort geſagt! ſein Stillſchweigen verbeſſerte meine Lage gar nicht. „Du zürnſt mir, hub ich nach einer Weile mühſam an, und

ich geſtehe, daß Du einigen Grund dazu haben magſt, aber auch Du trägſt bei dieſer Veranlaſſung einen Theil der Schuld.“ Ich hoffte, die Ungerechtigkeit des Vorwurfes werde ihn zu einer Widerlegung veranlaſſen, aber er ſah mich nur ſchweigend und durchdringend an. Ich ſeufzte tief auf, was ſollte ich beginnen? mich noch tiefer demüthigen? dazu empfand ich nicht die mindeſte Neigung, und ſo faßte ich einen kühnen Entſchluß und ſagte ſo ruhig wie möglich: „Wenn es mir nur daran läge, mich augenblicklich mit Dir zu verſöhnen, dann würde nichts leichter ſein; ich dürfte Dir nur einige zärtliche Worte ſagen, einige erwünichte Verſprechungen geben, und Du würdeſt nicht unerbittlich ſein.“ Er verſuchte es, mich mit großer Kälte anzuſehen, welches aber ſo ſchlecht gelang, daß ich darüber in's Lachen kam, was natürlich einen ſehr üblen Eindruck hervorbrachte. — „Mir iſt, fuhr ich fort, um eine wahre, ernſtliche Ausſöhnung zu thun, überlege Dir daher Alles recht. Sieh' zu, ob Du mich vergeſſen kannſt, und wenn es Dir möglich iſt, dann ſage es mir.“ Dieſe letzten Worte rief ich ihm ſcherzend zu, und verließ eilfertig das Zimmer.

Wenig Menſchen verſtehn zur rechten Zeit Frieden zu ſchließen, wäre er mir nur mit einem Worte gütig entgegen gekommen, wie dankbar würde ich es erkannt, und es niemals vergeſſen haben. Wer den Schuldigen zu tief beſchämen will, raubt ihm das Gefühl ſeines Unrechts. — Endlich, nach acht Tagen, ward eine herzliche Verſöhnung geſchloſſen, und ich gab mein ſe[illegible]es Wort,

BIBL. VNIVERS. LIPS.

einſt die Seinige werden zu wollen. R. verließ uns eben zu der Zeit, in meinen Augen ſtanden Thränen, als er Abſchied nahm, in ſeinem kalten, trotzigen Blick war keine Spur milder Bewegung, lag keine Rückerinnerung an Tage, die auch ihn beglückt hatten. — Für heute muß ich ſchließen, am nächſten Poſttage ſchreibe ich wieder.

Emmy an Charlotte.

Ohne weitere Einleitung ſetze ich meine Mittheilung fort, wo ſie zuletzt endete. Bald nach R. verließ uns auch Victor. Ich gedachte ſeiner mit herzlicher, ruhiger Zuneigung, R's dagegen mit Sehnſucht, mit Unruhe, mit der Geſammtheit von Gefühlen, welche zum Glücke des Lebens wenig förderlich ſind. Alles rief ich mir zurück, er hatte ſich immer gut, freundlich, liebenswürdig erwieſen, während von mir der Friede ohne Anlaß von ſeiner Seite gebrochen worden war.

Ludwig's Scharfſinn errieth ohne Zweifel den Kampf in meinem Innern, er ſprach oft und ungezwungen von beiden Freunden. „Ich ſah, ſagte er mir einſt, voraus, wie Alles kommen würde, aber gewiſſe Erfahrungen kann man Niemandem erſparen. Es liegt in der Unvollkommenheit des Daſeins, daß ein ſo unſchuldiges, beglückendes, friedliches Verhältniß, wie es zwiſchen Dir und R. Statt fand, wo jeder Morgen das Glück des vergangenen Tages friſch und entzückend zurück bringt, daß ein

ſolches nicht beſtehn kann, daß es mit Schmerz, mit Nachrede, mit Thränen enden muß. Man möchte glauben, die Vorſehung wolle uns mit ernſter Lehre darauf hinweiſen, daß wir das Liebenswürdigſte ſehen und würdigen müſſen, ohne es uns gleichwohl zueignen zu können. Das ſind die Sterne, die wir anerkennen, aber nicht begehren dürfen. Deine ganze Phantaſie iſt von R's Bilde erfüllt, er iſt für Frauen ein Irrlicht, deſſen glänzender Schimmer in's Verderben lockt. Dein Herz wird aber einſt von Victor's Bilde erfüllt werden, der Dich wahrhaft liebt, mit dem Du glücklich ſein kannſt. — Schwerlich wärſt Du es je mit R. geworden, zu lebhafte Leidenſchaft für ihn möchte Dich und auch ihn unglücklich machen; nie würde er ſich auf dem hohen Standpunkt haben behaupten können, den Deine Verblendung ihm angewieſen. — Laß die ganze Rückerinnerung mild in Deiner Seele auftauchen, gedenke ſeiner ohne Groll und wenn es ſein kann, ohne Leidenſchaft. Glaube nicht, daß auch er Dich gänzlich vergeſſen habe; oft wird er Deiner nicht gedenken, aber doch kommen Stunden, welche Dein liebes Bild vor ſeine Seele führen mögen." —

Ein halbes Jahr verging, ich dachte jetzt mit Ruhe an R.; da brach das entſetzliche Unglück auf mich her. Ludwig ward als Secundant eines Freundes zu einem Zweikampfe veranlaßt, welcher die Folge hatte, daß er lebensgefährlich in der Bruſt verwundet wurde. — O der theure, geliebte Freund! wie lebensfriſch ſchied er von mir, wie glänzten im kühnen Selbſtvertrauen die lieben

Augen, welche mir den letzten Gruß zuwinkten! Ein Bild des Todes, mit erloschnem Blick, wurde er zurückgebracht. — Wie es möglich gewesen, begreife ich nicht, aber zwei Tage nach diesem traurigen Ereignisse traf R. bei uns ein. Die Dämmerung war schon tief herab gesunken, ich stand trostlos am Fenster, da erblickte ich durch Dunkel und Nebel eine Gestalt, die ich an Gang und Haltung unter Tausenden erkannt haben würde. Der Arzt war gerade anwesend, er ging R. entgegen, sie hatten eine lange Unterredung mit einander und durch denselben wurde er bei Ludwig eingeführt, der nicht sprechen durfte, sich kaum regen konnte. Er kam darauf zu mir, und sah sehr ernst und ergriffen, aber nicht wild aus. „So wie alles steht, sagte er mit erzwungener Fassung, bleibt uns nichts übrig, als unsern Schmerz zu bekämpfen und alles für Ludwig zu thun, was in unsern Kräften steht. Gewiß lieben Sie ihn genug, um sich bezwingen zu wollen.“ Von da an theilte er meine Sorge für meinen Bruder mit einer Hingebung, wovon die Erinnerung mich noch jetzt ergreift. Tage — Nächtelang, saß er in einem Lehnsessel neben Ludwig's Bette, ohne ein Wort zu reden, ohne Bücher, da die tiefe Dämmerung des Krankenzimmers alles Lesen unmöglich machte. Nur in dem blitzendem Aufschlag des Auges verrieth sich der unruhig arbeitende Geist im Innern; äußerlich war er durchaus ruhig; sanft und leise in jeder Bewegung. Schweigend, vergehend in Jammer saß ich ihm gegenüber; wenn etwas zu holen, zu veranstalten war, deute

ten wir es uns durch Zeichen, durch leiſe geflüſterte Worte an. Wir handelten im vollkommenſten Einverſtändniß, ach! und dachten doch vielleicht nie weniger an einander, als in der tiefen Einſamkeit dieſer ſchmerzlichen Stunden.

Am Morgen vor Ludwig's Tode legte ich einen Strauß friſcher Roſen auf ſein Bett, er verſuchte zu lächeln, aber auf die Blumen blickend, ſtieg eine Thräne in ſeinem Auge empor. Da überwältigte mich der lange bekämpfte Schmerz, ich ſank an ſeinem Lager hin, legte den Kopf auf ſeine liebe Hand, und weinte im bitterſten, bitterſten Jammer. R. war zugegen, aber ließ es geſchehen; ein leiſer Seufzer, der ſich Ludwig's Bruſt entrang, brachte mich zur Beſinnung. Ich las an dem Tage in R's Blicken, daß er jede Hoffnung aufgegeben habe. Der Arzt gab mir die Beſtätigung am Abend, denn er ſagte im Fortgehen: „Wenn der Kranke reden will, ſo hindern ſie ihn nicht daran, es kann ihm nicht mehr ſchaden.“ Während der Nacht ſagte Ludwig, der anſcheinend heftiges Fieber hatte: „Jetzt ſchiffe ich mich ein nach jener ſchönen Inſel, die jenſeits liegt, o wie blühend iſt Alles! Komm mit mir, Emmy.“ R. hatte ſich vorgebeugt, eine Thräne aus ſeinem Auge fiel auf meine Stirn, ich — wie gerne hätte ich mich mit eingeſchifft, weit, weit von dieſer Welt hinweg! — Ganz erſchöpft, ermattet, wie ich war, überwältigte mich einen Augenblick der Schlaf, da fühlte ich mich raſch empor gehoben, R. hielt mich in ſeinen Armen aufrecht; ich wußte ſogleich was mir bevorſtand. — Ludwig's ſchon verdunkelte Augen irrten

ſuchend nach mir umher, er ſchien die Arme erheben zu wollen und ſagte leiſe, aber vernehmlich: „Meine Schweſter, mein Engel!“ Ein Laut des Schmerzes entrang ſich meiner Bruſt; er hörte ihn nicht mehr. — In demſelben Augenblick ward die Thür geöffnet und Victor trat ein. — Von dem was in den nächſten vierundzwanzig Stunden geſchah, habe ich auch nicht die leiſeſte Erinnerung. Am darauf folgenden Morgen fand ich mich in meinem Zimmer; meine eignen Thränen, die auf meine gefalteten Hände fielen, brachten mich zur Beſinnung. Nach einiger Zeit ließ R. ſich bei mir melden. Er ſah bleich und ſehr ernſt aus, und ſetzte ſich mir ſchweigend gegenüber. „Was wird jetzt aus Ihnen?“ fragte er nach einer Pauſe. Ich ſchüttelte den Kopf, wer kann in ſolchen Augenblicken an ſich denken? „Das iſt gleichwohl ſehr zu überlegen, ſagte er wie vor ſich hin. Ich hätte gewünſcht, fuhr er fort, einen ſehr trüben Tag hier zubringen zu können, aber es iſt mir unmöglich. Ihnen wird es auch recht ſein, daß Victor, der Ihnen ſo nahe ſteht, jede Veranſtaltung trifft. — Leben Sie wohl, und Gott ſei mit Ihnen. Ich gehe jetzt, den letzten Abſchied von dem liebſten Freunde zu nehmen.“ Halb unbewußt ſtand ich auf und folgte ihm, er ſah verwundert aus, ſchwieg aber, und als wir an die Treppe kamen, faßte er meinen Arm und führte mich, als fürchte er, ich werde hinab ſtürzen. Er öffnete die Thür zu Ludwig's Zimmer; das Bild des tiefſten Friedens wurde dort uns zu Theil. O gewiß, Engel hatten dieſe Augen geſchloſſen! — R.

legte die Hand auf die erkaltete Rechte des treusten aller Menschen und sah wie betheuernd empor, dann verließ er mit verhülltem Gesichte das Zimmer. Ich hörte noch das Fortrollen seines Wagens; es war der letzte, tief ergreifende Schmerz, der mich fortan in Bezug auf ihn betroffen hat.

Victor verließ mich gleich nach meines Bruders Bestattung, herzlich theilte er meinen Kummer; was aus mir werden würde, war noch unentschieden, vorläufig konnte ich dort im Hause bleiben.

Einige Wochen vergingen mir in der schmerzlichsten Trauer, da erhielt ich einen unbeschreiblich gütigen Brief von Herrn Steffano, mit dem Vorschlage, als seine zweite Tochter in seinem Hause zu leben, bis zu der Zeit, wo mein Bräutigam eine passende Anstellung erhalten haben werde. Ich war dieser Familie gänzlich unbekannt und habe nie bezweifelt, daß ich R's Vermittlung diese Zufluchtsstätte verdanke. Er selbst hat es, obwohl wider seinen Wunsch, halb eingestanden, denn als er vor einiger Zeit mit flüchtigem Hinblicke auf mich äußerte: „Ich vergebe Beleidigungen, aber nie vergesse ich sie," fragte ich, nicht ohne Bewegung: „Haben Sie niemals eine Kränkung mit Gutem vergolten?" Er stutzte und entgegnete auf sehr einnehmende Weise: „Wenn ich jemals etwas Gutes veranlaßte, so bedarf es der Anerkennung nicht, der Lohn liegt im Gelingen."

So kam ich in dieses gesegnete Haus und würde vergebens den Eindruck auf mein Wesen beim Betreten

dieſer Räume zu ſchildern unternehmen. Jegliches iſt hier anſprechend, wohlthuend, beglückend. Gediegener Wohlſtand machte ſich überall bemerkbar, jedwedes iſt vortrefflich in ſeiner Art; in jeder Räumlichkeit waltet Ordnung, aus dem Schmucke der Zimmer leuchtet verſtändiger Geſchmack hervor; nirgend iſt Ueberflüſſiges, überall das Wünſchenswerthe. Und die Menſchen, die herrlichen beglückenden Menſchen! — Mir ward die liebevollſte Aufnahme, mir, welche ich noch vor kurzem mich dem verwehten Blatt vom Baume verglichen hatte, das jedem Schickſale Preis gegeben, durch Sturm und Wetter, wer weiß wohin geführt werden wird. — Sophie, welche einige Jahre älter iſt, nahm ſich meiner zärtlich und mitleidig an. Meine Jugend, mein natürlich heiterer Sinn waren ihr hülfreich, die arme kleine Blume hob ihr Haupt nach und nach wieder empor im Sonnenſchein des Lebens. Im Hauſe waltete der heiterſte Friede, wir lebten im Ganzen einſam, aber angenehm.

Nach einiger Zeit erhielten wir einen neuen Hausgenoſſen an Herrn Sternheim, einem Aſſocié des Hauſes Steffano. Er ward auf eine Weiſe angekündigt, welche mich vermuthen ließ, daß der Wunſch vorhanden ſei, ihn noch mit andern Banden daran zu knüpfen. Endlich erſchien er. Kaum wüßte ich ihn zu beſchreiben: groß und ſchlank, eine offene Stirn, ein angenehmer Mund und ſchöne Augen, ſobald Gefühl ſie belebt; wenn ihn etwas lebhaft ergreift, oder man ihm gefällt, hat ſein Ausdruck etwas einnehmendes. Ich ſehe ihn oft an, zu ergründen

was er denkt, denn er ſpricht außerordentlich wenig, wenn gleich ſehr gut. Während der erſten Tage ſagte er faſt nichts, er ſchien zuvor einen ruhigen, vollſtändigen Eindruck des Ganzen in ſich aufnehmen zu wollen. Herr Steffano behandelte ihn mit väterlicher Güte, Sophie war völlig unbefangen, indeſſen ich ihn mir ſehr aufmerkſam betrachtete. Er war der erſte mir bekannte Mann, welcher einige Tage mit zwei jungen Mädchen hinbrachte, ohne eine Spur von Gefallſucht zu zeigen. Die Ruhe dieſer Perſönlichkeit zeigte, ſich nicht verletzend, in der Zurückhaltung war kein Hochmuth ſichtbar, man erkannte, daß dem Allem etwas Beſſeres, Gediegeneres zum Grunde lag. — Seine Gegenwart war uns lieb, es lag nichts ſtörendes darin; Menſchen, welche dem Anſcheine nach mit ſich einig ſind, verbreiten Ruhe und Frieden um ſich her.

Sophie, welche höchſt offen gegen mich iſt, bekam zuweilen Briefe, von deren Inhalt ich jedoch nie das Mindeſte erfuhr. Nach dem Empfange derſelben pflegte eine Art Verklärung ſich über ihr ganzes Weſen zu verbreiten, ſie war noch milder, lieblicher als gewöhnlich. Da endlich hieß es, der Neffe des Herrn Steffano werde bei uns eintreffen; den Anſtalten nach, welche Sophie traf, hatte es das Anſehn als ob man einen Fürſten erwarte. Wir liefen Treppe auf Treppe ab, dieſes war nicht gut oder angemeſſen, dieſes habe ihm nie gefallen, jenes ſei nicht zweckmäßig; aus dem Geräthe aller Fremdenzimmer wurde das Beſte ausgewählt. Die ſchönſten

Topfgewächse, prächtige Vasen voll Reseda und Monatsrosen, dem Letzten, was die Jahreszeit noch bot, schmückten sein Wohnzimmer. Vortreffliche Bücher wurden aufgestellt, und die zierlichste Dame hätte da wohnen mögen, wo doch am Ende Niemand residiren sollte, als ein eben von der Universität entlassener Student, mit allen den burschikosen Gewohnheiten, welche solchen lieben und vortrefflichen Leuten eigen zu sein pflegen. Glücklicherweise endete die Dunkelheit unsere Veranstaltungen, ich wußte kaum mehr wo mir der Kopf stand; jedes Stück war wenigstens zehnmal umgesetzt. Daß hier mehr als ein Vetter erwartet werde, muthmaßte ich so ziemlich, aber nie hatte ich erfahren, daß man so fürchten kann, was unsere Liebe erweckt hat.

Spät am Abend traf R. ein; daß er es war, errietheſt Du längſt. Sein erſter Blick war für Sophie, ſein erſter Gruß für den Oheim. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es möglich ſein mag, ſelbſt in einem mit Menſchen angefüllten Raum, gleich beim Eintreten in denſelben auf die Augen zu treffen, welche man ſucht. Das ſind unerklärliche, geiſtige Befähigungen, und freundlich ſcheint mir der Gedanke, daß es Gefühle giebt, welche Kräfte der Seele wecken, die uns unbewußt in uns ſchlummern.

Mich bewegte R's Anblick tief, ein geliebter Schatten zog an meinem innern Blick vorüber; die unerklärliche Erſchütterung, die uns erfaßt, wenn wir, ſelbſt vorbereitet, wiederſehen was uns einſt lieb, vielleicht das Liebſte

war, das Alles ergriff mich mit unwiderſtehlicher Gewalt. Nur für einen Augenblick, dann hob ich den Blick frei und ruhig empor. Sei es, daß er fürchtete, ich werde Sophien verrathen, wie ſehr er ſich bemüht habe mir zu gefallen, ſei es, daß bei dem Bewußtſein mich in glücklicher Lage zu wiſſen, dieſes übermüthige Herz die Erinnerung an eine erlittene Kränkung wieder aufnahm, ſein Benehmen gegen mich war kalt und fremd. Gelaſſen ließ ich es geſchehn, meine Eitelkeit begehrte ſeine Billigung nicht, nur mein Herz hatte ſie einſt gewünſcht. —

Ein leidenſchaftliches, geheimnißvolles Verſtändniß zwiſchen ihm und Sophie entfaltete ſich meinen Blicken. Den Grund des Geheimniſſes in dieſem Verhältniſſe vermochte ich jedoch nicht abzuſehn. — Während der erſten Tage war R. alles was man Liebenswürdiges ſein kann; heiter, ſanft, anerkennend und geiſtvoll; nach und nach, und ſo wie der Zauber der Neuheit ſich etwas zu verlieren begann, trat ſeine Eigenthümlichkeit wieder mehr ans Licht. Seine geiſtvolle Lebendigkeit ſchuf jetzt für uns ein völlig neues Daſein, — ein glücklicheres? — Das will ich nicht behaupten. — Seine ewigen Launen, ſeine nie zu befriedigenden Wünſche, ſeine eigenthümliche Auffaſſungsgabe erhalten Alles um ihn her in Unruhe und Spannung. — Jetzt bin ich daran gewöhnt, im Anfange erſchütterte es mich immer, wenn Sophie, die nur in dem Gedanken an ihn lebt, mit dem Lächeln eines Engels fragte: „Iſt es Dir ſo angenehm! Gefällt es Dir?“ und er dann mißlaunig entgegnete: „Es iſt ganz abſcheulich,

durchaus verkehrt!“ — Bei einer ſolchen Veranlaſſung ſagte ich einſt: „Es iſt immer gut ſeine Freunde zu kennen, und ſo will ich Ihnen doch ſagen, daß ich wünſchte, Sie verliebten ſich einmal ſo recht aus Herzensgrunde, und ſo recht hoffnungslos, und würden hinreichend geplagt, um ein klein wenig demüthiger zu werden.“ Er lächelte und erwiederte ruhig: „Ich danke für den freundlichen Wunſch, bedaure aber, daß er nicht in Erfüllung gehen wird. Selbſt wenn ich ſo liebte, wie Sie es begehren, würden weder Sie noch irgend Jemand es jemals gewahren. Ich erkenne die Leidenſchaft an, aber zu ihrem Sklaven macht ſie mich nicht.“ —

Sternheim's Gegenwart berührte R. anfangs ſichtlich ſehr unangenehm, er nahte ihm ſtolz und übermüthig; jener war weder kalt noch warm, ſondern völlig gelaſſen. Nie ſah ich zwei Menſchen mit ſo verſchiedenen, aber hervor leuchtenden Eigenſchaften. Beide ſind ihrer Mutterſprache auf eine Weiſe mächtig, wie man dieſes ſelten anzutreffen pflegt. R. ſpricht ſtets mit vollkommenem Bewußtſein ſeines Gegenſtandes, der gleich dem Entwurf eines Gemäldes ſich vor ihm darſtellt, an welchem er mit Geſchick und Gewandtheit die verſchiedenartigſten Farben anbringt. Die ganze Reichhaltigkeit unſerer Sprache ſich zu Nutze machend, feſſelt er durch die lebendigſte Darſtellungsart, hin und wieder auch den weniger gewählten Ausdruck nicht verſchmähend. Sternheim dagegen, deſſen tiefe Bildung unverkennbar iſt, hat eine einfache, angenehme Wortſetzung, welche ihm durchaus

eigenthümlich iſt und unwillkührlich den Gedanken einflößt, daß er die Rede für ſeine Zwecke brauche, aber nicht mißbrauche. — Er iſt jetzt mittheilender und, durch R. angeregt, zuweilen heiter und launig. Dieſen haben wir in der letzten Zeit weniger geſehen; er iſt überall wohl aufgenommen und huldigt verſchiedenen hübſchen Mädchen und Frauen auf eine Weiſe, welche Sophie tief zu ſchmerzen ſcheint. Zuweilen kehrt er, wie von Neue ergriffen, von Ueberdruß geſättigt, in unſern Kreis zurück, doch aber nur, um ihn bald wieder zu verlaſſen. Herr Steffano ſieht dem Allen bekümmert zu, er ſcheint ſeinen Neffen nicht ſehr zu lieben, wenigſtens nicht hinreichend, um ihn ſich zum Schwiegerſohn zu wünſchen. In ſolcher Beziehung würde Sternheim ihn ganz beglücken, den er liebt und dem er vollkommen vertraut. Er ſagte mir vor einigen Tagen: „Danken Sie Gott, mein liebes Kind, daß Sie Braut ſind, R. würde ſonſt nicht ruhen, bis er Ihnen gefiele, und dabei iſt leider wenig Glück!“ Ich erröthete und ſchlug die Augen ſo eilfertig nieder, als ob die ganze Vergangenheit darin lesbar ſei. Dieſer Brief iſt zu einem Buche angewachſen und ſo ſchließe ich für heute, ganz ermüdet, aber Dich in Gedanken auf's zärtlichſte begrüßend. —

Emmy an Charlotte.

Seit ich Dir zuletzt ſchrieb, iſt Alles hier im Hauſe verändert. R. hat uns verlaſſen, nach ſeiner eignen Aeuße-

rung für ein paar Jahre, welche er auf Reiſen hinbringen will. Die erſte Erklärung ſeines Vorſatzes verbreitete ſo viel Kummer, Mißvergnügen und Erſtaunen, daß ich die Tage, welche darauf folgten, für Vieles nicht noch einmal erleben möchte. Er ſelbſt war kalt und ziemlich mißlaunig; gewiß, und dieſe Gerechtigkeit laſſe ich ihm widerfahren, mehr um Faſſung zu behaupten, als aus Gefühlloſigkeit. — Sternheim und ich boten im ſtillſchweigenden Einverſtändniſſe Alles auf, um das Beiſammenſein weniger peinlich zu machen. Während der Zeit bekam ich, damit Alles zuſammen träfe, einen Brief von Victor, voll eiferſüchtiger Grillen über R's Anweſenheit hier im Hauſe. Ich hätte ihm gerne antworten mögen: „Fürchte Gott und ſcheue Niemand;" meine geiſtreichſten Einfälle haben aber nicht immer das Glück gehabt ihm zu gefallen, und ſo ſchrieb ich einen endloſen Brief voll der beſten Betheuerungen, der ihn auch zufrieden geſtellt zu haben ſcheint. —

Mehr als je habe ich in dieſer Zeit Sophie bewundert, wie tief ergriffen und doch wie ſanft hat ſie getragen, was ganz nutzloſer Uebermuth über ſie verhängte. R. war in den letzten Wochen wenig ſichtbar, da er noch manche ältere Werke ſtudiren wollte; dieſer Menſch verſteht nie Maaß zu halten, er iſt entweder ganz müßig, oder mit Uebertreibung beſchäftigt. Endlich kam der Tag ſeiner Abreiſe, für welche wir noch Vieles geordnet hatten; o gewiß, die Sorgfalt und Langmuth der Frauen iſt unerſchöpflich! Am Morgen dieſes Tages hatte ich

mir eine Menge Bücher aus Sophiens Zimmer geholt und mit kindiſcher Laune eine ſolche Anzahl genommen, daß ſie mir bis an's Kinn reichten. R., welcher mir begegnete, kam über den Anblick in's Lachen, auch ich lachte, meine künſtliche Anordnung verlor jegliches Gleichgewicht und die Bücher fielen nach allen Seiten umher. R. kniete nieder, um ſie aufzuſammeln und reichte mir eines nach dem andern dar; das letzte empor haltend, erfaßte er meine ausgeſtreckte Hand und ſagte bewegt zu mir aufblickend: „In wenig Stunden bin ich Ihren Augen für lange Zeit entrückt, wer kann wiſſen ob nicht für immer? — Soll ich ohne die Ueberzeugung ſcheiden, daß noch eine Spur des Wohlwollens Ihr Herz belebt, welches mich früher beglückte.“ — Durch ſeine Stellung, durch die meinige beängſtigt, erwiederte ich, halb gedankenvoll: „Aber warum müſſen Sie reiſen?“ — „Warum? — O Emmy, fragen Sie die vom Sturm gejagten Wolken, warum ſie vorüber eilen? Noch iſt keine Ruhe in mir, noch bin ich ungeeignet für das Daſein, welches meiner warten würde. Verdammen ſie mich nicht, einſt, einſt werde ich wiederkehren und dann —“ er drückte ſeine Augen auf meine Hand, ſprang raſch empor und eilte von dannen. Ich ging in mein Zimmer und weinte bitterlich.

Jetzt iſt er fort. Wie öde war Alles in den erſten Tagen! Herr Steffano iſt liebevoller denn je gegen Sophie, ich ſehe ihr Alles an den Augen ab, und auch Sternheim iſt um ſie bemüht, die ihren Schmerz mit ſtiller

Ergebung trägt. Er naht ihr ohne Befliſſenheit mit zarter Achtung, mit der Theilnahme, welche fein empfindende Menſchen nicht ausſprechen, und die doch demjenigen, welchem ſie zu Theil wird, ſo wohl verſtändlich iſt. Ihr Verhältniß zu R. erſcheint in der That wie ein offenes Geheimniß, was ſie indeſſen nicht zu ahnen ſcheint, in der Vorausſetzung, man werde der Verwandtſchaft dieſen Antheil zuſchreiben. Mit aller Achtung für Familienbande iſt dieſes indeſſen doch kaum möglich.

Meine Heiterkeit iſt allmälig zurückgekehrt, denn ich leugne es nicht, daß der halb bewußtlos von ihm ausgeübte Zauber ſie augenblicklich getrübt hatte. Die Saite, welche einmal erklang, vermag auch der leiſeſte Anhauch wieder zu bewegen, Muſik iſt es nicht mehr, aber ein Laut, welcher daran erinnert. Für heute ſage ich Dir ein herzliches Lebewohl, aber bald ſchreibe ich wieder.

R. — an Sophie.

Endlich, theure Sophie, habe ich das vorläufige Ziel meiner Reiſe erreicht. Ich bin ſeit geſtern in London, und von einer unzähligen, unabſehbaren Menſchenmenge umgeben, umwogt, fühle ich mich dennoch einſam, einſamer vielleicht, als befände ich mich in der abgeſchloſſenſten Wüſte. Welch ein ſeltſames Gefühl, ſich ſagen zu müſſen, Du biſt von Tauſenden umgeben und kein Auge ſucht Dich, kein Herz ſchlägt ſchneller, wenn es Dich erblickt, kein Pulsſchlag regt ſich lebendiger bei Nennung Deines

Namens, Du biſt allein, ungekannt, ungeliebt! — Und wenn man dann wieder ſich ſagen muß, Alles war Dein in der Heimath, das liebſte Auge ſuchte Dich, das treuſte Herz ſchlug für Dich, aber das Alles konnte Dir nicht genügen und freiwillig gabſt Du es auf! — Kann die Reue Dich verſöhnen, die ſolche Betrachtung hervor rufen muß? Ich ſehe Dich in Gedanken, Deine Augen auf mich gerichtet, welche ſo oft bei ſolchen Fragen nachdenklich, wehmüthig auf mir ruhten. Wehmüthig blicke auch ich in Gedanken zu Dir auf, ich verſtehe Deinen Schmerz, verſtehe Du nun auch mein Sehnen und meine Reue? — Reue! es iſt das troſtloſeſte Wort, der troſtloſeſte Begriff. Die Schuld ging ihm voran und keine Vergebung kann ſie tilgen; das einmal Geſchehene taucht immer wieder aus dem Meere der Vergeſſenheit auf, und breitet ſeine düſteren Fittiche über Welt und Leben. —

Mein Entſchluß über Hamburg zu reiſen hat mich auf keine Weiſe gereut; darin lag wirklich kein Eigenſinn, obwohl ich nicht ganz ſicher bin, ob Du ihn nicht dafür hielteſt. Der Wunſch, einen Jugendfreund wieder zu ſehn, zog mich dorthin. Dieſem verdanke ich, zu meinem Heil oder zu meinem Unglück, der Himmel mag es wiſſen, die Ausbildung deſſen, was Du bei mir oft „wunderbare Gaben" genannt haſt. Was Poeſie in mir iſt, ward durch ihn geweckt, denn es ſchlief noch tief, als ich ihn zuerſt erblickte; damals war ich jung, lebensfroh, lebensfriſch. Durch ihn ward ich Alles was ich jetzt bin. Die Anlagen waren vorhanden, er lehrte mich ihren Werth,

ihre Anwendung kennen, und ich war ein gelehriger Schüler. — Ich fand ihn ganz ſo wieder, wie ich ihn verlaſſen hatte; wollte ich ihn Dir beſchreiben, ſo würdeſt Du mein eignes Bildniß zu ſchauen glauben, und doch hat eine etwaige Nachahmung ſich durchaus unbewußt gebildet. In uns müſſen gleiche Geiſteskräfte liegen, dieſelbe Befähigung zu Gutem und Böſem, denn ſonſt wäre eine ähnliche Uebereinſtimmung undenkbar. Er beſitzt gleichwohl größere Feſtigkeit; giebt ſich auch, gleich mir, allen Gefühlen hin, aber ſchüttelt die Schwingen und hebt ſich ſtolz und frei, gleich einem Adler, über das Treiben der Welt empor, wenn ich, in düſtere Schwermuth verſenkt, mich widerwillig davon abwende. Sein Jugendmuth iſt noch derſelbe, er riß mich in einen Strudel von Zerſtreuungen mit ſich fort; hin und wieder tauchte auch der Jugendübermuth in mir wieder auf, aber die Rückerinnerung konnte nicht mehr beleben wie früher, und ich wendete mich mit Abneigung davon weg. — Die ernſteſten Gegenſtände kamen zwiſchen uns zur Sprache; das iſt der Zauber worin er mich ewig gefangen hält. Dieſe tiefen Einblicke in Welt und Leben, dieſe Geiſtesanmuth, welche auch den ernſteſten Dingen Reiz und Annehmlichkeit verleiht, jene feine Ironie, jenes ſcharfe Erkennen und Eindringen, und daneben die Güte, die überraſchende Güte, welche Vieles ausgleicht und das durch ſeine Geiſtesblitze betäubte Herz, den umnebelten Verſtand wieder auf ebene, richtige Bahn leitet. Auch Dein Name kam zwiſchen uns zur Sprache. Wüßteſt

Du, mit wie viel Widerſtreben er über meine Lippen kam, Du würdeſt mir gut dafür ſein. Wer den Namen des theuerſten Weſens leicht auszuſprechen vermag wie einen andern, der hat nie geliebt. Es war mir, als ſei es Entheiligung, ihn da zu hören, wo auch viel leichtſinnige Worte mein Ohr berührt hatten. Er tadelte meinen Entſchluß und ſagte kalt: „Du willſt nie etwas mit ganzer Seele; hatteſt Du die Pläne, welche Du jetzt ausführſt, wie konnteſt, wie durfteſt Du über Dein Herz verfügen?“ — Ich benutzte die Zeit meines Aufenthalts auch dazu, die reizenden Elbgegenden kennen zu lernen. Eines Morgens war ich ſehr früh nach Ottenſen gefahren, dort verließ ich den Wagen und ging weiter, alles ungebundener, ungeſtörter zu genießen. Das Leben, welches ſich jetzt regte, war mehr dasjenige des Getriebes und Gewerbes. Der weiche Duft des Morgens, der leichte Waſſernebel breitete noch ſeinen magiſchen Flor über die Ferne, und der ſchöne Strom floß, die Fahrzeuge aller Welttheile tragend, ruhig ſpielend dahin. An den Zweigen hing noch der friſche Thau, aus allem athmete noch jugendliches Leben; die ſchönſten Frühlingsblüthen waren namentlich an den Geſträuchen in der anmuthigſten Fülle vorhanden; die erſten Sonnenſtrahlen beſchienen die weißen Kieswege der vortrefflich gehaltenen Gärten, und tief aufathmend freute ich mich des Balſamhauches der Lüfte. Halb unbewußt, ſinnend, träumend, aber innerlich beglückt, ging ich weiter; ein Landhäuschen, denn ein Haus kann man es in der That kaum nennen, rings von einem

Balcon umgeben, feſſelte meine Betrachtung. Die lieblichſte Ausſicht bot ſich von dort aus dem Blicke; das niedliche Häuschen ſteht auf der Höhe, die Elbe fließt hart am Fuße derſelben vorüber. Ich gedachte Deiner und des ſüßen Glückes, dort mit Dir zu wohnen, wo, dem Anſchein nach, für zwei Glückliche kaum Raum war. Hier beſchränkten ſich meine Wünſche, welche Du ſo oft ungenügſam, unbegränzt genannt haſt. Ich dachte daran, wie bezaubernd es ſein müßte, mit Dir hinaus zu ſehn in die morgendliche Friſche auf dieſes Eden umher, ſich beim erſten Sonnenſtrahl in den ſilbernen Fluthen zu ſpiegeln, mit den Blicken umher zu ſchweifen in die lieblichen Fernen; den ſchwellenden Segeln zu folgen, welche aus fremden Ländern kommen, zu fernen Himmelsſtrichen eilen. — Indem ich noch ſo ſann, öffnete ſich die Thür, ein junger Mann von angenehmen Aeußern trat hervor, gefolgt von der reizendſten Frau, welche ſich denken läßt. So war mein Traum verwirklicht, wenn gleich nicht für mich; die Liebe hatte dort höchſt wahrſcheinlich ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, und ich wünſchte derſelben im Stillen Heil und Dauer. —

Endlich kam die Stunde des Einſchiffens; als ich den Boden des Fahrzeuges betrat, da war es mir, als ſei erſt jetzt die Trennung von Dir unwiderruflich ausgeſprochen. Haſt Du im Hauche der Luft meine Grüße nicht gefühlt? — Sagte nicht eine leiſe Ahnung Dir: Jetzt, eben jetzt, verläßt ſein Fuß den Deutſchen Boden, aber ſein Herz bleibt zurück; ſeine raſtloſe Unruhe treibt

ihn vorwärts; einſt wird er wiederkehren, beruhigt, aufgeklärter, veredelter und Alles gut machen? — Flüſterte kein Hauch, kein Bote der Luft, kein Engel es Dir zu? — O meine Sophie, ſo höre es jetzt von mir, und glaube daran. —

Am Nachmittage ſtieg am fernen Horizont ein Gewitter auf, leuchtende Blitze durchkreuzten die Wolken; das dumpfe Rollen des Donners war aus der Ferne vernehmbar, die Wellen des Fluſſes ſtiegen wie empört und murmelnd in die Höhe. Mich entzückte der Anblick; einzelne Lichtſtreifen hoben in ſchräger Richtung das Grün der Ufer hervor, in wundervoller Beleuchtung. Unzählige Fiſcherkähne ſtrebten, mit ihren aufgeſpannten Segeln, leichten Waſſervögeln gleich, in ängſtlicher Haſt die Hannöverſche Küſte zu gewinnen. Zahlreiche Möven, dieſe Vögel des Ungewitters, hoben ſich kreiſchend, flügelſchlagend empor, und verloren ſich gegen die dunkeln Wolken, gleich Silberpunkten, in unabſehbare Ferne. Mit einbrechender Dämmerung erreichten wir das Meer. Alles war in die Kajüten hinab gegangen, ich blieb allein auf dem Verdecke in beglückender, erwünſchter Einſamkeit. Das Fahrzeug bewegte ſich ſtärker, aber gleichmäßig, von den majeſtätiſchen Wellen des Meeres getragen. Die Luft war unendlich mild, ſanft ſchlug der Regen mir ins Geſicht, ſtrich der Nachtwind mir das Haar von der Stirne. In mir war tiefe Wehmuth, undenkbares, unbeſtimmtes Sehnen. In ſeltſamen Geiſterträumen gedachte ich meiner Jugend, ſelbſt meiner Kindheit. Den

Mast an den Mast gelehnt, verharrte ich lange in derselben Stellung, und drangen die Thränen aus meinem Auge. Erinnere Dich der Worte des Dichters:

„Du bist Dir nur des einen Triebs bewußt,
O lerne nie den andern kennen!“

Ich war tief, tief erschüttert; kein Zaubermantel trägt mich in fremde Länder, und doch haben Dämonen Theil an dieser Fahrt. Was riß mich von Dir, wenn nicht der innere Dämon? — Wie fühlte ich Alles so lebendig, das Gute in mir, und dann wiederum die Widersprüche, die ungestillte, verblendete Leidenschaft. —

Nie hätte ich das Alles Dir mündlich so sagen können. Mein Stolz ist zu leicht erregt, mein Gefühl zu leicht verletzt, ich kann nur ganz offen sein, wo jede augenblickliche Entgegnung wegfällt. — Lebe wohl theure, geliebte Sophie, möge mein Bild Dich überall umgeben. Sieh' mich geistig an allen wohlbekannten Plätzen, im Lehnsessel Dir gegenüber, denk' oft, daß meine Augen, die Augen, welche Du liebtest und — vielleicht, reuevoll gestehe ich es, die Du fürchtetest, daß sie auf Dir ruhen. Denke es, wenn ein Anderer — aber ich wage nichts mehr hinzuzufügen, ich will die Huld nicht verscherzen, die wieder ganz mir zugewendet ist, das fühle ich. So lebe denn wohl, sage Deinem Vater, sage allen von mir was Dich gut dünkt. Dir aber soll, darf nie ein Anderer sagen als ich, daß Du ihm das Liebste auf Erden bist. —

Emmy an Charlotte.

Seit ich Dir zuletzt ſchrieb, was, zu meiner Beſchämung geſtehe ich, lange her iſt, hat Sophie einen Brief von R. bekommen. Nachdem ſie ihn geleſen, ſchloß ſie mich in ihre Arme und ſagte liebreich: „Du haſt längſt errathen, daß ich durch ein feſtes Verſprechen R. angehöre. Auf ſeinen Wunſch ſchweige ich darüber, er — ach Emmy! was ſoll ich Dir ſagen? Du kennſt ihn, man muß Alles wollen, was er will, wenn man ihn lieb hat. Die Furcht, mein Vater werde ein größeres Anſehn über ihn geltend machen, kann wohl die Haupturſache eines Verlangens geweſen ſein, welches für mich quälend und drückend iſt. Mir ſcheint, auf dieſer Liebe könne unter ſolchen Verhältniſſen kein Segen ruhen. — Danke Gott, liebſte Emmy, daß Du nie ein Glück haſt kennen lernen, wie meines iſt. Kennteſt Du nur den kleinſten Theil der Qualen, die mein Herz zerriſſen haben, Du würdeſt denken, es ſei zu theuer erkauft. Nur in der Ruhe liegt Glück. Wann habe ich dieſe empfunden? — Wann bin ich zu dem Bewußtſein gelangt, dieſes Herz ganz zu erfüllen, zu befriedigen, zu beglücken, welches alle Anſprüche macht und ſo wenig dafür aus ſeinem unerſchöpflichen Reichthume ſpendet? Immer bin ich für ihn nur der Spiegel geweſen, in welchem er ſein vergöttertes Bild betrachtete, um dadurch mit erneuter Zuverſicht andern Erfolgen entgegen zu eilen. Seine reuevolle Rück-

lehr hat mich oft entſchädigt, beglückt, aber Heil und Segen über die Liebe, welcher ſolche Erfahrungen ferne liegen! Wunderbar bin ich aus meinem Charakter und ganzem Sein heraus geriſſen. In mir iſt ſo viel feſtes, ruhiges Wollen, und jetzt, ſeit ich ihm angehöre, erſcheine ich als das Spielwerk des Zufalls. Oft tadle ich mich deshalb, denn, o Emmy, ſollten Menſchen, in denen wahrer, echter Gehalt iſt, ſich durch eine Laune beglücken und betrüben, ſich durch einen finſtern Blick beherrſchen und leiten laſſen? — Wie dem aber auch ſein möge, mein Loos iſt geworfen, mein Herz, mein Glück, mein Leben gehören ihm an.“

Bald nach R's Abreiſe machte ſich, wenigſtens mir, die wohlthätige Ruhe bemerkbar, welche dadurch hergeſtellt war. In mancher Beziehung fehlte jene Erheiterung und Belebung, die er um ſich her zu verbreiten verſteht; das Gewöhnliche erſchien wieder gewöhnlich, wie dieß während ſeiner Anweſenheit nicht immer der Fall geweſen, denn er beſitzt die Kunſt, was ihm gefällt im zauberiſchen Lichtglanze erſcheinen zu laſſen. Und nicht allein immer was ihm gefällt, ſondern auch was er durch augenblickliche Laune begünſtigt. In den erſten Tagen nach ſeiner Abreiſe befand ich mich einmal allein mit Sternheim, welcher lächelnd fragte, wie wir die Einſamkeit ertrügen? — „Einſamer iſt es, entgegnete ich, aber dafür auch ruhiger.“ — „Ich habe, ſagte er, Herrn R. mit großer Theilnahme beobachtet, er iſt ein höchſt merkwürdiger und jedenfalls ſehr intereſſanter Mann. In ihm

iſt größere und geringere Tiefe, als man im Allgemeinen annehmen möchte. Er beſitzt eine ernſte Neigung ſich auszubilden, zum Verwundern bei einem Manne, für den der Wunſch zu gefallen Hauptzweck des Lebens zu ſein ſcheint. Im ernſten Geſpräche mit ihm vergißt man ſeine kleinen Schwächen und fühlt ſich warm und innig zu ihm hingezogen. Einer großen Tiefe des Gefühls halte ich ihn unfähig, er beſitzt zu viel Egoismus und einen Hang zur Veränderung, welcher mir nie in ähnlichem Grade vorgekommen iſt. Uebrigens gehört er leider zu den Menſchen, welche ihre ſchöne Befähigung mehr einer Idee, als einem Gegenſtande zuwenden. Er hat mir zuerſt ganz klar vor Augen gelegt, was von Goethe über eine ſolche Sinnesrichtung geäußert werden." — Ich kenne, war meine ſcherzende Erwiederung, faſt nichts aus Ihrem Leben, aber einer Ihrer Freunde iſt mir wohlbekannt, und der iſt Goethe. — „Und ein Freund, entgegnete er, welchen ich ohne alle Eiferſucht bei Ihnen einführen, dem ich Ihre ganze Zuneigung und Anerkennung gönnen möchte." — „Denken Sie denn, daß wir ihn nicht kennen?" — „Das wohl, jedoch ihn leſen heißt nicht ihn kennen, bewundern heißt nicht immer eindringen. Bleibende, ewig anerkennende Neigung wird nicht im Fluge gewonnen, wird nicht durch Bezauberung, ſondern durch Ueberzeugung begründet. Zu dieſer gehört Ernſt, Erwägung, Vergleichung und ich bilde mir wenigſtens ein, daß ſolche Betrachtungen Ihnen noch ziemlich ferne geſtanden, und daß Sie mehr durch ihn ſich haben erfreuen als belehren

laſſen." — „Wäre es nicht artig, Sie führten ihn wirklich bei uns ein und theilten uns aus ſeinen Werken mit, was Ihrer Einſicht und Ihrer Neigung gut bedünkt?" — „Mit Freuden werde ich das thun, befehlen Sie über Ihren Diener und er wird ſich, ſo oft ſeine Zeit es geſtattet, in ſo ehrenwerther Geſellſchaft bei Ihnen einfinden." —

Seit dem Tage lieſt Sternheim uns jeden Abend vor, ein angenehmeres Zuſammenleben läßt ſich nicht denken. Es iſt durchaus, als ob er zur Familie gehöre, kein Zwang, keine Bedenklichkeit irgend einer Art miſchen ſich in ein Verhältniß, welches dadurch, daß Sophie und ich verlobt ſind, alles Auffallende verliert. Er kommt zu uns wie ein Bruder, der bei den Schweſtern eines liebreichen Empfanges ſicher iſt. Zuweilen möchte ich wünſchen, Sophie habe N. nie geſehen; Sternheim würde ihren liebenswürdigen Charakter tauſendmal beſſer würdigen. Oft wenn er das Buch hinlegt und hingeriſſen von der Schönheit des Gegenſtandes ſie auf jedes aufmerkſam macht, fürchte ich, er werde zu tief in dieſe dunklen, blauen Augen ſehn, die in unſchuldiger Unbefangenheit auf ihn gerichtet ſind. Auch erſcheint ſeine Lage um ſo ſchwieriger, da ſie anſpruchslos, ohne Selbſtachtung nicht ahnen mag, wie grade ein ſo unſchuldig, zutrauliches Weſen den unwiderſtehlichſten Reiz in ſich ſchließt.

Von Victor habe ich ſeit einiger Zeit Briefe voll eines ſeltſamen, myſtiſchen Inhalts, welche mich lebhaft beunruhigen und um ſo mehr, da er meinen Fragen

ſichtlich durch unbeſtimmte Antworten ausweicht. Zu einer Anſtellung iſt vorläufig wenig Hoffnung; ſo ſchnell geht es damit in ſeinem Vaterlande nicht. Wenn Du mir ſchon zum öfteren vorgeworfen, ich beſitze nicht genug Liebe für ihn, ſo muß ich wiederholen, daß nie ein ungerechterer Vorwurf mich betroffen hat. Meine Wahl iſt er nicht, ich wurde die ſeinige zunächſt durch die Neigung die er mir zuwendete, wie durch den Wunſch meines Bruders. Jeder Menſch empfindet wohl einmal eine Neigung, in welcher alles Licht, Zauber, Verklärung ſcheint; aber Luft und Erde ſind unzertrennlich mit einander verbunden, man erwacht aus ſo ſüßem Traume zu der Proſa des Daſeins. Mein Verhältniß zu Victor iſt ganz proſaiſch, das heißt: ruhig, einen Tag wie den andern, ohne Uebertreibung, voll herzlicher Anerkennung. Ich thue Alles für ihn, oder vielmehr unterlaſſe Alles ſeinetwegen, verſage mir die Vergnügungen der Geſellſchaft, gehe auf keinen Ball und entgehe überhaupt Allem, welches denkbarer Weiſe ſein Mißfallen erregen könnte. Meine Anſicht über Victor iſt rein menſchlich, ich ſehe ſein Gutes und Schlimmes, und daher eben wird es ihm leicht werden, mich mehr zu beglücken, als ich es erwarte. —

Die Nachrichten über Deine Geſundheit betrüben mich ſehr, wenn Du mich recht tröſten und erfreuen willſt, ſo ſage mir bald, daß es Dir beſſer geht und laſſe mich in Deinen Briefen mit Dir fortleben, wie Du in den meinen mit uns fortlebſt. —

Emmy an Charlotte.

Wenn etwas Beſonderes mitzutheilen iſt, ſo weißt Du, bin ich gleich mit der Feder bereit. Wir haben, ſeit ich Dir ſchrieb, den Beſuch eines Jugendfreundes unſeres R. gehabt, den dieſer vor allen liebt und ſchätzt. Er ließ ſich an einem Abende melden, als eben Sternheim aus Goethe's Leben vorlas. Sophie erröthete bei Nennung des Namens und gerieth in ſichtliche Befangenheit. Dieſer Freund, ein Herr von Steinberg, iſt dem Aeußern nach das Widerſpiel von R.: groß, hochblond, mit feinen, einſchmeichelnden Formen. Er begrüßte Sophie voll ſichtlichen Antheils, mich höchſt artig, wobei indeſſen ein faſt unmerkliches Lächeln ſich über ſein Antlitz verbreitete; den Blick dann auf Sternheim gerichtet, nahte er ſich dieſem höflich, und betrachtete ihn mit unverkennbarer Aufmerkſamkeit. Das noch aufgeſchlagene Buch gab zu einer allgemeinen Unterhaltung den erſten Anlaß. Unſer neuer Freund äußerte ſich darüber mit eben ſo viel Feinheit als Kenntniß des Gegenſtandes, und gab dem Geſpräch die geſchickteſte Leitung. Mit R. kann man ihn allein in der Hinſicht vergleichen; ob er geſcheuter iſt, weiß ich nicht, jedenfalls darf man ihn wohl aufgezeichnet nennen. Eine angenehmere Unterhaltung läßt ſich nicht denken, als diejenige von Männern, welche mit Kenntniſſen feine Weltſitte verbinden. Herr v. Steinberg entfaltet gleich einem Chamäleon alle Farben; Ernſt, Heiterkeit und

Spott weiß er auf gleich anziehende Weiſe geltend zu machen. Die raſcheſten Uebergänge ſtellen ſich bei ihm wie in ganz natürlicher Folge dar. Herr Steffano lud ihn ſehr höflich auf den folgenden Tag ein, und aus dieſem Tage ſind im allmäligen Zugeben achte geworden, welche er gröſtentheils hier im Hauſe verlebt hat. So artig und geſchickt mir das Weſen des Mannes auch vorkommt, ſo liegt indeſſen dennoch etwas in ſeiner Art zu ſein, welches mich, mir ſelber unerklärlich, einigermaßen von ihm zurückſtößt. Gegen Serlie hatte er eine einnehmende Artigkeit, betrachtete ſie oft nachdenklich, ich möchte ſagen, wehmüthig und begegnete ihr mit wahrer Hochachtung. Sternheim widmete er eine ſehr ernſte Beobachtung, welche dieſem ſichtlich nicht entging, und mit gehaltenem Benehmen erwiedert wurde. Mir ſchenkte unſer Gaſt eine freundliche Aufmerkſamkeit und ich hörte ihn einmal gegen Sternheim äußern: „Sie iſt ganz entzückend, eine wahre kleine Fee!“ — Deſſenungeachtet fühlte ich mich nicht mehr zu ihm hingezogen, vielleicht in der Vorausſetzung, R. habe ihm mit all der Eitelkeit von mir geſprochen, die ihm eigen iſt. Ein Etwas in ſeinem Weſen, in ſeinem Lächeln verrieth es mir und verdroß mich unbeſchreiblich. Nicht, daß ich jemals verleugnen würde, was empfunden zu haben natürlich war, aber es iſt ſchmerzlich, auf ſolche Weiſe daran erinnert werden. Herr v. Steinberg befand ſich auf dem Wege nach Wien, wo er einige Monate zu verweilen denkt, und ſchied mit dem Verſprechen, bei der Rückkehr von dort uns wieder aufſuchen zu wollen.

Nachdem er Abſchied genommen, begab ich mich mit Sophie in den Garten. Es war ein wunderſchöner Abend, wir ſetzten uns an das Geländer, welches den Garten vom Strome trennt und Sophie blickte lange nachdenkend in die ſilberhelle Fluth hinab. „Wie ſeltſam, ſagte ſie nach einer Weile, fühle ich mich immer durch dieſe weiche, laue, ſchmeichelnde Luft beruhigt. Es iſt, als ob ſie mit ihrem magiſchen Einfluſſe bis tief in meine Seele dränge und jeden unruhigen Gedanken daraus hinweg zaubere. Von allem was in mir vorgeht, wüßte ich keine Rechenſchaft abzulegen, es iſt Friede, Sehnen, gedankenloſes Denken und Träumen. Bei dem klaren Erwachen aus ſolchem Sinnen iſt R. mein erſter Gedanke, weshalb ich denn auch annehmen möchte, daß meine ganze Seele in ſolchen Augenblicken, mir ſelber unbewußt, bei ihm weile. O könnten ſolche Friedensgefühle auch Ruhe in ſein Inneres hauchen! Zwiſchen uns findet, wie verſchieden wir auch ſein mögen, eine ſeltſame Gleichheit der Empfindung ſtatt, auf ihn wirkt vieles in der nämlichen Art ein wie auf mich, aber er vertheidigt ſich oft gegen einen Zauber, deſſen Einwirkung abzuleugnen außer ſeiner Macht liegt. Unſere Lebensanſichten ſind freilich ſehr verſchieden; eine freundliche Wohnung in einer reizenden Gegend, der mäßige Bedarf des Lebens, mit ihm getheilt, würde mir als unendliches Glück erſcheinen, während er darin einen kümmerlichen Nothbehelf zu erblicken geneigt iſt. — Aeußere Verhältniſſe haben uns zu ſehr verwöhnt, nur bei mäßiger Sorge, bei thäti-

gem Erwerb besteht Zufriedenheit und genügsames Bescheiden; Ueberfluß erzeugt rastlose Wünsche und Geringachten der Gegenwart. Beneidenswerth nenne ich den, der durch seinen Fleiß das Wohl, das Glück einer ganzen Familie begründet, auf den alle Augen der Seinen mit Liebe und Anerkennung gerichtet sind. Uns gab das Geschick zu viel, und eben deshalb sind wir arm." — Indem sie noch so sprach kam Sternheim zu uns, sein Blick fiel mir auf, der nicht traurig, aber unruhig war. Nach einigen Bemerkungen über Luft und Gegend sagte er zu Sophien gewendet: „der eigentliche Zweck meines Kommens ist, Sie auf eine Nachricht vorzubereiten, welche Ihr Vater Ihnen gewiß demnächst mittheilen wird, und da ich annehmen darf, daß Sie dieselbe nicht ohne Betrübniß hören werden, möchte ich Herrn Steffano den ersten erschütternden Anblick derselben ersparen. So eben ist die Nachricht eingegangen, daß Herr R. durch den Sturz eines Französischen Handelshauses den größten Theil seines Vermögens verloren hat." Sophie erbleichte und schwieg lange, endlich entgegnete sie: „R. ist Ihnen hinlänglich bekannt geworden, damit Sie sich sagen können, nie hätte ein Verlust der Art Jemanden unglücklicher betreffen können. Die liebenswürdigen Eigenschaften, welche ihn auszeichnen, würden bei erzwungener Abhängigkeit zu Grunde gehn. — Sternheim, ich wende mich an Sie mit dem Vertrauen einer Schwester, helfen Sie mir mit Ihrem Einflusse, mit Ihrer guten Gesinnung. Sie wissen, daß ich durch das Vermächtniß mei-

ner Tante im Stande ſein werde, R's Verluſt zu erſetzen, bereden Sie mit mir meinen Vater, daß er es geſtatte, aber nie, nie darf R. es erfahren, der ſich leider um ſeine Angelegenheiten nur zu wenig bekümmert. Wollen Sie mir helfen?" — Sternheim ward ſo blaß, daß ſelbſt ſeine Lippen erbleichten, dann wieder goß helle Röthe ſich über ſein Antlitz und er entgegnete freundlich: „Ich verſpreche es Ihnen, wenn Sie es verlangen, aber gerne möchte ich in dieſer Angelegenheit Ihre Stelle vertreten. Ich bin ſehr bemittelt, der Einzige meines Namens und ſtehe ganz allein in der Welt, für wen ſollte ich ſparen?" — „Für wen? für Ihre Frau." — Er ſchüttelte den Kopf und ſagte ernſt: „Ich werde ſchwerlich jemals heirathen. Nehmen Sie denn dieſe Summe als ein Darlehn von mir an, und im Falle meiner Verheirathung will ich als Ihr Gläubiger vor Ihnen erſcheinen." Sophie ſtand lebhaft auf: „Ich empfinde Ihre Großmuth, ſagte ſie bewegt, bin aber zu eigenſüchtig um nachzugeben. Nur aus meinen Händen ſoll R., wenn auch ihm unbewußt, das Gute empfangen; ich gönne Keinem die Freude, als nur mir allein." — Sternheim verbeugte ſich und verließ uns.

Als er fort war, ſagte Sophie: „Nur zu bald beſtätigen ſich die trüben Ahnungen, welche Sternheim's Erſcheinen in mir weckten. Er kam mir vor wie der böſe Genius meines Lebens, und all ſeine Freundlichkeit vermochte den Eindruck nicht zu heben; immer war mir in ſeiner Nähe bang und ängſtlich zu Sinne." — „Warum

aber, war meine Entgegnung, R. den ihn betroffenen Verluſt verheimlichen? — Er würde, er müßte zurückkehren, müßte ſein Leben einem thätigen Berufe widmen und Du würdeſt glücklich ſein.“ — Sophie ſchüttelte verneinend den Kopf: „Charaktere gleich den ſeinigen müſſen aus den Irrthümern und Verirrungen ihres Lebens aus eigner Ueberzeugung geläutert hervorgehn. Zwang mag heilſam ſein für kleinliche Gemüther, groß geſinnte, wenn gleich nicht untadelhafte Weſen wird derſelbe erbittern, und in ihnen die Keime des Guten mehr und mehr erſticken. Menſchen der Art, wie R., wollen Zeit haben das zu werden, was ſie ihren Anlagen nach ſein können. Perſönlich will ich, ihm gegenüber, dem Zwange nichts verdanken, da mein Bewußtſein mir ſagt, daß ich Eigenſchaften beſitze, welche beglücken können. Nicht drückende Verhältniſſe, nur ſein Herz muß ihn zu mir führen. Oft empfinde ich tiefe, herzliche Sehnſucht nach ihm, wenn aber dieſe getheilt würde, ſo wäre er hier an Ort und Stelle, und mein Glück das ſeinige.“

Herr Steffano mißbilligte, wie dieſes voraus zu ſehn war, den Entſchluß ſeiner Tochter ſehr, und bekämpfte ihn mit den kräftigſten Gründen. Sternheim trat, ſeinem Verſprechen gemäß, vermittelnd und ſiegreich dagegen auf, und bewog den Vater zum Nachgeben. O gewiß, er iſt ein guter, vortrefflicher Menſch! Mit welchem liebenswürdigen Ausdrucke nahm er Sophiens Dank entgegen und erwiederte ſcherzend: „Sie mögen ruhig ausreden, denn ich habe heute, Ihnen zu Willen, gegen meine Ueber-

zeugung gehandelt, und da man etwas Schlimmes selten halb thut, so darf auch jetzt in Ihrem Danke der unverdiente Lohn von mir in Anspruch genommen werden.“ Ob Sophie ihm gleichgültig ist? — Die Frage drängte sich mir oft auf und es fällt schwer, diese mit Entschiedenheit zu beantworten. Sternheim hat eine wunderbare Gewalt über sich, und ich halte es für nicht leicht, bis in die Tiefe seiner Seele zu dringen. So weit die Blicke aber reichen, fühlt er sich zufrieden und aufgeheitert.

Eben erhalte ich einen Brief von Victor, voll mir unverständlicher, seltsamer Andeutungen, die beängstigende Wirkung hervorgebracht haben. Ich werde eine bestimmte Erklärung begehren, denn nur für das Unerklärliche fehlt es mir an Muth. — Sophie schreibt an R. und ich schließe jetzt, um an Victor zu schreiben. Dem Himmel sei Dank, daß es glücklichere Bräute giebt, als wir eben alle Beide sind! — Der Eine mit dem besten Verstande, verkehrt aus Uebermuth, aus Stolz, aus Indolenz; der Andere — beruhige Dich, ich sage kein Wort mehr, als nur das liebevollste Dir. —

R. an Sophie.

Halb beschämt bekenne ich den Empfang Deiner Briefe und nehme, gewohnt von Dir übertroffen zu werden, dankbar das Gute entgegen, ohne an eine genügende Nacheiferung zu denken. — Die Zeit ist mir hier

gleich einem Traume vergangen, aber wie ein Traum, deſſen Eindrücke bewußt in meiner Seele ruhen. Was man ſieht und hört, faſt möchte ich ſagen, was man denkt, iſt großartig. Gewiß, daß es einen äußern Maaßſtab giebt, der ſeinen Einfluß auf die Reden und Handlungen, ſelbſt auf die Denkkraft geltend macht! Die Verhältniſſe bilden den Menſchen, gleich wie ſie ihn beherrſchen. Mir ſind hier, in dem nebelumhüllten London, Gedanken gekommen, die ich daheim auf den Rebenhügeln meines Vaterlandes nie gefaßt haben würde. Hier ſind alle Betrachtungen mehr auf das reelle Intereſſe des Lebens und einer geiſtvollen Induſtrie gerichtet, dort lebt man der Gegenwart, die man nimmt und genießt, wie ſie ſich darbietet. An dauernde Bevortheilung durch zweckgemäße Einrichtungen und Umwälzungen denkt eben Niemand. Ein wahrhaft geiſtig befähigter Menſch ſteht in meinem Vaterlande vereinzelt, gleich der Palme, die in dem ihr nicht zuſagenden Boden das Leben friſtet, ohne friſch und kräftig die ganze Fülle der innern Natur zu entwickeln. Sie heißt noch Palme, ohne es zu ſein, ihr kümmerliches Daſein giebt eine ſchwache Vorſtellung deſſen, was ſie unter günſtigen Verhältniſſen hätte werden können. Alles iſt hier großartig, ſelbſt die Sorgloſigkeit, mit welcher man ſich um das Zuſammenrotten von Tauſenden nicht kümmert, indeſſen zwanzig exaltirte Köpfe hinreichen, ganz Deutſchland in Bewegung zu bringen. Freilich hat hier auch die Emeute einen andern Charakter, ſie iſt ganz volksthümlich, roh, kräftig, zer-

ſtörend, aber ohne feinere und tiefer demoraliſirende Zwecke. —

Ueber die Dauer meines hieſigen Aufenthaltes iſt noch nichts ausgemacht, es kann ſein, daß ich die Hochlande und Irland bereiſe, möglich wäre aber auch ein ungeſäumtes Aufbrechen nach Italien, wohin doch eigentlich ein innerer Sinn mich zu ziehen ſcheint. — Durch Steinberg's Empfehlung, der früher lange in England reiſte, bin ich mit verſchiedenen angeſehenen und vornehmen Familien bekannt geworden, namentlich in dem Hauſe Sir Wards, eines vortrefflichen gebildeten Mannes. Er hat zwei Töchter, welche, reizend und einnehmend, an Dich, an Emmy erinnern. Auch hier iſt die Jüngere blond, auch ſie hat den ganzen Frohſinn unbefangener Jugend, aber man merkt es ihr an, daß ſie von Anbeginn der feinſten Bildung theilhaftig geworden iſt. Emmy iſt ohne Zweifel ſehr niedlich, aber ihr mangelt der Blüthenhauch, den nur das Leben in den auserwählteſten Kreiſen zu verleihen ſcheint. Immer, ſelbſt in ihrem Muthwillen weiblich, flößt ſie gleichwohl die Scheu nicht ein, welche man da empfindet, wo ein gewiſſes vornehmes Zurückziehen ſich eigentlich mehr ahnen, als bemerken läßt. — Vielleicht würde es Dir gelingen, ſolchen Mangel ihr bemerkbar zu machen, Vieles in der Art läßt ſich erwerben. — Die anmuthige ältere Schweſter erinnert mehr an Dich, theure Sophie, auch aus ihrem Benehmen leuchtet übrigens das Gepräge einer Bildung, wie ſolche leider nur die Cirkel gewähren,

in welchen dieſe beiden Damen aufgewachſen ſind. Sie hat die ſchönſten Augen, welche ich jemals ſah, Augen wie man ſie überhaupt nur in dieſem bevorzugten Lande erblickt, und deren eigentlicher Ausdruck eben ſo wohl wie ihre Färbung ſich ſchwer angeben ließe. Es liegt Alles darin, was zu rühren, zu beſchäftigen und anzuziehen vermag. Dieſe angenehme Familie bewohnt einen Landſitz am Ufer der Themſe, den man in jedem Lande der Welt beneidenswerth nennen würde. Die Wohnung verdient den Namen einer Villa, in dem erfreulichen Sinne, welchen wir Nordländer damit verbinden, und ein vortrefflich eingerichteter Park, der zu den Ufern des ſchönen Fluſſes führt, erfreut die Luſtwandelnden durch die Ueberlegung, womit man bei deſſen Anpflanzung zu Werke gegangen. Das Wachsthum, die Höhe und Ausbreitung jeglicher Baumart, ihr helleres oder dunkleres Grün, alles ſcheint berückſichtigt worden zu ſein; alles gedeiht neben, mit einander in ſchönſter Verbindung und Uebereinſtimmung. Nahe am Hauſe bewundert man den herrlichſten Raſen, die prachtvollſten Blumen und Geſträuche in glücklichſter Miſchung und Auswahl. England iſt in Wahrheit die Heimath der Schönheit und der Blüthen. — Dazu die Behaglichkeit der Wohnungen; überall gediegener, auf Bequemlichkeit berechneter Luxus und die größt-möglichſte Reinlichkeit. In ſolcher Beziehung habe ich hier zuerſt Befriedigung empfunden. Bei uns fällt jede Nachahmung der Art traurig und kleinlich aus, was um ſo beklagenswerther iſt, da geiſtige Befähigungen

ſich nur vollkommen da auszubilden pflegen, wo alle äußere Eindrücke harmoniſch auf dieſelben einzuwirken im Stande ſind. Noth mag die Mutter der Erfindungen und der mehr materiellen Intereſſen des Lebens ſein, aber nur im angenehmen Ueberfluſſe gedeiht das Schöne, das fein Geiſtige. Steinberg ſchreibt mir, daß er auf ſeiner Reiſe nach Oeſterreich Dich in Frankfurt aufzuſuchen gedenke. Nimm ihn freundlich auf, ich wünſche ſehr, daß Du ihm gefallen mögeſt, Dein Lob aus ſeinem Munde würde mich erfreuen. Er iſt ein höchſt angenehmer, durchaus geiſtreicher Mann, auf deſſen Urtheil ich den größten Werth lege. —

Lebewohl, theure, geliebte Sophie, und glaube es Deinem Freunde, daß er an Dich denkt, wie an den Engel ſeines Lebens. —

Emmy an Charlotte.

Monate ſind vergangen ſeit ich Dir ſchrieb, ich ließ ſie ruhig dahin eilen, wohl fühlend, daß ich der Faſſung bedürfe, Dir alles mittheilen zu können, was ich erlebt, wie es ſich begeben und mein Herz getroffen hat. Meine Bitten, meine Vorſtellungen vermochten endlich Victor zu einer aufrichtigen Antwort. Die Art der Mittheilung, welche er mir zu machen hatte, erklärt die Scheu, mit welcher er ſie verſchob. — Er ſchrieb mir, ſichtlich gebeugt, gedemüthigt, daß Zeit und Entfernung, nebſt der

Ueberzeugung, daß ich ihn nie geliebt habe, wie er mich, mein Bild aus seiner Seele verdrängt hätten; daß er eine Andere liebe, und volle Erwiederung seiner Neigung gefunden habe. — Ich war bei Lesung dieses Bekenntnisses so vernichtet, so beschämt, als ob ich die Schuldige sei. Meine Achtung für seinen Charakter, für seine unwandelbare Rechtlichkeit, hatten ihm die Zusage meiner Hand erworben, und er, ein Freund jenes geliebten Verlornen, der mich ihm mit Ruhe, mit unendlichem Vertrauen übergeben hatte, er verläßt mich aus dem Grunde, daß eine Andere ihm mehr gefällt! — Mein Entschluß war schnell gefaßt, ich antwortete ihm ohne Groll, mild wie eine Schwester, die den Fehl des geliebten Bruders nicht übersieht, aber ihn zu verdammen sich nicht berufen fühlt. Er bekam sein Wort zurück. — Ich habe ihn nie mit Leidenschaft geliebt, würde aber eine gute, treue Frau geworden sein, und gewöhnt, mich als die Seine zu betrachten, hätte selbst das glänzendste Loos meine Seele nicht von ihm abwendig machen können, nachdem ich freiwillig, durch meine Worte an ihn gebunden war. — O gewiß, bei gutgesinnten Frauen ist das Band der Ehen feiner, unzerreißbarer, als bei Männern! — Welche Leere empfand ich! wem gehörte ich jetzt an in der Welt? — Auch mein Verhältniß hier im Hause erschien mir völlig verändert; so flüchtet der einsame Wanderer vor Sturm und Unwetter unter die schirmenden Zweige eines herrlichen Baumes, dankbar erkennt er den ihm verliehenen Schutz, aber sein Auge

ſtrebt vorwärts nach der Heimath, nach dem eignen Heerde und Dache. — Liebevoll ward ich getröſtet, aufgerichtet, ſo weit es möglich war. Herr Steffano faßte nach der traurigen Mittheilung meine beiden Hände und ſagte herzlich: „So ſein Sie jetzt wirklich meine Tochter, und daß ich Sie von heute an als ſolche betrachte, davon werden Sie ſich überzeugen, wenn ich nicht mehr bin.“ Weinend ſank ich mit dem Geſicht auf ſeine Hand, drückte meine Lippen auf dieſelbe und benetzte ſie mit heißen Thränen. — Fremde bezeigten mir Zuneigung und Mitleid, während ich mich von dem Herzen verlaſſen ſah, welches freiwillig, mit Wort und Schwur ſich mir geweiht hatte. —

Während ich mich den trübſten und nachdenklichſten Vorſtellungen hingab, langte ein Brief R's an, jedoch verſpätet, denn er meldete darin Herrn von Steinberg's Ankunft, welcher uns bereits ſeit Wochen verlaſſen hatte. Um Sophiens Lippen bildete ſich ein ſchmerzliches Lächeln, als ſie den Brief geleſen, aber es gelang ihr, mit Heiterkeit gegen mich zu äußern: „In R's Brief iſt eine kleine Lehre für Dich enthalten, lies ſelber und benutze ſie, wie Du willſt.“ Zum Erſtenmal las ich einen ſeiner Briefe, es war der kälteſte Bräutigamsbrief, den man ſich denken kann. Gewohnt, mein Mentor zu ſein, giebt er eine ſo gütige Fürſorge auch in der Ferne nicht auf, und äußert ziemlich rückſichtslos, daß es mir an eigentlicher idealer Bildung fehle. Kaum weiß ich, ob er Recht hat, ich weiß nur, daß ich für das Leben in einem edlen,

bürgerlichen Kreiſe gebildet bin, und darüber hinaus reichen meine Anſprüche nicht. Nach Leſung des Briefes ſagte ich gelaſſen: „R. zeigt wie gewöhnlich in Betreff meiner einige Ueberhebung, hätte er indeſſen gegen Dich nur mehr Zärtlichkeit geäußert, ſo würde jener Umſtand ſich leichter verwinden laſſen.“ Sie erröthete: „Du beurtheilſt ihn wie die Menge, ſüße Emmy, und das eben hätte ich Dir nicht zugetraut; er ſchreibt mir in jeder Stimmung, und ſo werden mir alle Eindrücke ſeines augenblicklichen Sinnes. Worin beſtände die Bevorzugung eines ſolchen Verhältniſſes, wenn nicht eben in völlig ungezwungener Mittheilung?“ — Tröſtliches wußte ich nicht zu erwiedern und ſchwieg daher, ſcheinbar überzeugt. —

Unſer Leben wurde in allen äußern Verhältniſſen ruhig fortgeſetzt wie bisher. Sternheim machte die Erheiterung und Belebung deſſelben aus, durch ſeine Vorleſungen und geiſtvolle Unterhaltung. Nach einiger Zeit kam es mir indeſſen vor, als trete darin etwas Gezwungenes ein, indem er häufig erſt ſpäter anlangte, und mitunter ganz ausblieb. Als ich in ſolcher Veranlaſſung eine Beſchwerde gegen Sophie laut werden ließ, bemerkte dieſe: „Es iſt eine ſeltſame Eigenheit der menſchlichen Natur, die Annehmlichkeit des Lebens Andern verdanken zu wollen. Jeder iſt befähigt genug, durch ſich erlangen zu können, um deſſentwillen er raſtlos nach außen umher ſtrebt. Für bequemer mag es freilich gelten, wenn das Nachdenken Anderer uns auf dasjenige

leitet, welches der eigne Forſchungsgeiſt gewähren könnte. Ich meinerſeits habe immer die Freude und Belehrung, welche Sternheim's Vorleſungen uns gewähren, als vorübergehendes Gute betrachtet, mich deſſen erfreut, was war, und woran die Erinnerung unvergänglich ſein wird. Manchmal kommt es mir vor, als ob eine Neigung ihn unſerem Kreiſe entfremde, und wie könnten wir uns anders als darüber freuen, ſofern nur das Verhältniß ein glückliches zu nennen!" Dieſe letzte Anſicht theilte ich, nur mit dem Glauben, daß diejenige, welche ſo unbefangen darüber redete, Gegenſtand derſelben ſein möchte. Sternheim's Benehmen blieb bei alledem gleich anſprechend, er entſchuldigte ſein Ausbleiben freundlich, ſo oft dieſes Statt hatte, und nur ſein umwölkter Blick, ein augenblickliches Zucken der Lippen, ſo oft die Rede auf R. kam, verriethen ſeine Gefühle. Eines Abends als er uns einzelne Gedichte von Claudius vorgeleſen, ſtand Sophie auf, ein Buch zu holen, über welches ſie einige Aufklärung wünſchte. Sternheim verſank während ihrer Abweſenheit in tiefes Nachſinnen und blickte, den Kopf in die Hand gelehnt, düſter vor ſich hin. Sophie kehrte zurück, ſtand ihn betrachtend einen Augenblick ſtill, nahte ſich dann und ſagte, eine Hand auf ſeinen Arm legend, mit großer Herzlichkeit: „Was fehlt Ihnen Sternheim? Sagen Sie es mir, ich bitte Sie." Ich ſah auf, Sternheim zuckte zuſammen, aber in demſelben Augenblick ſtieß ich einen durchdringenden Schrei aus — im Spiegel gegenüber erſchien mir R's Bild. Heftig erſchrocken folgte

Sophie der Richtung meiner Blicke, ſie fuhr mit der Hand nach dem Herzen und blieb wie verſteinert ſtehn. Sternheim blickte verwundert umher, aber die Erſcheinung war verſchwunden. Sehr verſtört nahm er ſein Buch und empfahl ſich ſchweigend; was er denken mochte, mag der Himmel wiſſen. Kaum hatte er uns verlaſſen, ſo ſtürzte Sophie auf mich zu, ergriff meine Hände und ſagte leidenſchaftlich: „O liebſte, beſte Emmy, was wird jetzt aus mir werden?“ — Erſchrocken ſah ich ſie an: „Alſo Du gewahrteſt die Geſtalt ebenfalls?“ — „Thörichtes Kind, es war N., wie kannſt Du daran zweifeln? Aber ach! wie hätte er zu unglückſeligerer Stunde kommen können. Was wird er denken, was ſagen? — Nie, nie ſollte man der Eingebung auch des untadelhafteſten Gefühls folgen, wenn der Schein zweifelhaft iſt. — In Gegenwart von Tauſenden könnte ich, freigeſprochen vom eignen Bewußtſein, meine Hand auf Sternheim's Arm legen, und fragen: „Was fehlt Ihnen?“ Aber, was ich Angeſichts der ganzen Welt könnte, nie würde ich es in N's Gegenwart gewagt haben! Theure Emmy, ſieh ob Licht in N's Zimmer iſt, mir fehlt die Kraft ſelber hinzugehen.“ Ich eilte auf den Verſaal, von wo aus man dieſe Fenſter überſieht und brachte ihr die beſtätigende Nachricht. Sie zitterte vor innerer Erregung, und ſagte ſehr bewegt: „Meine einzige Furcht iſt, daß er abreiſt, ohne mich zu ſehn; o Emmy, wenn Du mich lieb haſt, ſo ſchaffe Hülfe, verſprich, verſprich mir, daß ich ihn zuvor ſehen werde.“ Ihr rührendes Vertrauen bewegte

mich tief: „Ich verſpreche es Dir, ich will zu ihm gehn.“ Sie ſah mich groß an, „das willſt Du? ach, der Himmel ſegne Dich dafür, Du liebſter Engel!“ — Zu keinem Beſinnen mir Zeit laſſend, trat ich raſch den Weg an; mit bebender Hand klopfte ich an die Thür ſeines Zimmers. Ein ziemlich rauhes: „Herein“ geſtattete mir den Eingang. Er ſaß am Tiſch, einen Brief in der Hand; mich erblickend fuhr er beſtürzt empor. Ein angenehmer Ausdruck flog über ſeine Züge, dann aber, wie ſich beſinnend, äußerte er ſehr höflich, aber mit Ironie: „Welchem Zufalle verdanke ich ein ſo ganz unerwartetes, beneidenswerthes Glück?“ Meine Befangenheit bekämpfend, ſo weit es möglich war, ſagte ich nicht das Geiſtreichſte, aber das Erſte, was mir einfiel: „Sind Sie es wirklich?“ — Er lächelte ſchelmiſch und entgegnete: „Ich darf vielleicht annehmen, daß Sie das nicht bezweifeln.“ Sein Lächeln gab mir Muth: „Nun, ſagte ich ſcherzend, dann werden Sie auch Sophiens Bitte Gehör geben, und ſich ſogleich zu ihr begeben, da ſie eben allein iſt.“ Ein Zug der finſterſten Mißlaune bereitete mich auf ſeine Antwort vor. „Ich bedaure, daß ich heute Abend dieſer gütigen Einladung nicht folgen kann, ich bin zu ermüdet.“ „Zu ermüdet, Sophie zu ſehn?“ — „Liegt darin etwas ſo Unerhörtes? — Sie kennen mich ſo gut.“ „M., ſagte ich nach einer Pauſe, Sie wiſſen, daß mir Verſtellung unmöglich iſt; warum wollen wir in dieſem Augenblick uns täuſchen, der für Sie, der für mich peinlich iſt? — Sie fühlen ſehr wohl, was mich herführt, ſo geben Sie

mir eine gute Antwort; verſprechen Sie mir, daß Sie kommen, oder wenigſtens nicht abreiſen wollen, ohne Sophie geſehn zu haben!“ „Es iſt Ihnen bekannt, entgegnete er, daß ich nie etwas zu verſprechen pflege, wenn ich einigermaßen es zu vermeiden im Stande bin; geſchähe dieſes, ſo müßte es gehalten werden, und wer iſt der nächſten Minute Meiſter? — Fürchten Sie übrigens nicht, fügte er mit angenommener Beſorgniß hinzu, ſich hier zu erkälten? Es iſt ſo eben erſt Feuer im Camin angefacht.“ Bei dieſer kleinen Unverſchämtheit ſtieg mir das Blut ins Geſicht, aber mich faſſend, war meine ſanfte Erwiederung: „Ich bin auf zu guten Wegen, als daß Ihre Bemerkung mir wehe thun könnte. O, R., folgen Sie wenigſtens bei dieſer Angelegenheit der Stimme Ihres Herzens; iſt denn ſo viel an Klugheit, an Eigenwillen gelegen, daß darüber Alles zu Grunde gehen muß? Es ſcheint überflüſſig, daß ich es ausſpreche, wie ganz ſchuldlos Sophie iſt, aber wäre ſie es auch nicht, dürften Sie ſo ſtrenge richten? Gedenken Sie Ihrer eignen Vergangenheit!“ Mir traten Thränen in's Auge: „Ich kann nichts mehr ſagen, handeln Sie, wie ſie dereinſt hoffen, es verantworten zu können. Ueber mein Daſein ſind manche Stürme gezogen, ſeit Ludwig nicht mehr iſt, aber mein Auge kann frei zum Himmel emporblicken, wo ich ihn ſuche. Wohl Ihnen, wenn auch Sie das vermögen!“ „Rückſichtlich Ihrer kann ich das allerdings, denn wenn Sie jemals des Rathes, der Hülfe bedürften, würden Sie bei mir beides, und die Geſinnung des treuſten

Bruders finden.“ „Ich habe die Güte Ihres Herzens nie in Zweifel gezogen, aber warum solche für mögliche Fälle geltend machen wollen, und nicht da sie zeigen, wo der Augenblick es erheischt? — Welche Antwort darf ich Sophien bringen?“ „Verzeihen Sie es meiner Offenheit, aber ich kann nur Fragen beantworten, welche Sophie an mich richtet.“ Ich ging zu dieser zurück, welche darauf ihm einige Zeilen schrieb. Sie überlas das Geschriebene, einzelne Thränen fielen auf das Papier, dann siegelte sie und schickte es ihm. Nach einer Weile folgte ein Billet zurück, welches nur die Worte enthielt: „Ich komme morgen früh um zehn Uhr.“ Sophie blickte dankbar empor: „Nun er kommt, sagte sie, kehrt Ruhe und Zufriedenheit zurück. Was auch geschehn mag, ich bin auf Alles gefaßt, nur ihn zu sehn war mein Verlangen. Ich habe seine Neigung mit innigerer Neigung erwiedert, seine Launen mit unwandelbarer Sanftmuth ertragen, seinen Kaltsinn nie zurück gegeben, so mag denn geschehn was da will, mein Herz spricht mich frei. Schmerzlich ist es, daß ich anscheinend der Vertheidigung bedarf; R. hat so oft aber mir gegenüber Nachsicht in Anspruch genommen, daß, falls er jezt sich freundlich bezeigt, ihm von Herzen die kleine Genugthuung, welche darin für ihn liegen möchte, gegönnt sei.“

Beim Frühstück, am folgenden Morgen, erschien R. nicht, Sternheim war ernster und nachdenkender als gewöhnlich, Sophie behauptete mit Anstrengung eine ruhige Fassung, und mir erschien zum Erstenmal die gute, alte

Sitte eines Familien-Frühſtücks überaus peinlich. — Herr Steffano berührte die Ankunft ſeines Neffen ſehr oberflächlich: „Sahſt Du ihn ſchon?“ fragte er Sophien. Sie erröthete: „Er will um zehn Uhr zu mir kommen.“ „Alſo läßt er ſich melden? — Ich hätte kaum gedacht, daß ſo viel Förmlichkeit zwiſchen Euch obwaltete.“ Sternheim ſtieß in dem Augenblick, wie ich vermuthe, abſichtlich ſeine Taſſe um, und gab dadurch dem Geſpräche eine andere Wendung. Herr Steffano, welchem jede Störung zuwider iſt, nahm mit einiger Mißlaune ein Zeitungsblatt und las, wenigſtens dem Anſchein nach. Ich ſagte in der innern Bekümmerniß meines Herzens Alles was mir einfiel, um Sophien zu Hülfe zu kommen, und dankte dem Himmel, als das Frühſtück beendet war.

Um zehn Uhr erſchien N. — Sophie hatte mich gebeten, im anſtoßenden Cabinette zu bleiben, von wo aus ich vermittelſt eines Spiegels Beide erblicken konnte, ohne gleichwohl geſehn zu werden. Als N. eintrat, eilte Sophie ihm einige Schritte entgegen, er kam langſam näher; vor ihr ſtehend, betrachtete ſie ihn einen Augenblick mit einem unbeſchreiblich liebevollen Ausdrucke, ſeine Augen, ſein Haar, als um ſich zu verſichern, daß er es ſei, dann ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen, welche er kalt und zögernd nahm. „Bedarf ich bei Dir der Vertheidigung? Iſt es möglich? waren ihre erſten Worte, ſagt Dein Herz Dir nicht, was jedes Wort von meiner Seite unnöthig machen ſollte?“ — N. zog ſeine Hand langſam zurück: „Ich hätte, entgegnete er, mir bei meiner

Abreiſe ſagen können, wie alles kommen werde. Sternheim iſt der Liebling Deines Vaters, was ich nie war, er iſt reich, anſäßig, ich bin beides nicht, er war gegenwärtig, ich abweſend, daß er gefallen kann, muß ich vorausſetzen, und ſo erſcheint es allerdings natürlich, daß ich der Verlierende ſein mußte." „Und das iſt dein Ernſt? Und das kannſt Du denken?" — „Der Augenſchein hat mich überzeugt. So vertraulich behandelt man Niemanden, welchen man zu lieben unfähig ſein würde. Denke nicht, fuhr er, den Kopf ſtolz in die Höhe werfend, fort, daß ich das ganze Verhältniß unrichtig beurtheile, daß es mir einfällt, Sternheim mir gleich ſtellen zu wollen. Nie wird ein Anderer Dir ſeyn können, was ich Dir war; Du haſt mich mit, gegen Deinen Willen geliebt. Eigenſchaften, denen Du nicht zu widerſtehn vermochteſt, erwarben mir Deine Neigung. Ich weiß ſehr wohl, daß ich Dir noch jezt Alles bin, daß Sternheim gegen mich in keinen Betracht kommt, aber ich weiß auch, daß Zeit und Jahre, der Wunſch Deines Vaters, und manche andere Rückſichten Dich bewegen könnten, eine Verbindung mit ihm einzugehen. Dieſer Glaube iſt mir unumſtößlich geworden." Sophie entgegnete mit bewegter Stimme, aber großer Haltung: „Was Du mir, mit vielleicht zu großem Selbſtgefühle ſagſt, iſt durchaus wahr; gegen Dich ſcheint Sternheim mir nichts, Du könnteſt eben ſo gut hinzuſetzen, gegen Dich ſei mir die ganze Welt leer und unbedeutend. — Ob ich Sternheim hätte heirathen können, wenn Du mir unbekannt geweſen,

bleibt unausgemacht, denn ich habe nie darüber nachgedacht, und kann nur verſichern, daß mein Herz ihm ein gutes Loos vom Himmel erflehen möchte. Sieh' nicht ſo finſter aus, warum darf ich nicht äußern, was ſo ganz natürlich iſt. Bedenkſt Du nie, wie ungerecht Du immer gegen mich geweſen? Meine Thränen folgten Deiner Abreiſe; mit Entzücken, mit Frohlocken würde ich Deine unerwartete Rückkehr begrüßen, wenn Deine Kälte, Deine Härte es mir nicht zur Unmöglichkeit machten. Ich weiß, daß Du im Innerſten der Seele nicht an mir zweifelſt, mein Herz ſagt es mir, warum denn willſt Du Dich, mich quälen, ſo nutz- und grundlos? Wann ließ ich Deine Bitten unerhört, wann kam ich nicht dem Worte zuvor, und vergab dem Blicke?" — R's Miene blieb finſter: „Wenn ich Dir jemals zu verzeihen gehabt hätte, was Du mir vergeben haſt, ſo wären wir längſt geſchieden, in ſolcher Beziehung kann von keiner Gleichſtellung die Rede ſein. Meine Rückkehr iſt das Werk einer mir zugekommenen, ernſtlichen Warnung. Steinberg ſchrieb an mich, wie höchſt wahrſcheinlich ein bedeutender Nebenbuhler in Sternheim mir erwachſe. Der Augenſchein hat mich von der Richtigkeit ſeiner Anſicht überzeugt, ich bin jetzt ganz mit mir einig. — Ich kann die Feſſeln nicht mehr tragen, die früher mein Stolz waren. Meine Frau muß in meinen eignen Augen über jeden Tadel, über jeden Argwohn erhaben ſein. Der Zauber iſt für immer dahin! — Mit blutendem Herzen reiße ich mich von Dir los, aber ich kann, ich kann nicht mehr Dein ſein, mir

würden Beide grenzenlos unglücklich werden. Du wirſt Dich beruhigen, tröſten und einſt den Wunſch Deines Vaters erfüllen.“ Hohe Röthe ergoß ſich über Sophiens Geſicht: „So ſei es, ſagte ſie feſt, ich ſcheide von Dir; die Zeit wird lehren, ob Deine Vermuthung gegründet iſt. Jetzt aber, geh', aus Barmherzigkeit geh'!“ R. richtete die düſtern Augen mit einem unnennbaren Ausdruck auf ſie, welche das Geſicht mit den Händen verhüllte, und wollte ſich entfernen, da plötzlich trat ihm ſein Oheim entgegen. Seine Tochter und R. fuhren betroffen zurück, und ich trat ohne recht zu wiſſen, was ich vornahm, mit in's Zimmer. Herr Steffano ſah ungewöhnlich ernſt aus, und ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Was der ganzen Stadt kein Geheimniß mehr iſt, darf auch ich am Ende nicht mehr als ſolches anerkennen, und ſo komme ich als Vater und Oheim, eine ernſte, entſcheidende Frage zu thun. Ich habe Deine Abreiſe nicht gebilligt, Deine Rückkehr muß mich überraſchen. Kehrſt Du in der Abſicht zurück, einen Wirkungskreis Dir zu ſuchen, liebſt Du Sophie wahr und treu, ſo ſei ſie Dein, mit meinem väterlichen Segen. Iſt jenes nicht der Fall, ſo werde ich Eure dereinſtige Verbindung nicht hindern, aber ſie wird mich bekümmern und betrüben.“ — Sophie hatte ſich ihrem Vater genaht, welcher ihre Umarmung mit einer ſanften, aber entſchiedenen Bewegung ablehnte. R. bemerkte: „Sie ſahen mich bereit zu gehn, es war ein Abſchied für immer. Wie ſehr ich Sophien auch geliebt haben mag, mein Gefühl ſagt mir, daß aus dieſer

Verbindung kein Glück erblühen würde. Ich habe dem Glücke mit dieſer Ueberzeugung überhaupt entſagt. Gewiß wird Sophie Ihren Wünſchen einſt entſprechen, und ich dann kein Gegenſtand der Abneigung mehr für Sie ſein. So erlauben Sie mir, jetzt zu ſcheiden!" Er näherte ſich ſeinem Oheim, welcher mit einem unbeſchreiblich mitleidigen Blicke Sophien die Arme entgegen breitete; tief ergriffen ſank ſie an ſeine Bruſt. R. faßte die herab hängende Hand Sophiens, und drückte ſie an ſein Herz: „Dank für alle, alle Liebe" ſagte er mit erſtickter Stimme, grüßte mich mit einer Bewegung des Kopfes, und ging der Thür zu. Sophie fuhr wie aus einem Traume empor, mit ausgebreiteten Armen eilte ſie ihm nach, als ſie ihn erreicht hatte, ſank ſie wie erſchöpft vor ihm hin, mit dem Kopf an ſeine Schulter: „Nein, ſagte ſie in abgebrochenen Sätzen, ſo ſollſt Du nicht ſcheiden, ſo unnatürlich nicht, fur ein ganzes Leben. Ich halte Dich nicht zurück, ich fühle, daß ich Dich nicht beglücken kann, aber die Verſicherung nimm beim Abſchiede, daß ich Keinen geliebt habe, als Dich, daß ich Dir treu war, ſo treu — Thränen erſtickten ihre Stimme. Sie richtete das Haupt empor: „Nun geh, der Himmel ſegne Dich, o R., wenn Du dieſer Stunde gedenkſt, ſo denke auch, daß ich Dir von Herzen vergebe. Leb wohl, leb wohl, fügte ſie haſtig hinzu." R. ſtand regungslos, da ſahen ſie einander an, und hielten gleich darauf ſich feſt umſchlungen. Endlich verſuchte Sophie zu ſprechen, verſtummte aber wieder, und deutete matt mit der Hand

nach der Thür, als ob ſie ihn beſchwöre zu gehn. Da endlich brach dieſes kalte, trotzige Herz: „Nein, niemals will ich gehn, ſagte er mit Innigkeit, und ergriff die ausgeſtreckte Hand, wie iſt ſo viel Liebe zu vergelten! Vergieb mir, um der Qualen willen, die ich erduldete. Meine Sophie!“ fügte er weich und herzlich hinzu. — Herr Steffano näherte ſich ſeiner Tochter: „Entſcheide frei über das Glück Deines Lebens, geliebtes Kind; wie Du auch wählſt, mein Segen iſt mit Dir.“ Auf ſeinen Wink verließ ich mit ihm das Zimmer. „Jetzt ſteht Sophiens Geſchick zur Frage, waren ſeine Worte, liebſte Emmy, bitte mit mir den Himmel, daß es ihr wohl gehen möge!“ „R. hat ein ſehr gutes Herz, vertrauen Sie darauf,“ entgegnete ich. „Er hatte es, ſagte er mit Bedeutung, Eitelkeit, Welt und Leben haben zerſtörend darauf eingewirkt; die Trümmer des Guten werden einer Frau zu Theil, deren edles, reines Gemüth ein beſſeres Geſchick verdient hätte. Aufwallung iſt nicht Herzensgüte, augenblickliche Weichheit nicht milder Sinn. Wer würde heute an ſeiner Stelle nicht gerührt worden ſein! Darin kann für mich keine Gewähr einer beſſeren Zukunft liegen. R. gehört zu den Menſchen, welche ſich Jegliches geſtatten, weil ſie, in unermeßlicher Selbſtliebe befangen, ſich einbilden, Alles wieder gut machen zu können. Immer wird es ihnen leicht, Verzeihung zu erlangen, und ſo achten ſie die Thränen nicht, welche ihrem Unrechte floſſen.“ Sternheim kam am Abend; nie ſah ich in einem Geſichte ſo ſehr die edelſten Empfindungen

der Seele ausgeſprochen. In den Augen lag ein Ausdruck, daß man hätte ſagen mögen, es ſeien keine Augen von dieſer Welt. Sein Glückwunſch war einfach und herzlich, und zu R's Ehre muß ich geſtehn, daß deſſen Benehmen die vollſte Anerkennung ausſprach. Er war in einer milden Stimmung, welche ihm immer außerordentlich wohl läßt. Sophie erſchien ungezwungen freundlich; ein weniger edles Gemüth würde ſich haben einſchüchtern laſſen, das Bewußtſein völliger Reinheit gab ihr eine durchaus würdige Haltung.

Es iſt jetzt entſchieden, daß R. in einigen Wochen ſich in ſein Vaterland begeben, und dort eine Anſtellung ſuchen wird. Sobald ihm eine ſolche zu Theil geworden, kehrt er zurück, um zu heirathen, da es auf den größeren oder geringeren Ertrag der Stelle dabei nicht ankommt.

Dieſer Brief iſt längere Zeit liegen geblieben, denn in dem Augenblick, wo ich ihn ſchließen wollte, erſchien hier, ſehr unerwartet, Herr von Steinberg. Er ward freudig empfangen und war ſelber in der beſten Stimmung. „Sind Sie mir nicht ein wenig gut dafür, ſagte er heimlich, daß ich R. zurück geführt habe?“ — „Wenn darin ein überdachter Plan lag, ſo mußte er doch ſehr gewagt erſcheinen“ war meine Antwort. — „Wie wollen Sie denn, daß ich ihn von ſeinem nutzloſen Umherſtreifen abwendig machen ſollte? Eiferſucht war der einzig zündbare Funke. Zudem, zwei Liebende trennen ſich nicht ſo leicht. Bei R. ſind wir an Sturm und Unwetter ziemlich gewöhnt, daß Sonnenſchein nachfolgt, iſt ganz in

in der Regel.“ Einige Tage vergingen in ſeiner Geſellſchaft höchſt angenehm. R. war ganz Leben und Liebenswürdigkeit. Zuerſt ſah ich ihn jetzt alle Vorzüge ſeines ſeltenen und ſeltſamen Geiſtes entwickeln, es war, als ob die Anlagen, welche in der Tiefe ſeiner Seele ruhen, durch magnetiſchen Einfluß hervor gerufen würden. Wie bewunderungswürdig doch, daß ſolche Einwirkung möglich iſt! daß es einen Zauber giebt, welcher eine Herrlichkeit des Gedankens, eine Zartheit und Tiefe der Empfindung entfaltet, von deren Daſein man in ſolchem Grade nie eine Ahnung hatte. — Herr v. Steinberg ſchien ſich ſeiner Gewalt vollkommen bewußt zu ſein und nicht ohne Stolz auf einen Freund hinzublicken, an welchen er auf manche Weiſe erinnert. Er iſt feſter, ironiſcher als R., gefallſam, aber nicht gefallſüchtig, nicht ſehr weich, aber auch nicht hart, ſehr klug, zu klug, um überhebend zu ſein.

Jetzt haben beide Herren uns verlaſſen, und wir leben wieder unſer einfaches, ruhiges Stillleben; einſamer noch, da auch Sternheim fort iſt. Er unternimmt eine Reiſe durch's ſüdliche Frankreich, angeblich ſeiner Geſundheit wegen. Wir waren Beide gerührt bei ſeinem Abſchiede, er ſehr gefaßt, aber immer wird der Ausdruck mir gegenwärtig bleiben, womit er ſcheidend ſagte: „Gedenken Sie zuweilen eines treuen Freundes!“

Dieſer lange, ausführliche Brief wird mir hoffentlich Vergebung für mein Stillſchweigen erwerben. Vergilt es nicht und ſage mir bald, daß Du wohl, heiter,

mit mir zufrieden biſt. Mir ſcheint, ich bin, ſeitdem Victor geſchrieben, um zehn Jahre älter, ernſter, bedachtſamer geworden. Ob ich dabei gewonnen? Wer weiß es! Es verdrießt mich immer, wenn ich Jemanden nachſagen höre: er müſſe bedächtiger, überlegter zu Werke gehn; ach! ließe man nur Jeden gewähren, das Leid des Lebens wird die Erziehung ſchon übernehmen. — Lebewohl, meine liebſte Freundin! —

Charlottens Tod, welche von Emmy tief und herzlich betrauert wurde, machte den brieflichen Mittheilungen derſelben ein Ende. Ungefähr nach einem Jahr kehrte R. zurück, Sophie in ſeine Heimath abzuholen. Emmy blieb zu Herrn Steffano's Geſellſchaft und Pflege, und führte den Hausſtand mit Umſicht und Geſchick. Auch Sternheim kehrte von ſeinen Reiſen zu ſeinem Berufe zurück. Er kam wieder, wie er gegangen, mit demſelben ruhigen, gediegenen Weſen; nur in dem leicht umflorten Blick las man die Tiefe der Empfindung, welche ſein gehaltenes Benehmen abzuleugnen ſchien. Alle Welt dachte, er werde ſich mit Emmy verbinden. In ſeinem Bezeigen lag gleichwohl nichts, was dieſen Glauben rechtfertigen konnte. Emmy's angenehmes Aeußere erweckte einen freundlichen Eindruck, er empfand wahre Freundſchaft für ſie, wer aber für Sophie tiefe, zärtliche Liebe empfunden, konnte dieſe ſchwerlich auf Emmy übertragen. Beide mußten für einnehmend und ſchätzenswerth gelten,

aber in Sophien war alles harmoniſche Uebereinſtimmung, jeder Uebergang des Gefühls, jedes ernſte oder milde Bezeigen trat in gehöriger Begründung hervor. — Emmy kannte keine Laune, aber ſie hing ab vom Eindruck des Augenblicks, und der ſchnelle Wechſel in den Empfindungen gab ihrem Weſen etwas unruhiges, abweichendes. Sie war faſt immer anziehend, aber nicht immer befriedigend. So lebte der kleine Kreis eine Weile mit einander fort, und Herr Steffano hatte ſich völlig daran gewöhnt, Emmy wie eine liebe, ihm herzlich ergebene Tochter zu betrachten, als eines Abends ein Reiſewagen vor dem Hauſe ſtille hielt. Ein junger Mann ſtieg heraus, und begab ſich, gleich einem alten Bekannten, in Herrn Steffano's Zimmer. Am folgenden Morgen ward Emmy's Verlobung mit Herrn von Steinberg angezeigt. Die Braut lächelte wie das Glück, und der Bräutigam flüſterte ihr neckend zu: „Ich hoffte Vieles für das Gelingen meiner Bewerbung von meiner Aehnlichkeit mit R.!“— Dieſe Ehe ward eine ſehr glückliche, indem Steinberg Emmy's kindlichen Sinn, ihren lebhaften Verſtand, ſelbſt ihre Unbeſonnenheit zu würdigen wußte, und ſich als den liebevollſten und treuſten Freund bewährte. Sophiens Briefe enthielten immer nur Gutes, wie ſie dem Anſchein nach auch heiter und glücklich war, ſo oft ſie ihren Vater beſuchte. Dem aufmerkſamen Beobachter mochte indeſſen in ihren tief blauen Augen ein Ausdruck geheimen Sehnens nicht unbemerkt bleiben. Nur in der Liebe für ihre Kinder vereinigte R's Sinn ſich ganz mit

dem ihrigen. Sternheim verließ nach Herrn Steffano's Tode Deutſchland, ſeiner Aeußerung nach, für immer in Italien ſich anſiedelnd, von wo Emmy mitunter Briefe erhielt, aus welchen ruhiger Ernſt, eine beſonnene Würdigung des Lebens, der Kunſt, der Natur um ihn her, aber keine Heiterkeit hervorblickte.

Gedichte.

Die Königswahl.

Der König war gestorben, erloschen Nam' und Stamm,
Der in dem Ahnengrabe mit ihm ein Ende nahm.
Die Insel lag im Meere, davon er König war;
Jedweden Tag im Jahre scheint dort die Sonne klar.

Sie scheint so hell und freudig herab auf Berg und Strand;
Drum ist der Sonne heilig das ganze Inselland.
Es grünen Wald und Weide, belebt von ihrem Strahl;
Drum soll die Sonn' entscheiden die neue Königswahl.

„Wer von des Landes Bürgern," so lautet der Bericht,
„Zuerst am frühen Morgen erblickt das Sonnenlicht,
„Am offnen Strand des Meeres, er soll, groß oder klein,
„Des Inselandes Herrscher, der neue König sein!"

Auch ward der Tag beraumet, an dem es soll geschehn;
Da konnte man zu Haufen die Menge strömen sehn.
Denn Niemand ist so blöde, er sei dumm oder klug,
Der nicht im Herzen, König zu sein, Verlangen trug.

Das Ufer lebt und wimmelt, da man nach Oſten ſchaut,
Noch eh' am Sternenhimmel der frühe Morgen graut.
Kein Auge ward geſchloſſen, und Mancher, wohlbedacht,
Die Zeit nicht zu verpaſſen, ſteht dort die ganze Nacht.

Der ſcharrt den Sand zum Hügel, um höher drauf zu ſtehn,
Der recket Hals und Glieder, und ſtreckt ſich auf den Zehn;
Man ſtößt und wird geſtoßen, man drängt ſich hin und her,
Weil jeder an dem Platze des Andern lieber wär'.

Doch wird's allmälig ſtiller, die große Stunde naht;
Am Altar ſteht der Prieſter im heil'gen Feſtornat.
Da kommt in ſchnellem Laufe ein Jüngling aus der Stadt,
Man ſieht's ihm an den Augen, daß er geſchlafen hat.

Sie glänzen hell und leuchten, vom Schlummer neu belebt,
Wie ſich mit neuem Lichte vom Schlaf die Sonn' erhebt;
Auch hat er wohl im Stillen manch hohes Bild geträumt.
Die Wolken ſind am Himmel mit Purpur ſchon geſäumt.

Beſetzt ſind alle Plätze, es kümmert ihn nicht ſehr;
Er ſtellt ſich als der Letzte, wo eine Stelle leer,
Den Rücken nach dem Meere, den Blick hinein in's Land,
Begrenzt von hohen Bergen, gleich einer Felſenwand.

Die Wolken überwindet des ſteilen Gipfels Höh',
Gekrönt im reinſten Schimmer von ew'gem Eis und Schnee.

Dorthin lenkt er die Blicke, und lauert abendwärts,
Kehrt allem Volk den Rücken, als hält' er seinen Scherz.

Erst stutzt man, sieht betroffen, der Priester selbst erstaunt;
Doch ist man heut zum Spotten besonders gut gelaunt.
„Seht da, den neuen König!" — „Der ist's!" — „Wer ist der Tropf?" —
„Er hat die Augen, mein' ich, wohl hinten in dem Kopf!" —

Sie haben ihn zu necken noch immer gute Zeit,
Weil Dunkel noch bedecket die Erde weit und breit,
Als plötzlich eine Stimme erscholl vernehmlich laut —
Es war des Jünglings Stimme: „Die Sonne! seht und schaut!"

Und glühend aus dem Dunkel des Berges Haupt erglänzt,
Von Sternen, Funk' an Funken, die hohe Stirn umkränzt;
Und immer weiter zündet's — Es ist das Sonnenlicht,
Das sich, den Tag verkündend, am Felskrystalle bricht.

Der Priester sich verneiget, führt jenen zum Altar;
Es bringt der Seher schweigend sein erstes Opfer dar.
Stumm sind die Spötter alle; der Sonne Morgenschein
Mit ihrem ersten Strahle weiht ihn zum König ein.

Und huldigend am Throne, macht drauf des Priesters Mund,
Im Angesicht der Sonne, die Wahl dem Volke kund.

„Die Königin des Himmels," rief er, „hat uns erhört,
„Zum Herrn hat uns ihr Wille den Weiſeſten gewährt."

„Sie hat uns den erkoren, der, ſpähend mit Verſtand,
„Im Irdiſchen die Spuren der Göttlichen erkannt.
„Ihm ſoll die Macht gebühren — Bei dieſes Lichtes Schein!
„Er ſoll des Volkes Führer, ſoll Fürſt und König ſein."

E. W. Kaliſch.

Der Krieger

(nach dem Ruſſiſchen).

Ein mattes Feuer lodert
Auf weitem, öden Feld,
Am Feuer liegt ein Terrich
Und auf dem blutgen Terrich
Da ruht ein tapfrer Held.

Er deckt mit ſeiner Rechten
Die Wunde, tief und ſchwer,
Und in der ſtarken Linken
Sieht man noch ſchaurig blinken
Den ſcharfen Todesſpeer.

Sein Roß, an ſeiner Seite,
Bewährt in Schlachtenruf

In Kampf und in Gefährde,
Es ſchlägt die harte Erde
Voll Trotz mit ſeinem Huf.

Es blickt ihn an ſo trübe
Als ſprächʼs zu ſeinem Herrn:
„Zu all' den treuen Deinen,
„Zur Gattin und den Kleinen,
„Wie trüg ich dich ſo gern!“

„Auf, auf, vom fremden Boden!
„Auf! auf dein gutes Roß!“ —
Da ſpricht der tapfre Krieger:
„Jetzt iſt der Tod mein Sieger,
„Ade, du Kampfgenoß!“

„So zieh' allein des Weges
„Zum theuren Heimathort!
„Zieh heim auf ſchnellen Füßen,
„Mit meinen letzten Grüßen
„An meine Lieben dort!

„Den Kindern bring' den Segen,
„Und ſage meinem Weib,
„Daß Hochzeit mußte halten
„Mit ſeiner Braut, der alten
„Erdſcholle hier mein Leib!“

„Daß mir die grüne Wieſe
„Als Mitgift ward zu Theil,
„Daß zu dem Hochzeitsfeſte
„Hier ohne liebe Gäſte
„Mich führten Schwerdt und Pfeil!“

Es ſchwieg der wunde Krieger,
Das Roß ſtand traurig da,
Zog traurig dann von hinnen,
Die Heimath zu gewinnen
Als es ſo bleich ihn ſah.

Das Feuer iſt erloſchen
Auf weitem, öden Feld,
Doch liegt noch da der Teppich
Und auf dem blutgen Teppich
Entſchlief der tapfre Held.

Berlin. Ludwig Liber.

Drei Lieder in Litthauiſcher Weiſe

von Eduard Reichenau.

1. Das Fiſchermädchen und der Bauerſohn.

„Das Fiſchermädchen iſt gar hold,
Nur ſie, ich kann's nicht hehlen,
Möcht' ich zum Weibe wählen!“
Der Vater wiegt das Haupt und grollt:

„Drei Dinge macht ſie nimmer recht!
Sie kann das Garn nicht ſpinnen,
Nicht weben feine Linnen,
Die Nadel führt ſie ſchlecht!“

Zum Fiſcher ſpricht ſein Töchterlein:
„Mein Liebſter hat von Steinen
Ein Haus und volle Scheunen,
Bald kommt er mich zu frei'n.“ —

„Drei Dinge macht er nimmer recht!
Er kann den Kahn nicht führen,
Die Angel nicht regieren,
Die Netze wirft er ſchlecht!“

Das Fiſchermädchen ſitzt allein,
Sie rührt die fleißgen Hände,
Sie ſpinnt und webt behende,
Und näht die Linnen fein.

Der Jüngling ſchleicht ſich ſtill von Haus,
Fährt auf des Sees Wellen,
Er lernt die Netze ſtellen
Und wirft die Angel aus. — —

Ein Brautkleid hat ſich fein und flink
Die Fiſcherin geſponnen,
Der Knabe in der Sonnen —
Das ſchönſte Fiſchlein fing.

2. Die Vertriebenen

Warum, mein Vater, von grüner Esche
Schneidest den Zweig, den starken Zweig ab?
„Mein Sohn, zum Stabe!
Auf weiter Reise
Soll er mir stützen die müden Glieder!“

Warum, meine Mutter, das schmucke Röckchen,
Jacke und Mütze schnürst ins Bündel?
„Vor erstem Hahnruf
Am nächsten Morgen
Wandern wir fort, meine gute Tochter!“

Wohin wir wandern, ist grün die Wiese?
Schwimmen im Bach die bunten Fischlein?
„Mein Sohn, nicht wirst du
Die Angel werfen,
Weiden das Roß nicht auf grüner Wiese!“

Wohin wir wandern, blüht blau das Leinfeld
Stehen im Garten die Raut' und Rose?
„Ach! Raut' und Rose
Nicht wirst Du pflegen,
Brechen den Flachs nicht von blauem Leinfeld!“

Und wann, mein Vater, zur grünen Wiese
Kehren wir heim, zu dem hellen Bache? —

O! Mutter, Mutter,
Wann ſchau' ich wieder
Mein liebes Gärtchen, mein blaues Leinfeld? —

„Wenn rückwärts fließet der raſche Niemen,
Wenn auf dem Meergrund blühn die Blumen,
Wenn Steine grünen,
Wenn Nacht zum Tag wird, —
Wenn unſer Herr — ein milder Herr iſt!“

---

3. Brautwerbung.

Am Hügel ſteht ein blankes Haus,
Ein Jüngling geht dort ein und aus,

Gar reich an Gut, und edler Art,
So kühn und ſtark, ſo blond und zart.

Drei Webſtühl gehen fleißig drin,
Drei'n Mädchen liegt der Knab' im Sinn.

Die erſte ſpricht: er meinet mich!
Und webt ein Brautgewand für ſich;

Die zweite — ſinnt was ihn erfreut,
Und ſtickt ein buntes Männerkleid;

Die dritte — denkt in ſtillem Leid:
Der Schweſtern eine er wohl freit,

Und webt ein weißes Linnentuch:
„Für mich im Grabe iſt's genug!“

Und als das Jahr zu Ende ging
Der Freier kam mit goldnem Ring.

Der Schweſtern erſte hat geſchickt
Sich mit dem Brautgewand geſchmückt,

In Händen hält die zweite Maid
Das buntgeſtickte Männerkleid,

Die dritte iſt ſo ſtill und bleich —
Vollendet war das Linnenzeug.

Doch ſieh! der Jüngling frank und frei
Der erſten, zweiten geht vorbei —

Reicht ſeinen Ring der dritten dar
Und ſchaut ihr in das Auge klar:

„Du liebe, liebe fromme Maid
Wie hat die Demuth mich erfreut,
Wie dieſer Linnen fleckenrein
So wird auch dein Gemüthe ſein!“

Eine alte Frau.

Ein ſtilles Haus; — an Wände, altergrau,
Schließt ſich die Gartenmauer, grünbemooſet.
Nur ſelten ſchlägt an dieſen düſtern Bau
Der Lärm der Stadt, der in der Ferne toſet.

Dieß Haus — für Alle iſt's ein ſicherer Port,
Die Schiffbruch litten auf des Lebens Welle;
Für müde Pilger iſt's ein Ruheort,
Die nicht mehr fern ſind von des Zieles Schwelle.

Für alte Kinder iſt's ein Waiſenhaus,
Für Waiſen, die wohl bald den Vater ſehen,
Die, heimathlos im fremden Weltgebraus,
Bald freudig ein zur wahren Heimath gehen.

Es iſt ein Garbenfeld der Ewigkeit,
Auf eine große Erndte lang' bereitet;
Und jene ernſte Stund' iſt wohl nicht weit,
Wo durch die Reih'n der düſtre Schnitter ſchreitet.

Es iſt ein Haus, wo friedlich ſtill geſellt
Viel alte Menſchen bei einander leben,
Ob ſie ſich nie gekannt ſonſt in der Welt,
Die Jedem nahm, was ſie ihm einſt gegeben. —

Ich bin noch jung — des Lebens Wonne liegt
Vor meinen Blicken prangend ausgegoſſen;
Der Freude heitrer Sommervogel wiegt
Die farb'ge Schwing' auf tauſend Blüthenſproſſen.

Ich habe ja um kein verlornes Glück,
Um kein verlornes Leben noch zu trauern —
Was feſſelt meinen lebensheitern Blick
So ernſt an dieſe altergrauen Mauern?

An einem kleinen offnen Fenſter ſteht
Dort eine alte Frau mit greiſen Haaren;
Viel Jahre ſind ſeit jener Zeit verweht,
Wo jugendroſig dieſe Wangen waren.

Ein alter, blühender Kaſtanienbaum
Ragt an ihr Fenſter mit den grünen Zweigen,
Die koſend, gaukelnd ſich im Frühlingstraum
Dem Winde beugen und entgegen neigen.

Der Abend ſtreut dahin ſein dunkles Gold,
Die blüh'nde Erde leuchtend zu umgolden;
Wie blitzt ſein lichter Strahl, und mährchenhold
Erglühen ihm die weißen Blüthendolden.

Starr blickt ſie vor ſich hin — ſie regt ſich nicht;
Die alterbleichen, ruhigernſten Züge
Umſchmeichelt jetzt der Strahl des Abends licht
Mit holder, lächelndroſ'ger Jugendlüge.

Ob ihr des Lebens ferner Frühling hier
Aus dieſem Blüthenglanz entgegen lächelt?
Ob lind wie leiſes Liebesgrüßen ihr
Der weiche Duft das müde Haupt umfächelt?

Denkt ſie der Zeit, wo ſie, ein ſpielend Kind,
Die Blüthen ſammelte, die auf die Beete
Des Gärtchens hinter ihrem Haus der Wind
Mit lauem Frühlingshauch hernieder wehte?

Denkt ſie der Zeit, wo jugendlich erblüht
Sie mit dem Liebſten ging in ſüßen Träumen,
Und über ihr der Nachtigallen Lied
Der Liebe Sehnen ſang in blüh'nden Bäumen?

Wie plötzlich dann ſie überſchüttet hat
Der Abendwind mit tauſend Blüthenflocken,
Und ihr der Liebſte tändelnd Blatt für Blatt
Des Blüthenſchauers las aus blonden Locken?

Geht dann ihr ſtilles Leben, Bild auf Bild,
An ihrem altertrüben Blick vorüber —
Bald liebesheiter, hold und frühlingsmild,
Bald feindlich kälter, ernſter, trauer trüber?

Sieht ſie als frohe Braut ſich am Altar,
An des Geliebten Seite ſüß erglühend,
Der Myrthe blüh'nden Kranz im blonden Haar,
Und wie die Roſ' an ihrem Buſen blühend?

Trägt ſie, mit ihm vereint, voll Muth und Luſt
Des wirrbewegten Lebens Wechſelmühen?
Sieht ſie, ein glücklich Weib, an ihrer Bruſt
In Mutterluſt ein holdes Kind erblühen?

Im Flug vorüber rauſchen Jahr für Jahr —
Die Trauriglezte, die zurückgeblieben,
Steht ſie dann weinend wohl mit greiſem Haar
An den begrünten Gräbern ihrer Lieben?

Mir ſcheint auf dieſem ſtillen Angeſicht,
Auf dieſen ernſten, allerbleichen Zügen,
Die jugendhell erglühn im Abendlicht,
Jetzt eines Lebens Luſt und Schmerz zu liegen.

Mir iſt, — doch ſieht es nicht der ird'ſche Blick —
Als regte ſich ihr Mund in leiſem Beten. —
Des Abends Glanz erloſch. Sie iſt zurück
In ihre ſtille Kammer nun getreten.

— Noch lange ſtand ich dort in ernſtem Traum;
Ich lehnte ſinnend an der alten Mauer,
Im Abendwinde regte ſich der Baum;
Mein heißes Herz durchbebten kühle Schauer.

Wenn — wie im Herbſt auf blauer Lüfte Bahn
Die Vögel hin zu wärmern Fluren ziehen —
Erſchauernd einſt vor meines Winters Nah'n
Die hellen Träume meiner Jugend fliehen;

Wenn eine Blüthe nach der andern dorrt,
Wenn ſich das Alter naht mit leiſen Tritten — —
Ich bin noch jung! Ihr trüben Bilder, fort! —
— Die Straße hallte unter meinen Schritten.

E. Zerrand.

Zigeunerleben.

Im Dunkel des Waldes, im Buchengezweig,
Da regt ſich's und raſchelt's und flüſtert's zugleich,
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Geſtalten, um Laub und Geſtein.

Das iſt der Zigeuner lebendige Schaar
Mit blitzenden Augen und wallendem Haar,
Geſäugt an des Niles geheiligter Fluth,
Gebräunt von Hiſpanien's ſüdlicher Gluth.

Um's lodernde Feuer im ſchwellenden Grün
Da lagern die Männer verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rüſten das Mahl,
Und füllen geſchäftig den alten Pokal.

Und Sagen und Lieder ertönen im Rund
Wie Spanien's Gärten ſo blühend und bunt,
Und magiſche Sprüche für Noth und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schaar.

Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz,
Da ſprühen die Fackeln in röthlichem Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen ſich ſchlingt.

Dann ruhn ſie ermüdet vom wirbelnden Reih'n,
Es rauſchen die Buchen in Schlummer ſie ein,
Und die aus der glücklichen Heimath verbannt,
Sie ſchauen im Traume das ſüdliche Land.

Doch wenn nun im Oſten der Morgen erwacht,
Verlöſchen die ſchönen Gebilde der Nacht;
Laut ſcharret das Maulthier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Geſtalten — Wer ſagt dir, wohin?

Emanuel Geibel.

Sehnſucht.

Ich blick' in mein Herz und ich blick' in die Welt,
Bis vom ſchwimmenden Auge die Thräne mir fällt;
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche ſie nicht.
O die Schranken ſo eng und die Welt ſo weit
Und ſo flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus ſonnigem Grün
Um verſunkene Tempel die Trauben glühn,
Wo die purpurne Woge das Ufer beſchäumt
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt,
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn
Und ich kann nicht hin

O hätt' ich Flügel durch Blau der Luft
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft!
Doch umſonſt! Und Stunde auf Stunde entflieht —
Vertraure die Jugend! Begrabe das Lied! —
O die Schranken ſo eng und die Welt ſo weit
Und ſo flüchtig die Zeit!

Emanuel Geibel.

Anzeige.

Der erste Jahrgang dieses Taschenbuchs, für 1837, kostet 2 Thlr. und hat folgenden Inhalt:

Fürst Pückler. Ein Lebensbild von Theodor Mundt.
Ueber die Entwickelung der neuern deutschen Kunst. Von O. F. Gruppe.
Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 und 1836. Von Hermann Marggraff.
Herr von Sacken. Novelle von W. Alexis.
Der Träumer. Novelle von August Kopisch.

Gedichte.

Vom Pythagoräischen Lehrsatze, von Adelbert v. Chamisso.
Umkehr, von Jos. v. Eichendorff.
Tafellied, von Demselben.
Entgegnung, von Demselben.
Des Seilers Tochter, von E. Ferrand.
Die Linden blühen wieder, von Demselben.
Armand von Béarn, von Franz Freiherrn Gaudy.
Der Handwerksburich, von Demselben.
Der Zigeunerbube im Norden, von Em. Geibel.
Preußens Dioskuren, von L. Rellstab.
Muth! Von Heinrich Stieglitz.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.